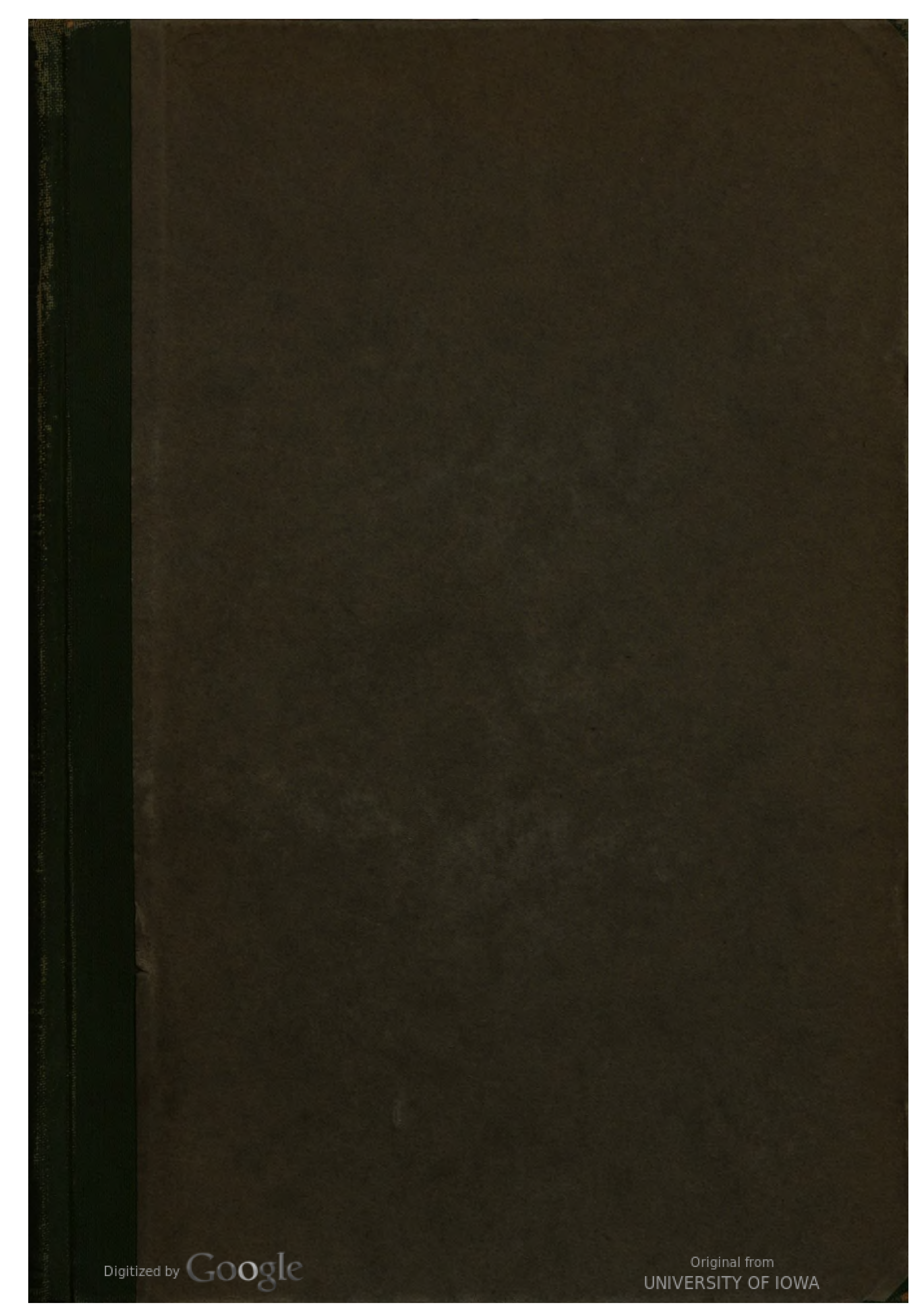
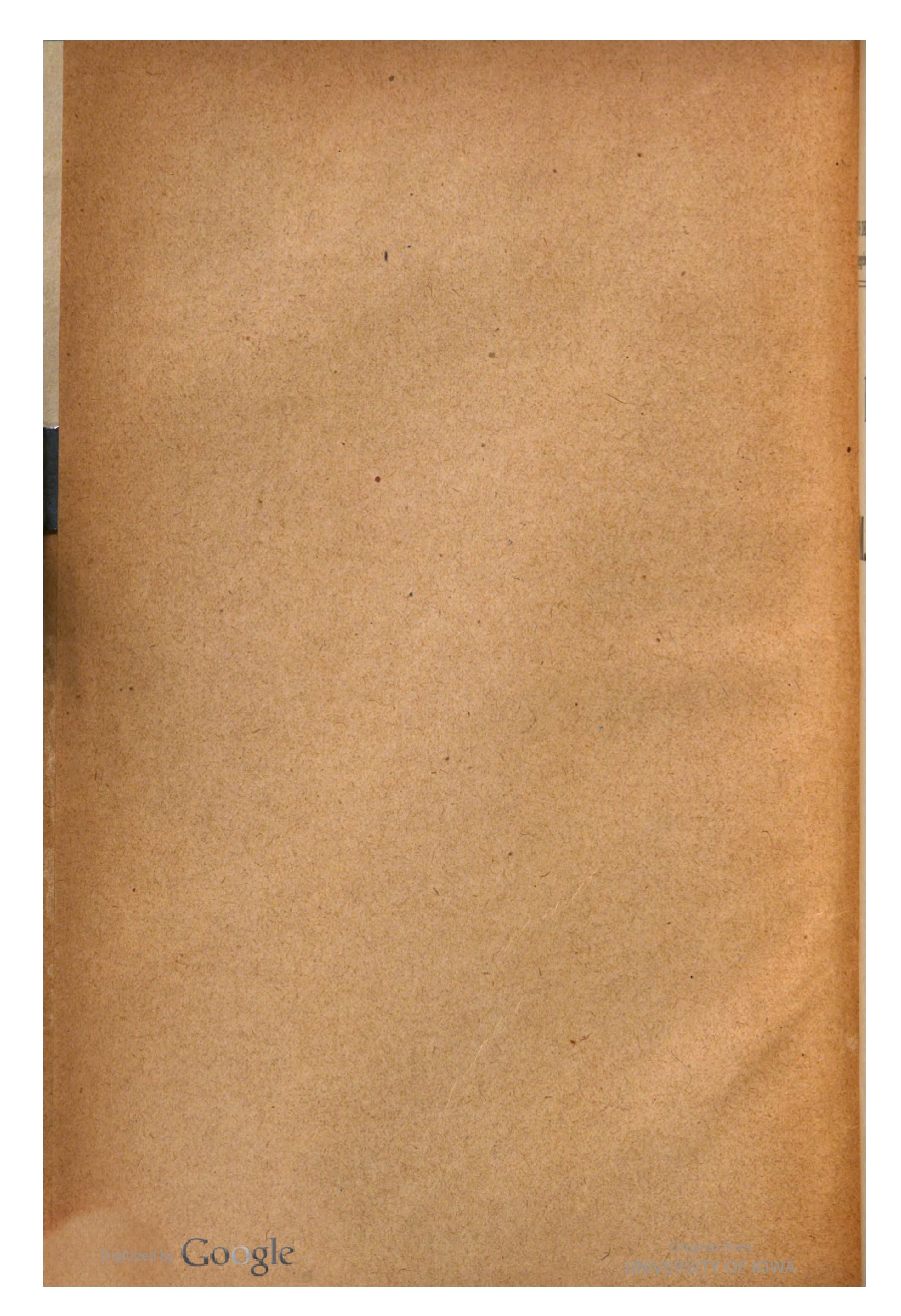




PALAESTRA LXXIX.

UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.

Entstehungsgeschichte

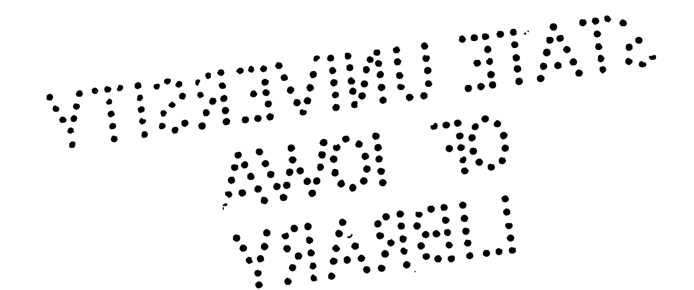
von

W. M. Thackerays „Vanity Fair".

Von

Dr. Erwin Walter.

BERLIN
MAYER & MÜLLER
1908



Meinen Eltern.

Inhaltsangabe.





Abkürzungen.

The **Biographical Edition** of the Works of W. M. Thackeray, London, Smith Elder 1899.

Vanity **Fair**, Macmillan's **Illustrated Pocket Thackeray**, London, 1905 (für die kleinen Handzeichnungen Thackerays).

Lewis **Melville**, The Life of W. M. Thackeray, London, Hutchinson 1899.

Oeuvres complètes de M. de Balzac, Paris, Furne, Dubochet, Hetzel, 1845.

Charles de Bernard, „Le **Gerfaut**" — La **Chasse** aux **amants**" — „La **Femme de 40 ans**", Bruxelles, Librairie du Panthéon, 1851.

Zeittafel der vor V. F. veröffentlichten Arbeiten Thackerays.

The Professor, Sept. 1837, Bentley's Miscellany.
The Yellowplush Correspondence, Nov. 1837, Jan. - Juli 1838, Fraser's Mag.
Major Gahagan, Febr. 1838 - Febr. 1839, New Monthly Magazine.
Stubbs's Calendar or The Fatal Boots 1839, Cruikshank's Comic Almanack.
Catherine, Mai 1839-Febr. 1840, Fraser's Mag.
Cox's Diary 1840, Cruikshank's Com. Alm.
The Bedford Row Conspiracy, Jan.-April 1840, New Monthly Magazine.
A Shabby-Genteel Story, Juni-Okt. 1840, Fraser's Mag.
Captain Rook and Mr. Pigeon, 1840, London, Rob. Tyas.
Great Hoggarty Diamond, Sept.-Dez. 1841, Fraser's Mag.
Miss Löwe, Dorothea, Ottilia, Okt. 1842-Febr. 1843, Fraser's Mag.
The Fight at Slaughterhouse, März 1843, Fraser's Mag.
The Ravenswing, April-Sept. 1843, Fraser's Mag.
Barry Lyndon, Jan.-Dez. 1844, Fraser's Mag.
Rebecca and Rowena, Aug.-Sept. 1846, Fraser's Mag.
The Book of Snobs, 1846/47, Punch.
Mrs Perkins's Ball, 1847, London, Chapman.



I. Kapitel.

Aussere Zeugnisse für die Entstehung von V. F.

V. F. ist das erste Werk Thackerays, das er nicht zunächst in einer Zeitschrift veröffentlichte. Es erschien in London, im Verlage des „Punch", in zwanzig Lieferungen vom 1. Januar 1847 bis 1. August 1848.

Jedes Heft hatte 32 Oktavseiten, war von Thackeray selbst illustriert und kostete einen Shilling. Auf dem gelben Umschlage, von dem Lewis Melville in seiner Thackeray-Biographie ein Faksimile bietet, sehen wir einen Bajazzo von einer Tonne herab zu den verschiedenen Personen des Lebensjahrmarkts reden. Auf diesen „week day-preacher" bezieht sich die Stelle des 8. Kapitels von V. F.: „. . . the moralist, who is holding forth on the cover (an accurate portrait of your humble servant)". Thackeray nennt sich auf diesem Titelblatte: „Author of 'The Irish Sketch Book' 'Journey from Cornhill to Grand Cairo' of 'Jeames's Diary' and the 'Snob Papers' in Punch etc. etc." Als Untertitel erscheint hier nur: „Pen and Pencil Sketches of English Society". Den anderen: „A Novel without a Hero" sehen wir in einer Vignette, von der Anne Ritchie in ihrem Einführungskapitel der Biogr. Edition eine Abbildung gibt: Zwei Knappen halten ein Flaggenband, auf dem jene programmatischen Worte stehen; im Hintergrunde erblickt man die Türme von London.

Der Titel „Vanity Fair" selbst, dessen Prägung ja aus Bunyans „The Pilgrim's Progress" stammt, ist, nach Melville, Thackeray eines Nachts eingefallen, als

der Anfang des Werkes schon geschrieben war[1]): „'I jumped out of bed', he told Miss Perry, 'and ran three times round my room, uttering as I went: 'Vanity Fair! Vanity Fair! Vanity Fair!'"

Das Vorwort „Before the Curtain" ist erst datiert: „London. June 28. 1848", dagegen trug der Roman von vornherein die kurze Widmung an B. W. Procter, dem Thackeray, wie wir aus den Briefen ersehen, dankbar zugetan war.

Welche Schwierigkeiten es machte, dem Werke einen Verleger zu finden, bezeugt Anne Ritchie[2]): „One has heard of the journeys which the manuscript made to various publishers' houses before it could find one ready to undertake the venture, and how long its appearance was delayed by various doubts and hesitations". Dass es vom „New Monthly Magazine" nicht angenommen wurde, sehen wir auch aus Thackerays Brief (2. Januar 1847) an seinen Freund Prof. Aytoun[3]): „Colburn refused the present 'Novel without a Hero'". Melville[4]) wiederum erhebt lebhaften Einspruch gegen die „allgemein verbreitete Anschauung", dass Thackeray mit V. F. vergeblich von einem Verleger zum andern „hausieren" gegangen sei und beruft sich hierfür auf das Zeugnis Vizetellys, der um diese Zeit sehr enge Fühlung mit Thackeray gehabt habe. Im Jahre 1846 sei Thackeray eines Nachmittags mit den Anfangskapiteln von V. F. und den beiden Titelblattzeichnungen zu ihm gekommen, im Begriff, sie Bradbury und Evans, d. h. dem „Punch" zur Erwerbung anzubieten; nach etwa einer halben Stunde sei er freudestrahlend zurückgekommen: Seine Forderung — 25 Shilling für die Seite — war so bereitwillig angenommen worden, dass er bereute, nicht „another tenner" gefordert zu haben. Wenn das Werk hier so leicht an-

1) Melv. I, 235.
2) Biogr. Ed. I, XXVII.
3) Melv. I, 222.
4) a. a. O. I, 231.

genommen wurde, so ist doch damit noch nicht gesagt, dass es, ausser von Colburn, nicht auch von anderen Verlegern zurückgewiesen wurde. Anne Ritchie wird für ihre Darstellung des Sachverhalts schon ihre Gründe gehabt haben. Taylor [1]) erklärt in seinem „Life of Thackeray" Colburnes Zurückweisung des Angebots damit, dass die bisherigen Beiträge Thackerays zum „New Monthly Magazine („Mary Ancel" „The Bedford-Row-Conspiracy" „Major Gahagan") nicht rechten Anklang fanden. Andrerseits werden wir Vizetelly [2]) darin zustimmen können, dass die Verleger des „Punch" wegen des Erfolges der „Snob Papers" das Werk so gut wie unbesehen annahmen, von dem eben nur der Anfang ihnen vorlag. Auch Colburn war nur „a portion of a continuous story of a length not yet determined" angeboten worden.

Die Aufnahme, die den gelben Heften bereitet wurde, schien zunächst Colburnes Bedenken zu rechtfertigen. Der Absatz der ersten Lieferungen war so gering, dass die Verleger in ernste Erwägung zogen, ob sie nicht mit der Fortsetzung innehalten sollten. Doch fehlte es auch nicht an solchen, die der Bedeutung des hier erscheinenden Werkes gerecht wurden. Schrieb doch z. B. Mrs. Carlyle im September 1847 an ihren Mann [3]): „I bought away the last four numbers of 'Vanity Fair', and read one of them during the night. Very good indeed, beats Dickens out of the world". Die grosse Menge der englischen Romanleser wurde zunächst auf die Bedeutung von V. F. dadurch hingewiesen, dass Charlotte Brontë die zweite Auflage von „Jane Eyre" (21. Dez. 1847) dem „Propheten" und „first social regenerator of the day" Thackeray widmete, der über Fielding stehe wie der Adler über dem Geier. War diese Widmung „the tribute of a total stranger", so kam die

1) Melv. I, 234.
2) a. a. O. I, 232.
3) a. a. O. I, 226.



günstige Kritik in der „Edinburgh Review“ vom Januar 1848 von befreundeter Seite. Abraham Haywood wies hier darauf hin, dass mit das Beste, was die zeitgenössische englische Literatur aufzuweisen habe, von einem Manne herrühre, dessen Name für die Menge ein toter Buchstabe sei. W. M. Thackerays V. F. sei der Unsterblichkeit so gewiss wie 99 von 100 modernen Romanen der Vernichtung. „Let the public give him encouragement, and let him give himself time, and we can fearlessly prophecy that he will soon become one of the acknowledged heads of his own peculiar walk of literature“. Dass Thackeray noch vor der Beendigung von V. F. als einer der führenden Romanschriftsteller in den weitesten Kreisen bekannt wurde, ersehen wir am besten aus den sich bald häufenden Beschwerden seiner Freunde [1], er habe nun keine Zeit mehr für sie, weil die grossen Lords und der Beifall des Publikums ihn verwöhnt hätten. Thackeray selbst schrieb den Sieg seines Werkes weder der Widmung der Bronté noch der Besprechung Haywoods zu, sondern seinem eigenen „Mrs. Perkins's Ball“ von 1847. Die Absatzziffer von V. F. war trotz alledem nicht so hoch wie beispielsweise die von „Jane Eyre“; und wenn, auf der Höhe des Erfolges, von einer Nummer von V. F. 6000 Exemplare verkauft wurden, so betrug der Umsatz von Dickens' Heften 20000 bis 25000.

Der terminus a quo der Entstehung von V. F. ist nicht so leicht genau festzulegen. Anne Ritchie setzt über das einleitende Kapitel ihrer V. F.-Ausgabe die drei Zahlen 1817—1845—1848, und erklärt dies näher so, dass der 1848 abgeschlossene Roman in seinem autobiographischen Anfang in Thackerays eigene Chiswick-Zeit von 1817 zurückreiche, 1845 der Roman in Angriff genommen worden sei, und zwar in Kensington, in einem freundlichen kleinen Hause, das wir im Bilde kennen lernen und das jetzt mit einer hierauf bezüglichen Ge-

1) Melv. I, 238.

denktafel geschmückt ist. Andrerseits hält sie es aber nicht für ausgeschlossen, dass sich auf V. F. die Stelle eines Briefes von 1841 beziehe: „The fact is, I am about a wonderful romance, and I long for the day, when the three volumes shall be completed“. Immerhin werden wir für das Jahr 1845 die Niederschrift dessen anzusetzen haben, was Thackeray 1846 den Verlegern anbot. Wenn Leslie Stephen kurz sagt[1]): „Part of 'Vanity Fair' was written in 1841 (See Orphan of Pimlico)“, so ist dies, wie wir sehen werden, dahin richtig zu stellen, dass „The Orphan of Pimlico“ nicht ein Teil von V. F., sondern nur eine der Vorstufen bei Thackeray selbst ist.

II. Kapitel.

Vorstufen von V. F. bei Thackeray selbst.

Die „Specimen Extracts from the New Novel 'The Orphan of Pimlico', a Moral Tale of Belgravian Life“, wie der genauere Titel dieses Werkes lautet, stellen sich dar als 14 Zeichnungen Thackerays mit verbindenden Text-„Proben“. Das Ganze umfasst 14 Druckseiten und lässt etwa soviel an Handlung erkennen: Ein Intrigant stellt der Frau eines Grafen nach. Als er von ihr nicht erhört wird, spielt er ihr ein Billet-doux in die Hände, das der Graf einer andern Dame geschrieben hat. Der Graf fordert ihn, wird getötet, dann aber von seinem Schwiegervater mit der Pistole gerächt. Eine der Zeichnungen veranschaulicht, wie der Graf sich in der Nacht vor dem Duell auf den Zehen an das Bett seines Kindes geschlichen hat, um es zum letzten Mal zu küssen; sie erklärt so in interessanter Weise die in ihrer Sentimentalität befremdend wirkende Szene in V. F., in der George sich vor dem Auszug zur Schlacht zum Abschied über die scheinbar schlafende Amelia beugt.

1) Dict. of nat. Biogr. LVI, 95.



Der von einer Zofe „so sehr bewunderte Cachemire Shawl", um dessentwillen sie jenes zarte Billet preisgibt, ähnelt recht demjenigen der Amelia, der so sehr der Becky Sharp in die Augen sticht.

Die durch V. F. gehende Grundauffassung ist in dem „Prologue to the 'Heiress of Pimlico'" so formuliert[1]): „Those who only view our nobility in their splendid equipages or gorgeous opera boxes, who fancy that their life in a routine of pleasure, and that the rose-leaf of luxury has no thorns, are, alas, wofully mistaken. Care oppresses the coronetted brow, and there is a skeleton in the most elegant houses of May-Fair."

Dieser Satz vom Skelett im Hause, der ja auch bei Disraeli in „Venetia" und bei Yates in „Forlorn Hope" zu finden ist, wurde von Thackeray wörtlich wiederholt 1843 in „The Ravenswing" und 1849 im „Pendennis". Im „Barry Lyndon" (1844) wurde der Ursprung des Wortes zur Sprache gebracht, in V. F. dann der Gedanke von dem über vornehmen Häusern schwebenden „Damoklesschwert" in dem Gaunt-House Kapitel breit ausgeführt.

So ist die „Waise von Pimlico" nicht ein Teil von V. F. Da die Arbeit 1841 erschien, dürfte sich auf sie vielleicht jener oben zitierte Brief Thackerays von 1841 beziehen, wonach er sich damals mit einem mehrbändigen Roman trug. In diesen „Specimens" haben wir eben den ersten Niederschlag von dem Gesellschaftsroman, der Thackeray lange Jahre in dunklen Umrissen vorschwebte, bis er schliesslich in V. F. zur abschliessenden Tat wurde.

Die fingierte Verfasserangabe des „Pimlico": „Miss M. T. Wigglesworth, many years Governess in the Nobility's Families" zeigt, dass das Werk hervorgegangen ist aus Thackerays 3 Jahr zuvor erschienenen „Memoirs of Mr. C. J. Yellowplush. Sometime Footman in Many

1) Biogr. Ed. XIII, 674.



Genteel Families". Die Gesellschaftsbilder, die hier vom Standpunkt eines Dieners gezeichnet sind, wurden danach von dem einer Gouvernante aus dargestellt, bis schliesslich die Gouvernante in V. F. zur Trägerin der Handlung wurde.

Diese Verwendung und Umgestaltung früherer Arbeiten ist so häufig bei Thackeray, dass wir sagen können, so gut wie alles, was er vor V. F. geschrieben hat, ist Vorarbeit für diesen Roman gewesen; und zwar haben wir Vorstufen nicht nur für das Werk als Ganzes — für die „Pencil Sketches" so gut wie für „A novel without a hero" — sondern auch für besondere Kapitel und Einzelzüge.

Den Gedanken, „Bilder aus dem Gesellschaftsleben" zusammenzustellen, hat Thackeray zuerst verwirklicht in „Stubbs's Calendar or The Fatal Boots" und „Barber Cox and the Lutting of his Comb". Beide erschienen in „Cruikshank's Comic Almanack", das eine 1839, das andere 1840. Die zwölf von Cruikshank illustrierten Abenteuer in jeder dieser Reihen hängen mit den Kalendermonaten nicht viel mehr zusammen als durch die Überschrift. Die „Verhängnisvollen Stiefel" handeln von einem Abenteurer, der schon als Schulknabe sich als ein gefährlicher Gauner und Hochstapler entpuppt, dann als Fähnrich sich mit Spielen und dem „Rupfen von Goldvögeln" durchschlägt, schliesslich aber trotz seiner Geriebenheit doch im Elend endet. Die Bilder zeigen Schulszenen, ein gestörtes Stelldichein, eine öffentliche Ohrfeigung, Ehezwistigkeiten und schliesslich die unsanfte Hinausbeförderung des betrogenen Betrügers.

„Barber Cox" beschreibt die tragikomischen Erlebnisse eines plötzlich reich gewordenen Barbiers, dessen Frau das Leben der grossen Gesellschaft nachzuäffen sucht. Auf einem Ball, den sie gibt, ist eine eingeladene Herzogin empört, weil die Barbiersfrau sie anzureden wagt, auf einem andern Bilde sehen wir Herrn Cox inmitten seiner Jagdgesellschaft auf einem Esel, jämmerlich



von den Unglücksfällen seines Reitens mitgenommen. Auf anderen wieder stösst ihn jemand beim Billardspiel, oder er fällt in eine Versenkung auf der Bühne der Grossen Oper oder muss bei einer Vergnügungsfahrt aus dem Wasser herausgeholt werden. Kurz, es ist eine mehr äusserliche Zusammenstellung burlesker Bilder, deren Beziehung zu den „Sketches by Boz“ und den „Pickwick Papers“ offenbar ist.

Was die Vorstufen im einzelnen anlangt, so haben wir an Figuren — um mit den Vorstufen für Becky Sharp als die Trägerin der Handlung anzufangen — eine Gouvernante in „The Orphan of Pimlico“, und zwar, wie wir schon gesehen haben, als Medium der Betrachtungsweise.

Gleich Becky ist Morgiana, die weibliche Hauptperson in „The Ravenswing“ (1843) die Tochter einer Tänzerin. Auf diesen ihren Beruf wird wiederholt Bezug genommen, wie auch in „Yellowplushs Erinnerungen“ unter den Personen der Überfahrt „two oppra girls (they call'em figuraunts) and the figureaunts' mothers inside“ nicht vergessen werden, andrerseits Barry Lyndon ruiniert wird durch „Rosemont of the French Opera, an indifferent dancer but a charming figure and ancle“.

Die Figur der Kokette, die durch ihren „faszinierenden Reiz“ allen Männern, die ihr nahen, den Kopf zu verdrehen weiss, ist vorskizziert in der Julia des „Major Gahagan“ (1838).

Eine Jüdin zeichnete Thackeray zuerst 1839 in der Frau Manasseh der „Fatal Boots“, die im heimlichen Einverständnis mit ihrem Manne Herrn Stubbs heiratet, um sein Geld an sich zu bringen, etwa wie Lord Steyne annahm, dass Rawdon Crawley mit seiner Frau gemeinsame Sache gemacht habe, um Geld von ihm zu erlangen. In „Miss Löwe“ von 1843 wiederholte Thackeray diese Figur. Miss Löwe sagt dem in sie verliebten Fitz-Boodle nichts davon, dass sie schon längst verheiratet ist, nur



um den Betrogenen in ihrer wucherischen Familie als wertvolles Ausbeutungsobjekt festzuhalten.

Die Abenteurerin Becky, die als frühere Gouvernante den höchsten Adel des Landes auf ihren Gesellschaften sieht, ja sogar bei Hofe vorgestellt wird, ist im Grunde nur ein in das Weibliche umgesetzter Barry Lyndon, der ja selbst philosophische Betrachtungen darüber anstellt, dass er, der vor wenigen Wochen noch als gemeiner Soldat misshandelt wurde, eine veritable Markgräfin zum Tanze führt, und so reicht die Figur noch weiter zurück zu dem Korporal Brock in „Catherine" (1839/40), der sich selbst zum Captain Wood befördert und schliesslich auch bei Hofe eingeführt wird. Welchen Wert Thackeray auf dieses Moment des Gegensatzes zwischen Herkunft und augenblicklicher Ehrung durch die Gesellschaft legt, ersehen wir daraus, dass eine der vier Zeichnungen zu „Catherine" die Unterschrift trägt: „Captain Brock appears at court with my Lord Peterborough". Ebenso hat Thackeray für V. F. Becky gezeichnet, wie sie eben durch Lord Steyne einem Grosswürdenträger vorgestellt wird.

Die stets zum Nachgeben und Entschuldigen bereite Weichheit der Amelia, „die zu keiner Gans puh sagen kann", ist zuerst von Thackeray zur Darstellung gebracht bei der Mutter in „Stubbs's Calendar". „She would not have torn the eyes out of a flea had it been for her own injury". Den schlimmsten Dingen sucht sie noch eine gute Seite abzugewinnen. Wenn sie daran denkt, dass das Kindermädchen trinkt und der Arzt unerhört teuer ist, so stellt sie sich vor, wie viele arme Geschöpfe gar kein Kindermädchen oder keinen Arzt haben. Als sie ihr Vermögen verliert, dankt sie dem Schicksal, dass ihr doch wenigstens das Leben erhalten sei. An ihrem ungeratenen Sohn, der sie hinausgetrieben hat, hängt sie doch immer in abgöttischer Liebe. Die unentschuldbarsten Dinge sucht sie zu entschuldigen und sucht ihm zu helfen, nachdem er sie im Elend gelassen



hat. Noch ähnlicher der Amelia ist die Trägerin der Handlung in „The Ravenswing“ (1843). Sie liebt blind und abgöttisch ihren unwürdigen Mann, Captain Walker, und ist hart gegen die nie ermüdende Aufmerksamkeit eines bescheidenen, sie im Stillen liebenden Freundes. „As for Morgiana „she was one of those women who encourage despotism in husbands. What the husband says must be right, because he says it; what he orders must be obeyed tremblingly. Mrs. Walker gave up her entire reason to her lord“. Um ihren Mann, der nur durch seine Schuld ins Schuldgefängnis gekommen ist, zu befreien, bringt sie die grössten Opfer. Sie bittet, wo das Bitten ihr schwer fällt, sie opfert ihr wundervolles Haar und müht sich schwer ab, um durch ihr Singen Geld zu verdienen. Und wenn sie dann hört, dass er im Gefängnis Tennis spielt, freut sie sich; wenn er sie ungerecht barsch anfährt, möchte sie ihn um Entschuldigung bitten. Dass sie schliesslich nach dem Tode ihres Mannes jenen treuen Freund heiratet, der in der Zeit der Not das Schulgeld für ihren Sohn bezahlte, wie Dobbin einst hierin der Witwe half, vervollständigt die Ahnlichkeit zwischen Morgiana und Amelia.

Die Figur des Rawdon Crawley hat einen stattlichen Stammbaum. Der jüngere Sohn, der trotz einem Einkommen gleich Null auf grossem Fusse lebt, indem er durch Kartenspielen und ähnliche mehr oder weniger bedenkliche Fertigkeiten seine Virtuosität im Schuldenmachen geschickt ergänzt, tritt uns zuerst entgegen in „the honrabble Halgernon Percy Deuceace, youngest and fifth son of the Earl of Crabs“. (The Yellowplush Correspondence 1837/8). Ein Jahr später legt Stubbs in den „Fatal Boots“ solche Geschicklichkeit im Whist und Billardspiel an den Tag und rupft die Gimpel derart, dass viele sich weigern mit ihm zu spielen, wie ja auch Rawdons Regimentskommandeur derartige Beschwerden zu prüfen hatte. In „Catherine“ lernen wir dann im Fähnrich Macshane einen von jenen Glücklichen kennen

die es verstehen, ohne jedes nennenswerte Einkommen oder Vermögen ein elegantes Leben zu führen. An das V. F.-Kapitel: „How to live well on nothing a year" müssen wir denken, wenn wir über Macshane lesen: „(He) . . . . for many years past had lived, one of the hundred thousand miracles of our city, upon nothing, that anybody knew of, or of which he himself could give any account. Who has not a catalogue of these men in his list? who can tell, whence came the occasional clean shirt, who supplies the continual means of drunkenness, who wards off the daily-impending starvation? Their life is a wonder from day to day: their breakfast a wonder; their dinner a miracle; their bed an interposition of Providence. Starvation is very little when you are used to it. Some people I know even, who live on it quite comfortably, and make their daily bread by it". Nach der gewissermassen vom Katheder herab gegebenen Studie der Typen des „Rupfers" und des „Gerupften" in „Captain Rook and Mr. Pigeon" (Character Sketches 1840) machte Thackeray in der von Leben strotzenden Figur des Barry Lyndon (1844) einen Industrieritter zum Helden eines Romans, der Rawdon Crawley durchaus wahlverwandt ist. Auch er ist weit davon entfernt, etwas nicht Einwandfreies in seiner Geschicklichkeit im Kartenspiel und in seinem Hochstaplerleben zu sehen, und wehe dem, der seiner Ehre nur im geringsten zu nahe tritt.

Schon vor George Osborne war ein George (Fitzboodle's Confessions 1842) wegen seiner Heirat mit einem unvermögenden Mädchen in Acht und Bann getan worden. Die Sucht, sich militärisch zu kleiden, hat schon vor dem fetten Jos der Schneider Woolsey in „The Ravenswing": „His great aim being to look like an army gent". Woolsey ist gleichzeitig die Vorstudie für Dobbin. Er ist der unbeirrt im Stillen Liebende, der schliesslich von Morgiana erhört wird. Dass er für ihr Kind in schweren Tagen das Schulgeld bezahlt, ver-

vollständigt die Ähnlichkeit der beiden Gestalten. Für Dobbins Flötenspiel muss man ein Wort aus „Yellowplushs Erinnerungen" heranziehen: „A man who plays the floot is a simpleton".

Gleich dem alten Sedley wird der Bankerotteur in „A Shabby Genteel Story" (1840) Direktor von Gesellschaften mit möglichst langen Namen, nur um nach aussen hin eine gewisse Respektabilität zu behalten, wie wir ein Jahr später im „Great Hoggarty Diamond" diese Gestalt zu einem Direktor richtiger Schwindelgesellschaften entwickelt finden.

Auch für die beiden Hauptadligen in V. F. haben wir frühere Skizzen. Der alte Earl of Crabbs in „Yellowplushs Erinnerungen" würdigt seinen Adel durch seine schmutzige Art in Geldangelegenheiten genau so herab wie Sir Pitt Crawley, und ähnlich wie Lord Steyne ist der Lord in „The Ravenswing" ein Gönner der schönen Tänzerin-Mutter — wenn auch nicht Tänzerin-Tochter —, die er mit seinem Kammerdiener verheiratet und fürstlich versorgt.

An der Türe horchende Diener verwendete Thackeray auch vor V. F. in grosser Zahl. Yellowplush erklärt gerade heraus: „The fact is when there is a mistry of this kind in the house, it's a servant's duty to listen". So oft er berichtet, dass er gehorcht habe, fügt er sein übliches „in coars" hinzu: „I in coars my ear to the keyhole, listning with all my mite". Auch Mossrose in „The Ravenswing" würde hinter der Tür alles gehört haben, wenn ihn nicht unsanfte Hände hinausbefördert hätten; selbst Barry Lyndon erzählt unbekümmert, wie er, fortgeschickt, wieder zurückkam, um zu hören, was man über ihn sagt.

Was die Vorstufen für die Vorgänge und Umgebungsdinge in V. F. anlangt, so wird es am zweckmässigsten sein, die in Betracht kommenden Kapitel in der Reihenfolge des Romans selbst zu besprechen.

Die komische Situation des dicken Jos, der von

George und Amelia überrascht wird, wie er Rebecca das Garn hält — Thackeray hat die Pointe ja durch seine Zeichnung noch unterstrichen — stammt aus „Miss Löwe“ von 1842: „When old Löwe came in I was winding a skein of silk seated in an enticing attitude gazing with all my soul at Delilah who held down her beautiful eyes“.

Das folgende Kapitel: „Dobbin of ours“ ist eine direkte Wiederholung aus „Mr. and Mrs. Frank Berry“ (1843), wo das erste der beiden Kapitel, betitelt „The Fight at Slaughter House“ berichtet, wie einer der „Haupthähne“ der Schule von einem scheinbar unbedeutenden jüngeren Mitschüler herausgefordert wird, weil er versucht, einen ganz Kleinen zu „bully“. Statt „Go it, Figs“, heisst es hier: „Go it, Briggs“. Der Held der Schule wird auch hier zu aller Erstaunen besiegt, auch das Moment des „Linksens“ ist schon hier verwendet. Vorher war schon in „Cox's Diary“ (1840) ein Boxkampf zwischen zwei Schulknaben geschildert worden.

Das Kapitel „How Captain Dobbin bought a piano“, in dem Dobbin auf der Versteigerung der Besitztümer des bankrotten John Sedley Amelias Klavier ersteht, um es ihr zurück zu schicken, geht zurück auf „The Ravenswing“. Hier findet die Frau des Captain Walker, der im Schuldgefängnis sitzt, beim Nachhausekommen ihr gepfändetes „grand rosewood piano“ wieder vor, „which the kind-hearted tailor had purchased at the sale of Walker's effects“. Wie schon oben erwähnt, steht der Schneider Woolsey zu Frau Walker wie Dobbin zu Amelia.

Erwähnt ist bereits, dass der Abschied, den Dobbin vor dem Auszug zur Schlacht von Amelia nimmt, an „The Orphan of Pimlico“ erinnert, wo der Graf in der Nacht vor dem Duell sich auf Fussspitzen an das Bett seines Kindes schleicht.

Wenn Rawdon auf dem Heimwege von dem Gaunt-House-Fest Schulden halber verhaftet wird, um



nach Cursitor Street gebracht zu werden, und sich das Ganze als ein abgekartetes Spiel zwischen seiner Frau und Lord Steyne später erklärt, so war schon Stubbs in den „Fatal Boots“ vorher einer solchen Intrigue zum Opfer gefallen. Die angebliche reiche Wittwe, Frau Manasseh, die in Wirklichkeit noch verheiratet ist, heiratet Stubbs, um ihn dann durch ihren Mann nach Cursitor Street und in das Schuldgefängnis bringen zu lassen, nachdem er den letzten Rest seines Vermögens hat hergeben müssen. Auch sie kümmert sich um den Verhafteten nicht. In dem Zeitraum von sieben Monaten sucht sie Stubbs einmal oder zweimal auf, bis sie zuletzt ganz fortbleibt.

Für das der Situation nach unvermeidlich scheinende Duell, an dessen Stelle wir in den Verhandlungen zwischen Wenham und Rawdon ein kleines Kabinettstück von Thackerays Dialektik haben, müssen wir uns erinnern, dass in der „Waise von Pimlico“ das Duell einen wichtigen Raum einnahm und von Thackeray selbst im Bilde dargestellt wurde. So oft Barry Lyndon sich auch schlägt und so oft vorher und später Duelle bei Thackeray geschildert werden, in V. F. wird sonderbarer Weise kein einziges in die Handlung hineingezogen. Bei Rawdon werden mehrmals bestandene Duelle und die Pistolen erwähnt, „mit denen er Captain Marker tötete“; von Lord Steyne wird gesagt, er habe Proben des Muts in derartigen Situationen genug abgelegt, worauf Rawdon erwidert, er wisse es und habe es nie bezweifelt. So hat Thackeray durch diese wenigen Striche die Vermeidung des Duells nur um so wirksamer gemacht.

Die Umgebung der „academy for young ladies“ leitet V. F. und zugleich Thackerays schriftstellerische Arbeiten überhaupt ein, wenn wir von seinen ephemeren Studentenbeiträgen absehen. Schon 1837 hatte Thackeray in „The Professor“, einer kleinen, in „Bentley's Miscellany“ veröffentlichten Erzählung seine Leser in ein Erziehungsinstitut für junge Damen geführt, das von



mehreren Schwestern geleitet wird. Das Messingschild das in V. F. so wenig unerwähnt bleibt wie bei dem „boarding-house“ in „A shabby-genteel story“ (1840), wird uns hier sogar in effigie vorgeführt. Wie in V. F. benutzt Thackeray im „Professor“ die Gelegenheit, verschiedene Typen von jungen Damen in den Schülerinnen mit wenigen Worten zu skizzieren. Da fehlt auch nicht „the articled young lady“ noch „the grocer's daughter, who came in exchange for tea candles and other requisites supplied to the establishment“ — beide Appositionen kehren ja bekanntlich bei Becky und, etwas abgeändert, bei dem Schüler Dobbin wieder —, und der betrügerische „Professor“ gehört so wenig in ein Erziehungsinstitut wie Becky Sharp mit ihren früh begonnenen Liebesabenteuern. Die Anlehnung des Anfangskapitels von V. F. an diese Erzählung wird dadurch besonders deutlich, dass der graphische Scherz mit den durchgehends gesetzten grossen Buchstaben, die das Erstaunen des Sprechenden zum Ausdruck bringen sollen, schon hier vorkommt. In V. F. heisst es: „'MISS JEMIMA!' exclaimed Miss Pinkerton in the largest capitals“, im „Professor“: „'AN OYSTERMONGER!' screamed Roderick in the largest capitals.“

Das Kapitel „Vauxhall“, insofern es uns an einen öffentlichen Vergnügungsort mit seinem bunten Getriebe führt, reicht zurück in die Marylebone-Gardens-Episode in „Barry Lyndon“. Musik und Tanz an allen Ecken; eine fröhliche Menge drängt sich in den Wandelgängen. Für die berühmte Seiltänzerin haben wir hier die französische Tänzerin Madame Aménaide, Galgensteins Maitresse. Beidemal die prächtige Illumination, das Feuerwerk, und beidemal ein Zwischenfall, indem sich zwischen den Personen, die in ihrer Laube essen, und den draussen Promenierenden eine Verbindung herstellt, die in „Barry Lyndon“ zu Handgreiflichkeiten führt, wie sie in V. F. ja auch eben auszubrechen drohen.

Brüssel und Waterloo hatte Thackeray schon

vor V. F. behandelt in „Little Travels and Road-Side Sketches“ (1844). Schon in diesen Skizzen erzählt Thackeray aus persönlicher Erinnerung von jenem Kutscher, der auf die Frage, ob er auch mitgekämpft habe, entrüstet antwortete: „Pas si bête.“ Auch hier ist schon hinzugefügt, dass dieser unpatriotische Postillon ein Baron von sehr vielen Ahnen sei.

An Barry Lyndons Glanztage, an die Zeit, wo er mit einem wahren Hofstaat reiste, Fürstinnen mit ihm tanzten und die Grossen des Landes sich um seine Gunst bewarben, erinnert uns das Kapitel, „worin der Leser der besten Gesellschaft vorgestellt wird.“ Beckys Hofrobe steht an Pracht den schmucküberladenen Gewändern Lyndons nicht nach. Die frühere Gouvernante, die bei Hofe vorgestellt ist, kann unter ihren hochadligen Tanzpartnern nur so wählen, etwa wie der frühere gemeine Soldat mit Herzoginnen wie mit seinesgleichen tanzt.

Die Charadenaufführung in Gaunt-House, insofern sie Thackeray Gelegenheit gibt, die Personen seines Romans in Kostüme zu stecken und so in das Ganze buntere Farben hineinzutragen, hat ihre Vorgängerin in dem Kostümfest, das die reichgewordene Barbiersfrau in „Cox's Diary“ ihren Gästen gibt, um die Mode der grossen Gesellschaft mitzumachen. Eine von den zwölf Skizzen ist dem von der Morning Post angezeigten „Passage of Arms at Tuggeridgeville“ gewidmet. Heisst es in V. F., diese Aufführungen seien dazu da, schönen Fraueu Gelegenheit zu geben, ihre Reize zu zeigen, und den anderen, ihren Geist strahlen zu lassen, so wird das „Tournier“ von Thackeray zu komischem Effekt ausgenutzt, wobei Cruikshank es nicht an sich fehlen lässt. Die Barbiersfrau hat das unglaublichste Kostüm, und einer der Hauptkämpen, ein angeblicher Baron, in Wirklichkeit aber früherer Zirkusreiter, wird von dem Fest fort vom „bailiff“ geholt.

Das Leben und Treiben einer kleinen deutschen Stadt, das uns am Schluss von V. F. vorgeführt wird,



war schon 1843 in „Dorothea“ von Thackeray dargestellt worden, allerdings mehr karrikiert in der kleinen Skizze als in dem Roman. Der schöne Name für die Residenz „Pumpernickel“ kommt auch hier schon vor, ebenso die Uniform, in der junge Engländer bei Hofe zu erscheinen haben. In „Dorothea“ besteht die Armee aus dreieinhalb Soldaten und einer Militärkapelle von 80 Köpfen, in V. F. aus einer Musikkapelle, einem zahlreichen Stabe von Offizieren und wenigen Mannschaften. Die Soldaten seien wie Husaren gekleidet, doch seien sie nie auf Pferden zu sehen, denn wohin sollten sie auch in einem so kleinen Ländchen reiten.

Hinsichtlich der Komposition in Thackerays vor V. F. erschienenen Arbeiten ist zu bemerken, dass er schon früh anfing, Personen der einen Erzählung in einer andern wieder auftreten zu lassen und so jene Verbindung zwischen den einzelnen Werken herzustellen, die in den Romanen nach V. F. noch stärker hervortritt. Der Deuceace aus „Yellowplush's Erinnerungen“ (1837/38) taucht wieder auf in „Captain Rook and Mr. Pigeon“ (1840) und natürlich auch in „Jeames's Diary“ (1845). Der Galgenstein der Katharinen-Geschichte ist derselbe, der Barry Lyndon ins Garn lockt. Der Titmarsh des „Great Hoggarty Diamond“ befindet sich unter den Hochzeitsgästen der „Shabby Genteel Story“. „Sultan Stork“ von 1842 ist aus dem Persischen übersetzt durch eben jenen Major Gahagan, aus dessen Leben „Some Passages“ schon 1838 von Thackeray veröffentlicht worden waren. Die Höhere Töchter-Schule des „Professor“ geht in die Hände des Herrn Dr. Swishtail über, der jenes Knaben-Erziehungsinstitut daraus macht, dem vor George und Dobbin schon der junge Stubbs angehört hatte.

Auch von der später näher zu besprechenden häufigen Verwendung von Briefen begegnen uns früh Ansätze. So brachte Thackeray in den nicht umfangreichen Yellowplush-Erinnerungen 7 Briefe unter; und wenn in V. F. wie z. B. gleich im Anfang, der Brief dazu benutzt wird,



eine Person sich dadurch selbst charakterisieren zu lassen, so finden wir diesen Kunstgriff schon im ersten Kapitel von „Stubbs's Calendar“ (1839). Keine direkte Schilderung des Charakters von Stubbs' Mutter könnte ihre Sucht, alles zu entschuldigen, und ihre Neigung, sich aufzuopfern, schärfer ins Licht setzen, als dieser Brief. Auch der Brief von Barry Lyndons Onkel soll in dieser Weise seinem Charakterbilde einige Lichter aufsetzen.

Den Kunstgriff, eine komische Wirkung dadurch zu erzielen, dass Wörter oder ganze Sätze mit grossen Buchstaben gedruckt werden, hat Thackeray nicht nur im „Professor“ schon verwendet, sondern auch später ausserordentlich oft. In „The Yellowplush Correspondence“ wird das Erstaunen über den Strassenkehrer und Pseudogentleman so ausgedrückt, ein Jahr später finden wir den Scherz in den „Fatal Boots“ allein viermal, begegnen ihm aber auch in „Strictures on Pictures“, „Catherine“, „Cox's Diary“, „A Shabby Genteel Story“, „Great Hoggarty Diamond“, „Men and Coats“, „Miss Tickletoby's Lectures“, „Wanderings of our Fat Contributor“, „Men's Wives“, „Barry Lyndon“ und schliesslich auch in den gleichzeitig mit V. F. erscheinenden „Snob Papers“. In V. F. selbst ist dieser graphische Scherz noch zweimal gemacht worden.

III. Kapitel.

Thackeray über englische Prosaschriftsteller.

Thackeray hinterliess bei seinem Tode eine ungewöhnlich reichhaltige Bibliothek, in der besonders den Autoren des achtzehnten Jahrhunderts liebevoller Sammeleifer gewidmet war.

Am ausführlichsten hat sich Thackeray über die englischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts in seinen „English Humourists“ (1851) ausgesprochen, zu denen man allerdings manches oft widersprechende Urteil heran-

ziehen muss, das er an anderer Stelle und zu anderer Zeit fällte.

Swift nimmt die erste der 6 Vorlesungen über die „Humoristen“ ganz allein ein; ihm ist soviel Raum gegeben wie Fielding, Smollett und Hogarth zusammen.

An „Gulliver's Travels“, meint Thackeray, müsse jeder den Witz und die „Führung der Fabel“ bewundern, die Moral des Ganzen sei „horrible, shameful, unmanly, blasphemous“ [1]). Der von den Yahoos handelnde Teil des Werkes sei „filthy in word, filthy in thought, furious, raging, obscene“ [2]). Andererseits wird an der Gegenüberstellung des Lilliputanerkaisers und Gullivers gerühmt: „How noble the satire is here! how just and honest! How perfect the image!“ [3])

Die „Drapier's Letters“ seien „masterpieces of dreadful humour and invective“ [4]).

Von Swifts „Methode“ sagt Thackeray: „The grave and logical conduct of an absurd proposition . . . is our author's constant method through all his works of humour.“ So seien auch „Gullivers Reisen“ „truth topsy-turvy, entirely logical and absurd“ [5]).

Seine Sprache habe ihren grössten Vorzug in ihrer ausserordentlichen Einfachheit. Seine Gedanken und Worte verwende er mit weiser Sparsamkeit und schwelge nie in unnützem Rednerprunk, hochtrabenden Beiwörtern und überwucherndem Bildwerk. Vor allem, er sei ehrlich: „There is little or no cant“ [6]).

Das Gesamturteil geht dahin, Swift sei „a humourous philosopher, whose truth frightens one, and whose laughter makes one melancholy“ [7]). Wohl habe er „in

1) Biogr. Ed. VII. 445.
2) a. a. O. 446.
3) a. a. O. 444.
4) a. a. O. 442.
5) a. a. O. 443.
6) a. a. O. 441.
7) a. a. O. 470.



seinem Innern Schätze feinster Zartheit geborgen", die er nur nicht habe zeigen wollen, „um nicht lächerlich zu werden", wohl gehörten auch einige seiner „Briefe an Stella" zu dem Innigsten und Edelsten, was je geschrieben worden sei, aber im ganzen wolle er durch seine Schriften „the worthlessness of all mankind" dartun. Sein Hauptwerk sei „a dreadful allegory of which the meaning is that man is utterly wicked, desperate, and imbecile." Darum kommt Thackeray zu dem Schluss: „Giant and great as this Dean is, I say we should hoot him" [1]).

Steele, gleich Addison einst Charterhouse-Schüler wie Thackeray selbst, „was in the world and of it." „Er hatte wenig Bücherwissen, aber er kannte die Welt" [2]).

Der „Tatler" wird einmal als „that delightful paper" [3]), an anderer Stelle [4]) als „charming" bezeichnet.

Die Sprache sei ungekünstelt; Steele mache den Leser zu seinem Vertrauten, und da er schnell niederzuschreiben gezwungen sei, habe er „keine Zeit, an den Worten herumzufälschen": „The great charm of Steele's writing is its naturalness" [5]).

Die Bedeutung Steeles liege darin, dass er der erste englische Schriftsteller der Zeit sei, „who really seemed to admire and respect women" [6]). Im übrigen könne er einem nur „Freund oder gar nichts" sein. „He is by no means the most brilliant of wits nor the deepest of thinkers; but he is our friend, we love him."

Addison lebe für die Nachwelt nicht als der Verfasser des „Cato" oder als Politiker, sondern „as a Tatler of small talk and a Spectator of mankind" [7]).

---

1) Biogr. Ed. VII 446.
2) a. a. O. 510.
3) a. a. O. 493.
4) a. a. O. 498.
5) a. a. O. 510.
6) a. a. O. 503.
7) a. a. O. 481.

Sein „Spectator", in dem er die „sweet fruits of his reading, the delightful gleanings of his daily observation" so glücklich verarbeitet habe, mache ihn zum „most delightful talker in the world" [1]).

Er gehe nicht in die Tiefe, und seine Schriften zeugten wenig von den Qualen innersten Erlebens, auch bemerke man bei ihm wenig „insight into or reverence for the love of women" [2]), aber das gutmütige Lachen über die Schwächen der Menschen, das er uns mitzuteilen wisse, erhebe ihn zu „einem der freundlichsten Wohltäter, die je auf Erden gelebt hätten" [3]).

Richardson wird in den „English Humourists" nur mit einer Bemerkung gestreift: „Pamela" sei „sentimental twaddle" [4]). Die gänzliche Ablehnung von Richardsons Sentimentalität mag wohl die Ursache sein, dass auch sonst Thackeray von ihm wenig Notiz nimmt. Im „Pendennis" werden die Gattung der „Clarissas", d. h. der „poor ignorant vain foolish maidens" und die der „Lovelaces" einander gegenübergestellt [5]).

Fielding stellt für Thackeray den litterarischen Höhepunkt des Jahrhunderts dar, das mit den „wits" der Queen Anne solch glänzenden Anfang nahm.

Das Eigenartige seiner Kunst bestehe darin, dass er das dargestellt habe, was er selbst sah, durch seine Erziehung und seine Erlebnisse in den Stand gesetzt, tieferen Einblick als andere in die Höhen und Niederungen des Lebens zu erhalten [6]).

Den Menschen Fielding will Thackeray nicht besser machen als er gewesen sei, aber so viele Fehler er auch gehabt habe, einige der edelsten Eigenschaften hätten ihn doch nie verlassen [7]).

---

1) Biogr. Ed. VII. 483.
2) a. a. O. 483.
3) a. a. O. 472.
4) a. a. O. 580.
5) a. a. O. II. 535.
6) a. a. O. VII. 576.
7) a. a. O. 579.

Fieldings Werke sind für Thackeray schlechthin „masterpieces of genious and monuments of workmanlike skill“ [1]).

In „Jonathan Wild“ habe er „den grössten Feigling, Schuft, Verräter, Tyrannen und Heuchler“, den sein Witz erdenken konnte, zum Helden gemacht, um ihn „with a grinning deference and a wonderful mock respect“ durch seine Schandtaten hindurch bis an den Galgen zu geleiten [2]).

Für „Tom Jones“ zitiert Thackeray Gibbons Urteil: „That exquisite picture of humour and manners will outlive the palace of the Escurial and the Imperial Eagle of Austria“. Er selbst urteilt, der Roman sei als Sittengemälde ausgezeichnet, in seinem Aufbau ein wahres Wunder: „The by-play of wisdom; the power of observation; the multiplied felicitous turns and thoughts; the varied character of the great Comic Epic keep the reader in a perpetual admiration and curiosity.“ Auf das Lebhafteste erhebt Thackeray aber Einspruch dagegen, dass Fielding uns Tom Jones selbst als „hero“ anbieten wolle. Wenn uns in einem Roman eine Person als Held vorgeführt werde, den wir bewundern sollen, so dürfe es nicht „a hero with a flawed reputation“ sein. In Tom Jones sieht Thackeray nur „einen jungen Menschen wie viele andere auch, rotbäckig, breitschultrig, einem gutem Trunke und dem Vergnügen zugetan“ [3]).

„Amelia“ habe zwar keine bessere Handlung als „Tom Jones“, stehe aber hinsichtlich seiner Ethik höher. In der Figur der Amelia selbst erblickt Thackeray „the most charming character in English fiction“: „To have invented that character, is not only a triumph of art but it is a good action“ [4]).

1) a. a. O. 578.
2) a. a. O. 557.
3) a. a. O. 582
4) a. a. O. 583.

Über die Rangfolge der Helden von Fieldings drei Hauptwerken heisst es: „I suppose . . . we should like honest Joseph Andrews the best and Captain Booth the second, and Tom Jones the third“ [1]).

Smollett reiche zwar im ganzen nicht an die Bedeutung Fieldings heran, aber einzelne Gestalten gäben doch denen Fieldings nichts nach. Onkel Bowling in „Roderick Random“ sei „as good a character as Squire Western himself“ [2]).

„Humphrey Clinker“ sei „the most laughable story that has ever been written since the goodly art of novel-writing began“ [3]).

Smolletts Erfindungsgabe sei nicht eigentlich gross gewesen, wohl aber habe er scharf beobachtet. „His novels are recollections of his own adventures; his characters drawn as I should think, from personages with whom he became acquainted in his own career of life“ [4]).

Sterne war dem Schüler Thackeray, wie er später in dem rückschauenden Aufsatze „De Juventute“ (1860) erzählte, nicht zugänglich, „wohl deswegen, weil die Werke dieses Geistlichen als ungehörig für junge Menschen betrachtet wurden“ [5]). Und dieses Moment des sittlich Anstössigen bestimmt auch Thackerays Urteil im wesentlichen. „Ach, gegen Dein Genie, Du Vater von Onkel Toby und Trim, möchte ich nicht ein einziges unehrerbietiges Wort sagen, aber ich bin doch froh, in Zeiten zu leben, wo Schriftsteller sich nicht mehr versucht fühlen, so zu schreiben, dass Frauen erröten müssen“ [6]).

Von dem hier hervorgehobenen „Genie“ ist aber wenig die Rede in den „Vorlesungen“, die überhaupt Sterne kaum gerecht werden. Thackeray sucht hier in

1) Biogr. Ed. VII. 579.
2) a. a. O. 576.
3) a. a. O. 576.
4) a. a. O. 576.
5) a. a. O. XII. 237.
6) a. a. O. XII. 237.



breiter Ausführlichkeit das nur zu flatterhafte Herz Sternes blosszustellen, indem er verschiedene, nicht recht zu einander stimmende Liebesbriefe von ihm aneinander reiht.

Über das „Sentimentale" bei ihm urteilt Thackeray der Verfasser der „Sentimentalen Reise" habe gefunden, dass seine Tränen ansteckend wirkten, und daher diese „lucrative Gabe" ausgenutzt [1]). Eine interessante psychologische Schlussfolgerung seitens des Mannes, der den Golddraht seiner „Snob Papers" in so lucrativer Weise in die Länge zu dehnen wusste!

Sternes „humour" komme nicht, wie bei Swift und Rabelais, deren Nachfolger er doch sein wolle, frei und natürlich wie das Lied des Vogels, sondern Sterne trete kalten Blutes an sein Werk heran, in der zu sehr hervortretenden Absicht, die Leute zum Lachen zu bringen. „The man is a great jester, not a great humourist" [2]).

G o l d s m i t h, „this sweet minstrel" [3]), wird dafür in den Vorlesungen mit um so wärmerem Lobe bedacht.

Der „Vicar of Wakefield" wird bezeichnet als „his masterpiece and the delight of all the world". Mit dieser „lieblichen Geschichte" habe Goldsmith in jede Hütte und jeden Palast Europas Einzug gehalten, und wohl jeder Mensch habe sich einmal oder öfter „dem Zauber seiner köstlichen Musik" hingegeben" [4]).

Neben dem „Vicar" erwähnt Thackeray noch „his delightful comedy"; seinen Humor bezeichnet er als „frisch und prächtig wie am ersten Tag".

Goldsmith bildet den Beschluss der „Vorlesungen über die englischen Humoristen des achtzehnten Jahrhunderts"; nach dem, was oben gesagt, werden wir es nur begreiflich finden, dass Thackeray in dem ehrenden

1) a. a. O. VII. 596.
2) a. a. O. 596.
3) a. a. O. 602.
4) a. a. O. 603.

Dank des Schlussworts neben Goldsmith den Schriftsteller stellt, der ihm am höchsten stand: Henry Fielding.

Über die englischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts hat sich Thackeray nicht so ausführlich ausgesprochen wie über die des achtzehnten. Scott und Dickens sind eigentlich die einzigen, über die er sich näher geäussert hat, wiederum nicht ohne Widersprüche, so dass es sorgfältiger Nachprüfung bedarf, damit wir seine wahre Meinung festlegen können.

Scott stand ihm als Mensch sehr hoch. Als er in seinen „Four Georges" dem Nicht-Gentleman Georg IV. einen wirklichen Gentleman gegenüberstellen will, erwähnt er zunächst „the noble Sir Walter" [1]).

Mit welcher Begeisterung der zwölfjährige Schüler Thackeray die Werke des „Weisen aus dem Norden" geradezu „verschlungen" habe, berichtet der Mann mit warmen Worten am Abend seines Lebens und er fügt hinzu, er gäbe viel darum, ein Werk schaffen zu können, das von der ganzen Jugend eines Volkes mit Freuden gelesen würde: „Then above all, we had Walter Scott, the kindly, the generous, the pure, the companion of what countless delightful hours; the purveyor of how much happiness; the friend whom we recall as the constant benefactor of youth" [2]).

Über die einzelnen Gestalten sagt er im Jahre 1862 [3]): Er liebe den Baron Bradwardine und Fergus, Ivanhoe, Locksley, den Templer; Quentin Durward und noch mehr seinen Onkel Saladin und den schottischen Ritter im „Talisman"; Claverhouse und die köstliche Figur des Major Dalgetty, an die man nur zu denken brauche, um sogleich den Wunsch zu empfinden, das Buch vom Brett herunterzuholen. Wenn er aber hier schreibt:

1) Biogr. Ed. VII, 704.
2) a. a. O. XII, 237.
3) a. a. O. 379.



„I have never cared for the Master of Ravenswood, or fetched his hat out of the water since he dropped it there when I last met him (circa 1825)“, so müssen wir dagegen halten, dass Melville in seiner Biographie behauptet[1]: „He .... made frequent mention of Scott whose Ravenswood he wrote down as the best thing he ever did“[2]).

Über Dickens tat Thackeray 1851 einen Ausspruch, den man voranstellen muss, will man seine wahre Meinung über diesen Schriftsteller ergründen: „He knows that my books are a protest against him, that if the one set are true the other must be false“[2]). Ebenso beziehen sich auf Dickens die Worte, die Thackeray eines Tages in dem bekannten Streite mit Yates Jeaffreson gegenüber äusserte: „You must not think, young un, that I am quarrelling with Mr. Yates. I am hitting the man behind him“[3]).

Diesen Gegensatz betont Thackeray selbst in der Anerkennung, die er in seiner Vorlesung „Charity and Humour“ (1852) Dickens zollt: „I may quarrel with Mr. Dickens's art a thousand and a thousand times, I delight and wonder at his genious. I recognise in it — I speak with awe and reverence — a commission from that Divine Beneficence, whose blessed task we know it will one day be to wipe every tear from every eye“[4]).

Den Humor der „Pickwickier“ erkannte Thackeray durchaus an[5]); „Oliver Twist“, meinte er, müsse ein jeder gern haben; „David Copperfield“ hielt er für des Verfassers bestes Werk[6]). Das Kapitel in „Dombey and Son“, das Pauls Tod enthält, entlockte ihm den Ausspruch: „There's no writing against this; one hasn't an atom of chance. It's stupendous“[7]). So ist auch Dickens gegenüber Thackerays Urteil anerkennend und verwerfend zugleich.

1) II, 79. 2) Melv. II, 28. 3) a. a. O. 26.
4) Biogr. Ed. VII, 725. 5) Melv. II, 29.
6) a. a. O. 27. 7) a. a. O. 27.

Nachprüfung dieser Ausserungen.

Thackerays „Vorlesungen über die englischen Humoristen“ erklären durch die Zeit ihres Entstehens und ihrer Veröffentlichung (1850/51) so manches, was an den hier ausgesprochenen Urteilen uns befremdet.

Swift sei zwar ein genialer Schriftsteller gewesen, aber man müsse ihn doch entschieden ablehnen, weil er „mit blutunterlaufenen Augen in die Welt hineingesehen“ und das Schwarze der menschlichen Natur aufzudecken versucht habe, so urteilte Thackeray im Jahre 1851. Sein wenige Jahre zuvor mit solch verzweifelter Bitterkeit ausgesprochener Wunsch nach Anerkennung und klingendem Lohn war endlich in Erfüllung gegangen; von drückenden Sorgen befreit zog er sich vom Gewirr des Jahrmarkts der Eitelkeiten in sein behagliches Studierzimmer zurück, um sich mit Musse in die Zeiten der Queen Anne zu versenken, seinen „Esmond“ künstlerisch durchzuarbeiten. Jetzt mochte er freundlicher über das Leben denken, das er 1846 in jener persönlichen Zwischenbemerkung von „Rebecca and Rowena“ [1]) ausführlich als eine „entsetzliche Fata Morgana“ dargestellt hatte. An der reichbesetzten Tafel der Adligen, deren Gesellschaft er, wie seine Freunde ihm vorwarfen [2]), jetzt nur zu gern aufsuchte, mochte er es nicht wahr haben wollen, wie viel Bitteres von Swiftscher Schärfe er selbst in V. F. über Leben und Menschen gesagt; hatte er doch seinen heldenlosen Roman mit dem Satze geschlossen, alles in der Welt sei eitel, niemand glücklich und zufrieden. Swifts Gabe, „to flash upon falsehood and scorch it into perdition, to penetrate into the hidden motives, and expose the black thoughts of men“ hatte Thackeray 1851 als „an awful, an evil spirit“ bezeichnet [3]). Hätte er einige Jahre zuvor über Swift urteilen sollen,

1) Biogr. Ed. IX, 110.
2) Melv. I, 235 ff.
3) Biogr. Ed. VII, 441.

etwa nachdem die Veröffentlichung von V. F. nach einigen Lieferungen wegen der Teilnahmlosigkeit des Leserkreises abgebrochen (vgl. S. 3), so hätte er sicher höher von dem mutigen Wahrheitsforscher Swift gesprochen, der gleich ihm nicht vor dem äusseren Schein der Dinge Halt machen wollte.

Bei Steele, Addison und Sterne betont Thackeray die „Hochachtung vor dem weiblichen Geschlecht" so überlaut, dass es Verdacht erregen muss. Ihm waren inzwischen von vielen Seiten, besonders von Charlotte Brontë[1]), die heftigsten Vorwürfe gemacht worden, dass er für seine weiblichen Hauptgestalten in V. F. eine abgefeimte Betrügerin, ein gutmütiges Gänschen und einen zynischen, aristokratischen „wordling" gewählt hatte. Um seine eigene „insight into or reverence for the love of women" schärfer hervortreten zu lassen, ging er 1851 so breit auf dieses Moment ein, dass er bei Sterne gar nicht dazu kam, der Eigenart dieses Schriftstellers Beachtung zu schenken, und dabei berührt sich doch die Komposition von V. F., wie wir sehen werden, sehr eng mit der von „Tristram Shandy".

Dem Urteil über Fielding blieb Thackeray Zeit seines Lebens treu. Im Vorwort des „Pendennis" (1849) erklärte er offen, er strebe in der Charakterzeichnung Fielding nach; wieviel anderes in V. F. ausserdem auf Fielding zurückgeht, wird die Stiluntersuchung zeigen.

Goldsmith wurde mit gewissermassen selbstverständlichem Lobe bedacht, dessen fast auffallende Objektivität sich wohl daher erklärt, dass das Idyll in Romanform jenseits von Thackerays Schaffen liegt.

Scott wurde von dem fünfzigjährigen Thackeray gelobt, weil der fünfzehnjährige sich so an seinen Werken ergötzt hatte. Thackerays wahre Meinung über Scott haben wir in der parodistischen Ivanhoe Fortsetzung „Rebecca and Rowena" zu sehen. In Buchform kam

1) Melv. II, 241.



dieses Werk erst 1850 heraus, für welches Jahr die meisten Thackerayforscher es überhaupt erst ansetzen. In Wirklichkeit aber hatte Thackeray, was für V. F. sehr wichtig ist, schon 1846 unter seinem Pseudonym Titmarsh „Proposals for a Continuation of Ivanhoe“ in „Fraser's Magazine“ veröffentlicht, die er 1850, wohl durch den Erfolg von V. F. sicherer gemacht, weiter ausgebaut als „Rebecca and Rowena. A Romance upon Romance“ herausbrachte.

In dieser Ivanhoe-Parodie sieht Rowena eine ihrer Hauptlebensaufgaben darin, Ivanhoe mit Erinnerungen an die „Hebrew damsel“ zu quälen. Als Ivanhoe später fälschlich totgemeldet wird, heiratet sie Athelstane, dem sie zuschwört, er sei ihre erste und einzige Liebe.

Indem sie sich zu Hause „Her Royal Highness the Princess Rowena“ titulieren lässt, wird sie gerade so zum Snob wie der bei Scott so ritterliche Richard Löwenherz, der hier die ältesten und bekanntesten Balladen als von ihm selbst verfasst vorträgt, im übrigen aber ein Trunkenbold und roher Patron ist, der seine Offiziere mit Schemeln und ähnlichen Realinjurien traktiert und Frauen misshandelt.

Das Rittertum als solches ist seiner romantischen Herrlichkeit ganz entkleidet; das Kriegswesen in aller seiner Barbarei dargestellt, aber auch im Leben der Einzelnen herrscht nicht jene ungetrübte Heiterkeit der Scottschen Romane. Ivanhoe, der bei Scott scheinbar in einen Glückshafen der Ehe eingelaufen ist, ergibt sich, kaum verheiratet, dem Trunke, er, der vorher „nüchtern wie ein Einsiedler“ gewesen war. Unter allen möglichen Vorwänden sucht er sich von Hause fortzustehlen. Als schliesslich sein Drang, wieder auf neue Kriegsfahrten auszuziehen, immer mächtiger wird und Rowena auf seine zaghaft vorgebrachte Bitte mit grösster Schnelligkeit eingeht, da möchte er am liebsten nicht fortziehen. Wie er sich nun doch mit Wamba auf den Weg zum König Richard macht und dabei Athelstane begegnet, der sich

freundlich bereit erklärt, die Zurückbleibende zu „trösten", da fasst ihn der Menschheit ganzer Jammer an. Dem gibt Wamba dann Ausdruck durch ein Lied von der „atra cura", die stets hinter dem Reiter einherziehe.

So will Thackeray durch diese Fortsetzung offenbar zum Ausdruck bringen, dass seiner Meinung nach ein Romanschriftsteller doch eine andere Aufgabe habe, als Scott die seine auffasste, so angenehm seine Werke auch zu lesen seien.

Der Einfluss, den Thackerays Stellungnahme zu Scott auf die Ausgestaltung von V. F. hatte, darf nicht unterschätzt werden. In „Rebecca and Rowena" suchte er zu zeigen, wie es nach seiner Meinung mit den Gestalten und Vorgängen in „Ivanhoe" ausschaue, wenn man den Dingen auf den Grund sehe, im selben Jahre 1846 versuchte er im Gegenwartsroman V. F. ein eigenes Werk aus denselben Gesichtspunkten heraus zu schaffen, die für seine Beurteilung von „Ivanhoe" massgebend gewesen waren, und zwar ging er hierbei geradeswegs von der Opposition gegen einzelne Gestalten dieses Romans aus.

Der hilfsbereiten, selbstlosen, in ihrem ganzen Wesen hochstehenden Rebecca Scotts stellt er als Hauptfigur seines Romans auch eine Jüdin gegenüber, macht sie aber aufs äusserste rücksichtslos, raffiniert und niedrigdenkend, gibt ihr auch denselben Namen, nur dass er das volltönende Rebecca in das vertraulich-geringschätzige Diminutivum Becky verwandelt. Der „niminy-piminy Rowena" entspricht die einfältig-gutmütige Amelia, dem ehrwürdigen Feudalherrn Cedric der schmutzig geizige, ungebildete Sir Pitt Crawley. An Stelle der tapferen, bewundernswerten Recken sind zwei Gardeoffiziere gesetzt, der eine ein hübscher Flachkopf, der andere nicht viel mehr als ein Hochstapler. Die treuen Untergebenen Cedrics sind ersetzt durch spitzbübische, an den Türen horchende Diener und Aufwärterinnen. Der Welt des schönen Scheins, in der die Gestalten von „Ivanhoe" sich

bewegen, stellt Thackeray scharf die reale Wirklichkeit des Gesellschaftstreibens gegenüber, wo unter der glänzenden Oberfläche so viel Widriges zum Vorschein kommt.

Auch das Urteil über Dickens erhält seine scharfe Beleuchtung durch V. F. selbst, wo Thackeray den „Protest“ in die Tat umsetzt, über den er sich oben so offen ausspricht.

Im Gegensatz zu Dickens weicht er allem Pathos und dem Rührseligen weit aus. Wenn Becky das schirmende Dach von Miss Pinkertons Schule verlässt, um in den Kampf des Lebens hinauszuziehen, dann wird dieser Abschied gar nicht rührselig geschildert, sondern Becky wirft das schöne, fast ehrwürdige Wörterbuch des Dr. Johnson höchst schnöder Weise der gutmütigen Jemima vor die Füsse. Wenn George, der schmucke Offizier, auf dem Felde der Ehre stirbt, oder dem alten Sir Pitt Crawley „das Lebenslicht ausgeblasen wird“, wie die Kapitelüberschrift es ausdrückt, so werden unsere Tränendrüsen möglichst geschont. Die „affectionate relatives“, die wir auf einer der Zeichnungen Thackerays sehen, bieten gerade kein rührendes Bild, und wenn bei Dickens das arme, aber rechtschaffene Kind von den bösen Menschen, ach, so sehr gequält wird, so nimmt Master Georgy, der halbwüchsige „Gentleman“ auf Thackerays Zeichnung dem unterwürfig dastehenden Diener einen Brief vom Präsentierteller ab, während er das eine seiner vornehm gestiefelten Beine nachlässig über die Stuhllehne legt.

So gehörte Dickens gleich Scott für Thackeray gewissermassen zur alten Schule, die sich seiner Meinung nach überlebt hatte, und der er auf dem programmatischen Titelblatte von V. F. 1848, im Jahre der revolutionären Kampfesströmungen, den Krieg erklärte, indem er jenen gegenüber mit Fanfarenstössen seinen Roman proklamierte, den „Roman ohne Helden“.



IV. Kapitel.

Thackeray über französische Vorgänger im Roman.

Thackerays Beziehungen zu Frankreich, sowie zur französischen Sprache und Literatur sind ausserordentlich eng gewesen. So geringschätzig er auch von der Nation als solcher spricht — er hat sie immer wieder als den Inbegriff nationalen Snobtums dargestellt[1]) — so gern suchte er das Land selbst auf, und zwar zog es ihn besonders nach Paris. Hierher kam er zum ersten Male in den grossen Ferien des Jahres 1829[2]), also achtzehn Jahre alt, um es bis an das Ende seines Lebens fast alljährlich wieder zu besuchen. 1833 siedelte er für einige Jahre ganz über, in der Absicht, Maler zu werden, gleichzeitig als „Foreign Correspondent" für englische Zeitschriften tätig.

Diese journalistische Tätigkeit, die er 1833 im „National Standard" begann, gab ihm Anlass und Gelegenheit, sich mit den verschiedensten Seiten französischen Lebens und Denkens zu beschäftigen. Wie er es tat, bezeugen die achtzehn, 1840 im „Paris Sketch Book" zusammengefassten Aufsätze und Erzählungen.

Wann und wie er französisch lernte, darüber gibt uns das ja leider so wenig zugängliche biographische Material keinen Aufschluss, obwohl wir über seine sonstige Entwicklung in den Schuldisziplinen einigermassen unterrichtet sind, von seinem Lehrer im Deutschen z. B. sogar den Namen wissen. Jedenfalls müssen wir für das Jahr 1830 etwa schon eine nicht gewöhnliche Beherrschung der Sprache annehmen.

Dass er die französische Sprache gern hatte, ersehen wir aus den französischen Briefen, die er sogar an seine englischen Freunde schrieb, dann auch aus den zahlreichen französischen Worten und Wendungen, die wir

1) Biogr. Ed. V, 36.
2) Thackerayana S. 89.

in fast allen seinen Werken finden; begann doch gleich einer seiner ersten Aufsätze, 1833[1]), mit den Worten: „Now we have changé tout cela, no, not exactly tout cela, ...". Eine der vielen Gaben der Becky Sharp ist ihr tadelloses Französisch, mit dem sie die vornehmen englischen Damen zur Verzweiflung bringt, und in dem im Grunde Thackeray durch Becky Sharp mit seinem Französisch kokettiert.

Die ausserordentlich häufig eingestreuten französischen Wendungen, die wir bis in den „Denis Duval" verfolgen können, sind im allgemeinen glücklich gewählte prägnante Gallicismen. Sie beweisen die leichte Beweglichkeit und Sicherheit seiner Kenntnis des Französischen, die um so deutlicher wird, wenn wir in Betracht ziehen, dass der schreibunlustige Vielschreiber meist schnell niederzuschreiben gezwungen war, da der Druckerjunge oft im Nebenzimmer wartete. Auf der andern Seite bezeugen sie ein feines Empfinden für das Idiom.

Ein derartiges Verständnis für die Sprache war natürlich bei einem Mann, der so viel französisch las wie Thackeray. Nach wie vielen Richtungen seine Lecture sich bewegte, zeigt sein Tagebuch von 1841, aus dem Anne Ritchie mitteilt[2]): „And then come lists of books, and more books, and of authors too Emile Souvestre, Capefigue, Louis Blanc, Gallois, Le Croisé de Bigorre, Saintiné's story of 'La Vierge de Fribourg' . . . . 'L'Hôtel des Invalides' by M. St. Hilaire, 'Le Capitaine Bleu' etc." Dass Thackeray auch sonst, wie wir es hier finden, neben belletristischen Werken Historisches las, geht aus einem Brief des Jahres 1844 hervor[3]): „I did no good at Brussels while I stayed, but read enormously for Talleyrand's Life". Dass das Erscheinen dieser Biographie Talleyrands vom Verlage angezeigt wurde, die

1) Nat. Stand. cf. Melv. I, 74.

2) Biogr. Ed. V, 12.

3) a. a. O. V, 32.



Ausführung jedoch wegen Thackerays Orientreise unterblieb, möge nicht unerwähnt bleiben. Es wäre dann das erste Werk gewesen, das nicht mehr das Pseudonym Titmarsh führte.

Die direkten Ausserungen über die zeitgenössischen französischen Prosaerzähler bereiten der Gruppierung einige Schwierigkeit. Einmal war das Urteil Thackerays über denselben Schriftsteller zu verschiedenen Zeiten verschieden, andrerseits finden sich die Urteile an verschiedenen Orten verstreut, teilweise mit einander verbunden. Das folgende allgemeine Urteil, das ich an die Spitze stellen möchte, gibt auch einen Hinweis auf eine einigermassen organische Anordnung. In „Going to See a Man Hanged“ (1840) schreibt Thackeray: „The new French litterature is essentially false and worthless from this very error, the writers giving us favourable pictures of monsters and (to say nothing of decency or morality) pictures quite untrue to nature“. Auf Grund dieser Betrachtungsweise tritt Charles de Bernard für Thackeray fast allein auf eine Seite, Alexandre Dumas nimmt, ein wenig bespöttelt, eine Mittelstellung ein; Victor Hugo und Georges Sand werden in ausführlichen Betrachtungen abgeurteilt, und es reihen sich dann vereinzelte Bemerkungen über die an, die ganz auf der Seite der Zurückgewiesenen stehen.

Charles de Bernard, der heute fast vergessene Balzacschüler, der aber in seiner Zeit einen grossen Ruf hatte, stand Thackeray darum besonders nahe, weil er sich von der Indecenz der andern französischen Romanschriftsteller freigehalten habe[1]); er biete wirkliche Sittenbilder ohne die sonst in Frankreich üblichen Gewaltsamkeiten und Übertreibungen; das Ganze sei von einem feinen Humor getragen, der Stil leichtflüssig und anmutig, die Sprache des Mannes von Welt.

Eine Fussnote der „Bedford Row Conspiracy“ (zuerst

1) Biogr. Ed. V, 84.



erschienen 1840 im „New Monthly Magazine") gibt an, dass ihre Handlung einer Erzählung Bernards entnommen sei. In dem Artikel: „Jerome Paturot, with Considerations on Novels in General" („Fraser's Magazine" 1843) weist er darauf hin, dass Mrs. Gore zu ihrer Übersetzung von Bernards „Le Gerfaut" wohl durch einen seiner Aufsätze im „Paris Sketch Book" (1840): „On Some French Fashionable Novels" veranlasst worden sei.

Der Roman „Le Gerfaut" (1838), durch den Bernard in England „ausserordentliche Beliebtheit" erlangt habe, sei von der englischen Presse zu Unrecht als unmoralisch bezeichnet worden. Wenn das Werk in einigen Einzelheiten vielleicht Anstoss errege, in der Tendenz sei es gewiss nicht unmoralisch. „It is full of fine observation and gentle feeling. It has a gallant sense of the absurd, and is written — rare quality for a French romance — in a gentlemanlike style".

Nach einer kurzen Inhaltsangabe von „Le Gerfaut": wie die Frau des Barons sich in Gerfaut verliebte und sich schliesslich das Leben nahm, als ihr Mann deswegen im Duell getötet wurde, erwähnt Thackeray aus Bernards „La Femme de Quarante Ans" als besonders komisch die Frau mit den drei Liebhabern, die jedem einen verschiedenen Stern bezeichnet, bei dessen Funkeln er ihrer in Liebe und Treue gedenken solle. Die ganze Erzählung bezeichnet er als: „A capital tale, full of exquisite fun and sparkling satire".

Aus einem andern Roman: „Un Acte de Vertu" druckt Thackeray zwei kleine Skizzen ab, die uns zeigen, wie Dambergeac als junger Jurist den blutrünstigen Revolutionär spielte, später aber als Soupraefekt ein recht behäbiger Pantoffelheld wurde, der aus einer höchst royalen Tabaksdose schnupft und jeden Sonntag in die Messe geht, ganz wie die Regierung es wünscht. Thackeray sagt über den Roman weiter: „'Un Acte de Vertu', from which we have taken Dambergeac's history, contains him, the husband — a wife — and a brace of lo-

vers; and a great deal of fun takes place in the manner in which one lover supplants the other".

Aus dem Urteile über Bernards „Les Aisles d'Icare" interessiert besonders, was der Verfasser von „Barry Lyndon" und „Vanity Fair" über die Hauptperson des Romans sagt: „In the first place our author describes a swindler imitating the manner of a dandy". Weiter heißt es dann: „the amusing novel . . . contains, what is to us quite a new picture of a French fashionable rogue. Let us catch this delightful fellow ere he flies". Und im Anschluss daran gibt Thackeray einen „fashionablen französischen Brief" eines Dandy wieder, dessen Leben ganz in Oper, Café, Diner, Sport und Wette aufgeht.

Das Stoffgebiet des Charles de Bernard findet Thackeray bei dem Grafen Horace de Viel-Castel[1]), nur mit erheblich weniger Witz behandelt. Aus seinem Roman: „Faubourg St. Germain", in dem uns dieselbe „naive Verachtung der Eheinstitution" begegne wie bei Bernard, gibt Thackeray eine „fashionable" französische Unterhaltung wieder, in der eine ganze Gesellschaft sich durch die Nichtigkeit ihres Gesprächstons, und eine alte Herzogin dadurch lächerlich macht, dass sie sich zwei Liebhaber nimmt.

Alexandre Dumas ist in Thackerays Wertschätzung der nächste. Zwar sagt Thackeray gleich auf der ersten Seite von „Rebecca and Rowena" spottend über ihn: „ . . . the noble and prolific French author carries his heroes from early youth down to the most venerable old age", und etwas weiter lesen wir, Thackeray beabsichtige nicht, sich über zehn Bände zu verbreiten, wie Dumas es tue; aber in einem Briefe aus Paris vom Jahre 1849[2]) urteilt er über eine Fortsetzung der „famous Mousquetaires", sie wäre „just as interesting, keeping one panting

1) Biogr. Ed. V, 93.
2) Lettres 87.



from volume to volume and longing for more", ja, gegen Ende seines Lebens schreibt[1]) er sogar, wenn dieser Roman auch hundert Bände hätte, so würde man ihrer doch nicht überdrüssig werden.

Über Victor Hugo spricht Thackeray sich in einem Briefe an E. Fitz-Gerald vom Jahre 1842[2]) zwar günstig aus. Er berichtet dort, wie er nach vieler und ermüdender historischer Lektüre „Victor Hugo's new book on the Rhine" gelesen habe „by way of amusement", und fährt dann fort: „He is very great and writes like a God Almighty. About this book I've been trying to write to-day, and only squeezed out one page. Hugo says some fine things viz. looking at the stars, he says that night is, as it were, the normal colour of heaven. . . . . Is it nonsense or the contrary?"

An anderer Stelle aber, nämlich am Ende der Übersetzung grösserer Teile von Hugos „Etude sur Mirabeau", die Thackeray 1834 im „National Standard" veröffentlichte, lesen wir von „M. Hugo's bombastic claptrap" und „misty sublimity".

Verschwommenen Mystizismus wirft er nicht nur Hugo, sondern auch Georges Sand vor. In dem Aufsatz des „Paris Sketch Book": „Madame Sand and the New Apocalypse", der 1839 in der New Yorker Zeitschrift „The Corsair" zuerst erschien, spottet er darüber, dass Georges Sand unter himmlischer Inspiration zu stehen glaube und im „Spiridion" die „Wahrheit" aufgestellt zu haben wähne.

Über ihren Roman „Indiana" schreibt er: „Pity", cried she, „for the poor woman who united to a being whose brute force makes him her superior should venture to break the bondage which is imposed on her, and allow her heart to be free". Er fügt hinzu, ein Taschendieb sei nicht die geeignetste Persönlichkeit, um über

1) Biogr. Ed. XII, 384.
2) a. a. O. V, p. XXII.



Diebstähle zu entscheiden. Georges Sand sei voreingenommen, da sie, von ihrem Gatten streng behandelt, anderwärts „Sympathien" gesucht habe; ihre Argumente müssten daher mit einiger Vorsicht aufgenommen werden.

Sieht er in „Indiana" „the lady's notions upon wives and husbands", so findet er in „Valentine" ihre Lehre von den jungen Männern und den jungen Frauen, die nach ihr die gleiche „tender licence" haben sollen.

Über „Lelia" ist das Urteil: „A wonderful book indeed, gorgeous in eloquence and rich in magnificent poetry: a regular topsyturvification of morality, a thieves and prostitutes apotheosis".

Paul de Kocks Begabung für das Komische erkannte Thackeray 1840 noch an, aber drei Jahre später[1]) spottet er schon über seine „vulgarity of style" und die allzugroben Kunstgriffe, mit denen er das Publikum zum Lachen bringen wolle. Weiter schreibt er: Paul de Kock writes now in such a way as not to make you laugh, but to make you blush for the intolerable vulgarity of the man".

Die Frage nach dem „Ton" der Darstellung bestimmt auch sein Urteil über Eugène Sue[2]): In „Mathilde" hätte er beinahe einmal „a tone of bonne compagnie" erreicht.

Frédéric Soulié[3]) sei „as elegant as a huissier" und über Balzac[3]) heisst es kurz: „As for de Balzac, he is not fit for the salon".

Diesen letzten Aussprüchen fügt Thackeray noch hinzu, er wisse sehr wohl, dass sein Urteil hart sei, aber was müsse die Nachwelt denken, wenn sie später diese Romane lese. „Was French society composed of murderers, of forgers, of children without parents, of men consequently running the daily risk of marrying their

1) Biogr. Ed. III, 642.
2) a. a. O. VI, 151.
3) a. a. O. XIII, 386.



grand mothers by mistake; of disguised princes, who lived in the friendship of amiable cut-throats and spotless prostitutes; who gave up the sceptre for the savate and the stars and pigtails of the court for the chains and wooden shoes of the galleys?"

Die ausführlichste Äusserung über Balzac lautet[1]: „I read to-day a novel of Balzac's, called the Peau de Chagrin, which possesses many of the faults and many of the beauties of the school. Plenty of light and shade, good colouring and costumes, but no character".

Dass Balzac sich von oben her inspiriert wähne, wie Victor Hugo, die Sand und Jules Janin, wird von Thackeray in seinem Aufsatz über Georges Sand weidlich verspottet. In dem schon erwähnten Artikel: „On Some French Fashionable Novels" heisst es, man könne Bernard lesen, „without risking upon any such horrors as Balzac or Dumas has provided for us".

Zum Schluss sei darauf hingewiesen, wie Thackeray an der Blanche Amory im „Pendennis" zu zeigen versucht, welch schlechten Einfluss die Lektüre von Sue, Sand und Balzac besonders auf junge Menschen ausübe.

So sehen wir also, wie Thackerays Urteile über die französischen Romanschriftsteller abgegeben sind vom Standpunkt des englischen Gentleman, der alles Indezente mit sittlicher Entrüstung weit von sich stösst. So wurde, noch mehr als bei Sterne, hier durch diesen Gesichtspunkt das Urteil einseitig und getrübt. Dass gerade zu dieser Zeit in der englischen Gesellschaft und Kunst die Wohlanständigkeit noch mehr zur Schau getragen und betont wurde als es an sich schon in England der Fall zu sein pflegt, ist mit der Jugend der Landesherrscherin erklärt worden, und wohl mit Recht. Jedenfalls ist ja Thackeray selbst allen anstössigen Problemen tapfer ausgewichen, wie es nur irgend angehen mochte.

1) Biogr. Ed. III, p. XXIX.



Nachprüfung.

Auf Charles de Bernard und Balzac möchte ich noch mit einigen Worten eingehen, ohne doch der folgenden eigentlichen Untersuchung vorzugreifen.

Von Bernards Werken waren mir seitens der Kgl. Bibliothek zu Berlin zugänglich: „La Femme de Quarante Ans“ (1838) und „La Chasse aux Amants“ (1841). Den vom Verleger als vergriffen bezeichneten „Gerfaut“ (1838) brachte ein glücklicher Zufall in meinen Besitz.

Von diesen drei Werken hat Thackeray „Gerfaut“ und „La Femme de Quarante Ans“ besprochen, das dritte „La Chasse aux Amants“ hat er nicht erwähnt, muss es jedoch gekannt haben, da er aus ihm eine Episode in seinen „Ravenswing“ (1843) hinübernahm:

In „La Chasse aux Amants“ machen zwei Rivalen gemeinsam mit ihrer Angebeteten eine Ausfahrt. Der eine ist im Wagen bei der Dame, der andere hoch zu Ross; doch hat der Wageninsasse seinem Rivalen ein Pferd in die Hände zu spielen gewusst, das ihn notwendig abwerfen muss und auch abwirft. Es regnet in Strömen, und so muss schliesslich der stolze Reitersmann, über und über mit Kot bespritzt; in den Wagen zu seiner verlegenen Schönen und dem innerlich frohlockenden Nebenbuhler. In „Ravenswing“ dieselbe Ausfahrt der Rivalen und der Schönen. Das Pferd ist hier ein Zirkusgaul, der bei einer bestimmten Melodie sich niederwirft, als ein dem Wagen folgender, dazu bestellter Mann sie bläst. Wieder ist es ausserordentlich schmutziges Wetter, und der Abgeworfene muss im Wagen Zuflucht nehmen. In einer Fussnote sagt Thackeray [1]: „A French proverbe furnished the author with the notion of the rivalry between the barber and the tailor“. Dieses angebliche „proverbe“ war eben Bernards „La Chasse aux amants“.

1) Biogr. Ed. IV, 404.

So standen also neben dem von Thackeray als Bernards Hauptwerk betrachteten „Gerfaut“ noch zwei seinem Kritiker bekannte Werke Bernards zur Verfügung, um das über ihn gefällte Urteil nachzuprüfen. Aus ihnen ergibt sich für Bernards Stil etwa folgendes:

An Figuren finden wir, um nur einiges herauszugreifen, einen etwas unbeleckten Offizier von den Chasseurs d'Afrique, der sicher ist, dass bei seinem Europa-Urlaub Baronessen und Prinzessinnen ihm zu Füssen liegen werden, um schliesslich nur klägliche Erfolge in der Liebe zu haben; einen interessanten bleichen Dichter, der eine geniale lange Mähne hat und sehr kümmerliche Verse fabriziert; einen Liebhaber, der dem Ehemann seine Rivalen angibt und zuletzt selbst seine nicht gerade lauteren Absichten eingestehen muss; eine Frau, der wir unsere Sympathie nicht versagen können, auch wenn sie nicht streng auf geradem Wege bleibt.

Die Begebenheiten sind fast durchgängig Liebesintriguen; ein Billet-doux wird von einem Unberufenen gelesen, ein Duette spielendes Pärchen benutzt den Schlaf des dabei sitzenden Chaperons, um während des Spieles zu kosen; ein Rivale spielt dem andern in Gegenwart der Schönen einen Streich.

Die Umgebung ist im allgemeinen die der damaligen Gesellschaft. Wir hören im Ballsaal die mehr oder minder geistreiche Unterhaltung; wir sehen die Fäden, die sich von einer Loge der „Grossen Oper“ zur anderen spinnen; wir werden auf einen Landedelsitz zur Jagdzeit geführt; wir hören aber auch die Unterhaltung in der Bedientenstube. Im „Gerfaut“ werden wir mit den Kreisen der Literaten bekannt gemacht.

Bernards Auffassung ist leicht satirisch, fein-komisch. Er zieht gegen die „heuchlerische Konvention“ zu Felde, doch mehr im mokanten Ton des eleganten Causeurs, der den Scherz um des Scherzes willen treibt, denn als der Satiriker, dem es bitter ernst ist mit dem, was er gegen diese reformbedürftige Welt einzuwenden hat.

Der Aufbau der Romane ist geschickt, dramatisch gegliedert und von künstlerisch abgemessenen Proportionen. Die Einteilung in ziemlich viele und, bei dem geringen Umfange der Romane, ziemlich kleine Kapitel trägt dazu bei, die Handlung lebendig zu gestalten durch die plastische Durcharbeitung einzelner Szenen. Doch hatte sie z. B. auch zur Folge, dass ein Kapitel schliessen konnte: „Il prit la parole en ces termes".

Der Stil ist leichtflüssig, die Sprache des Mannes von Welt, der auch wirklich in der Gesellschaft zu Hause ist, deren Vertreter er reden lässt.

So ist also die Anerkennung, die Thackeray dem Bernard zollt, durchaus einleuchtend. Befremden aber muss die Art, wie er sich zu Balzac stellt, ohne den ein Bernard doch gar nicht denkbar wäre.

Thackeray erhebt Einspruch gegen einige Punkte bei Balzac, die wohl jeder preisgeben würde, wenn dafür nur anerkannt wäre, was uns eigentlich Balzac erst als gross und bedeutend erscheinen lässt, was auch damals schon Thackeray hätte als gross und neu erscheinen sollen und beide Schriftsteller gerade verbindet: jenes Streben, in die tiefsten Tiefen menschlichen Wesens hinunterzugraben und in unerbittlicher Wahrheit darzustellen, selbst was sie dort an Zerfall und Hohlheit erblicken.

Diese befremdende Art der Beurteilung erklärt sich wohl so: Künstler sind an sich unkritisch und haben selten einen richtigen Massstab zur Beurteilung des eigenen wie fremden Könnens. Wie alle Leute, die auf irgend einem Gebiete etwas Hervorragendes leisten, neigen sie dazu, das, worin sie eine ungewöhnliche Begabung an den Tag legen, als unbedeutend hinzustellen, um dafür weniger bedeutende Seiten ihres Könnens zu überschätzen. Man braucht ja nur an Rossinis Kochrezept-Talent und Mozarts Tänzerehrgeiz zu denken. So kann es andrerseits leicht kommen, dass ein Schriftsteller bei einem andern, der auf verwandtem Gebiet gleich ihm

Hervorragendes leistet, eben das als selbstverständlich in seinem Denken abtut, was dritten Personen gerade als etwas Besonderes erscheint, und dass er dafür seine Kritik gegen verhältnismässig unwichtige Punkte richtet.

Welche von Balzacs Werken ausser „La Peau de Chagrin" Thackeray gelesen hat, erfahren wir nicht. Seine andern Aussprüche, die für dieses Werk nicht zutreffen, zeigen, dass er noch andere gelesen haben muss. Sie lassen zunächst an „Le Père Goriot" denken, der ja bei seinem Erscheinen 1839 Aufsehen erregte. Auch der grosse Erfolg anderer Romane Balzacs wird ihn veranlasst haben, von ihnen Kenntnis zu nehmen, da er ja ersichtlich bestrebt war, sich auf dem Laufenden zu erhalten, wie immer seine persönliche Neigung dem Autor gegenüberstand. Da er Bernards „La Femme de Quarante Ans" besprochen hat, wird er Balzacs „La Femme de Trente Ans" auch gelesen haben, nach der ja der Titel von Bernards Roman geprägt war. Thackerays „Cox's Diary" und noch mehr „The Luck of Barry Lyndon" machen es wahrscheinlich, dass er „Grandeur et Décadence de César Birotteau" gelesen habe, denn wie hier die Grösse und der Niedergang des Parfümeurs, so werden dort die Glücks- und Unglückstage des Barbiers Cox und Barry Lyndons dramatisch vor uns entwickelt. Jedenfalls deutet der Titel „The Luck . . . ." bei der ausgedehnten Darstellung von Barry Lyndons Unglück und Niedergang etwas Ähnliches an wie der von Balzacs Roman, gleich diesem dann auf Montesquieus „Grandeur et Décadence des Romains" zurückweisend. Inwieweit es wahrscheinlich ist, dass Thackeray Balzacs „Les Parents Pauvres" (1846/47) gekannt habe, wird die nun folgende Stiluntersuchung von V. F. dartun.

V. Kapitel. Der Stil von V. F.

1. Die Gestalten.

Was die Wahl der Gestalten von V. F. betrifft, so gehören sie vorwiegend der höheren Mittelklasse und dem Adel an. Diese Beschränkung auf die nach aussen hin glänzenden Kreise brachte es mit sich, dass verhältnismässig wenig Stände, andererseits von jedem Stande meist mehrere Vertreter zur Darstellung gebracht wurden. Die Hauptfiguren sind zwei alte Lords, eine adlige alte Jungfer, zwei Grosskaufleute, drei Offiziere und zwei Offiziersfrauen.

Die Verbindung zwischen dem adligen und dem bürgerlichen Kreise wird dadurch hergestellt, dass Becky Sharp, die selbst von geringer Herkunft ist, in eine Adelsfamilie hineinheiratet und auf ihren Gesellschaften Vertreter des höchsten Adels sieht, andererseits mit der Tochter eines Grosskaufmanns befreundet ist, deren Mann wiederum ein Regimentskamerad ihres eigenen Mannes ist.

Die niederen Stände sind aus V. F. so gut wie ausgeschlossen. Von Beckys Verwandten wird zwar im Anfang gesagt, sie seien durchaus nicht gesellschaftsfähig, aber im Roman selbst werden sie kaum noch einmal erwähnt, geschweige dass sie in die Handlung hineingezogen wären. Auf dem grossen Landsitz werden keine Bauern, in der Geschäftsstube des Grosskaufmanns oder des Notars keine Schreiber, in der englischen oder indischen Garnison keine Offiziersburschen näher ausgeführt, kaum dass zur Vervollständigung des Gesamtbildes im Hintergrund etwa die Aufwärterin der adligen Erbtante oder der Diener des fetten Mannes aus Bengal mit einigen Strichen angedeutet werden.

Die am französischen Roman so gerügten „cut-throats, thieves“ und „prostitutes“ sehen wir ausgeschaltet. Aber wenn auch die augenfälligen Verbrechergestalten, die

Vautrin in Balzacs Romanen, die Sikes und Fagin des Dickens fehlen, von Verbrechen gegen das geschriebene und ungeschriebene Gesetz halten sich die Gestalten in V. F. doch nicht frei. Der Unterschied ist nur der: Wird ein Mann wie Raggles um die sauren Ersparnisse seines Lebens betrogen, dieser oder jener Fähnrich um grosse Summen im Kartenspiel geprellt, so geschieht es durch einen Mann, der stolz seine Uniform als Gardeoffizier trägt, als Gouverneur stirbt, von vielen, die oft mit ihm zu tun hatten, bis zuletzt für einen Gentleman gehalten; lässt Becky Sharp sich ihre Gunstbezeugungen mit hochziffrigen Banknoten bezahlen, so hielten sie doch viele selbst nach der Katastrophe für ungerecht verleumdet.

Thackeray erklärte im Vorwort zu „Pendennis" selbst, er stelle solche das Kainszeichen schon an der Stirn tragende Verbrecher darum nicht dar, weil er nie welche im wirklichen Leben angetroffen habe. Um so mehr fehlen bei ihm auch die Geister und Gespenster, die noch bei Scott und Dickens ihren Spuk treiben.

Nach der positiven Seite hin ist bemerkenswert, dass dem jugendlichen Element in den Schülerinnen, Schulknaben und halberwachsenen „jungen Herren" reichlich Platz eingeräumt ist.

So sehen wir die Auslese der Gestalten in V. F. vollzogen von jenem Standpunkt des „Gentleman", den wir schon in den Äusserungen über die französischen und englischen Schriftsteller so stark betont fanden. Entsprechend dem Untertitel des Werkes, das ja nicht Tugendhelden und künstlich konstruierte Romanfiguren, sondern wirkliche Menschen aus der „Gesellschaft" darstellen will, sehen wir die Gestalten so herangezogen, wie sie sich fast ungesucht zur Linken und zur Rechten der Ausschau eines Gesellschaftszeichners bieten, der auf dem Parkett des vornehmen Bürgerhauses oder des Adelspalastes sich zu Hause fühlt.

Weit davon entfernt, den Lakaien jene „Ehrfurcht"



zu zollen, die er am französischen Roman verspottete, nimmt er von Untergebenen gerade so viel und so wenig Notiz, als ein Gentleman zu tun pflegt. So scharfes Augenmerk er auf die räudigen Schafe eben dieser „Gesellschaft“ richtet, so ist der Gesichtspunkt des „Genteelen“ doch so bestimmend bei der Wahl seiner Gestalten, dass auch in dem jugendlichen Kreise der „junge Gentleman“ nicht fehlen darf.

Nach welchen Gesichtspunkten war die Wahl der Gestalten im englischen Roman vor V. F. vollzogen worden?

Richardson hatte in seiner „Pamela“ (1740) die adligen Kreise des Mr. Booby und die der Dienstmagd Pamela in gleichem Umfange berücksichtigt; in seinen folgenden Romanen herrschen die höhere Mittelklasse und der Adel durchaus vor. Je mehr er auf die breite Ausmalung von empfindsamen Stimmungen ausgeht, um so weniger Abwechselung hat er in seinen Hauptfiguren. Der Mann in vornehmer Stellung und die edel empfindende Frau kehren in immer neuen Gewändern wieder. Doch deutet er, um das Ganze lebendiger zu gestalten, auch Episodenfiguren mit wenigen Strichen leicht an, wie z. B. Diener und Aufwärterinnen, Kutscher und Köchin, Verwalter, Geistliche, Notare, Ärzte.

Bei Fielding ist die Gestaltenwahl weit umfassender. „Joseph Andrews“ (1742) ging ja von „Pamela“ aus und berücksichtigt somit die Kreise der Lady Booby so gut wie die des Dieners Joseph und seiner Standesgenossin Fanny. Aber der einfache Bürgerstand, vertreten etwa durch den Pfarrer Adams, den Kuraten Trulliber und den Friedensrichter, erhält weit mehr Bedeutung als in der „Pamela“. Entsprechend der offen erklärten Anlehnung des Werkes an den „Don Quichote“ finden wir in ihm auch die bei Richardson fehlenden Vertreter des eigentlichen „low-life“, wie z. B. die handgreiflichen Wirtsleute, die schamlose Aufwärterin im Wirtshaus, die Betrüger, Räuber u. s. w. Auch in Fiel-

dings späteren Romanen ist der Personenbestand mannigfaltig. Die Verteilung der Stände ist die, dass im „Tom Jones“ (1748) die Kreise der Landjunker Western und Allworthy, in „Amelia“ (1751) die der Kapitäne Booth und Trent durchaus die Vorherrschaft haben; das adlige Element, dargestellt z. B. durch Lady Bellaston („Tom Jones“) und Lady James („Amelia“) tritt dem gegenüber sehr zurück. Das „low-life“ stellt wieder eine stattliche Anzahl von Vertretern, die mit niederländischer Realistik sorgfältig ausgemalt sind, man denke etwa an den „spitzbübischen Wildhüter „Black George“ und seine der niederen Minne ergebene Tochter Molly („Tom Jones“) oder an die „Blear-eyed Moll“ und die verkommenen Gefängnisinsassen in „Amelia“.

Die Titelhelden von Smolletts Romanen sind von einfachem oder gar wie der sogenannte „Graf“ Fathom niedrigstem Herkommen. Auf ihren bunten Lebensabenteuern haben sie vereinzelt wohl mit Leuten höheren Standes Umgang, im allgemeinen aber kommen sie aus dem einfachen Bürgerkreise nicht heraus; nur zu oft gesellen sie sich zu niederem Volk, Dirnen von der Strasse, Gaunern aller Art und hergelaufenem Gesindel. Smollett, der geborne Schotte, der als Schiffsarzt viel herumkam, hat nicht nur ergötzliche, wohl unterschiedene Typen von Schotten und Engländern gezeichnet, sondern hatte auch eine glückliche Hand in der Darstellung von Medizinern („Rod. Rand.“ 1748). Ganz besonders aber gelangen ihm Seeleute, unter denen Commodore Trunnion, Leutnant Hatchway und der Untermatrose Pipes („Per. Pickle“ 1751) hervorzuheben sind.

In Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ (1766) ist um die zentrale Persönlichkeit des vielgeprüften, unter Tränen lächelnden Pfarrers der Personenbestand des Richardsonschen Romans gruppiert. Uns, die wir den „Jahrmarkt des Lebens“ zum Ziel haben, interessieren besonders noch die in eine höhere gesellschaftliche Sphäre

hinüberschielende Mutter und einige „Damen aus der Stadt“ mit ihrem inhaltlosen „fashionablen“ Geschwätz.

Je mehr der eigentliche Gespenster- und Schauerroman, wie etwa Horace Walpoles „Castle of Otranto“ (1764) mit seinen Schlossbewohnern oder auch Bauern und seinen übernatürlichen Erscheinungen abseits der Richtung von V. F. liegt, um so mehr führen die Romane der Schriftstellerinnengruppe, der Burney, Edgeworth, Austen auf die „Bleistiftskizzen aus dem Gesellschaftsleben“ zu.

Wie das Zeitalter kulturell fortschritt, — man braucht z. B. nur an das Erziehungswesen und die sich hebende Stellung der Frau zu denken — änderte sich auch der Personenbestand des Romans. Den Thwackum und Square des „Tom Jones“ folgten Gouvernante und Chaperon; die patriarchalisch mit einander verkehrenden Nachbarn und gebildeten Abhängigen des Lords im „Vicar of Wakefield“ wurden abgelöst durch Leute, die jetzt durch eine allgemein bessere Erziehung einander mehr gleichgestellt, erst recht die Unterschiede des Standes deutlich machen und um so viel mehr neue Variationen im Laufe der Zeit ergeben, als der Begriff „society“ sich zu dem verengt, was er jetzt bedeutet.

Wenn Tom Jones in die Welt hinausgestossen wird, in der er sich selbst zurechtfinden muss und sich zurechtfindet, nicht ohne bald anzustossen, bald gestossen zu werden, so macht Fanny Burney zum Mittelpunkt ihrer „Evelina“ (1778) ein junges Mädchen, das in die Londoner „Welt“ eingeführt wird, gerade wie Thackeray in V. F. zwei junge Mädchen aus sicherem Hafen auf das Meer des Lebens hinausführt. Die Verteilung der Stände ist so ziemlich die gleiche wie in V. F. Im allgemeinen weilt die Titelheldin im Hause einer wohlhabenden Kapitänsfamilie oder auf der Besitzung der Lady Howard. Zwei Adlige, Lord Orville und Sir Willoughby, stehen im Mittelpunkt von Evelinas Erlebnissen. Ihre Verwandten mütterlicherseits sind zwar nicht sehr

gebildet oder „fein", aber Madame Duval wie die Familie des Silberschmieds aus der City sind doch wenigstens wohlhabende Leute, die den „Aufgang für Herrschaften" benutzen, wenn sie einen ihrer zahllosen Besuche machen. Vertreter der untersten Stände fehlen hier so gut wie in Fanny Burneys zweitem Roman „Cecilia" (1782), der von einer reichen Erbin und einer hochmütigen Familie handelt, die nicht ihrem Mitgliede erlauben will, entsprechend einer Testamentsvorschrift den Namen dieser Erbin anzunehmen. Auch hier kommen überwiegend die höhere Mittelklasse und der Adel zur Darstellung.

Seit dem Jahre 1800 macht uns Maria Edgeworth mit trunksüchtigen, ungebildeten oder leichtsinnig-gutmütigen Adligen ihrer irischen Heimat bekannt, sie mit feinem Humor absetzend gegen Figuren der von diesen Grundeigentümern vernachlässigten kleinen Leute, wie etwa den treuen, alten, querköpfigen Thady (Castle Rackrent 1800) oder den köstlichen Postillon (Ennui 1809), der seinen gebrechlichen Wagen für fehlerlos erklärt und ohne Bremse den steilen Abhang hinuntersaust, sorglos seinem Glück vertrauend, das ihn auch wirklich nicht im Stiche lässt. Im Hinblick auf V. F. interessieren uns von ihren Gestalten besonders die Lady auf dem Lande, die unter allerhand Kunstgriffen ihre Töchter mit Gewalt an den Mann zu bringen sucht (Manoeuvring 1809), die Irish Peeress Lady Geraldine (Ennui), die in ihrer Sprache so aufdringlich das Irische hervorhebt, die Kokette, die den Ehemann ihrer Freundin in ihr Netz zieht, nicht weil er ihr besonders gefällt, sondern weil sie das erste beste Spielzeug nimmt (Leonora 1804), die reiche Erbin, die ihrem Streben, in die „Gesellschaft" hineinzukommen, ihre besten Freunde und ihr Lebensglück opfert (Almeria 1809). In den „Fashionable and Popular Tales" (1809—12) treten die kleinen Leute der spezifisch irischen Erzählungen wie „Castle Rackrent"

und „Ennui" mehr zurück; im ganzen überwiegen die höhere Mittelklasse und der Adel.

Jane Austens Romane beschäftigen sich der Hauptsache nach mit den ländlich-bürgerlichen Kreisen; nur vereinzelt wird der Adel hereingezogen, wie z. B. in „Mansfield Park" (1814). Das eigentliche „low-life" ist ausgeschaltet. Bei ihr äussert sich die weibliche Verfasserschaft weit mehr noch als bei der Burney und Edgeworth: das feminine Element bildet durchaus den Grundstock ihrer Romane, dem sich das männliche erst als ein accedens angliedert. „Northanger Abbey", das zwar erst nach Jane Austens Tode erschien (1818), aber zu ihren ersten Arbeiten gehört, handelt von einem jungen Mädchen, dem bei seinem „Eintritt in die Welt" manche Blütenträume zerstört werden, „Sense and Sensibility" (1811), ursprünglich „Elinor and Marianne" betitelt, stellt „die Bedächtige" „der Unüberlegten" gegenüber. „Pride and Prejudice" hat im Mittelpunkte ein junges Mädchen, das sich Mühe gibt, ihre Liebe zu dem Angebeteten zu verkennen. Die Titelheldin in „Emma" (1816) sieht ihre Lebensaufgabe darin, für andere Heiratspläne zu schmieden; während sie ihrer Freundin den grössten Dienst zu erweisen meint, stiftet sie jedoch nur Unheil. Unter den männlichen Hauptfiguren sind hervorzuheben der wenig tiefe, gewandte Gesellschaftsmensch Henry Tilney (Northanger Abbey), der nicht mehr junge Colonel Brandon, der mit der Unermüdlichkeit eines Dobbin still um Marianne wirbt, bis sie am Ende des Romans ihn erhört (Sense and Sensibility), der würdevolle, etwas zu würdevolle Grossgrundbesitzer Sir Thomas Bertram (Mansfield Park), der hübsche, aber unbedeutende Pfarrer Mr. Elton (Emma).

In dem Masse, wie Jane Austen in ihren Schilderungen des städtischen und ländlichen Gesellschaftslebens ihrer Zeit den Schwerpunkt in die Charakteristik einiger weniger Gestalten verlegte, ward für Scott in seinen meist der Geschichte entnommenen Romanen die Bunt-

heit der Gestaltenwahl zum Selbstzweck; die schönsten historischen und romantischen Kostüme suchte er für seine Figuren heraus, dass das Auge sich staunend ergetze. Der Verteilung der Stände in „Ivanhoe" (1820) gleicht im wesentlichen die seiner anderen Romane: Der altehrwürdige Feudalherr Cedric steht im Mittelpunkt der Erzählung, der König Richard Löwenherz und mancher tapfere Ritter Glanz verleihen; Wamba, der Narr, und Gurth, der Schweinehirt, sind als Widerspiele des Lebens der Vornehmen mit breiter Sorgfalt ausgemalt. Neben tapferen jungen Kriegern, die eine grosse Rolle in der Mehrzahl von Scotts Romanen spielen, ist romantischen Gestalten viel Platz eingeräumt, wie der Zigeunerin Meg Merrilies (Guy Mannering 1815), dem „Black Dwarf" (1817) oder dem angeblichen Taubstummen (Peveril of the Peak 1822): ja selbst übernatürliche Gestalten wie die weisse Dame von Avenel (The Monastery 1820) vermied Scott nicht.

Diesem schwelgerischen Reichtum an Gestalten, von dem übrigens Scotts Edinburger Denkmal eine hübsche Vorstellung gibt, tritt das Panoptikum des Dickens würdig an die Seite; nur dass Dickens es nicht mit der geschichtlichen Vergangenheit, sondern im wesentlichen mit der Gegenwart zu tun hat. Seine Personenwahl ist antiaristokratisch. Für ihn ist die Welt in Arme und Reiche eingeteilt; die Armen sind ihm die guten Menschen, die Reichen die bösen. Im allgemeinen lässt Dickens uns bei den einfachen Bürgern weilen; einen grossen Raum nehmen in seinen Romanen die jugendlichen Gestalten ein, wie etwa das Findelkind und seine Gefährten im work-house in „Oliver Twist" (1838), die Schüler und halbwüchsigen Burschen in „Nicholas Nickleby" (1839), die kleine Nell in „The old curiosity-shop" (1841).

Die Betrachtung der einzelnen Gestalten von V. F. und ihrer Entwicklungsgeschichte wird sich billig zuerst mit Becky Sharp beschäftigen, da sie in dem „heldenlosen Roman“ die Trägerin der Handlung ist und fast jede der Hauptfiguren mit ihr in enger Verbindung steht. Im Hause des Grosskaufmanns Sedley lernt sie durch dessen Tochter die beiden Offiziere George und Dobbin kennen, die Regimentskameraden ihres Mannes Rawdon Crawley. Dem alten Sir Pitt Crawley führt sie die Bücher und erhält von ihm einen Heiratsantrag; der Lady Crawley, Rawdons Tante, ist sie bis zu einem gewissen Zeitpunkt eine fast unentbehrliche Gesellschafterin; mit Lord Steyne hat sie eine Liebesintrigue, die die Katastrophe des ganzen Werkes herbeiführt, und den dicken Jos bringt sie am Ende des Romans ganz in ihre Gewalt, wie sie schon am Anfang ihr Netz nach ihm ausgeworfen hatte.

V. F. ist eigentlich die Geschichte der Becky Sharp, d. h. die Geschichte einer Gesellschafts-Abenteurerin, die ihrer Herkunft nach von der „society“ ausgeschlossen ist — ihr Vater war ein im Trunk verkommener Maler, ihre Mutter eine Tänzerin —, die aber doch von dem glühendsten Wunsche beseelt ist, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen, und sich auch wirklich einen Platz an der Festtafel des Lebens erkämpft, dank ihrer kalt berechnenden Schlauheit und dank ihrer ungemein starken persönlichen Anziehungskraft. Durch ihren Verstand und ihren Lebensinstinkt rächt sie sich an der Gesellschaft für das, was ihr an Glücksgütern vorenthalten ist, um am Ende doch die glänzenden Zeiten des Triumphs und Genusses mit trüberen zu büssen.

Hätte das Geschick ihr eine auskömmliche Jahresrente für ihren Hang zum Lebensgenuss mitgegeben, so wäre sie vielleicht nie vom rechten Pfade abgewichen; da aber ihrem Manne die Mittel zum standesgemässen Auftreten versagt werden, scheut sie sich nicht, durch allerhand Betrügereien ihr Verlangen nach einer glänzenden

Lebensweise zu befriedigen. Sie bezahlt die Lieferanten nicht, sie bringt ihren Hauswirt um sein sauer erspartes Geld; von den Offizieren lässt sie sich erst Handschuhe und Blumen, dann Logenbillets und Schmuck schenken, bis sie schliesslich unter diesen und jenen Vorspiegelungen Lord Steyne zur Hergabe grösserer Summen zu bewegen weiss. Ihre oft nur zu verwerflichen Bemühungen, in der Gesellschaft sich einen Platz zu erringen und ihn zu behaupten, sind so ausserordentlich geschickt verdeckt, dass viele Leute meinen, es mit einer Lady zu tun zu haben, dass Amelia z. B. noch gegen Ende des Romans von Dobbin aufgeklärt werden muss, wes Geistes Kind Becky in Wirklichkeit sei. So gehört die Gestalt der Becky litterarisch in das Genus des „gemischten Charakters" und die Spezies „Snob", die beide als solche in einem eigenen Abschnitt systematisch behandelt werden sollen.

Damit Becky möglichst wenig heroisch erscheine, stattete Thackeray sie mit den folgenden vier Zügen aus: er machte sie zur Jüdin, zur Gouvernante, zur Mesalliance-Ehefrau, zur Mätresse.

Als die erste Jüdin, die in einem englischen Roman eine führende Rolle spielt, erscheint die Berenice in Maria Edgeworths „Harrington" (1816). Liest man aber den Roman bis zu Ende, so erfährt man, dass sie in Wirklichkeit von einer christlichen Mutter stammt und auch getauft ist. Maria Edgeworth hatte nämlich nur auf die besondere Bitte einer Amerikanerin die Darstellung einer Jüdin unternommen. Schließlich scheint ihr aber die Sache leid geworden zu sein, und so machte sie dem tapferen Ankämpfen des Helden gegen alle Vorurteile am Ende des Romans durch jene Aufhellung von Berenices Taufe ein Ende. Scotts Rebecca im „Ivanhoe" (1820) ist also auf diese Weise die erste Jüdin als Hauptperson im englischen Roman vor Thackeray, ja sie ist offenbar erst der Anlass geworden, dass Thackeray bald zu Anfang des Romans uns darauf aufmerksam macht,



dass Becky eine Jüdin sei. Schon 1846 hatte Thackeray ja die „Proposals" seiner Ivanhoe-Parodie im „Punch" herausgebracht, und es ist durchaus in ihrem Geiste, wenn er in dieser Scotts Rebecca gegenübergestellten Gestalt aus dem volltönenden „Rebecca" das geringschätzige Diminutivum „Becky" machte und daran gar den höchst ominösen Namen „Sharp" fügte. So aufopferungsvoll Rebecca die Kranken pflegt, eine treuliebende Tochter stets ihrem Vater, so wenig kümmert sich Becky um Mann oder Kind oder einen der Nebenmenschen, und wenn Isaacs Tochter freigebig den Armen ihr Los zu erleichtern sucht, so erleichtert Frau Crawley Herrn Raggles, die Lieferanten, Lord Steyne und die jungen Offiziere um ihr Geld. So ist die Gestalt der Becky Sharp der aufbauende Teil des in „Rebecca and Rowena" begonnenen Protestes gegen Scotts Menschendarstellung.

Eine Bestätigung dafür, dass dieser Faktor der Jüdin von diesem Proteste seinen Anlass nahm, scheint darin zu liegen, dass nach den ersten Lieferungen Thackeray nicht mehr von Beckys Judentum spricht, als habe er vergessen, dass er überhaupt davon gesprochen. Ob sie z. B. sich habe taufen lassen, wie es mit der Trauung, der Taufe des kleinen Rawdon gehalten worden sei, wird nicht einmal gestreift; ebensowenig werden ihre Verwandten irgendwie herangezogen im weiteren Verlaufe des Romans. Jedenfalls ist an das, was Becky spricht oder tut, an keiner Stelle des Werkes ein verallgemeinerndes hierauf bezügliches Urteil geknüpft.

Solche verallgemeinernden Schlussfolgerungen hatten aber nicht gefehlt, als Thackeray in seinen früheren Arbeiten Jüdinnen einführte, nämlich in den „Fatal Boots" (1839) und in „Miss Löwe" (1843)[1]. Da letzteres Werk ja als autobiographisch betrachtet werden darf[2],

1) Vgl. S. 6.
2) Melv. I 215.

so haben wir in Becky Sharp noch einen Reflex von jener Miss Löwe, mit der Thackeray, seinen Biographen zufolge, während seines Aufenthaltes in Deutschland unliebsame Erfahrungen machte, ohne dass man Genaueres habe darüber erfahren können. Glaubte doch auch Lord Steyne, Rawdon und seine Frau hätten gemeinsame Sache gemacht, um ihn auszubeuten.

Die Gouvernante war ja dem Zeitalter Richardsons eine fremde Erscheinung, und so dürfen wir sie vor der Wende des 18. Jahrhunderts kaum im englischen Roman erwarten. 1801 stellte Maria Edgeworth in „The Good French Governess“ (Moral Tales) eine Erzieherin dar, die es versteht, ihren Unterricht zu einer Freude für die Kinder zu machen. Die Gestalt dient der Verfasserin hauptsächlich dazu, ihre eigenen Ansichten über gute und schlechte Erziehung vorzutragen. Jane Austen gibt 1809 der Titelheldin von „Emma“ in der Miss Taylor eine Gouvernante, deren Tätigkeit aber vor der Handlung des Romans durch ihre Heirat mit Mr. Weston abgeschlossen war. Wir erfahren nur, dass sie der ihrer Mutter beraubten Emma eine treue Beraterin gewesen war, ja, ihr die Mutter ersetzt hatte. Miss Mitford bietet in „Our Village“ (1819) zwar eine Studie von einer tüchtigen und beliebten Jugenderzieherin in „The Village Shoolmistress“, aber mit der Gestalt der Gouvernante hat sie sich nicht beschäftigt. Dickens hat diese Figur mit der „writing and ciphering governess“ Miss Gwynn im 16. Kapitel der „Pickwickier“ (1835) und der Miss Lane (Nikolas Nickleby 1839) flüchtig angedeutet, auch die Ruth Pinch in „Martin Chuzzlewit“ (1844) ist nicht mehr in den Vordergrund gerückt: da sie nicht allzu höflich von ihrer Herrschaft behandelt wird, veranlasst ihr Bruder sie — noch im ersten Teile des Romans —, ihren Beruf aufzugeben, und bald darauf verheiratet sie sich mit John Westlock. Erst 1848 widmet Charlotte Brontë der Gouvernante Jane Eyre eine tiefgehende psychologische Studie, indem sie als Erste

mit dem Ernst des ethischen und sozialen Problems sich abmüht. Wenn Thackeray wenig vor ihr und ohne von Charlotte Brontë zu wissen [1]), die eine seiner Hauptfiguren zur Erzieherin machte, so tat er es hauptsächlich, um das Missverhältnis krasser hervortreten zu lassen, das zwischen ihrem Bildungsgrad und dem ihrer „Herrschaft“ besteht, an deren Tisch sie isst, ohne doch an Rang ebenbürtig zu sein, und aus deren Mitte sie sich einen Mann holt, um schließlich gar als „ehemalige Gouvernante“ Prinzen von Geblüt auf ihren Soiréen zu begrüssen.

In den früheren Werken Thackerays kommt eine Erzieherin nur in dem fragmentarischen Entwurf „The Orphan of Pimlico“ (1841) vor. Becky als Gouvernante ist eben nur die zur Trägerin der Handlung beförderte Erzählerin von dem Titelblatte jenes Fragments, so zurückgehend auf Yellowplush, „früher Diener in vornehmen Familien“ [2]). Bestimmte Einzelzüge sind von ihr nicht zu Becky Sharp weitergegangen, wie denn Thackeray überhaupt auf ihr Gouvernantentum nicht mehr eingeht als nötig war, um der „Heldin“ des „novel without a hero“ eine antiheroische, schiefe Mittelstellung zwischen dem Dienstboten und der gesellschaftlich gleichberechtigten Intellektuellen zu geben.

Diese Gouvernante, die Tochter der Ballettänzerin, lässt Thackeray nun einen Gardeoffizier heiraten. So ist sie nicht nur unaufhörlichen Demütigungen seitens seiner adligen und hochmütigen Verwandten ausgesetzt, sondern kommt auch aus materiellen Sorgen nicht heraus, da ihr Mann ihretwegen enterbt wird, nicht gesonnen, wohl auch nicht recht fähig, die Mittel zu einem standesgemäßen Leben durch seiner Hände Arbeit zu verdienen.

Die Gestalt der Frau, die mit einem vornehmeren Manne durch eine „Missheirat“ verbunden ist, war zu-

1) Melv. I, 225 ff.

2) Vgl. S. 6.



erst von Richardson in der „Pamela“ (1740) behandelt worden. Das Dienstmädchen, das hier ihren Herrn heiratet, erringt sich jedoch in ihrer glücklichen Ehe eine ausserordentlich geachtete Stellung, dank der Reinheit ihrer engelgleichen Seele, dem angeborenen Adel ihres Benehmens und einem nicht geringen Mass an Lebensklugheit. Abgesehen von Episodenfiguren wie der „woman of the town“, die der biedere Strap heiratet, der Miss Williams in Smollets „Roderick Random“ (1748), finden wir erst bei der Burney (Evelina 1773) in der Madame Duval die ordinäre Frau eines ihr gesellschaftlich weit überlegenen Mannes wieder. Frau Duval fühlt sich aber durchaus nicht gedrückt in der Gegenwart der gebildeten Leute, da ihre überlaute Unverfrorenheit sie gar nicht zur Empfindung ihrer mangelhaften Bildung kommen lässt. Der komische Effekt, den sie auf diese Weise durch ihre Unterhaltung hervorruft, wie z. B. in der von Dr. Johnson so gerühmten banausischen Beurteilung der Hayman-Bilder in Vauxhall, wurde von Thackeray nach der umgekehrten Richtung gewendet: Die von den adligen Damen so von oben herab Behandelte empfindet zwar die ihr versetzten Stiche, wenn sie es sich auch nicht merken lässt, aber geistig steht sie über ihren Verächtern: man erinnere sich z. B. an die Szene, wo sie durch ihr elegantes Französisch die hochmütigen Ladies zur Verzweiflung treibt. Dass sie selbst wiederholt auf ihre niedrige Herkunft hinweist, ist ein neuer Kunstgriff in dieser neuen Thackerayschen Zeichnung der Mesalliance-Ehefrau, für die keinerlei Vorstufe in seinen früheren Arbeiten zu finden ist.

Wenn Thackeray schließlich noch die verheiratete Becky straucheln, ja ihre Gunstbezeugungen um Buketts und Theaterbillets, zuletzt um Diamanten und Banknoten verkaufen lässt, so unternahm er damit ein grosses Wagnis. Das prüde englische Volksempfinden hat sich von jeher dagegen gesträubt, die Heldin eines englischen Romans fallen zu sehen. Bei einer Wild-



hüterstochter von so niedriger Moral, wie Molly Seagrim im „Tom Jones" sie bekundet, oder auch den mehr episodenhaften Mätressen Roderick Randoms, Peregrine Pickles und des Grafen Fathom beruhigte man sich gewiss damit, dass es da nicht viel zu verführen gab. Bei einer Clarissa Harlowe aber oder der Tochter des Pfarrers von Wakefield mussten Gewalt und List entschuldigen. Der Damenroman des Burneykreises, der ja eine praktische Kundgebung gegen die Unmoral der Fielding und Smollett darstellt, ging mit pflichtgemässem Erröten dem Problem aus dem Wege, indem „Nature and Art" (1797) der Inchbald eine durch die Entstehungszeit einigermassen erklärte Ausnahme bildete. Ja noch 1859 wagte Dickens in „Tale of two Cities" nicht, eine Britin straucheln zu lassen, sondern wählte dazu eine Französin.

Ist der Typus der „femme entretenue", die so mit Becky von Thackeray in den englischen Roman eingeführt wird, kein hier bodenständiges Gewächs, so weist uns der Ausdruck selbst leicht eine Spur, wo wir wohl ihrer Herkunft nachzugehen haben, ja wir finden bald eine ganz bestimmte Gestalt, die ausserordentliche Ähnlichkeit mit derjenigen Beckys aufweist: Valérie Marneffe aus Balzacs „Cousine Bette" (1846/47).

Valérie Marneffe ist gleich Becky recht niedrigen Herkommens, aber von der Natur mit jener faszinierenden Anziehungskraft ausgestattet, die ihr Alle in ihre Netze treibt, auf die sie ihr Augenmerk gerichtet hat. Verheiratet mit einem kleinen Schreiber im Ministerium hat sie gleichzeitig einen wahren Heisshunger nach den Genüssen dieses Lebens. Sie will glänzen, sie will ein Haus machen, sie will kostbare Toiletten tragen, in denen ihr köstlicher Körper zur Geltung komme. Erst lässt sie sich Handschuhe schenken, wie Becky, dann Buketts, Logenbillets, dann Schmuck und schliesslich gewaltige Summen. Man spielt in ihrem Hause, das bald von aller Welt als charmant aufgesucht wird, in dem sich die elegante Welt trifft. Wie über Beckys Salon schwebt

auch über dem der Marneffe etwas Unheimliches. Alle Welt weiss, dass es bei dem von diesen Leuten getriebenen Aufwand nicht mit rechten Dingen zugehen könne. Jeder kennt das Einkommen oder Nichteinkommen Rawdons und Marneffes, und doch, wenn man diese Ehemänner sieht, wie sie jeden Schein des Unehrbaren um sich her zu unterdrücken wissen, wie sie die bedenklichsten Dinge mit der grössten Natürlichkeit zu umkleiden verstehen, dann weiss man selbst nicht, woran man ist, und ist bald so entschieden für sie eingenommen wie gegen sie.

Thackeray hat dem englischen Moralempfinden in V. F., so weit es irgend anging, Rechnung getragen, durchaus in Übereinstimmung mit seinen in den „Englischen Humoristen" geäusserten Anschauungen. Mit großer Mühe hat er Becky durch die Engen und Klippen ihres Abenteurerlebens geleitet, ohne eine englische Wange erröten zu machen, er ist auch schon wohlbehalten im 53. der 67 Kapitel angelangt, da ereilt ihn sein Verhängnis in der bekannten Souperszene, deren verschleierte Pikanterie viel indezenter ist als die gröbste Nudität. Thackeray wäre ohne diese Szene ausgekommen, wäre es nötig gewesen; andererseits hätten wir eher Andeutungen über Beckys zweifelhafte Banknoten erwarten sollen, wenn Thackeray von vornherein mit einer ähnlichen Szene gerechnet hätte. Führt er daher seine Leser so spät erst an einen so sündigen Ort, so haben wir hier wohl französischen Einfluss anzusetzen, der seinen zögernden Fuss plötzlich fest auftreten ließ. Vergegenwärtigen wir uns nun, dass „Cousine Bette" 1846/47 erschien, also zeitig genug, bevor jene Kapitel geschrieben wurden — bei der Bedeutung des Romans, der zu Balzacs Meisterwerken gehört, dürfen wir ihn schon als Thackeray bekannt annehmen, obwohl ja ein sicherer Beweis hierfür nicht vorliegt — so ergibt sich leicht die Vermutung, dass dieses Werk den geschilderten Einfluss auf die Gestaltung von V. F. ausübte, selbst wenn gewisse Umrisse

der Gestalt schon vorher für Thackeray festgestanden hätten. Dass Valérie übrigens gleich Becky ihre Haupttriumphe im Salon ihrer Gesangskunst verdankt, andererseits über ihren Gesellschaften ihren Knaben schmählich vernachlässigt, möge zur Vervollständigung der Parallele erwähnt sein, die als solche litterarhistorisch von Bedeutung ist, auch wenn die Gründe für eine anzunehmende direkte Abhängigkeit der einen Figur von der andern nicht als zwingend bezeichnet werden können.

Dass Thackeray überhaupt der Gestalt der gefallenen Frau näher trat, dafür mag der über alles von ihm geliebte „Gerfaut" des Bernard von Gewicht gewesen sein. Doch sind hier die Seelenkämpfe der vornehm empfindenden Frau, die sich in den Freund ihres Mannes wirklich verliebt hat, die Hauptsache, und auch sonst ist keinerlei Ähnlickeit mit Becky vorhanden. Selbstmord nach dem Fehltritt zu begehen, lag der Becky wirklich nicht. Auf der andern Seite wird es gut sein, sich des wegwerfenden Urteils zu erinnern, das Thackeray über die flexibeln Eheverhältnisse im französischen Roman fällte.

Eine Frau, die zu einem Lord nicht ganz einwandfreie Beziehungen hat, war von Thackeray selbst 1843 im Eingang des „Ravenswing" mit knappen Strichen vorskizziert worden. War doch das Haus, in dem die frühere Tänzerin mit ihrem Manne, dem einstigen Kammerdiener des Lord Slapper, wohnt, von seiner Lordschaft eingerichtet worden, und die Leute munkelten allerlei, worauf der Verfasser nur nicht eingehen wolle. Vergangenes solle man vergangen sein lassen.

Haben wir so die Gestalt der Becky Sharp kennen gelernt als einen Komplex mannigfacher Verschiedenheiten und fortentwickelt aus Vorstufen bei Thackeray selbst wie bei englischen und französischen Romanschriftstellern, so brauchen wir nicht zuviel Gewicht zu legen auf die Frage nach einem lebenden Modell aus Thackerays Bekanntenkreis. Anne Ritchie erzählt[1]), wie sie eines

1) Biogr. Ed. I. p. XXX.

Tages als Kind jene Dame in ihres Vaters Hause vorsprechen sah, die allgemein als das Urbild der Becky angesehen wurde. Thackeray hätte auf alle diesbezüglichen Fragen nur mit einem Lächeln geantwortet, doch nie die Sache direkt zugegeben.

Amelia Sedley ist Becky Sharps Widerspiel; was ihre Bedeutung für die Handlung anlangt, so macht sie Becky fast den Rang streitig, ja Thackeray hat sogar von ihr gelegentlich — wohl aus Versehen — als von „our hero" gesprochen[1]). Indem sie George Osborne heiratet, nach dessen Tode sie sich lange gegen die unermüdlichen Werbungen Dobbins ablehnend verhält, um ihn am Schluss des Werkes doch zu erhören, ist sie die weibliche Hauptfigur einer mit Beckys Geschichte parallel laufenden eigenen Handlung.

Amelia ist gutmütig, selbstentsagend, stets zum Entschuldigen bereit, übertreibt aber diese guten Eigenschaften bis zum Fehler. Wenn George so oft von Hause fortbleibt, weil er die Gesellschaft Beckys unterhaltender findet, wenn er sein geduldiges kleines Frauchen tyrannisiert und mit herablassender Gönnerschaft behandelt, dann ergibt sie sich in ihr Schicksal, ohne aktiven Widerstand zu leisten; als er z. B. von jenem historischen Ball in Brüssel nach Hause kommt, tut sie, als ob sie schon längst schliefe, „nur um ihm nicht durch ihr Wachbleiben Vorwürfe zu machen." Indem sie George immer wieder vor sich selbst zu entschuldigen sucht, ist sie in gewisser Weise selbst schuld, dass er von ihrer „Freundin" sich mehr und mehr umgarnen lässt, bis er in jenem Billet, wenige Zeit nach seiner Hochzeit, Becky auffordert, mit ihm in das Weite zu gehen. Für diese Zerstörerin ihres Eheglücks hat sie lange Jahre nachher noch immer neue Scheingründe, die „die arme Irregeleitete" entlasten sollen. Ihrer abgöttischen, über das Grab hinaus währenden Liebe für ihren Mann muss Becky selbst am

1) Biogr. Ed. I. 626.



Schlusse des Romans durch eben jenes Briefchen die Augen öffnen; erst dann erkennt sie, wie wenig ihr Mann es verdiente, dass sie seinetwegen gegen die Werbungen eines Dobbin so hart war.

Ist Becky klug wie die Schlangen, Amelia aber ohne Falsch wie die Tauben und gar nicht lebensklug, so haben wir in dieser gutmütigen Dummheit eben die komplementäre Farbe des Snobs.

Diese Gestalt der „dummen Tugend" ist gar nicht so häufig im englischen Roman, als man bei der Vermeidung der unmoralischen Gestalten annehmen sollte. Richardsons Pamela (1740) wandelt zwar auf den steilsten Pfaden der Tugendhaftigkeit, äusserst kluge Berechnung ist jedoch der bessere Teil ihrer Tugend. Eher dürfen wir Fieldings Amelia (1751) als ihrer Namensschwester in V. F. wesensverwandt ansprechen. Die Frau des Kapitäns Booth ist auch von einer nicht zu entwaffnenden Güte. Ihr Mann kann noch so viele leichtsinnige Streiche begehen, die keine Frau verzeihen würde, Amelia findet immer wieder ein gutes Wort, eine Freundlichkeit, um dem Reumütigen seine Schuld zu erleichtern. Für ihn scheut sie nicht den Weg zum Pfandleiher und zum Schuldgefängnis, so schwer es ihr auch fällt; während ihr Mann einige Goldstücke im Kartenspiel verliert, bereitet sie zu Hause für ihn das berühmt gewordene „supper of hashed mutton", wobei sie sich selbst ein Gläschen Weisswein versagt, das doch nur wenige Pfennige kostet. Dass Thackeray seiner Figur den Namen Amelia gab, ist wohl als eine Verbeugung vor Fielding zu betrachten, in dem er ja einen der grössten Schriftsteller liebte, und zugleich als eine Anerkennung des Verwandtschaftsverhältnisses der beiden Gestalten. Aber wie Fieldings Amelia derjenigen von V. F. dadurch überlegen war, dass sie bei aller masslosen Nachsicht doch nicht blind gegen ihres Mannes Verfehlungen war, z. B. sein Verhältnis zu Miss Matthews klar durchschaute, so suchen wir überhaupt vor Thackeray

vergeblich nach einer ganz entsprechenden Figur. Besonders auffällig ist ihr Fehlen in den an weiblichen Gestalten so reichen Romanen der Burney, Edgeworth und Austen. Ja, wir vermissen sogar vor Scotts Rowena die schlechthin gutmütig-unbedeutende Frau, die doch die Grundform des Amelia-Typus darstellt. Wenn wir uns dann Thackerays Urteil über Scotts Rowena vergegenwärtigen: „such a frigid piece of propriety as that icy, faultless, prim, niminy-piminy Rowena, that vapid flaxenheaded creature“ und uns erinnern, dass ja schon 1846 im Titel der Ivanhoe-Parodie Rebecca und Rowena einander gegenübergestellt waren, so wird die Vermutung zur Gewissheit, dass Thackeray in V. F. der allzu klugen, egoistischen Becky eine gar zu gutmütige, lebensunkluge neue Rowena gegenüberstellen wollte, bei deren Ausgestaltung er sich im wesentlichen an Fielding anlehnte, sich aber auch in erheblichem Masse auf seine eigenen Vorstudien der stets zum Nachgeben, Entschuldigen und Entsagen bereiten Frau stützte.

Dass Thackeray schon früh, 1839 in „Stubbs's Calendar“ und 1843 in „The Ravenswing“, einfältig-gutmütige, übertrieben selbstlose Frauen in der Mutter des Stubbs und in der Morgiana zur Darstellung brachte, habe ich auf S. 9 näher ausgeführt, dort auch schon darauf hingewiesen, wie die Amelia von V. F. bis in auffällige Einzelheiten hinein sich besonders an die Vorstudie der Morgiana anlehnt.

Lady Crawley, die Tante von Beckys Mann Rawdon Crawley, ist die dritte weibliche Hauptfigur des Romans. Ohne ihre Härte gegen ihren Neffen würde es zu der Abenteurerlaufbahn Beckys und ihres Mannes nicht gekommen sein; d. h. die Hauptgeschehnisse des Romans nehmen von ihr ihren Ausgang, wie denn auch gerade durch ihren Adelsstolz die Gestalt der Becky ihre schärfsten Umrisse erhält. Solange Becky die alte Dame mit ihren Einfällen und scharfen Beobachtungen belustigt, so lange ist sie angenehm; ja, dass sie mehr Esprit hat als

eine ganze Reihe adliger Damen zusammen genommen, stellt Lady Crawley mit grossem Vergnügen fest. Sobald aber die „schlaue Hexe“ die Hand nach ihrem Neffen auszustrecken wagt, wird aus der unentbehrlichen Gesellschafterin ein tötlich gehasster und verachteter Eindringling. Rawdon mag es noch so toll treiben als Gardeoffizier, trinken, spielen und lieben, die „alte Heidin“ freut sich, im Innern selbst locker, mit geheimem Stolze, dass ihr schneidiger Neffe kein Duckmäuser ist. Sie sieht wohl auch seiner „Liebelei“ mit der kleinen Gouvernante mit innerem Behagen zu, als sie aber vor die vollendete Tatsache der „Messalliance“ gestellt wird, da — ähnlich wie bei Squire Western und den bald verwöhnten, bald verworfenen Tom Jones und Sophia — streicht ihr Sinn für „respectability“ den bisherigen Liebling von der Liste selbst ihrer Bekannten. Sie enterbt ihn, indem sie das ihm zugedachte Vermögen seinem jüngeren Bruder zuschreibt, und setzt ihm in ihrem Testament ein paar Schillinge aus, deren Ziffer bei Rawdons Talent zum Geldausgeben wie ein Scherz sich ausnimmt. Mit Glücksgütern reich gesegnet, macht sie doch gar keinen „adligen“ Gebrauch davon. Sie ist niedrig geizig, obwohl sie in Wirklichkeit nur für die lachenden Erben spart. Als die reiche Erbtante ist sie von „affectionate relatives“ umgeben — vgl. Thackerays Zeichnung —, die jedoch nur auf ihr Ableben warten.

Ausgerüstet mit einer ungewöhnlichen Menschenkenntnis, die sie z. B. auch die wahren Gedanken der freundlichen Erben durchschauen, Rawdons spätere Briefe sofort als von Becky geschrieben erkennen lässt, ausserdem von der Natur mit einer schnellbeweglichen, giftigen Zunge bedacht, ist sie so recht die Vertreterin der kosmopolitischen Medisance, bei der ihr ihre weiten Reisen zu statten kommen. Keine Schwäche ihrer lieben Mitmenschen entgeht ihrem Auge oder ihrer Zunge, und die Freuden über so ausgeteilte Wunden sind ihre reinsten.

Um ihrer zynischen Bosheit die rechte Unterlage zu

geben, andererseits auch um ihre Stellung als Erbtante plastischer herauszuarbeiten, machte Thackeray sie zur alten Jungfer. Einsam, ohne Freund noch Freundin steht sie bei ihrem Tode da, wie sie ihr Lebtag keinen rechten Freund gehabt, vielleicht nicht gewollt noch gebraucht hat, von jeher misstrauisch und egoistisch.

Der Gestalt der Tante ist in der englischen Prosa vor Thackeray nicht viel Platz eingeräumt worden. So kommt sie bei Addison gar nicht vor, wie er denn auch den Onkel nur in einer Ausnahmestellung, nämlich als zu jugendlichen, nicht genügend respektierten Verwandten flüchtig skizziert hat. Richardson hat in seinen beiden ersten Romanen nirgends der Tante Bedeutung für die Handlung gegeben. Erst 1748 bietet Fieldings „Tom Jones“ eine ausführlichere Behandlung dieser Gestalt. Sophias Tante, die Schwester von Squire Western, bereitet ihrer Nichte heftige Auftritte, weil sie sich eine so wenig standesgemässe Partie ausgesucht habe wie Tom Jones. So gut sie es mit Sophia meint, quält sie sie doch auch später noch mit Heiratsprojekten. Sophia soll durchaus den ihr verhassten Lord Ferramar heiraten (Buch XVII Kap. IV), und erst am Schluss des Romans wird diese Misshelligkeit zwischen Tante und Nichte beigelegt.

Miss Byrons Tante im „Sir Charles Grandison“ (1753) war in dieser Beziehung verständiger. Auch bei ihr hat Richardson Heiratsprojekte in den Vordergrund gestellt. Aber wenn Mrs. Selby auch ihrer Nichte rät, was ihr bezüglich der Anfrage der Countess-Dowager of D— das beste scheine, einen bestimmten Einfluss auf die Entschließungen Miss Byrons will sie nicht ausüben und führt die nötige Korrespondenz zwischen den Parteien mit der wägenden Umsicht einer ehrlichen Freundin (Bd. I, Briefe 40—44).

Smollett malte im selben Jahre diese Gestalt derbkomisch aus. Peregrine Pickles Tante ist eine höchst exzentrische Dame, die den Mann ihrer Wahl trotz seinem



Widerstreben an den Altar führt, dann eine „Schreckensherrschaft“ in der Familien-„Garnison“ einrichtet und auch dem Neffen durchaus nicht eine so liebevolle Tante ist wie Trunnion sich gegen Peregrine als den guten Onkel zeigt. In einem Briefe (Kap. 25) fordert sie ihren Neffen mit harten Worten auf, alle seine Beziehungen zu dem Mädchen, das er liebt, abzubrechen, indem sie ihn zugleich an die Tage seiner Niedrigkeit erinnert. Dass Peregrine durch diesen Brief zum trotzigen Bruch mit Onkel und Tante verleitet wird, nimmt bei seinem Charakter nicht wunder.

Bei Goldsmith spielt die Tante keine Rolle. Bei der Fanny Burney war der Platz, den die Tante vielleicht hätte einnehmen können, der Grossmutter und der mütterlichen Freundin (Mrs. Weston) der allein dastehenden Evelina (1778), dem früh verstorbenen Erbonkel der Cecilia (1782) gegeben worden.

Erst 1814 wieder lieferte Jane Austen in der Mrs. Norris (Mansfield Park) eine ausgeführte Zeichnung. Mrs. Norris, deren höchster Lebenszweck darin zu bestehen scheint, sich unnötigerweise mit anderer Leute Angelegenheiten zu beschäftigen, verwendet sich bei ihrem Schwager Lord Bertram, er möchte doch ihre älteste Nichte in sein Haus zur Erziehung aufnehmen, später wolle sie für das Kind sorgen. Am Ende aber, nachdem das Mädchen einige Jahre in der Familie Bertram gewesen ist, weigert sich die Tante, irgend etwas für die Nichte zu tun, und erinnert sich gar nicht, je Versprechungen in dieser Hinsicht gemacht zu haben.

Mehr abstrakte Kathederdemonstrationen der Tante als solcher — etwa in der Art von Thackerays Projektionen „des“ Snobs im „Book of Snobs“ — lieferten Maria Edgeworth 1801 in den „Moral Tales“, Mary Russell Mitford (1809) in „Our Village“. Die Irin sucht in „The Good Aunt“, einer ihrer schwächsten und ledernsten Arbeiten, den guten Einfluss der „Kinderstube“ und einer feingebildeten Tante im besondern dar-

zutun, die Engländerin zeichnet in ihrer trefflichen Sammlung von Skizzen des ländlichen und kleinstädtischen Lebens eine „Aunt Martha“, den guten Geist der Familie, stets hilfsbereit, stets gut aufgelegt und weit und breit beliebt trotz mancher Eigenheit.

1821 beschreibt Charles Lamb in „My Relations“ seine Verwandte, dieselbe Tante Hetty, die ihm Leckerbissen nach Christ's Hospital brachte, wie er in den seiner Schule gewidmeten Erinnerungen selbst erzählt. Ihr Neffe ist ihr das Höchste in der Welt. Thomas à Kempis und katholische Gebetbücher füllen ihre Musse aus. Im allgemeinen schweigsam, fast finster, verrät sie manchmal beim Repartee Witz.

Bei Scott wie bei Dickens ist die Tante wieder in auffallender Weise in den Hintergrund gerückt. Boz stellt zwar in „A Christmas Dinner“ 1835 gleich drei Tanten zusammen, aber diese ihre Eigenschaft ist hier so wenig betont wie bei der Miss Rachael Wardle in den „Pickwick-Papers“, auf deren Stellung zu Herrn Wardles beiden Töchtern kaum Bezug genommen wird.

So steht Lady Crawley als reiche Erbtante ohne eigentliche Vorstufe da. Thackeray selbst beschränkte seine Vorstudien für diesen doch gewiss dankbaren Typus auf jene Tante des Titmarsh (Great Hoggarty Diamond 1841), die auch reich und schrullenhaft ist und die Erbschaftshoffnungen ihres Neffen enttäuscht, im übrigen aber der Lady Crawley wenig ähnelt. Von dieser unterscheidet sich Mrs. Hoggarty schon darum, weil sie keineswegs eine „old spinster“ ist, sondern mehrmals verheiratet war.

Die alte Jungfer war bei Addison durch zwei Briefe im „Spectator“ vertreten. Die eine beschwert sich über einen Witzbold, der sie wegen ihres Alters in einer Madrigalüberschrift verspottet habe, die andere erklärt, über das Alter hinweg zu sein, wo derartige Spöttereien sie verletzen könnten. Im Gegenteil sehe sie es gern,



wenn der Spectator Schwächen ihrer Mitmenschen aufdecke.

Bei Richardson finden wir keinerlei Ausarbeitung dieser Gestalt, wohl aber in Fieldings „Tom Jones". Squire Westerns Schwester ist ein Blaustrumpf, der die gelehrtesten politischen Abhandlungen gelesen hat und den armen Squire in Grund und Boden argumentiert, so dass es bei ihrem reizbaren Temperament nur zu oft zum erbittertsten Zank kommt. Über das Alter hinaus, wo sie noch auf die Ehe zu rechnen hat, erzählt sie ihrer Nichte gern, wie viele Freier sie abgewiesen habe — einer hatte sogar einen Adelstitel —, weil sie eben nicht habe heiraten wollen (Buch XVII, Kap. 4). Aber sie denkt an die Zeiten dieser Bewerbungen doch so gern zurück, dass sie der geschickt schmeichelnden Sophia trotz anfänglichem Grimme Zugeständnisse macht.

Smollets Tabitha Bramble in „Humphry Clinker" (1771) hat ihren Bräutigam durch den Tod verloren. Nachdem ihre energischen Bemühungen in Bath und London, doch noch unter die Haube zu kommen, fehlgeschlagen sind, beschränkt sie sich immer mehr auf sich selbst und verknöchert. Die Anordnungen für den Haushalt füllen ihr Leben aus, von dem sie pessimistisch nichts Gutes mehr erwartet, bis sie schliesslich den Leutnant Lismahago doch in das Ehejoch hineinschmeichelt.

Bei der Burney, Edgeworth, Austen ist der „old maid" keine ausführliche Darstellung zu teil geworden. Entweder handelt es sich hier um junge Mädchen, die sich gegen Schluss des Romans verheiraten, oder um verheiratete Frauen und Witwen.

Wohl aber gehört die Aunt Martha bei der Mitford (s. o.) zu den alten Jungfern. Sie ist bei allen ihren Vorzügen doch etwas „sonderbar". Ihre „fidgetiness", die etwas krankhaft Übertriebenes hat, macht ihrer Umgebung das Leben schwer.

Dickens trat der Gestalt näher in den „Sketches". Miss Lillerton in „A passage in the life of Mr. Watkins



Tottle“ ist eine unbedeutende Persönlichkeit von schwer bestimmbarem Alter, Miss Wardle in den „Pickwickiern“ eine mit Würde auftretende Dame jenseits der besten Jahre, die trotzdem Herrn Tupmanns Herz umstrickt, sich aber dann von dem famosen Herrn Jingle bezaubern lässt. Im Jahre 1846 entwickelte Dickens diese Gestalt der trotz „reifem“ Alter liebessehnsüchtigen „spinster“ in der Miss Lucretia Fox („Dombey and Son“), die noch mehr auf das Decorum sieht als Miss Wardle, die Bewunderung von Major Bagstock erregt und ihre Hoffnung, Mrs. Dombeys Nachfolgerin zu werden, erst spät in Resignation auflöst.

Der scharfe, boshafte Ton, auf den Thackeray seine Lady Crawley gestellt hat, war vor ihm nicht durch das Moment der „old maid“ gestützt worden. Auch in seinen früheren Werken findet sich keinerlei Vorstudie.

In der Besprechung der männlichen Hauptgestalten unseres Romans gebührt der erste Platz Rawdon Crawley, Beckys Lebenspartner in ihrer Abenteurerlaufbahn. Wenn man den hochgewachsenen Gardeoffizier auf dem Kasernenhof sieht, wo er als der beste Schütze und der beste Reiter des Regiments anerkannt ist, oder im Kasino, wo er am Billard und am Kartentisch stets Herr der Situation ist, oder im Salon, wo er die Frauen so leicht bezwingt, dann ist man geneigt, sich imponieren zu lassen. Sieht man aber genauer zu, so merkt man, dass man es mit einem höchst unbedeutenden Menschen zu tun hat, an dem es wenig Bewundernswertes gibt.

Damit dieses Missverhältnis zwischen Schein und Wirklichkeit recht hervortrete, hat Thackeray sich zweier Mittel bedient: Er hat dem Kriegsmanne mit dem schwerfälligen, mächtigen Körper ein schmächtiges, behendes Frauchen gegeben, das ihm zwar gesellschaftlich unterlegen ist, geistig ihn aber weit überragt, ihm die Briefe diktiert, für ihn die Geschäftsverhandlungen mit den Gläubigern führt und den grossen Bären ganz nach ihrer

Pfeife tanzen lässt. Dann hat er den zu grossen Ansprüchen an das Leben Erzogenen in eine Lage versetzt, wo er sich plötzlich aller Aussichten auf das erwartete Vermögen beraubt sieht. Seine Tante, deren Liebling er erst war, enterbt ihn wegen seiner Heirat mit Becky. Da er nichts rechtes gelernt hat, wenigstens nichts, womit er sich ein standesgemässes Auskommen verdienen könnte, so hält er sich mit recht zweifelhaftem Billard- und Kartenspiel, Wetten und skrupellosem Schuldenmachen über Wasser. Wenn auch alle Welt über seine befremdende Geschicklichkeit im Spiel sich allerhand zuraunt, den Aufwand, der in seinem Hause gemacht wird, zu seinem bekannten Nichteinkommen fragend in Beziehung setzt, er selbst sieht nichts Ehrenrühriges in seiner verwegenen Kunst „how to live well on nothing a year".

1743 hatte Fielding in dem Titelhelden seines „Jonathan Wild the Great" einen Menschen gezeichnet, dessen ganzes Leben aus Diebstahl, Betrügerei beim Kartenspiel und Hochstapeleien besteht und der sein Gaunerleben sich nach eigener Philosophie sogar als etwas Grosses, durchaus nicht Verwerfliches zurechtlegt. In seinen fünfzehn goldenen Regeln für Verbrecher und solche, die es werden wollen, zeigt er, wie auch das Gaunerhandwerk erlernt sein wolle, wie man zur Überwindung der falschen Sentimentalität ein gut Teil Selbstbeherrschung, zur Wahl und Durchführung der richtigen Mittel Intelligenz und Kaltblütigkeit brauche.

Stellt sich „Jonathan Wild the Great" schon durch den Titel als reine Satire dar — wenn das Werk auch seinen Ausgang nahm von jenem Räuber gleichen Namens, der 1725 in Tyburn gehängt wurde und dem Defoe im selben Jahre noch eine Lebensbeschreibung widmete —, so machte Smollett zehn Jahre später in „Ferdinand Count Fathom" (1753) einen Menschen zum Helden seines Romans, dessen Leben eine Kette von Schurkenstreichen und Verbrechen ist und der doch nach aussen hin sich

ein gewisses Ansehen zu geben weiss. Dieser sogenannte Graf Fathom ist der Sohn einer Schnaps trinkenden Marketenderin; wer sein Vater war, weiss man nicht genau. Ein Graf lässt ihn später mit seinem Sohne gemeinsam erziehen. Aber Ferdinand brennt eines Tages durch, indem er zugleich den Sohn seines Wohltäters vollständig ausplündert, und er beginnt ein Abenteurerleben, zu dem er sich die Mittel durch falsches Spiel und Hochstapeleien verschafft. Zeitweilig fährt er sogar in goldstrotzender Karosse, vom höchsten Adel als ebenbürtig behandelt.

Die Gestalt des Industrieritters, der nach aussen hin die Respektabilität zu wahren weiss, ruht dann für etwa 80 Jahre. Captain Waters in Dickens' „Sketch Book“ (The Tuggs's at Ramsgate 1835) benutzt seine ohne Berechtigung getragene Uniform und die schönen Augen seiner Frau, um einen Gimpel um 1500 Pfund zu bringen, etwa wie Lord Steyne und mancher andere Becky als den Köder bei Rawdons Manipulationen betrachtet. In „Bentley's Miscellany“ fand Thackeray in demselben Jahr 1837, wo er seinen „Professor“ hier veröffentlichte, eine jetzt fast verschollene Skizze von Dickens: „The Pantomime of Life“. Der Kapitän Fitz-Whisker ist wieder ein Betrüger in Uniform. Durch sein pomphaftes, säbelrasselndes Auftreten entlockt er einer Unzahl von Gewerbetreibenden Waren, die er sofort durch einen Komplizen zu Geld machen lässt.

1839 brachte Thackeray in diese Gestalt des vornehm auftretenden Betrügers das Moment des vermögenslosen Sohnes einer adligen Familie hinein. Der ehrenwerte fünfte und jüngste Sohn des Earl of Crabs mit dem bezeichnenden Namen Percy Deuceace erhält den ausgeworfenen reichlichen Monatswechsel niemals ausgezahlt — man muss dabei unwillkürlich an Fieldings Universitätszuschuss denken — und lebt nun davon, dass er junge Leute von Vermögen im Kartenspiel rupft.

Ein Jahr später legt Stubbs in Thackerays „Fatal



Boots“ solche Geschicklichkeit im Whist und Billardspiel an den Tag, dass viele sich weigern, mit ihm zu spielen, wie ja auch mancher von Rawdons Regimentskameraden sich nicht mehr mit ihm an den Spieltisch setzen wollte.

1840 zeichnete Thackeray in „Catherine“ im Fähnrich Macshane eine jener zweifelhaften Existenzen, die da ernten, ohne gesät zu haben, und ein glänzendes Leben führen „upon nothing that anybody knew of, or of which he himself could give any account.“ Wie sie immer wieder Obdach und Nahrung für den folgenden Tag bekämen, sei ein wahres Wunder. Aber weit davon entfernt, bei ihrem Nichteinkommen zu verhungern, lebten sie vielmehr „quite comfortably“.

Im selben Jahre widmete Thackeray dem militärischen Kartenbetrüger und seinem Opfer in „Captain Rook and Mr. Pigeon“ eine mehr doktrinäre Studie der genannten Typen. Mit „Barry Lyndon“ (1840) nahm er dann die Tradition Fieldings und Smolletts in einem grösseren Roman wieder auf. Die Einkleidung des Romans in die autobiographische Form, der selbstzufriedene Ton, in dem dieser eben noch geprügelte gemeine Soldat des friederizianischen Heeres sich brüstet, dass Herzoginnen mit ihm tanzen, sein eigener Glaube an die innere Grösse seiner skrupellosen Hochstapeleien stimmen zu „Jonathan Wild the Great“, die Übertragung der Satire auf den Träger einer buntbewegten, an wechselnden Kriegserlebnissen reichen Handlung zu „Count Fathom“. Weist doch die goldene Kutsche, durch die Barry Lyndon sich beim Adel Eingang verschafft, nur zu deutlich auf die mit gleichem Erfolge verwendete des „Count“ hin. Hatte Thackeray überdies vielleicht gerade unter Smolletts Einfluss diesen Abenteurer in das historische Kostüm des vergangenen Jahrhunderts gesteckt, so war ein nur zu natürlicher Schritt, dass er 1847 in Rawdon Crawley den hochstaplerischen Offizier in den Mittelpunkt eines Gegenwartsromans rückte, der in der allerjüngsten Vergangenheit spielt. Dickens' Captain Watts,

der maquereau und Kartenbetrüger, und Captain Fiercy, der die Lieferanten um ihr Geld und ihre Waren bringt, schmolzen hier zusammen mit Thackerays mittellosem Sohn einer adligen Familie, Deuceace, und den andern Kartenbetrügern und Industrierittern Stubbs, Macshane, Captain Rook und Barry Lyndon.

George Osborne, Rawdons Regimentskamerad und Amelias Gatte, ist die männliche Entsprechung des Ameliatypus. Von Hause aus gutmütig und freigebig, ist er andererseits beschränkt und charakterschwach. Er heiratet Amelia zwar, obwohl ihr Vater bankrott geworden ist und sein eigener Vater nun entschieden gegen die Verbindung spricht, aber er tut es nur auf das Drängen seines Freundes Dobbin hin und aus einem sorglosen Optimismus heraus, der sich der eigenen Trefflichkeit zu bewusst ist und vermeint, alle Schwierigkeiten spielend aus dem Wege zu räumen. Sein Vater und seine Frau haben ihm so oft gesagt, er sei der hübscheste Kerl des ganzen Regiments, dass er sich gar nicht bemüht, seinen Gesichtskreis über die egoistische Pflege seines schönen Ichs hinaus zu erweitern, ja einer Kokette wie Becky fast beim ersten Ansturm erliegt und ihr bald nach seiner Hochzeit etwas von gemeinsamer Flucht schreibt, obwohl Becky sich nicht eine Sekunde für dieses ihr Spielzeug, den „flachköpfigen Cupido“, ernster interessiert hat. Noch in der ersten Hälfte des Romans lässt Thackeray ihn durch den Tod auf dem Schlachtfelde seine Treulosigkeit gegenüber der ihn blind liebenden Amelia sühnen.

Mit dem „Beau“ hatte sich schon der „Spectator“ mehrfach beschäftigt (1711). Ein „old beau“, der sich seit 30 Jahren jeden Tag anders kleidet, wird in den „Ugly Club“ eingeführt[1]), ein andermal der Kopf eines Beaus seziert, wobei anstatt des Gehirns Bänder, Spiegel

1) No. 48.

und Parfüms gefunden werden[1]). In einer Zeitschrift wird als passende Beschäftigung für diesen „most idle part of the kingdom“ das — Stricken vorgeschlagen[2]). An anderer Stelle wird auf Etheredges „The Man of Mode“ Bezug genommen, d. h. auf Beau Hewit, eine damals bekannte Persönlichkeit aus Herefordshire: Der Held des Stückes sei in Wirklichkeit kein Gentleman, sondern „a direct knave in his designs and a clown in his language“[3]).

Richardson zog zwar gern Modeleute von glattem Benehmen zur Darstellung heran, vermied es jedoch, das in Rede stehende Moment satirisch für die Zeichnung von Gecken auszunutzen. Lord Booby und Lovelace sind „galante“ Leute ohne besondere Gemütstiefe, und abgesehen von einer gewissen Verschlagenheit in ihren Don Juan-Anschlägen lassen sie nicht zuviel Intelligenz hervortreten, aber sie sind doch scharf getrennt von einem Beau Didapper, wie ihn Fielding im Joseph Andrews zeichnete.

Beau Didapper ist ein schwächlich gebauter Modeheld von mässigen Geistesgaben, der sich bei Damen aus dem Kreise der Lady Booby wohl eines gewissen Erfolges erfreut, aber seine Anziehungskraft gegenüber Josephs ungekünstelter Braut Fanny falsch einschätzt.

An Richardson sich anlehnend, zeichnete Goldsmith im „Vicar of Wakefield“ 1766 einen „man of fashion“ von bestechendem Äussern, liebenswürdiger Gewandtheit und der Schmeichelei zugänglicher Selbstzufriedenheit, dessen Gespräche einen nur mittelmässigen Geist verraten.

In Fanny Burneys „Evelina“ (1778) kleidet sich Mr. Smith stets nach der neuesten Mode „quite like one of the quality“, hält sich einen Diener und macht alles

1) No. 275.
2) No. 536.
3) No. 65.

mit, was zum guten Ton gehört, aber in Vauxhall hält er den Neptun auf dem Bilde doch für einen General.

Henry Crawford in Jane Austens „Mansfield Park" ist der junge Mann aus wohlhabender Familie, der durch sein gewandtes Benehmen in jeder Gesellschaft leicht der verwöhnte Liebling wird, aber ausser seiner Anhänglichkeit zu seiner Schwester sich kaum irgend welchen tieferen Empfindens rühmen kann und auch geistig die gesellschaftliche Mittelmäßigkeit nicht überragt.

Dickens nahm in „The Boarding House" (Sketches 1835) den Spectator Beau in zwei Gestalten wieder auf, dem ältlichen, überhöflichen und immer noch nach allen Frauen ausschauenden Mr. Calton und dem nur nach der neuesten Mode lebenden jungen Herrn Simpson. In der Skizze „The Tuggses at Ramsgate" will der junge Tuggs, als sein Vater plötzlich reich geworden ist, den Gentleman spielen und wird durch die schönen Augen der Kapitänsfrau genau so um sein Geld gebracht, wie Cupido-George durch Becky an Rawdons Spieltisch festgehalten wird.

Thackeray selbst ist in seinen früheren Werken der Gestalt des unbedeutenden Modemenschen nicht näher getreten.

Wenn der Verfasser von „Rebecca and Rowena" bei der Ausarbeitung dieser Parodie zu einem eigenen Roman dem tapferen Ritter Ivanhoe einen modernen Kriegsmann gegenüberstellt, der in seinem Berufe tüchtig und auch tapfer ist, als Mensch aber gutmütig-charakterschwach, der sorglos durch das Leben geht, und sich leicht von dieser oder jener Frau verstricken lässt, so haben wir hier wohl den Einfluss Fieldings anzusetzen, der ja dem Typus des gutmütig-leichtsinnigen Mannes in Tom Jones und Captain Booth („Amelia") klassische Gestaltung verliehen hat.

In V. F. überhäuft George in seiner grossen Freigebigkeit Amelia zwar mit den schönsten Geschenken

und erweist ihr manche Aufmerksamkeit, die von seiner Verehrung für sie zeugen; aber Becky braucht ihm kaum mit dem Finger zu winken, so wird er seiner Frau schon untreu. Tom Jones liebt Sophia Western gewiss aufrichtig und hat seine Liebe durch manche selbstlose Handlung bewiesen, wie z. B. damals, als er ihren Lieblingsvogel mit eigener Gefahr zu retten suchte; aber als ein Zufall ihm sein früheres Schätzchen Molly Seagrim wieder in den Weg führt, gibt er der Versuchung doch nach, und Lady Bellaston zieht eine Weile nicht minder seine Gedanken von Sophia ab. Captain Booth, den überdies sein militärischer Beruf mit George Osborne verbindet, empfindet zwar oft Reue über die zahllosen leichtsinnigen Streiche, durch die er die Engelsgeduld seiner Amelia auf die Probe stellt; aber er fällt immer wieder, obwohl von Hause aus ein gutmütiger Mensch, in seine alten Fehler zurück, trinkt und spielt und sieht nach anderen Frauen. So kommt zwar auch George nach der Überreichung jenes Liebesbriefes an Becky beklommenen Herzens zu Amelia, um reumütig vor dem Auszug ins Feld Abschied von ihr zu nehmen; aber seiner Charakteranlage nach würde er wohl sicher, wenn er wohlbehalten aus der Schlacht zurückgekehrt wäre, wie Captain Booth in seinen alten Leichtsinn zurückverfallen sein und die angesponnene Intrigue mit Becky wieder aufgenommen haben. Im Titelhelden des „Pendennis" (1849) wiederholte Thackeray diese Gestalt des gutmütig-charakterschwachen Mannes, der zwischen mehreren Frauen schwankt. Indem er im Vorwort ausdrücklich erklärt, hierbei Fielding als Muster vor Augen zu haben, gibt er zugleich zu, dass er auch mit seinem George Osborne sich an Tom Jones und Captain Booth anlehnt.

Das überragende Vorbild des Fielding mag auch der Grund sein, dass niemand vor Thackeray sich wieder recht mit dieser Gestalt abmühte. Er selbst skizzierte 1842 in „George Fitzboodle's Confessions" schon vor V. F. einen George, der aus wohlhabender Familie stammt,



sorglos und wenig argwöhnisch sein Geld wie ein Gentleman ausgiebt und nur zu leicht der jüdischen Schönheit Miss Löwe in das Garn geht, nicht ohne es teuer zu bezahlen.

Captain Dobbin, Georgs Freund, ist eine treue Seele, aber mit seinem langen, ungelenken Körper, seinem gelben Gesicht, seinen grossen Füssen ist er das gerade Gegenteil eines Beau. Die Frau, die er liebt, redet er seinem Freunde mit sanfter Gewalt auf, weil er glaubt, nur mit einem so schönen Menschen könne sie glücklich werden. Als Amelia durch Georgs Tod frei geworden ist, hört Dobbin nicht auf, ihr immer neue Beweise seiner Zuneigung zu geben. Er nimmt sich der Witwe und des Kindes mit mehr als Freundestreue an, scheu in seiner Brust das offene Geständnis seiner Liebe zurückhaltend, bis er endlich nach vielen Jahren unbeachteten Werbens Erhörung findet.

Einen hässlichen Liebhaber suchen wir vergeblich bei Richardson, Fielding, Smollett oder Goldsmith. Auch die Gruppe der Schriftstellerinnen vermied den unansehnlichen Liebhaber, so dass Jane Eyres Erwählter und Dobbin zur selben Zeit zwar (1847), aber doch unabhängig von einander etwas Neues in den englischen Roman brachten. J a n e A u s t e n hatte in „Sense and Sensibility“ (1811) der Marianne einen Verehrer gegeben, der ihr erst ganz unannehmbar scheint. Aber hässlich hatte die Verfasserin den Colonel Brandon doch nicht darzustellen gewagt. Der einzige Nachteil des stattlichen, wohlerzogenen Offiziers besteht darin, dass er 35 Jahre alt ist. Insofern er aber Jahre lang mit ansieht, wie die von ihm angebetete Marianne einen unbedeutenden Gesellschaftsmenschen ihm vorzieht, bis seine unbeirrte Liebe doch mit der Hand der Ersehnten belohnt wird, insofern ist Colonel Brandon immerhin als ein Vorläufer von Captain Dobbin anzusprechen.

Bewegt sich die Puppe Dobbin, wie der Verfasser im Einleitungskapitel von V. F. selbst rühmt, wirklich in

unterhaltender und ungekünstelter Weise, so verdankte Thackeray das nicht zum wenigsten dem Umstande, dass er sich schon 1843 in „The Ravenswing" im Schnitzen dieser Figur geübt hatte. Woolsey liebt Morgiana im Stillen, bezahlt nach dem Tode ihres leichtsinnigen Mannes das Schulgeld für ihren Sohn, ganz wie Dobbin also, und heiratet sie nach vielen Jahren vergeblichen Werbens.

Dass auch einer von Thackerays Studiengenossen und Freunden, nämlich Erzdekan Allen, für die Ausgestaltung der Dobbinfigur von Einfluss gewesen sei, bezeugt ein Brief der Anne Ritchie an den Schwiegersohn jenes Allen[1]): „Any one who knew the Archdeacon and has studied 'Vanity Fair' will recognise his portrait mutatis mutandis in the simple-minded chivalrous Major Dobbin."

Osborne senior, Georgs Vater, ist ein Grosskaufmann aus der Londoner City. Durch rastlose Tätigkeit hat er seine Firma zwar zu einer der bedeutendsten des Landes entwickelt, aber sein Gesichtskreis ist auch auf den engeren Bereich der Börse beschränkt geblieben. Sein Sohn soll ihm einmal eine Schwiegertochter mit einer Adelskrone ins Haus bringen, denn nicht umsonst hat er den kleinen Georg „wie einen Gentleman" erziehen lassen und ihm, als er Offizier geworden, so bereitwillig die Repräsentationsgelder bewilligt. Als Georg dann „unbegreiflicher Weise" doch Amelia heiratet, obwohl ihr Vater sein Vermögen verloren hat, sagt sich der alte Osborne von dem mit solchem Stolz geliebten Sohne los und verschliesst sich auch später noch Jahre lang gegen den Enkel und die Witwe, die für ihn immer die „Tochter des Bankrotteurs" bleibt.

Addison hatte 1711 im Spectator (No. 69) den Kaufmannsstand als den nützlichsten der menschlichen Gesellschaft gepriesen, weil er die Menschheit zusammen-

1) Biogr. Ed. I, p. XXX.



binde, den Armen Brot, den Reichen Reichtum und den Grossen Glück verleihe. Steele führte einige Monate später Sir Andrew Freeport, „a merchant of great eminence in the city of London“, in den bekannten Klubkreis ein. Er hat auf allen Meeren Schiffe schwimmen, sein Fleiss ist unermüdlich, seine Umsicht und Erfahrung bewundernswert; sein Wahlspruch lautet: „A penny saved is a penny got.“ 1712 kehrte Steele die Kaufmannsfigur ins Satirische in der Selbstbiographie des „Ephraim Weed“ (Spectator No. 450). Bei ihm hat die Sucht nach Geld alle edleren Interessen erstickt. Aus dem grossen Feuer in London sucht er noch Kapital zu schlagen, selbst in der Kirche beschäftigen sich seine Gedanken nur mit dem Mammon.

Richardsons männliche Hauptfiguren waren als „Gentlemen“ gedacht, d. h. nach einer verbreiteten Auffassung des auch in der englischen Litteratur viel umstrittenen Begriffs; sie waren unabhängig in ihren Mitteln, nicht auf Erwerb angewiesen. In Smolletts „Count Fathom“ kommt wohl ein Juwelenhändler vor, aber die Intrigue seiner Frau mit dem Grafen ist hier mehr betont als sein Stand, für den ein anderer ebenso gut eingesetzt werden könnte. Erst Fanny Burney machte einen Kaufmann, und zwar einen Silberwarenhändler, zu einer der komischen Hauptfiguren in „Evelina“ (1778). Diesem Mr. Branghton will es gar nicht in den Kopf hinein, wie ein Mensch nicht aus der City sein oder sich anderswo wohlfühlen könne. Er verachtet alle Menschen, die nicht zu den „Cityleuten“ gehören, wird andererseits wegen seines nur auf Gelderwerb gerichteten Sinnes von seinem Sohne verachtet. Bei der Edgeworth und Austen suchen wir den Kaufmann vergebens, wohl aber begegnet er uns seit Dickens' „Sketches“ (1835) häufiger, da der Stand selbst nun inzwischen so viel mehr Verschiedenheiten entwickelt hatte. Herr Malderton in „Horatio Sparkins“ ist durch glückliche Spekulationen reich geworden, gibt von seinem Reichtum aber nur ab,



wenn alle Zeitungen die Summe nennen. Eingebildet und ungebildet zugleich, denkt er nicht viel hinaus über Lloyds, Exchange, India-House und Bank. 1838 zeichnete Dickens in „Nicholas Nickleby" „nach dem Leben", wie das Vorwort behauptet, zwei tüchtige, einsichtige und mildtätige Kaufleute in den Zwillingsbrüdern Cheeryble, den Wohltätern des Nicholas, und stellte ihnen in demselben Roman den reichen, aber betrügerischen und hartherzigen Onkel Ralph gegenüber. Diese Gegenüberstellung wiederholte er dann im „Christmal Carol" (1843) wo dem missgünstigen, geizigen Scrooge mahnend der Geist seines freundlichen, freigebigen Lehrherrn Fezziwig erscheint.

Thackeray selbst beschäftigte sich mit der Gestalt des Kaufmanns erst 1846 in den drei Druckseiten umfassenden „Great City Snobs" in den „Snob Papers". Doch abgesehen von dem Motiv der Adelsheiraten der reichen Kaufmannssöhne, hielt er jede Berührung mit der Romanfigur — wie überhaupt in den „Snob Papers" — klug fern. Wohl aber war die Hauptfigur in „Dombey and Son", dessen erste Nummer im Oktober 1846 erschien, ein Grosskaufmann, dem der alte Osborne recht ähnlich sieht. Der Inhaber der Firma „Dombey and Son" ist ein stolzer und hartnäckiger Mann, der seine Firma für eine der Stützen des Weltgetriebes hält. Nachdem seine Frau ihn verlassen hat, stösst er seine Tochter von sich, weil er sie beide im Einverständnis mit einander wähnt, und lässt nun für Jahre nicht einmal ihren Namen in seiner Gegenwart aussprechen, um erst gegen Ende des Romans, wie Osborne, sich versöhnlicher zu zeigen. Sein Paul war sein ganzer Stolz, wie George der des alten Osborne, und gleich diesem verliert er den Sohn durch einen vorzeitigen Tod. Vergegenwärtigen wir uns dabei, wie Thackeray eines Tages auf der Redaktion des Punch über das eben erschienene Kapitel von Pauls Tod sagte [1]):

---

1) Melv. II 27.

„There is no writing against this; one hasn't an atom of chance. It's stupendous", so drängt sich die Vermutung auf, dass Thackeray in der Ausgestaltung des stolzen, sich selbst einsam machenden Grosskaufmanns mit Dickens in Wettstreit trat.

Der andere Grosskaufmann in V. F., Amelia Sedleys Vater, hat das Unglück gehabt, trotz redlichster Arbeit den Konkurs anmelden zu müssen. Sein Streben, die Respektabilität um jeden Preis zu wahren, verleitet ihn, Agent für Wein- und Kohlenhandlungen zu werden, deren hochklingende Namen ihn für mangelnde Aufträge entschädigen müssen. Als Dobbin einmal aus Ritterlichkeit eine Weinbestellung aus Indien eingeschickt hat, da spiegelt dem durch sein Unglück gebrochenen Manne seine fieberhafte Phantasie die Fata Morgana eines neuen Welthauses Sedley vor. Die Aufträge bleiben ganz aus; zu stolz, eine nicht „respektable" Stellung anzunehmen, macht er Frau und Tochter das Leben schwer. Wer einmal gelesen hat, wie der mit sich selbst sprechende alte Mann in der Ecke des Kaffeehauses ein Bündel abgegriffener Briefe aus besseren Tagen, wo sein Name in der City einen guten Klang hatte, vor sich auf dem Tisch sortiert, als wüsste er sich nicht beobachtet, der wird diese pathologische Gestalt, die zu Thackerays Bestem gehört, nicht vergessen.

Diese Abart des Kaufmanns, der an der Spitze von Gesellschaften mit möglichst langen und hochtrabenden Namen steht, war zuerst 1838 von Dickens in „Nicholas Nickleby" komisch verwendet worden. Herr Boney, Ralphs Freund, ist hier Begründer der „United Metropolitan Improved Hot Muffin and Crumpet Baking and Punctual Delivery Company". Hier ist der lange Titel wenig mehr als eine Übertragung des gleichen, schon in den Pickwickiern verwendeten humoristischen Kunstgriffs, wo Mudge Sekretär des „Brick Lane Branch of the United Grand Junction Ebenezer Temperance Association" ist.

1840 benutzte Thackeray dies Motiv zum ersten Mal in der in V. F. wiederholten Weise: Herr Brandon in „A Shabby-Genteel Story“ (1840) wird bankrott, und um die Respektabilität zu wahren, wird er Agent für die „London and Jamaica Ginger-Beer Company“ und für ein Präparat mit dem schönen Titel: „Gaster's Infant's Farinacio or Mother's Invigorating Substitute.“ Seine kaufmännischen Erfolge sind die gleichen wie bei Herrn Sedley. 1841 machte Thackeray Herrn Brough in „Great Hoggarty Diamond“ zum Vertreter einer Schwindelgesellschaft, der „West Diddlesex Association“, worin ihm Dickens mit dem Schwindel-Agenten der „Eden Land Corporation“, Zephaniah Scaddler in „Martin Chuzzlewitt“ nachfolgte (1843), wie er andererseits auch 1849 Herrn Micawber in „David Copperfield“ in der Weise von V. F. wieder als Vertreter einer Kohlengesellschaft trotz allen Misserfolgen immer neue Pläne schmieden liess.

Von den beiden männlichen Hauptvertretern des Adels möchte ich zuerst Lord Steyne besprechen, weil er für den Gang der Handlung wichtiger ist. Durch seine Intrigue mit Becky veranlasst er den Bruch zwischen ihr und ihrem Mann und treibt sie dadurch ihren trüben Wanderjahren entgegen. Um diesen Aristokraten den üblichen adligen Roman-„Helden“ möglichst scharf gegenüberzustellen, macht Thackeray den unverbesserlichen Roué zu einem hässlichen alten Manne, und wenn er ihm auch einen hochadligen Stammbaum und gewaltigen Reichtum gibt, so lässt er doch über dem Degenerierten das Damoklesschwert der dementia paralytica schweben. Lord Steynes grosse Welt- und Menschenkenntnis denkt und spricht mit demselben Zynismus, den wir schon bei der Lady Crawley kennen gelernt haben.

Steele hatte 1711 im Spektator[1]) einen 65jährigen „Man of Pleasure“ darüber klagen lassen, dass die Frauen

1) No. 260.



ihm noch immer die Sinne verwirrten, selbst am Abend seines Lebens, das dem Rückblickenden recht inhaltsleer erscheine. Richardson hatte in seinen 3 Romanen Schürzenjäger von vornehmem Stande in den Vordergrund gerückt, aber sie waren nie alt und hässlich, sondern im Gegenteil in den besten Jahren und mit allen Vorzügen der Natur ausgestattet, Lord Booby in „Pamela“, wie auch Lovelace in „Clarissa Harlowe“ und Sir Hargrave Pollexfen in „Sir Charles Grandison“, im Grunde nur Variationen des immer gleichen verführerischen Don Juans, der in „Pamela“ der unerschütterlichen Tugend gegenüber in sich geht, in „Clarissa Harlowe“ wenigstens auf dem Totenbette Reue über seine skrupellos begangenen Schandtaten bekundet, im „Sir Charles Grandison“ die gewaltsam Entführte um Verzeihung bittet und auch Verzeihung erlangt. Erst im „Vicar of Wakefield“ (1766) treffen wir diese Gestalt des vornehmen Wüstlings wieder, und zwar zeigt Thornhill eine Verquickung von Lord Booby und Lovelace. Siegesgewiss und unverschämt wie Lord Booby setzt er unter Verstellung und Betrug doch sein Ziel durch wie Lovelace, durch seine oberflächliche Geistesbildung aber von seinen Vorbildern unterschieden.

Später, bei den Schriftstellerinnen, wird die Gestalt des Wüstlings immer mehr herabgestimmt. Lord Orville in „Evelina“ ist in Vauxhall noch zu galant gegen die Titelheldin, und Sir Clement Willoughby in demselben Roman ist auch ein „man of pleasure“ und „wicked“, aber vom Lovelace sind sie doch beide weit abgerückt, und bei der Edgeworth und Austen finden wir keine Spur mehr von ihm.

Selbst bei Dickens ist die Gestalt des adligen Lebemannes vermieden. Thackerays erste und einzige Vorstudie für Lord Steyne haben wir wohl in jenen wenigen Andeutungen in „The Ravenswing“ (1843) zu suchen, wo ein Lord seinem Kammerdiener oder besser



der Frau seines Kammerdieners unter dem Getuschel der Leute ein schönes Haus einrichtet.

Dass Valérie Marneffe bei Balzac („Cousine Bette" 1846/47) einen fürstlich freigebigen Beschützer in dem Ministerpräsidenten Hulot hat, der auch über das Alter hinaus ist, wo man ihn für gefährlich halten sollte, andererseits als Roué so bekannt ist wie Lord Steyne, muss hervorgehoben werden, wenn sich auch eine Abhängigkeit der beiden Figuren im einzelnen nicht nachweisen lässt.

Zu der Frage nach einem lebenden Modell für den Lord Steyne bemerkt Whibley in seiner Thackeray-Biographie[1]), es sei eine „allgemein anerkannte Tatsache", dass Lord Hertford so anzusehen sei. Hertford und Steyne gehören beide der höchsten Aristokratie des Landes an, sind einflussreiche Leute von ungewöhnlicher Lebenserfahrung, kühl bei den schwersten Spielverlusten und ausgesprochene Polygamisten. Beide tragen sie den Hosenbandorden, beide kämpfen sie ihr Leben lang mit dem Schreckensgespenst der ererbten Gehirnerweichung. Beide haben sie in Croker bezw. Wenham einen bürgerlichen Freund von nicht gewöhnlicher dialektischer Gewandtheit und parlamentarischer Erfahrung, der in kritischer Zeit mit diesen seinen Fähigkeiten für sie eintritt. Schon 1844 hatte Disraeli in Coningsby und Rigby Porträts von Hertford und Croker gegeben, mit solcher Anlehnung an die Wirklichkeit, dass Thackeray in seiner Kritik des Romans dies rügte (The Pictorial Times 1844). Aber wenn einerseits in Coningsby mehr das politische Moment herausgearbeitet ist als bei Beckys Beschützer, so machte Disraeli andererseits aus dem Mitbegründer der „Quarterly Review", der sich in Wirklichkeit nach Hertfords Tode als selbstlos bewies, einen kriecherischen Schmeichler, der sich verkauft. Gibt also

1) p. 106.



Thackeray der Wirklichkeit entgegen seinem Croker-Wenham eine so bedenkliche Rolle in jener Souper-geschichte und lässt er ihn um eines grossen Lords willen die unwahrscheinlichsten Dinge bei seiner Ehre beteuern, so haben wir in dieser Darstellung des Verhältnisses zwischen politischem Schmarotzer und aristokratischem Lebemann eine Art Kraftprobe mit Disraeli zu sehen, wie sehr Thackerays Vorsicht auch die Übernahme von Einzelheiten vermied.

Sir Pitt Crawley, der andere Hauptvertreter des Adels, ist auch möglichst antiheroisch dargestellt. Wenn er zuerst auftritt und Beckys Koffer vom Wagen in das Haus trägt, halten wir ihn mit der Gouvernante für den Hausdiener. „Seine Lordschaft" ist so schmutzig geizig, dass er mit dem nötigsten Personal geizt, um jeden farthing feilscht und in jedem Menschen einen Dieb und Betrüger sieht. Auch abgesehen von seinen unorthographischen Briefen ist er gänzlich ungebildet, jedem höheren Interesse unzugänglich und dem Alter der zweiten Kindheit nahe, so dass man ihn kaum verantwortlich machen kann, wenn er seinen alten Stammbaum durch die Heirat mit einem ordinären Frauenzimmer herabwürdigen will.

Der Aristokrat mit dem niedrigen Benehmen war in der Restaurationskomödie nicht selten gewesen, wie etwa der schon durch seinen Namen gekennzeichnete Sir John Brute in Vanbrughs „The provoked wife" (1697) sich nicht scheute, seine Lady „you slut you", zu titulieren (Akt IV, Sc. IV). Im Roman ist, abgesehen von den adligen Wüstlingen, der unwürdige Adlige verhältnismässig selten ausgestaltet worden. Earl Strutwell in „Roderick Random" (1748) hält Roderick mit dem Versprechen seiner Protektion hin und gibt die Uhr, die er sich für diese Vorspiegelungen schenken lässt, später nicht wieder heraus, da er mit derartigen Betrügereien sich durchfristet.

M a r i a E d g e w o r t h suchte dem unwürdigen

Adligen von der sozial-moralisierenden Seite beizukommen. In „Castle Rackrent" (1800), „Ennui" (1809), „Absentee" (1812) erfüllt der Aristokrat insofern die an ihn gestellten Erwartungen nicht, als er von dem ihm gewordenen Reichtum nicht den rechten Gebrauch gegenüber seinen Untergebenen macht.

Dickens zeichnete minderwertige Adlige in dem Schwachkopf Lord Mutanhead („Pickwickier" 1836) und dem adligen Betrüger Sir Mulberry Hawk, sowie dessen gelehrigem Schüler Lord Verisopht („Nicholas Nickleby" 1838).

Des jungen Thackeray einzige Vorstudie für Sir Pitt ist der schmutzig geizige, alte Lord Crabs, der Vater des Kartenbetrügers Deuceace. Lord Crabs gibt seinem Sohne keinen Pfennig Unterstützung, ja, als er ihn eines Tages mit einem kapitalkräftigen Opfer beschäftigt sieht, entreisst er ihm die Beute durch niedrigsten Betrug.

Die jugendlichen Gestalten verdienen eine zusammenhängende Darstellung für sich.

Es ist schon darauf hingewiesen worden[1]), dass Thackeray aus Dobbins und George Osbornes Schultagen ein Erlebnis nachtrug, dem ein eigenes Kapitel, „Dobbin of Ours", gewidmet ist:

Der kleine George sollte eines Tages für einen älteren Mitschüler, den „Haupthahn" der Schule, etwas besorgen, hatte aber Unglück bei der Ausführung des Auftrags, so dass ihn sein Auftraggeber dafür schlagen wollte und wohl auch arg zugerichtet hätte, wenn nicht Dobbin ritterlich für den Schwächeren im mutigen und siegreichen Zweikampf eingetreten wäre.

Im Verlaufe des Romans werden zwei Knaben ausführlich dargestellt: Beckys Sohn Rawdon und Amelias ebenfalls des Vaters Vornamen führender, abgöttisch geliebter Georgy.

1) S. o. S. 13.



Der kleine Rawdon Crawley wird von seiner Mutter arg vernachlässigt. In Paris wurde das Baby auf ein benachbartes Dorf in Pflege gegeben, in London später sind Beckys Gedanken so durch ihre Gesellschaften in Anspruch genommen, dass sie sich um den Knaben gar nicht kümmert. Verstohlen war sein Vater öfter in Paris hinausgeritten, um seinen Rawdon zu sehen „rosy and dirty, shouting lustily, and happy in the making of mud-pies under the superintendence of the gardener's wife, his nurse.“ Verstohlen auch schleicht sich in London Beckys Mann von den Gesellschaften fort hinauf in das Schlafzimmer des Kleinen, dem er Süssigkeiten mitbringt, mit dem er spielt und plaudert. Als Jung-Rawdon grösser wird, erhält er einen Shetland-Pony geschenkt, auf dem er nun stolz mit seinem Vater im Hyde-Park ausreitet. „He was a fine open-faced boy, with blue eyes and waving flaxen hair, sturdy in limb, but generous and soft in heart: fondly attaching himself to all who were good to him.“

Georgy wird von der Mutter als das Ebenbild seines so früh verstorbenen Vaters mit der denkbar grössten Liebe erzogen: „delicate, sensitive, imperious, woman-bred, domineering the gentle mother whom he loved with passionate affection.“ Fremde Leute wunderten sich schon früh über sein hochmütiges Wesen und die Ähnlichkeit mit seinem Vater; die Angehörigen glaubten, auf der ganzen Erde gäbe es nicht wieder einen so klugen und hübschen Jungen, Georgy selbst aber „inherited his father's pride, and perhaps thought they were not wrong.“ Der Grossvater will zunächst nichts von seinem Enkel wissen, so dass selbst um das nötige Schulgeld zu beschaffen, Dobbin helfend eingreifen muss; als Georgy aber etwa 8 Jahre alt ist, siedelt er doch in das Haus des reichen Kaufmanns über und wird nun erzogen „wie ein Gentleman“. Er hat reichliches Taschengeld, er reitet und fährt im Hyde-Park aus; die Zimmer, die früher sein Vater bewohnt hatte, hat er für sich



allein, und Diener stehen ihm zur Verfügung. Wie viel Wert Thackeray auf diese Gestalt des Gentleman-Knaben legte, sehen wir daraus, dass er ihm zwei Vollseiten-Zeichnungen widmete: Auf der ersten „Georgy goes to church genteely“ geht der etwa achtjährige Knabe im Zylinderhut zur Kirche. Der Diener folgt mit dem Gesangbuch und sucht einen bettelnden Strassenjungen zu verscheuchen. Aber der kleine Herr im schmucken Sonntagsstaat greift doch vornehm in die Tasche und gibt dem abgerissenen Altersgenossen Geld, sehr zur Freude von Amelia, die sich an seinen Vater erinnert fühlt. Auf der andern „Georgy a gentleman“ sitzt der elegant gekleidete, halbwüchsige Schüler nachlässig im Sessel. Das eine Bein hält er über die Armstütze ausgestreckt; die Zeitung hat er für einen Augenblick fallen lassen, um dem Diener ein Briefchen abzunehmen, der sich respektvoll vor dem jungen Erben verbeugt.

Neuendorf hat in seiner Entstehungsgeschichte von Goldsmiths „Vicar of Wakefield“ (S. 59) des näheren dargetan, wie erst im XVIII. Jahrhundert die Kinder in die englische Litteratur einziehen, „zur gleichen Zeit, da das Interesse für die Tierwelt erwacht.“ Nachdem Fielding zuerst Kinder wie den gutmütigen kleinen Dick im „Joseph Andrews“ und die unbefangen plaudernden Kleinen des Captain Booth (Amelia) vorsichtig zu kleinen Episoden herangezogen hatte, rückt Goldsmith im „Vicar of Wakefield“ die Kinder doch weit mehr in den Vordergrund, indem er den gutherzigen Dick des Fielding zu seinen ebenfalls kindlich-gutmütigen Dick und Bill ausgestaltet. Während später in der Lyrik, besonders bei den Romantikern, dem Kinde immer mehr Raum gegönnt wurde — man denke z. B. nur an Wordsworths „We are seven“ und den „Idiot Boy“ — begegnen wir ihm im Roman erst wieder bei Dickens, bei ihm aber dafür auch um so öfter. In den „Sketches“ (1835) deutete er wiederholt Kinder mit wenigen Strichen an — z. B. in dem verzogenen kleinen Ding-

wall (Sentiment), dem wenig schlauen und oft zurechtgewiesenen Master Malderton (Horatio Sparkins), dem vierjährigen, auf den Dampferausflug mitgenommenen kleinen Fleetwood (The Steam Excursion) —, in den Romanen aber machte er Kinder oft zu Hauptfiguren und stellte ihr Treiben und Empfinden ausführlich dar. Oliver Twist ist der arme Waisenknabe, der im „work house" gleich den andern Kindern so viel auszustehen hat und später mit jugendlichen Verbrechern wie Bill Sikes und dem Artful Dodger zusammenleben muss. Nickolas Nickleby muss wegen seiner Armut eine Stelle als Hilfslehrer an der Schule des Prügelpädagogen Squeers annehmen, von wo ihn jedoch sein tätiges Mitleid mit den gequälten Kindern, insbesondere dem halbwüchsigen Smike, bald forttreibt. Im „Old Curiosity Shop" steht die kleine Nell im Vordergrunde, die in so rührender Anhänglichkeit den Grossvater auf seinen traurigen Wanderungen begleitet, bis das zarte, schwächliche Kind den Entbehrungen erliegt. Soll der geizige, unfreundliche Scrooge in „A Christmas Carol" recht scharf charakterisiert werden, so zieht Dickens das kindliche Element heran, indem er sagt, Scrooge habe so ausgesehen, dass ihn nie ein Kind gefragt haben würde, wie spät es sei. Alles Sinnen und Trachten des Grosskaufmanns Dombey in „Dombey and Son" ist auf den schwächlichen kleinen Paul gerichtet, der trotz aller menschlichen Kunst und trotz dem Reichtum seines Vaters doch im zartesten Alter sterben muss; welchen Eindruck die Darstellung seines Todes auf Thackeray machte, ist schon gesagt worden [1]).

T h a c k e r a y begann 1839 seine Darstellung jugendlicher Gestalten bezeichnender Weise mit einem jugendlichen Hochstapler, Stubbs in „The Fatal Boots", der seinen Schulkameraden auf Wucherzinsen leiht, sich unter falschem Namen ein Paar elegante Stulpenstiefel

1) Vgl. S. 26.

bestellt, die er nicht bezahlen kann, und mit Schimpf und Schande aus der Schule entfernt werden muss. Im nächsten Jahre, 1840, folgte der Sohn des reichgewordenen Barbiers Cox (Cox's Diary). Auf der vornehmen Schule, an der ihn seine Mutter nicht ohne Schwierigkeiten anbrachte, wird er sehr über die Achsel angesehen und schlechthin der „Barbiersjunge" genannt. 1843 zeigte Thackeray an dem ungleichen Boxkampf der Schüler in „The Fight at Slaughter House", der die Vorlage für das Kapitel „Dobbin of ours" wurde[1]), wie der Stärkere im Leben den Schwächeren zu unterdrücken sucht, wie aber andererseits der stolze Goliath oft von dem unscheinbaren David zu Fall gebracht wird. Der kleine Lord Bullingdon („Barry Lyndon" 1844), der trotz seinen elf Jahren kühn dem Räuber zu Leibe geht und voll Standesbewusstsein stolz zu ihm sagt: „Know your place, fellow! . . . and give place to the Lord Viscount Bullingdon", führt uns geradeswegs zu dem jugendlichen Gentleman Georgy.

Während also Dickens in Fortführung der genrehaften Kinderszenen des Fielding und Dickens das Kind von seinem Standpunkt aus in den Roman zog, nämlich von dem des sozial-philanthropischen „humourist", der auf Rührung und Entsetzen gleichermassen aus ist, wenn er nur den Mann mit zugeknöpften Taschen zu einem recht tiefen Griff in die Börse bringen kann, hat Thackeray seine jugendlichen Gestalten durchaus aus seiner Eigenart heraus dargestellt, den wucherischen Schüler, der sein Ausleihen als durchaus ehrlich betrachtet, wie auch den vielgefürchteten „Haupthahn" der Schule, der nur eine tönende Schelle ist, und den „jungen Herrn", vor dem ein im Dienst ergrauter Diener Bücklinge machen muss. Wenn Thackerey aber überhaupt die Kinder in so weitem Umfange in V. F. zur Geltung kommen liess, so stand er wohl hierbei unter dem Ein-

1) Vgl. S. 13.

fluss von Dickens geschickter und erfolgreicher Betonung des jugendlichen Elements.

Der gemischte Charakter und der Snob.

Der Auffassung nach stellen die Gestalten von V. F. im wesentlichen eine Abart des „gemischten Charakters" dar. Sie sind weder ausschliesslich „gut", noch ausschliesslich „böse", sondern einem jeden ist soviel an guten und auch schlechten Eigenschaften beigegeben worden als geeignet erschien, um aus toten Buchkonstruktionen Menschen von Fleisch und Blut zu machen.

Der gemischte Charakter begegnet uns zwar schon in der englischen Verserzählung bei Chaucer; auch im Roman weist wohl gelegentlich ein Robinson Crusoe neben vielen Vorzügen mancherlei Schwächen auf, ja selbst Richardson, der sonst der engelgleichen Tugend das schwärzeste Laster gegenüberzustellen liebt, hat einen Lord Booby in der „Pamela" am Schluss edlere Regungen zeigen lassen; aber Fielding ist doch der erste, der in der englischen Prosadichtung den gemischten Charakter künstlerisch durchführt, indem er zugleich seine künstlerische Berechtigung, ja Notwendigkeit in den theoretisierenden Zwischenkapiteln seiner Romane darzutun sucht. („Tom Jones" I. 1, X. 1; „Jonathan Wild" I. 1.)

Die Theorie, die er in diesen „initial essays" aufstellt, erklärt, Figuren von engelhafter Vollkommenheit oder teuflischer Verworfenheit gehörten nicht in den Roman, weil sie lebensunwahr seien. Bei genauem Zusehen müsse jeder erkennen, die Mehrzahl der Menschen sei „of the mixt kind; neither totally good nor bad; their greatest virtues being obscured and allayed by their vices and those again softened and coloured over by their virtues." Kein Mensch sei, recht betrachtet, ein würdiger Gegenstand der Bewunderung; darum wolle er selbst in seinen Romanen nicht Musterbilder menschlicher Vollkommenheit geben und werde „some little imperfections" nicht unterdrücken.



In der Praxis stellt Fielding denn auch in den Mittelpunkt seiner drei grossen Romane Gestalten, denen bei vielen Vorzügen doch nichts Menschliches fremd ist, und auch die Nebenfiguren sind „neither totally good nor bad“. Der wackere Pfarrer Adams in „Joseph Andrews“ ist ein hochgelahrter Mann und sieht dabei oft den Wald vor Bäumen nicht; so trefflich er andere zur Selbstbeherrschung zu ermahnen weiss, so sehr braust er selbst auf, als die Kunde von seines Sohnes Unglück kommt. Unter seinem einfachen Kittel schlägt ihm ein goldenes Herz, und trotz seinem goldenen Herzen — such is life — zieht er sich oft die jämmerlichsten Prügel zu. Dem untadeligen Muster aller Gentlemen, dem Charles Grandison des Richardson, stellt Fielding in den männlichen Hauptfiguren des „Tom Jones“ und der „Amelia“ zwei Männer gegenüber, die zwar unglaublich leichtsinnig, in ihrem Kerne aber gute Menschen, auf jeden Fall „Menschen“ sind. Der makellosen Tugendheldin Pamela Andrews hält er einen Joseph Andrews entgegen, der zwar auch keusch ist, jedoch gegen die Verführungsversuche der Lady Booby sich nur deshalb so schroff ablehnend verhält, weil er schon eine Braut hat.

Das Ziel, das Fielding sich mit dieser Art der Menschendarstellung setzt, ist dem Widmungsvorwort seines „Tom Jones“ (1749) zufolge: „to laugh mankind out of their favourite follies and vices.“ Der „affectation“ der Menschen sucht er die Maske abzureissen. Die vornehme Dame in „Joseph Andrews“, die den ausgeplünderten Joseph aus falschem Schamgefühl nicht in den Wagen aufgenommen wissen will, ist in Wirklichkeit höcht unchristlich-unvornehm. Blifil im „Tom Jones“, den so viele erst über Tom stellten, ist ein selbstgerechter Schleicher und Heuchler, und der famose Herr Robinson in der Gefängnisszene der „Amelia“, der so ehrbar den Captain Booth vor den Gaunern zu warnen weiss, ist selbst der grösste Spitzbube von allen.

Litterarhistorisch stellt Fieldings „gemischter Cha-



rakter" den Höhepunkt jener Bewegung dar, die von Bacons erstem, zum Studium des Menschen auffordernden Essay (1597) ausgehend in den periodischen Wochenschriften, im scharf gespitzten Vers des Pope, im Roman der Defoe, Swift und Richardson immer tiefer in den menschlichen Charakter eingedrungen war. Indem Fielding aber der Beobachter blieb, der sein gutmütiges Lächeln über die Schwächen der Menschen auch dem Leser mitzuteilen wusste, kam er über den genialen Zweifler Swift hinaus, der in bitterer Bosheit die denkträge Menschheit mit der berühmten Fliegenklappe aus behaglicher Gedankenlosigkeit herausschreckte: Selbst innerhalb der Empfindsamkeitsperiode eines Richardson stehend, wusste Fielding das Erbe der reinen Aufklärung zu nutzen; mit der scharfen Beobachtung auch der Schwächen der Menschen verband er die ruhige Betrachtungsweise des Spectator; die Satire überwand er durch den Humor.

Der gemischte Charakter wurde von Fielding zu solcher Höhe der Kunst entwickelt, dass für hundert Jahre ihm niemand nachzustreben wagte. Thackeray konnte mit Recht im Vorwort seines „Pendennis" 1849 darauf hinweisen, dass er der erste sei, der nach Fieldings Tode wieder diese Art der Menschendarstellung versuche. Auch er sucht der „affectation" die Maske abzureissen, und indem er es tut, bringt er eine neue und stark persönliche Note in den gemischten Charakter: er entwickelt ihn, nicht zum wenigsten unter dem Einfluss einer veränderten Gesellschaftsordnung, weiter zum „Snob".

Die Definition, die Thackeray selbst von dem Snob versucht hat: „He who meanly admires mean things is a Snob", ist wiederholt als unzulänglich empfunden worden[1]. Nach den zahlreichen Beispielen, die Thackerays Werke bieten, können wir sagen, dass er unter

1) Whibley 82.



einem Snob eine Persönlichkeit verstand, die bei flüchtigem Zusehen als Gentleman oder als Lady erscheint, in Wirklichkeit aber irgendwie „mean“, sagen wir wurmstichig ist; diese Wertfälschung wird in raffiniert verschleierter Weise vorgenommen, so dass man den Snob schwer durchschauen kann, wie andererseits der Verkehr mit ihm äusserst gefährlich ist.

Die Entwicklung der vor Thackeray im englischen Roman unbekannten Snobfigur vollzog sich bei ihm selbst fast organisch aus der ungewöhnlich skeptischen Grundanlage seines Wesens heraus, die er als Schüler und Student mehr allgemein zum Ausdruck brachte, um sie als Schriftsteller immer schärfer auf die Gestalten zu konzentrieren.

Schon in der Charterhousezeit bekundete er eine überraschend starke Abneigung gegen alle „Helden und Heldenverehrung“ durch mannigfache, jetzt in Joseph Gregos „Thackerayana“ zugänglich gemachte Randzeichnungen zu seinen Schulbüchern. In Rollins „Ancient History“[1]) zeichnet er, gleich dem Titelblatt gegenüber, die Muse der Geschichte als ein hässliches altes Weib, mit einem griechischen Mantel, einem Regenschirm und einer — Trompete. Unter den Büchern, auf die sie sich stützt, leuchten „Don Quixote“ und „Münchhausen“ hervor. Aus Sokrates, von dessen bewundernswertem Sterben die Rede ist, macht er einen behäbigen Philister, der voller Behagen das Gift aus einem grossen Pokale trinkt. Datames wird meuchlings erstochen, während er gemütlich sein Pfeifchen raucht. Die Soldaten des Hannibal tragen grosse Fässer mit der Aufschrift „Vinegar“ wie Spielzeug die Alpen hinauf, haben aber schon so schlechte Augen, dass sie Brillen tragen müssen. Alcibiades, der Dandy mit dem Friseurscheitel, hat gar ein Monocle. Im Ovidexemplar[2]) wird Amor regelrecht „übergelegt“,

1) Thackerayana 30 ff,
2) Thackerayana 59 ff.

auf einem andern Blatt schleppt der liebeswunde Gott, dem ein Lichtschirm die müden Augen schützt, mühsam die gichtischen Glieder an Krücken, auf wieder einem andern hält das Knochengerippe des Sensenmannes ein verderbenbringendes Mähen unter den kleinen Liebesgöttern.

Beim Übergang vom Journalisten zum Schriftsteller entwirft Thackeray eine Karrikatur des Bürgerkönigs („National Standard" 1833)[1]), wobei er zum ersten Mal selbst das Wort „Snob" hinzufügt. Der König ist möglichst unköniglich dargestellt; der Regenschirm gibt ihm etwas sehr Spiessbürgerliches, die Hand klimpert in der Tasche mit dem Gelde. Die Unterschrift lautet: „He stands in Paris as you see him before ye Little more than a snob. There 's an end of the story." Dieser Zeichnung liess Thackeray bald darauf jene bekannte andere folgen, in der seine antiheroische Betrachtungsweise ihren schärfsten Ausdruck erhielt[2]). Der König erscheint erst im Ornat, gar herrlich und majestätisch anzuschauen, daneben aber auch ohne alle Hilfen des Perrückenmachers und Bekleidungskünstlers, ein schwächlicher, fast bemitleidenswerter Sterblicher, so wie ihn der bei Thackeray oft erwähnte Kammerdiener sieht, der keine Helden kennt.

Von der ersten selbständigen Erzählung (The Professor 1837) an bis zu V. F. hin rückte Thackeray in den Mittelpunkt nahezu aller seiner Geschichten einen oder mehrere Snobs. Der angebliche „Professor" in der Mädchenschule ist ein Vagabund, Lord Deuceace im „Yellowplush" ein berufsmässiger Kartenbetrüger. Stubbs in den „Fatal Boots" masst sich einen Adelstitel an, die Barbiersfrau in „Cox's Diary" sucht sich in die höchsten Kreise hineinzudrängen. Galgenstein in „Catherine" hat so wenig unter dem Adel zu suchen, bei dem er sich

1) a. a. O. 129.
2) Biogr. Ed. V, 259.

Eingang erschwindelt, wie der Titelheld von „Barry Lyndon“. Der Direktor in „Great Hoggarty Diamond“ ist trotz seinen hochtrabenden Titeln und schönen Worten ein gefährlicher Betrüger.

Die systematische Darstellung der verschiedenen Abarten des Snobs begann Thackeray zu Beginn des Jahres 1846 im „Punch“, so dass 36 von den 45 Aufsätzen dieser „Snob Papers“ schon erschienen waren, als die erste Nummer von V. F. am 1. Januar 1847 herauskam. Indem er ausging von dem schlechten Einfluss, den das „Court Circular“ besonders in dem adelsüchtigen England ausübe, entwarf er Charakteristiken von etwa 17 unterschiedlichen Arten, von denen uns besonders die „Great City Snobs“ (No. 8), die „Military Snobs“ (9, 10), die „Party-Giving Snobs“ (18—20) und die „Country Snobs“ (24—31) interessieren. Aber Thackeray hat sich hier auf allgemeine Betrachtungen beschränkt, insbesondere jede Berührung mit den entsprechenden Gestalten von V. F. ängstlichst vermieden, um so mehr, als der Roman ja auch im Verlage des „Punch“ erschien. Doch hat sicherlich der grosse Erfolg der „Snob Papers“ sehr dazu beigetragen, dass Thackeray in V. F. so viele Gestalten als Snobs darstellte.

Ein direkter Einfluss auf den „Snob“ seitens der französischen oder deutschen Litteratur ist nicht anzunehmen; haben doch beide Sprachen nicht einmal eine Übersetzung für das Wort. Ein mittelbarer Einfluss aber muss dem französischen Roman zugestanden werden. Thackerays Snobfigur entwickelte sich ja aus seiner früh betätigten Auflehnung gegen den schönen Schein. Indem er nun seit dem Jahre 1829 aufmerksam verfolgte, wie namentlich Balzac in seinen Werken diese hinter das Äussere der Dinge strebende Auffassung künstlerisch verwirklichte, musste er geradezu auf seinem Wege bestärkt werden. Während aber die „Illusions perdues“, „Splendeurs et Misères“, „Grandeur et Décadence“ und wie die Romane der „Comédie Humaine“ alle heissen,

bei einer allgemein illusionsfeindlichen Betrachtungsweise stehen blieben, engte Thackeray diese immer mehr auf die Gestalten ein. So fremd auch der „Snob“ als solcher dem französischen Roman ist, so gab doch der Erfolg von Balzacs Romanen erst Thackeray den Mut, den Werken eines Scott und Dickens in V. F. ein zeitgenössisches Gesellschaftsbild entgegenzustellen, das sich gleich auf dem Titelblatt als „eine Geschichte von Snobs“ ankündigte.

Persönliche trübe Lebenserfahrung Thackerays trug gewiss wesentlich zur Ausgestaltung des Snobs bei. Verlor er doch ein stattliches Vermögen — Sir William Hunter schätzt es auf 400000 M.[1]) — binnen kurzer Zeit, gleich zu Anfang seiner Schriftstellerlaufbahn. Trollope in seiner Thackeraybiographie widerspricht dem schon 1836 verbreiteten Gerücht, dass es sich hierbei um Spielverluste handle[2]), übersieht aber, dass Thackeray selbst[3]) in Spa einmal dem Sir Theodore Martin einen Vorübergehenden bezeichnete als „the original of my Deuceace. I have not seen him since the day he drove me down in his cabriolet to my broker's in the city, where I sold out my patrimony and handed it over to him.“ Auch Anne Ritchie[4]) gibt zu, dass der adlige Kartenbetrüger Deuceace des „Yellowplush“ von 1838 den persönlichen schlechten Erfahrungen ihres Vaters seine Entstehung verdanke, und fügt hinzu: „Nor can one wonder that his views were somewhat grim at that particular time, and still bore the impress of an experience lately and very dearly bought.“ Thackeray war als Gentleman erzogen und empfand Zeit seines Lebens auch die äussere Lebensführung eines Gentleman, wie wir wissen, als innerstes Bedürfnis. Für lange Jahre musste er um das liebe tägliche Brot schreiben, obwohl er seinem eigenen Ein-

1) Melv. I, 77.
2) Trollope S. 10.
3) Melv. I, 78.
4) Biogr. Ed. III; p. XXXVII.

geständnis nach nur mit äusserster Selbstbezwingung die Feder ansetzte. Kein Wunder also, dass sein Ingrimm sich immer wieder gegen die Lumpen mit dem Biedermannsauftreten richtete, gegen die Räuber seines Vermögens, ohne die er so schön hätte von seinem Gelde leben können. Bis zu V. F. hin schreibt er immer neue Geschichten von schwer durchschaubaren Betrügern, von Snobs, im „Esmond" aber, 1852, lässt er diese Gestalten in den Hintergrund treten, als hätte er mit V. F. sich allen Groll von der Seele geschrieben, als wäre mit dem Erfolge, in sorgloseren Tagen, jene Bitternis allmählich gewichen, die ihn um eines Snobs willen, der ihm selbst gefährlich geworden, in allen Menschen Snobs sehen ließ.

Durch das „eye for a snob", das Thackeray an sich selbst hervorhob [1]), blieb die Snobfigur etwas ihm zu eigen Gehörendes, um so mehr, als eben jene schlimmen Erfahrungen zu ihrer Ausgestaltung wesentlich beitrugen. Sie blieb sein Eigenes, wie sehr auch die französischen Romanschriftsteller seine besondere, so ungewöhnlich stark und früh betätigte Neigung, die Kehrseite der Dinge aufzudecken, bestärken mochten. Der Snob ist weiterhin etwas in der englischen Literatur Bodenständiges: die organische, mit der Zuspitzung einer früheren Gesellschaftsordnung zur „society" zusammenhängende Weiterbildung des „gemischten Charakters" von Thackerays grossem Liebling und Vorbild Henry Fielding.

2. Die Begebenheiten.

Die Wahl der Begebenheiten in V. F. ist so getroffen, dass Alltagsgeschehnisse vorherrschen, wie sie sich eben in einer Familie der höheren Mittelklasse zutragen, die mit dem Adel eng verknüpft ist, mit den niederen Kreisen aber so gut wie gar nicht zusammenkommt. Zwei junge Mädchen verlassen die Schule, suchen unter die Haube

1) Trollope S. 80.



zu kommen und verheiraten sich. Man geht ins Theater und auf Bälle, reist nach Brüssel oder an den Rhein, wo in einer Kleinstadt der Streit zweier Primadonnen schon ein grosses Ereignis ist. Ein Kaufmann muss sich zahlungsunfähig erklären, ein anderer enterbt seinen ungehorsamen Sohn. Ein junger Offizier verheiratet sich heimlich mit einer Erzieherin, um dafür von seiner Tante enterbt zu werden. Der unglückliche Liebhaber wirbt lange Jahre im Stillen, wird schliesslich aber mit der Hand der Erwählten belohnt.

Ungewöhnliche oder aufregende Vorkommnisse sind aus V. F. verbannt. Die Schlacht bei Waterloo spielt in den Roman hinein, aber auf einer halben Seite wird der Kampf selbst abgetan; eine der Hauptfiguren fällt in der Schlacht, doch gewissermassen hinter den Kulissen. Anstatt dass uns das Geschehnis selbst vorgeführt wird, wird die vollendete Tatsache am Schluss eines Kapitels mit zwei Zeilen nachgetragen. Die höchst dramatische Szene, wo Rawdon seine angeblich kranke Frau beim Souper mit dem fürstlichen Roué überrascht, fällt fast aus dem Rahmen der übrigen Vorgänge. Das darauf unvermeidlich scheinende Duell ist wiederum vermieden. Hatte doch Thackeray selbst erklärt: „The exciting plan was laid aside". (Kap. VI).

Komische Vorfälle hat Thackeray dafür um so lieber herangezogen und nur zu gern durch eine Zeichnung noch hervorgehoben. In „Rebecca's farewell" wirft die undankbare Becky das ihr heimlich zugesteckte Wörterbuch der versteinerten Jemina vor die Füsse, in „Mr. Joseph entangled" wird der dicke Mann aus Indien überrascht, wie er der schlauen Becky das Garn hält. „Mr. Jos shaves off his mustachios" zeigt den grosssprecherischen Joseph, wie er in gestrecktem Galopp mit dem Angstgesicht eines John Gilpin vor den anrückenden Franzosen flieht. Sehr komisch ist es auch, wenn der französische und englische Botschafter in Pumpernickel um der Primadonnen willen es angeblich fast zum Kriege kommen

lassen, oder wenn Becky sich auf die Cognakflasche setzt, die sie in aller Eile unter die Bettdecke gesteckt hat.

So entsprechen die Begebenheiten in V. F. dem „without a hero" des Titelblattes. Die tapferen Heldentaten aus Scotts Romanen und die rührselig-pathetischen Szenen eines Dickens sind ausgeschaltet. Auch den am französischen Roman so gerügten „convulsive crimes" ging Thackeray weit aus dem Wege, von Geisterspuk gar ist erst recht keine Rede. Wie Thackeray es im 5. Kapitel des Romans selbst angekündigt hatte, stellte er „nichts weiter als die einfachen Erlebnisse einer Kaufmannsfamilie" dar, und er erfüllt sein Versprechen, den Roman gleich frei zu halten „vom süssen Rosenwasserstil wie von dem des Schauerromans".

Sehen wir zu, wie die Auswahl der Begebenheiten im englischen Roman vor V. F. sich entwickelte.

Bei Richardson tritt die Aktion hinter den Stimmungsbildern und Betrachtungen sehr zurück, doch werden eben um dieser empfindsamen Stimmungen willen oft die kleinsten Vorfälle des täglichen Lebens berücksichtigt. Wenn Pamela der Schar ihrer Dienstgenossen Lebewohl sagt, wird der Abschied von jedem einzelnen zu einer „Begebenheit". Die eigenartigen Liebeswerbungen eines Lord Booby, vom „summerhouse-trick" bis zum Eindringen ins Schlafgemach, einige Duelle und einige Reisen, Entführung und Familienrat bestreiten fast alles Geschehen in den geschwollenen Bänden.

Auch Fielding betrachtet das Studium des Menschen als seine höchste Aufgabe, vernachlässigt aber eben darum das Tun des Menschen keineswegs. Im „Joseph Andrews" haftet er noch etwas unfrei an burlesken Abenteuern, den Prügelszenen, Prellereien und nächtlichen Zimmerverwechslungen, wie er sie bei Cervantes fand. In „Tom Jones" und „Amelia" aber macht er aus den unbedeutend-bedeutenden Alltagsvorfällen, wie sie sich wohl im Leben eines englischen Landjunkers oder Capitäns abspielen, ein Spiegelbild des Lebens überhaupt:

der Hausherr entdeckt, von der Reise zurückgekehrt, in seinem Bett ein Findelkind, Tom Jones wird erwischt, wenn er die Jagdbeute auf fremdes Gebiet verfolgt, und Black George unterschlägt die gefundene Börse seines jungen Wohltäters. Komische Episoden sind zahlreich; auf sie wurde gewiss Thackerays besondere Aufmerksamkeit gelenkt durch die Zeichnungen seines Freundes Cruikshank: Molly Seagrims „homerischer Kampf auf dem Kirchhof", entbrannt um eines zu schönen Kleides willen und ausgefochten mit Totenschädeln und Skelettknochen, der Schreckschuss der Schildwache, die in Tom Jones ein Gespenst sieht, das Herausklettern des Captain Booth aus dem Weinfass, dem Kutscher und Köchin eine kleine Stärkung entnehmen wollen.

Bei Smollett, dessen sämtliche Romane das Wort Abenteuer in der Überschrift führen, werden die Begebenheiten zum Selbstzweck; sie sind bei ihm den Charakteren übergeordnet, wie sie bei Fielding koordiniert, bei Richardson untergeordnet waren. Smolletts Helden reisen durch alle Erdteile. Kriegsabenteuer, Gefangennahme, Heldenkampf und Eroberung, Sturm auf hoher See, Verlust des Vermögens und plötzliches Reichwerden bringen die nötige Spannung in die kaleidoskopartigen „adventures" und „expeditions". Die Streiche, die einem gespielt werden, Betrug und „practical jokes" sind als belustigend gedacht und kehren in immer neuen Variationen wieder. Dem missliebigen Lehrer werden mit einem Katapult vier Zähne ausgeschossen [1]), Rodericks Onkel die Hunde auf den Leib gehetzt [2]), die Suppe dermassen versalzen, dass sie ausser einem deutschen Baron kein Mensch essen kann [3]). Zu dem nächtlichen Alarm mit pikantem Einschlag [4]) und den Zweikämpfen aller Art kommt als neu die geheimnisvoll-schauerliche Be-

1) Rod. Rand. Kap. 1.

2) a. a. O. Kap. 2.

3) Per. Pickle Kap. 44.

4) Rod. Rand. Kap. 10. Per. Pickle Kap. 9.

gebenheit, durch die Smollett der Romantik voraufweist: Count Fathom entdeckt in einem Gasthause, in dem er Zuflucht in stürmischer Nacht gefunden hat, unter dem Bett die noch warme Leiche eines Mannes, legt sie statt seiner in das Bett und muss dann mit ansehen, wie der schon Getötete noch einmal erstochen wird[1]). Smollett entwickelt auch die scheinbare Spuk- und Geistererscheinung weiter, die Fielding schon angedeutet hatte; denn wie im „Tom Jones" der von den Toten auferstandene Geist niemand anders als der bandagierte Tom Jones selbst ist, so ist der Teufel, den der alte Mann in „Roderik Random" zu sehen und zu hören glaubt, in Wirklichkeit nur ein Rabe[2]); die Stimme, die nächtlicher Weile zu Commodore Trunnion unheimlich spricht, gehört dem dazu angestifteten Pipes an[3]), und der „Geist Monimias" ist die gar nicht gestorbene Monimia in eigener Person[4]).

Richardsons „Vicar of Wakefield" (1766) handelt nicht sowohl von den Schicksalsschlägen des Pfarrers als von dem Manne, der trotz allen Unglücksfällen sich die Ruhe und Zuversicht eines Hiob erhält. Die Begebenheiten treten um so mehr zurück, als dieses Idyll in Romanform mehr auf die Ausmalung der „Stimmung" Wert legt; doch verweilt Goldsmith gern bei den kleinen Vergnügungen, mit denen die Pfarrersfamilie ihre Mussezeit hinbringt. Abgesehen von der Feuersbrunst, die wohl neu im englischen Roman ist, und dem Verlust des Vermögens durch den Bankrott eines andern sind die Begebenheiten uns von Richardson und Fielding her bekannt, die Entführung der beiden Töchter wie die Verhaftung von Vater und Sohn. So vollendet Goldsmith die Periode Richardson-Fielding.

Während der Gespensterroman, wie z. B. Horace

1) Count Fathom Kap. 20.
2) Rod. Rand. Kap. 13.
3) Per. Pickle Kap. 2.
4) Count Fathom Kap. 39.

Walpoles „Castle of Otranto“ (1764) mit der vom Himmel gefallenen Riesenfaust, und der Schreckensroman, wie Anne Radcliffes „Sicilian Romance“ (1790) mit seinen Geisterscheinungen, in seinen eigenartigsten Begebenheiten in die übersinnliche Welt führte, nähert sich der Kreis der Burney mehr dem Roman des Dickens und Thackeray. „A young lady's entrance into the world“ (1776) — Untertitel von Fanny Burneys „Evelina“ — zeigt uns schon, dass wir Vorgänge finden werden, wie sie den Roman von Amelia Sedley und Becky Sharp ausfüllen. Evelina wird bei Bekannten eingeführt, trifft vornehme und gewöhnliche Leute, geht auf Bälle und in die Oper und heiratet schliesslich einen jungen Lord. Etwas melodramatisch wirkt es, wenn ein armer junger Schotte durch Evelina vom Selbstmord gerettet wird und wenn in „Cecilia“ Harrel sich in Vauxhall erschiesst, als ungefähr alle Hauptpersonen des Romans dort beisammen sind. Deutet die späte Legitimierung Evelinens durch ihren Vater noch auf „Tom Jones“ zurück, so weisen andere Begebenheiten, unbedeutende, feinkomisch-satirisch gefasste Vorfälle des Gesellschaftslebens schon auf V. F. vorauf, wie z. B. das Umherirren der jungen Mädchen in dem Garten von Vauxhall.

Auch in den Romanen der Edgeworth und Austen bewegen sich die Vorkommnisse innerhalb sehr enger Grenzen. Bei der Irin ist das Leben der Adligen ausgefüllt durch Gesellschaften, Geldvergeuden, Spielen und „love-making“; die einfachen Leute plagen sich unter dem Druck der Absentee-Frage, helfen sich aber durch allerlei Kurzweil über ihre Lage hinweg. Bei Jane Austen, der Darstellerin der englischen ländlich-bürgerlichen Kreise und des Alltagsgetriebes, beschränken sich die „Ereignisse“ im ganzen auf Verlobungen, Heiraten, Missheirat und Enterbung, gesellschaftliche Vergnügungen und Intriguen. Sie legte den Schwerpunkt auf die Charakterzeichnung, die sie schon in den Titeln ihrer Romane wie „Sense and Sensibility“, „Pride and Prejudice“ betonte.

Erst bei Scott treffen wir dann wieder die erstaunliche Buntheit und Fülle des Geschehens, die wir bei Smollett gefunden hatten, nur dass hier ein überlegener künstlerischer Geschmack selbst eine Überfülle von Begebenheiten und Umgebungsdingen mit den zahlreichen Gestalten harmonisch zu verknüpfen weiss. Da sich die meisten seiner Romane mit historischen Stoffen beschäftigen, so nehmen kühne Waffentaten und holder Frauendienst einen hervorragenden Platz ein. Aber auch dem Schaurig-Geheimnisvollen, den Geisterscheinungen einer weissen Dame, dem Wiederauferstehen von den Toten, dem Schatzgraben und andrerseits dem Komischen, wie etwa den mit Balderstone (Bride of Lammermoore) und Meg Dods (St. Ronan's Well) verknüpften Szenen ist breiter Spielraum gewährt.

Dickens stellt in seinen „Sketches" (1835) einfache Vorfälle aus dem Alltagsleben der unteren Bürgerklassen dar, Wahl und Weihnachtsschmaus, Ausflüge und Streitigkeiten. Das schon hier betonte komische Element baute er in den burlesken Abenteuern der „Pickwickier" in Smolletts Art aus: das Pferd brennt durch, anstatt der Krähen wird ein Mensch angeschossen, die Wagenräder zerbrechen, Herr Pickwick gerät in der Nacht irrtümlich in das Zimmer einer Dame oder bricht beim Schlittschuhlaufen ein. In seinen späteren Romanen bevorzugt Dickens rührende oder unheimliche Begebenheiten, die dem hartherzigen Reichen die Augen über soziale Missstände öffnen und ihn zu werktätiger Nächstenliebe veranlassen sollen. Der Findling z. B. wird lieblos behandelt, die Schüler in Yorkshire bekommen nicht satt zu essen; ein junges Menschenkind wird von verbrecherischen Leuten zu Schandtaten angelernt; grausige Bluttaten werden schauerlich vorbereitet und schauerlich gesühnt, und dem verstockten Geizhals erscheinen mahnend die Geister.

Der junge Thackeray lehnte sich in den burlesken Abenteuern seiner beiden von Cruikshank illustrierten

„Kalender“ (1839/40) ersichtlich an die „Pickwickier“ an. Der Schulknabe Stubbs wird unter dem Brunnen gründlich von seinen Mitschülern getauft, später in einer Liebesstunde gestört durch den heimkehrenden Vater, der die Hunde auf ihn hetzt. Herr Cox bleibt auf der Jagd in einem Baum hängen und landet endlich arg zerfetzt auf einem Esel bei seiner vornehmen Jagdgesellschaft; auf der Opernhausprobe fällt er in die Versenkung, bei einem Ausflug auf der Themse ins Wasser. In den übrigen vor V. F. veröffentlichten Arbeiten hält Thackeray die Begebenheiten innerhalb der Grenzen von V. F. selbst. Hatte aber Dickens allem Geschehen in seinen Romanen eine sozial-predigende Spitze gegeben, so brachte Thackeray schon früh das Snobelement in die Begebenheiten seiner Erzählungen. Im „Professor“ erschleicht ein „Abenteurer“ sich eine Stelle als Lehrer; der junge Stubbs bestellt sich Stulpenstiefel für „Herrn Lord Stubbs“, natürlich ohne sie bezahlen zu können; die Barbiersfrau drängt sich in die Adelskreise; und Deuceace, Captain Rook und Barry Lyndon treten äusserlich vornehm auf, um desto besser betrügen zu können.

So stimmt Thackeray auch mit der Wahl der Begebenheiten im wesentlichen mit Fielding überein. Beide weichen dem Pathetischen, Geschraubt-Unnatürlichen aus. In scheinbar unbedeutenden, im Zusammenhang aber wichtigen Vorfällen aus dem Leben der vornehmeren Stände suchen sie das Leben ihrer Zeit und das Leben überhaupt wiederzuspiegeln. Die Weiterentwicklung ist wiederum gegeben durch die Zuspitzung der Gesellschaft zur „society“, das was Thackeray zu eigen gehört, durch sein „eye for a snob“.

In der Besprechung der einzelnen Begebenheiten von V. F. folge ich aus Gründen der Übersichtlichkeit der Kapitelanordnung des Romans.

„Mr. Joseph entangled“ oder „The green silk-purse“ d. h. jene Szene zu Anfang, in der George und Amelia den dicken Jos überraschen, wie er Becky das Garn hält, ist nur eine Wiederaufnahme aus „Miss Löwe“ (1842)[1]): „When old Löwe came in I was winding a skein of silk seated in an enticing attitude, gazing with all my soul at Delilah who held down her beautiful eyes“. Wie bereits erwähnt, ist „Miss Löwe“ als autobiographisch zu betrachten; vielleicht hat Thackeray eine derartige Episode selbst erlebt, die sich ihm dann so fest einprägte, dass er sie zweimal in seinen Schriften verwertete und in V. F. durch seine Zeichnung die Pointe noch unterstrich.

Ein literarisches Vorbild für diese „Umgarnung“ des schüchternen Erkorenen durch die heiratslustige Diplomatin ist mir nicht bekannt, wohl aber dürfte an eine Parallele zu erinnern sein: Der Wittwe Wattmann in Sternes „Tristram Shandy“ (1759) ist „zufällig“ etwas ins Auge geflogen. So bittet sie den schüchternen, aber gerade wie Jos nur zu leicht entflammten Onkel Toby, doch einmal nachzusehen, was ihr eigentlich fehle, und es gelingt ihr auch, durch dieses tête à tête die glimmenden Liebesfunken zu heller Flamme anzuschüren, wie ja auch Beckys Bemühungen, Josephs Schüchternheit etwas nachzuhelfen, verheerende Wirkungen in dem ahnungslosen Opfer ihrer Schlauheit anrichten. Das „gazing with all my soul at Delilah who held down her beautiful eyes“ hebt kurz das Wesentliche der Verbindung zwischen Sternes und Thackerays Szene hervor.

„Dobbin of ours“ ist eine direkte Wiederholung aus Thackerays „Mr. and Mrs. Frank Berry“ (1843), wo das erste der beiden Kapitel, betitelt: „The fight at Slaughterhouse“ berichtet, wie einer der Rennommierboxer der

1) Vgl. S. 12.

Schule von einem scheinbar unbedeutenden jüngeren Mitschüler herausgefordert wird, weil er gegen einen ganz kleinen brutal vorgeht. Statt „Go it, Figs“ heisst es hier „Go it, Briggs“. Der Held der Schule wird auch hier zu aller Erstaunen besiegt, auch das Moment des „Linksens“ ist schon hier verwendet.

Bei Smollett hatte Roderick Random zwei Boxkämpfe auszufechten, einmal, weil er als der dumme Provinziale in London verspottet wird, das andere mal, als der Schlosser ihm falsch Bescheid sagte, die Herausforderung jedoch ohne Kampfpreis, nur „aus Liebe zur Sache“ annahm. Jämmerliche Prügel sind Rodericks Los.

In Fieldings „Amelia“ kommen wir Thackeray schon näher. „A strapping wench“ boxt sich hier, in der Gefängnisszene des Anfangs, mit einem Manne, Robinson, und — das schwache Geschlecht zeigt sich weit überlegen.

Erst 1837 bringt Dickens wieder einen regelrechten Faustkampf, und zwar zwischen zwei halbwüchsigen Burschen. Hier siegt die Tugend Oliver Twists über den späteren Verbrecher, seinen Mitlehrling Noah Claypole, der Gesündere über den Schwächeren. 1840 lässt Thackeray in „Cox's Diary“ den Sohn des Barbiers auf dem Schulhof durch einen jungen Aristokraten niederboxen, um 3 Jahre später in dem oben erwähnten „The Fight at Slaughterhouse“ den Matador durch den wenig beachteten Mitschüler besiegen zu lassen.

Wenn Thackeray das Kapitel „Dobbin of ours“ mit so geringen Anderungen aus einer seiner früheren Arbeiten übernahm, so ist dies wohl so zu erklären: Als er mit dem Verleger den Vertrag betreffs V. F. abschloss, hatte er, wie wir gesehen haben [1]), erst wenige Kapitel fertig. Da er gewöhnlich die schriftstellerischen Arbeiten sehr an sich herantreten liess und wiederholt in seinen Briefen erwähnt, dass der Druckerjunge im Nebenzimmer

1) Vgl. S. 2.



auf die fälligen Arbeiten warte, so ist es leicht möglich, dass er nach dem Abschluss des Vertrages nicht viel an V. F. weiter arbeitete und, plötzlich um Fortsetzung gedrängt, sich entschloss, jene kleine Arbeit aus „Fraser's Magazine“ umzuarbeiten, indem er sie als Schulerlebnis der beiden Offiziere nachtrug. Dass er während dieser Zeit sehr durch die „Snob Papers“ im „Punch“ in Anspruch genommen war, darf nicht ausser acht gelassen werden.

Wenn bei dem Zwischenfall in Vauxhall Jos durch sein Gebahren den Mob anlockt, so dass nur durch Dobbins Dazwischentreten ein Handgemenge zwischen den in der Laube Essenden und den Draussenstehenden vermieden wird, so hat Thackeray schon in „Catherine“ (1839/40) eine Vorstudie hierzu gemacht. Hier sitzen die Leute eines Abends wieder in einer „box“, nur diesmal in „Marylebone-Gardens“, und der Streit zwischen den Draussenstehenden und Mr. Billings, der aus der Laube herauskommt, führt wirklich zu Tätlichkeiten, denen durch diplomatische Zwischenrufe: „Schutzmann! Schutzmann!“ ein schnelles Ende bereitet wird.

Das Vorbild hierfür ist wohl Fieldings „Amelia“ Kap. IX. Amelia wartet eines Abends mit ihren Kindern und Bekannten auf ihren Mann in einer Laube in Vauxhall, als zwei junge Lords, die vorüber promenieren, zudringlich werden und Amelia küssen wollen. Nur dadurch, dass sie in dem hinzutretenden Ehemann einen Bekannten erkennen, den sie um Entschuldigung bitten, werden Tätlichkeiten vermieden. Ähnlich wie hier der junge Lord dem in der Laube sitzenden Pfarrer Amelia entreissen will, so dreht sich der Streit in „Catherine“ darum, dass Billings die mit Moffat gehende Mrs. Briggs für sich haben will. So wurde der Name des öffentlichen Vergnügungsgartens von Thackeray erst abgeändert und dann wieder eingeführt.

Beachtenswert hierbei ist, dass Cruikshank in seiner Thackeray sicherlich wohl bekannten Illustration zu



„Amelia“: „Scene at Vauxhall“, genau wie Thackeray selbst in seiner Zeichnung zu der entsprechenden „Scene at Vauxhall“ in V. F. den Moment festhielt, wo zu der in der Laube vereinigten Gruppe die Eindringlinge herantreten.

In dem Kapitel „How Captain Dobbin bought a piano“, in dem Dobbin auf der Versteigerung der Besitztümer des bankrotten John Sedley Amelias Klavier ersteht, um es ihr zurück zu schicken, nimmt Thackeray ein schon in „The Ravenswing“ (1843) von ihm verwendetes Motiv wieder auf. Hier findet die Frau des Captain Walker, der im Schuldgefängnis sitzt, beim Nachhausekommen ihr gepfändetes „grand rosewood piano“ wieder vor, „which the kindhearted tailor had purchased at the sale of Walker's effects“. Ein literarisches Vorbild für diesen Vorgang ist mir nicht bekannt. Dass der gutherzige Schneider ebenso zu Frau Walker steht wie Dobbin zu Amelia, ist schon erwähnt worden.

Wenn Lord Steyne Rawdons Schulden aufkauft, um den lästigen Ehemann für eine Weile in sicheren Gewahrsam zu bringen, so finden wir diesen Vorgang schon in Richardsons „Pamela“, von wo Goldsmith das Motiv in den „Vicar of Wakefield“ übernahm. Lord Booby bezw. Thornhill lässt Williams bezw. Primrose ins Schuldgefängnis bringen, nicht um des Geldes willen, sondern um den im Wege Stehenden sich vom Halse zu schaffen.

Die Überraschung des Liebhabers und der Ehefrau durch den Ehemann dürfte auf Charles de Bernards „Gerfaut“ zurück gehen. Peregrine Pickle ist zwar nahe daran, von Herrn Hornbeck ertappt zu werden, und Count Fathom entgeht auch nur knapp der Entdeckung durch den Juwelier, aber dass in ernsterer Weise das Ehebruchsproblem derartig zum Höhepunkt und zur Katastrophe in einem englischen Roman verwendet wird, ist etwas Neues. Im „Gerfaut“, den Thackeray ja so ausserordentlich hoch schätzte [1]), bildet eine solche Überraschung

1) Vgl. S. 34.



des Liebhabers und der Frau beim tête à tête den Wendepunkt der Handlung. Herr von Bergenheim hat, während der Leser hier wie in V. F. lange weiss, dass zwischen der Frau und dem Verehrer nicht alles in Ordnung ist, beiden Vertrauen geschenkt, wie Rawdon, bis sein Verdacht plötzlich erweckt wird. Dass Bernard den Leser dem argwöhnischen Ehemann unter grösster Spannung folgen lässt, bis der Vertrauensselige selbst das Gespräch der Liebenden mit anhört, wie wir ja auch von Thackeray aus dem Gefängnis fort vor das Haus geführt werden, in dem alle Fenster erleuchtet sind, bis jeder Zweifel des Ehemanns schwindet, das macht die Ähnlichkeit zwischen den beiden Episoden aus.

Erinnern wir uns, wie vorsichtig Thackeray Bilder der persönlichen Bekannten, die er in seinen Erzählungen darstellte, behandelte, das Konkrete vermeidend, um den Geist nur desto treuer festzuhalten, vergegenwärtigen wir uns ferner, wie Thackeray in seinen späteren Romanen solchen in der französischen Literatur heimischen Problemen aus dem Wege ging, so werden wir geneigt sein, anzunehmen, dass dem Gerfaut-Bewunderer und gründlichen Kenner der französischen Literatur bei dieser Wahl der Katastrophe seines Romans das Erinnerungsbild von „Gerfaut“ bestimmend wurde.

3. Die Umgebung.

In V. F. befinden wir uns im wesentlichen im Hause. Im Schulhause im Anfang, mit Amelia und Becky in der Höheren Töchterschule, mit Dobbin und George in „Dr. Swishtail's famous academy“; in der guten Stube bei Sedleys, manchmal auch in dem anstossenden Musikzimmer, im Salon bei Becky, wo der musikalischen Abendgesellschaft ein kleines Spielchen im Nebenzimmer folgt. In Brüssel kommen wir in das Opernhaus mit seinen Gesellschaftsintriguen von Loge zu Loge; im festlichen Ballsaal tanzen die Offiziere mit ihren Damen, ehe sie



ins Feld abrücken. Mit Rawdon lernen wir das Schuldgefängnis kennen, mit Becky das bunte Gewirr eines kleinstädtischen, deutschen Wirtshauses zur Zeit einer Hoffestlichkeit. In eine kleine Garnison nach Indien werden wir auch geführt, aber die Umgebung hat dort nichts spezifisch Indisches, sondern unterscheidet sich kaum von der einer englischen Provinzstadt, wo die Mama ihre Töchter an den Mann zu bringen sucht und die Menschen allerlei zusammenklatschen. In den Tagen der Schlacht bleibt Thackeray mit uns „bei den Nichtkombattanten“, innerhalb der Mauern der Stadt und innerhalb der Zimmer, während der Kanonendonner nur ferne grollt und vom Kampfe selbst nur Gerüchte zu uns dringen. Reisen werden gemacht, wie z. B. nach Paris und an den Rhein, aber auf dem Besonderen der betreffenden Gegenden verweilt Thackeray kaum. Bei der Überfahrt nach Dover ist der Jargon sprechende Diener und die andern mitreisenden Menschen die Hauptsache, am Rhein nicht die Burgen, sondern Amelias Benehmen gegenüber Dobbin.

Während Thackerays grosser Antagonist im französischen realistischen Roman das Äussere und Innere eines Hauses bis in alle Einzelheiten hinein genau beschreibt, weicht Thackeray selbst der detaillierten Ortsbeschreibung aus. Wohl aber weiss er die Stimmung, die mit diesem oder jenem Orte verknüpft ist, lebendig herauszuarbeiten, indem er die Empfindungen und Gedanken der Menschen scharf beleuchtet, die zu jenen Orten gehören. Miss Pinkertons Betragen gegenüber ihrer Schwester und Becky veranschaulicht uns die Stätte, an der Amelia so viele Jahre zubrachte, besser als eine genaue Beschreibung der Hauseinrichtung. Der Geist einer deutschen Kleinstadt wird zur deutlichen Vorstellung gebracht durch den Kampf zweier Primadonnen, deren Rivalität alles Leben dort beherrscht. Gaunt-House wird uns in seinem Innern kaum geschildert, aber der furchtbare Geist des Wahnsinns, der durch das Haus schreitet, kommt uns



doch klar zum Bewusstsein, gewissermassen personifiziert durch das „Skelett“, das wie ein Henker zum Zugreifen bereit ist. Von dem Äusseren dieses Palastes schweigt Thackeray fast ganz; welch deutliche Sprache aber reden die scharfen Bemerkungen des kleinen Stallburschen, der alle mit diesem Hause verknüpften Skandalgeschichten kennt und der durch die verschwiegene Hinterpforte schon so manche Schöne einziehen sah.

Auch die ins Einzelne gehende Kostümbeschreibung vermied Thackeray, wusste aber doch seine Personen klar umrissen vor uns hinzustellen, indem er sich meist einer Apposition bediente, die er möglichst „graphic“ wählte. Der krummbeinige Kutscher Sambo und die wollhaarige Mulattin, die grünäugige, leichtbewegliche Jüdin, der fette would-be Militär Jos, der kaustisch lächelnde Kahlkopf Steyne und der fiebergelbe Dobbin mit den grossen Füssen stehen gleichmässig deutlich vor uns.

Wie sehr Thackeray dem Detail abhold war, ersehen wir am besten daraus, dass wir vom Kasernenhof und der Schreibstube keinerlei Einzelheit vorgeführt bekommen, obwohl doch drei Offiziere und mehrere Grosskaufleute und Notare eine wichtige Stellung innerhalb der Handlung einnehmen.

Das Verhältnis, nach dem die einzelnen Stände unseres Gesellschaftsromanes verteilt sind, zeigt sich auch in der Umgebung. Wir werden im allgemeinen die Vordertreppe des Herrschaftshauses hinaufgeführt; in die Gesindestube, etwa zu Mrs. Briggs, der Aufwärterin von Fräulein Crawley, oder Herrn Bowls, dem Kellermeister von Mr. Pitt Crawley, werden wir kaum hinabbemüht. Wie sehr Thackeray auch hierin dem low-life aus dem Wege ging, zeigt deutlich der Tragödie zweiter Teil, Beckys Wanderjahre. Hier hat Thackerays Muse ihr genteeles Haupt verhüllt und die Umgebung der Schnaps trinkenden Abenteurerin in den Hintergrund gedrängt, obwohl er sie selbst bis in die letzten Seiten des Romans nicht aus den Augen verloren hat.

Den Untertitel „Pen and pencil sketches of English society“ sehen wir so in die Tat umgesetzt. Nichts von dem breiten Pinselstrich des farbenfrohen, jede Einzelheit berücksichtigenden Gemäldes, sondern knappe, aber scharfe Umrisslinien; und hat der Zeichner Thackeray keinerlei Landschaftsskizzen hinterlassen, so werden wir uns nicht wundern, wenn wir das Landschaftsbild in V. F. so gut wie ausgeschaltet sehen, obwohl doch z. B. ein Abschnitt die Überschrift „Am Rhein“ führt. Die wenigen Zeilen, mit denen er in diesem Kapitel das Hereinbrechen der Nacht über Fluss und Städtchen beschreibt, zeigen zwar, wie viel er auch auf diesem Gebiete zu leisten imstande war, machen aber das Fehlen der Landschaftsschilderung in V. F. wie seinen anderen Werken überhaupt nur um so fühlbarer.

Ist Thackeray aber auch der alle Einzelheiten heranziehenden Personen- und Ortsbeschreibung aus dem Wege gegangen, so hat er doch fast in jedem Kapitel, oft sogar in der Überschrift es andeutend, irgend eine besondere Einzelheit betont, meist einen greifbaren Gegenstand des einfachen, uns umgebenden Lebens, der Menschen und Situationen in gewissermassen symbolischer Weise verdeutlichen und in Beziehung zu dem grossen „Vanity Fair“ setzen soll. Da ist das legendenumwobene Wörterbuch des Dr. Johnson, das der einflussreichen Kaufmannstochter mitgegeben wird, der unvermögenden Lehrerin aber nicht, da ist die „seidene Börse“, durch die Becky den Jos einzufangen sucht, und das ungeniessbare indische Gericht, das sie lobt, obwohl es ihr den Hals verbrennt. Da ist „The letter on the pincushion“, durch den ein so wichtiges Ereignis wie Beckys Heirat nachträglich bekannt wird; das Piano Amelias, das der gutmütige Dobbin auf der Auktion für sie ersteht, die Familienbibel, aus der Herr Osborne seines Sohnes Namen streicht. So erhalten Personen, Ort und Gelegenheit durch knappe Andeutung einer Einzelheit schärfere Beleuchtung als eingehende Ausmalung sie zu erzielen vermöchte.



Wie war die Umgebung im englischen Roman vor V. F. zur Darstellung gebracht worden?

Nachdem die Aufklärungszeit, von dem Essay ausgehend, bei dem Studium des Menschen immer mehr auf die Einzelheiten der Umgebung geachtet hatte, in den moralischen Wochenschriften wie auch im Roman der Defoe und Swift, verlegte der Vorkämpfer der Empfindsamkeitsperiode, Richardson, sie von der Peripherie ganz in den Mittelpunkt, indem er besonders diejenigen Umgebungsdinge ins einzelne hinein darstellte, die zu der „sentimental analysis“ in Beziehung standen. Ein gutes Beispiel bietet Brief 32 der „Pamela“, wo Pamela von ihrem Herrn und den zahlreichen Dienstboten des Schlosses tränenreichen Abschied nimmt. Nicht weniger als zwölf Leidtragende werden mit Namen aufgezählt, die einzelnen Abschiedsgeschenke aufgeführt: so und so viel Ellen Tuch, „a silver snuff-box“, ein goldener Ring, 40 Bogen Briefpapier, 12 Federn, Tinte, Wachs und Oblaten, Pflaumenkuchen und Kanarienwein. Von jeder einzelnen Person wird genau angegeben, in welcher Weise sich der Abschiedsschmerz äusserte. Immer wieder küsst sie die Mädchen und gibt den Männern die Hand, und dass ihr Taschentuch ganz nass war von den vielen Tränen, wird zum Schluss nicht vergessen. Ebenso wird Pamelas Kleidung im einzelnen beschrieben, sowohl das „neat homespun suit of cloaths“, in dem sie auszuziehen denkt, als der festliche Putz, in dem sie nach der Heirat in das Dorf zurückkehrt. Nachdem sie die vielerlei sorgfältig aufgezählten Herrlichkeiten von dem Handelsmann erstanden, lässt Richardson sie fortfahren: „. . . ., and when I had 'em all come home, I went and looked upon them once in two hours, for two days together“. So bringt er diese Einzelheiten der Umgebung in Verbindung mit Pamelas Empfinden. Genauere Ortsbeschreibung, wie etwa des „summer-house“ im Anfang der „Pamela“ oder der italienischen Orte in „Sir Charles Grandison“, ebenso ausführlichere Landschaftsdarstellung fehlen, so sehr man

sie in diesen Romanen der Empfindsamkeit erwarten sollte.

Fielding zieht in weiterem Umfange Einzelheiten der Umgebung heran als Richardson, ohne ihnen jedoch mehr Platz einzuräumen, als nötig war, um das Ganze künstlerisch abzurunden und der Charakteristik der Menschen schärfere Lichter aufzusetzen. Bei ihm finden wir zuerst jenen von Thackeray so geschickt aufgenommenen Kunstgriff, einige wenige Umgebungsdinge hervorzuheben, die an sich einfach und scheinbar unbedeutend, von grosser Bedeutung für die handelnden Personen werden, andrerseits als Symbole des Grossen im Kleinen und des Kleinen im Grossen dem Verfasser zu Vehikeln seiner Auffassung werden, durch die Fielding eben „die Menschen aus ihren Narrheiten und Fehlern herauslachen“ wollte, Thackeray das Widerspruchsvolle des grossen „Vanity Fair“ des Lebens herauszubringen suchte. Da ist im „Tom Jones“ das schöne Kleid der Molly Seagrim, das den Sturm der Dorfbewohner heraufbeschwört, da ist der Lieblingsvogel Sophia Westerns, der Blifils hämisches Wesen und Toms Ritterlichkeit gleichermassen enthüllt, da ist die Harfe, die den Squire Western in Gutmütigkeit und Zugeständnisse hineinzulisten dient, da ist Sophias Muffe, die Tom immer wieder hervorholt, der leichtsinnige Tom, der doch ein so gutes Herz hat. Wie wichtig werden die Rebhühner, die über die Jagdgrenze fliegen, für Tom und den Wildhüter! Die gefundene Börse, die Black George lange über die Frage „Abliefern oder Nichtabliefern“ monologisieren lässt, bis er schliesslich, gleich Lancelot Gobbo seinen Vorteil über alle Pflichten gegen seinen jungen Herrn und Wohltäter stellt, diese Börse wird bei einem Künstler wie Fielding zum Spiegelbild der „human follies and vices“ genau so wie jenes berühmt gewordene „supper of hushed mutton“, das Amelia in ihrer Grossherzigkeit dem nur zu leichtsinnigen Captain Booth zur Heimkehr vorbereitet.

Fielding verabsäumte weder, uns einen Pfarrer Adams



und Tom Jones in ihrem Aussehen ohne übertriebenes Eingehn auf Kleinigkeiten deutlich vorzuführen, noch vernachlässigte er die Landschaft. So wird gleich im 4. Kapitel des „Tom Jones“ das Haus des Herrn Allworthy beschrieben, wie es auf einem Hügel steht, nicht so sehr nach dem Gipfel zu, aber wohl vor Winden geschützt; was für Bäume in der Nähe wachsen, wie der Wasserfall nicht über Stufen, sondern jäh herabschiesst. Auch wie sich nach rechts ein Tal mit Dörfern und einer alten Abtei-Ruine, nach links ein prächtiger Park anschliesst, wird liebevoll ausgemalt.

Smollett ist der Mann des Details der äusseren Umgebung, wie Richardson das Empfindungsleben in die feinsten Einzelheiten hinein mit Umgebungsdingen verknüpft hatte. Smollett will möglichst viel bunte Bilder an uns vorüberziehen lassen, darum bringt er viele Menschen, viele Orte und viele Einzelbegebenheiten in ausführlicher Darstellung. Wie die Menschen sich kleiden, welche Farbe ihr Rock z. B. hat, wie die Knöpfe gestaltet sind (Rod. Rand.), wie sie aussehen (ihr Gesichtsausdruck, ihre Haarfarbe u. s. w.), wie sie sich bewegen, wird uns fast immer gesagt. Umständlich wird auch beschrieben, wie Roderick mit dem Katapult dem Lehrer 4 Zähne ausschiesst, wie das eigenartige Examen vor sich geht, bei dem sich die Professoren streiten, und wie er von dem Kapuziner betrogen wird. Die „Garnison“ des Commodore Trunnion in „Peregrine Pickle“ mit ihrer verschrobenen Hausordnung und ihrer komplizierten Einrichtung wird uns mit allen Einzelheiten, Wache, Befestigung und Hängematte, vorgeführt. Bei dem Gastmahl im Stile der Alten [1]) werden alle Ingredienzien bis ins kleinste angegeben; wenn Peregrine Pickle einem Manne einen Schlaftrunk in den Wein schütten will, werden 30 Tropfen Laudanum ausdrücklich genannt.

Fehlt eine eigentliche Landschaftszeichnung auch bei

1) Per. Pickle Kap. 44.



Smollett, so gibt der ehemalige Schiffsarzt den fremden Städten doch charakteristische Einzelheiten (z. B. die Spuyl- or musichouses in Amsterdam, die er in längerem Vergleich dem Londoner „coffeehouse of Moll King" gegenüberstellt). Sind seine Darstellungen des Seemannslebens auch nicht so minutiös wie die bei Marryat, so werden immerhin Bemannung, Schiff und Sturm auf hoher See mit vielen Einzelheiten bedacht.

Um die Umgebung, die er darstellen will, recht klar herauszuarbeiten, bedient Smollett sich eines besonderen Mittels, nämlich der Personenkoppelung. Einmal haben die meisten Helden seiner Romane Gefährten, die gewöhnlich einem anderen Stande angehören, so dass die Kreise des einen die des andern schärfer beleuchten, dann aber hat er auch oft von demselben Berufe mehrere Stufen dargestellt. Neben Roderick Random lernen wir verschiedene andere Mediziner, von den Examinatoren eine ganze Gruppe kennen, die uns diese Kreise so besser veranschaulichen. Roderick hat später mit Offizieren verschiedenen Ranges und verschiedener Dienstauffassung zu tun, wie Commodore Trunnion nicht allein vorgeführt wird, sondern umgeben von Leutnant Hatchway und dem Matrosen Pipes.

Der „Vicar of Wakefield" ist der Stimmungsmalerei gewidmet, und so ist denn auch das Leben dieser Pfarrerfamilie mit behaglicher Breite ausgemalt. Was am Morgen getan wird, zwischen Frühstück und Mittag, zu Mittag und am Abend wird genau aufgezählt. „After we had supped" oder „der erste Teil der Erzählung war am Abend beendet; am nächsten Tage wollte er nach Tisch weiter erzählen, als . . . .", solche umständlich-behagliche Zeitangaben sind etwas Gewöhnliches bei Goldsmith. Wenn das Gespräch sich um Literatur dreht, so werden Titel und Verfasser oder Gestalten einzelner Werke genau genannt, wie Gay und Ovid, Thwackum und Square. Ist von Ärgernissen die Rede, die das Dahinleben des Pfarrers stören, so ist das Berauben des Obstgartens durch

die Knaben und der Speisekammer durch die Mädchen für Goldsmith nicht zu gering der Erwähnung. Das Haus liegt an einem Abhang, von prächtigen Bäumen und einem murmelnden Bächlein umgeben. 20 Morgen vom besten Boden gehören dazu. In demselben Raum des einstöckigen Hauses, der als Stube und Küche dient, stehen die sauber geputzten „dishes, plates and coppers“ in schmucken Reihen. Dass weder Burchell noch Thornhill, wenn sie zuerst auftreten, in ihrem Äussern beschrieben werden, nimmt bei der sonstigen Breite der Darstellung wunder.

Lassen wir die „gothic romance“ des Walpole und der Radcliffe mit dem gigantischen, geheimnisvollen Helm und dem Riesenfuss bezw. den mysteriösen Türen und Gemächern, dem Kerker und dem Skelett beiseite, so fällt uns bei der Burney, Edgeworth und Austen auf, dass die Umgebung nicht so betont ist, als man bei Schriftstellerinnen wohl erwarten möchte. Fanny Burney, die erklärte Richardsonverehrerin, die ja in ihrem Hauptroman „Evelina“ den „epistolary style“ Richardsons aufnahm, handelt in diesem Roman zwar von „a young lady's entrance into the world“ und führt in diesem „town journal“ (Brief 23) den Leser an manche Stätte des Londoner Gesellschaftslebens, das wir in mannigfachen Äusserungen kennen lernen, aber die Empfindungen der Heldin beherrschen doch das Ganze. Gewisse kleine Einzelzüge werden von den Orten und dem Äusseren der Personen angedeutet, die Charaktere aber drängen die Umgebung ganz in den Hintergrund. Bezeichnend hierfür ist die Art, wie die einzelnen Mitglieder der Familie Branghton in Brief 17 vorgestellt werden; ein, zwei Worte erfahren wir über das Äussere der einzelnen, aber mehrere Zeilen sind ihrer Wesensart gewidmet. Im „Drury-Lane Theatre“ wird von dem Raum und dem Publikum nichts gesagt, wohl aber von Garricks Kunst der Menschendarstellung des längeren gehandelt. Die verschiedenen Vergnügungsstätten Londons, wie Mary-

lebone-Gardens mit dem Feuerwerk, Kensington-Garden mit seinen Promenadenwegen, Vauxhall mit der Kaskade und Haymans Bildern werden so dargestellt, als kenne der Briefempfänger sie so gut wie Fanny Burney selbst. Die mancherlei Demütigungen, das Wechseln zwischen Furcht und Hoffnung in Evelinas Seele stehen hier im Vordergrunde wie in „Cecilia“ die Empfindungen der Erbin, der durch das eigenartige Testament so viel Schwierigkeiten gemacht sind.

Maria Edgeworth geht nur in ihren spezifisch irischen Erzählungen mehr ins Detail, nicht in den „Moral and Popular Tales“; besonders wenn sie einen komischen Effekt erzielen oder auf alte irische Sitte hinweisen kann, wobei dann jene erklärenden Anmerkungen der späteren Auflagen die Andeutungen des Romans weiter ausführen. Da ist der mit 20 Zeilen Anmerkung bedachte Mantel (Castle Rackrent 1800), dessen Ärmel, trotz siebenjährigem Gebrauche im Sommer und im Winter wie neu sind, weil „old Thady“ ihn mit einem Knopfe über den Schultern schliesst; da ist in demselben Roman die berühmte Kutsche, an der eigentlich nichts in Ordnung war und die doch von dem sorglosen Iren heil über den Abhang gebracht wurde, auch ohne Bremse. Das Moralisieren aber über die Absentee-Frage in den irischen, über Gesellschafts- und Erziehungsprobleme in ihren andern Erzählungen nimmt bei Maria Edgeworth jene die Umgebung zurückdrängende Vorherrschaft an sich, die bei der Burney die Charaktere gehabt hatten und bei der Jane Austen den Charakteren noch bestimmter zugewiesen wurde.

„Northanger Abbey“, Jane Austens frühestes, wenn auch erst nach ihrem Tode veröffentlichtes Werk, ging zwar von dem gothischen Roman aus, um noch vor den Schlusskapiteln des Werkes über jenen hinauszuwachsen, und hatte so noch Raum übrig für geheimnisvolle Schlossräume und jene eine so grosse Rolle spielende Truhe mit dem Silberschloss, den Resten zweier Griffe und dem nicht zu lesenden Buchstaben auf dem

Deckel; aber als auch aus den Titeln der folgenden Romane das Konkrete des ersten wich, als „Sense and Sensibility“, „Pride and Prejudice“, „Emma“ herauskamen, da beherrschte die Charakterzeichnung alles, um so mehr als Jane Austen ja ausserordentlich viel Gebrauch vom Dialog macht. Immerhin fehlt es nicht an feinen Einzelzügen; will Mrs. Jennings z. B. der Marianne in „Sense and Sensibility“ die Besitzung eines Mannes als heiratenswert darstellen, dann wird mit der Ausmalung der Lage, des Zustandes der Baulichkeiten, der schönen Abwechslung, die man dort habe, nicht gekargt. Die schönsten Obstbäume des Landes befinden sich in dem Garten, „and such a mulberry tree in the corner“. Im allgemeinen hat Jane Austen das Alltagsleben, das ihre Adligen und Bürger auf dem Landgut oder in der englischen Kleinstadt führen, nicht mit Einzelzügen ausgestattet.

Umsoviel mehr Gewicht legt dann wieder Scott auf die Umgebung. Nehmen wir z. B. „Ivanhoe“. Die Landschaft mit der Lichtung und den uralten Bäumen erfährt Berücksichtigung in den Einzelheiten wie das Gewand von Gurth und Wamba, wie die Halle von Cedric dem Sachsen und der Schauplatz des Turniers, das zwar historisch nicht unbedingt zuverlässig dargestellt ist, aber doch durch die Intuition des Künstlers dem Leser den Stimmungsgehalt jener Zeiten vermittelt. Die historische Lage Englands bald nach der normannischen Eroberung wird im allgemeinen dargestellt, andrerseits aber auch neben dem angestammten sächsischen Grundherrn mit seinen Untergebenen der Erobererkreis durch eine Reihe von Vertretern veranschaulicht; ebenso wird das Leben im Kreise des Juden Isaac und das Treiben Robin Hoods und seiner Waldgefährten in Einzelheiten hinein verfolgt. Übertrug Scott so auch in seinen späteren Romanen die Schilderung der irischen Umgebung, die er bei der Edgeworth so bewundert hatte, auf schottische und englische historische Stoffe, so stellt er doch einen grossen Fortschritt dar: Er verstand, das, was bei der Edgeworth in

breiten Anmerkungen über „Irish folk-lore" gesagt war, künstlerisch mit dem Ganzen seiner Romane zu verknüpfen, ohne pedantisch dabei zu sein. Als Romantiker malte er auch das Geheimnisvoll-Übersinnliche gern aus, so, wenn der Held, der seit langem als tot gilt, plötzlich unter den Kämpfenden erscheint (Ivanhoe 1820), wenn der Schatzgräber allerhand mystische Beschwörung und Hokuspokus aufbietet (The Antiquary 1816), wenn in dem Schlosse Avenel durch das Gespenst der weissen Dame sich geheimnisvoller Zauberspuk ankündigt.

Dickens legt in seinen nicht historischen Stoffen, sondern dem Gegenwartsleben der einfachen und niederen Bürgerkreise gewidmeten Romanen ebensoviel Nachdruck auf eine breite Ausmalung der Umgebung wie Scott. In seiner ausführlichen Beschreibung des Kostüms und des Äusseren seiner Figuren gemahnt er an Smollett. Besonders gern aber geht er ins Detail, wenn er dadurch die Reformbedürftigkeit dieser oder jener sozialen Umgebung klarer veranschaulichen oder durch eingehende Beschreibung des Schauerlichen den Leser in eine werktätige Barmherzigkeit hineingruseln kann. Die nach gesetzlicher Abhilfe schreienden Zustände des „workhouse" im „Oliver Twist", dessen Verwalter ins Gefängnis gehört, die unwürdigen Einrichtungen, die in der Hungerschule des Prügelpädagogen Squeer in „Nicholas Nickleby" herrschen, werden so ins einzelne hinein beschrieben wie die kettenrasselnden Geisterscheinungen im „Christmas Carol", die dem geizigen Scrooge die Haare zu Berge stehen lassen, so dass jeder Brite, der noch ein Herz in der Brust und einen Schilling in der Tasche hat, sich vornehmen muss, einen Verein zur Besserung der englischen Armenhäuser und Schulen zu gründen und zu Weihnachten den Gentleman, der mit einer Kollekte kommt, gabenfreudiger aufzunehmen als Scooge es tat.

In Thackerays vor V. F. geschriebenen Werken deckt sich die Umgebung mit der von V. F. Im allgemeinen beschäftigen sie sich mit der „Gesellschaft",

die manchmal etwas „shabby", nach aussen hin aber „genteel" ist. Im ganzen wird das Detail sehr sparsam verwendet, schon früh aber bediente sich Thackeray nach Fieldings Vorgang jener symbolischen Verwendung von einzelnen Umgebungsdingen. So erscheint schon 1839 in dem Titel einer seiner ersten Arbeiten (The Fatal Boots) ein paar Stiefel, das sich der hochstaplerische Schulknabe Stubbs im Anfang dieser Biographie bestellt und das immer wieder „verhängnisvoll", um nicht zu sagen „fatalistisch" in sein Leben eingreift. Da ist, wieder im Titel hervorgehoben (The Great Hoggarty Diamond 1841), die von den adligen Verwandten ererbte Busennadel, die unserm Titmarsh plötzlich so viel Beachtung verschafft, ihn in ein neues Leben und bittere Sorgen hineinzieht. Da ist das Garn, das Miss Löwe den liebeseinfältigen George halten lässt (Miss Löwe 1842), das „rosewood piano" in „The Ravenswing" (1843) und die goldene Karosse des Emporkömmlings Barry Lyndon (1844), die nur das letzte Aufleuchten der untergehenden Sonne seines „Glücks" darstellt (The Luck of Barry Lyndon 1844).

Was Einzelheiten der Umgebung in V. F. anlangt, so habe ich schon dargetan[1]), wie die den Roman einleitende Schilderung des Lebens und Treibens in einer Mädchenschule sich an eine der frühesten Arbeiten Thackerays anlehnt, den „Professor" von 1837. Beide Male stehen mehrere Schwestern an der Spitze der „Akademie für junge Damen", deren Eingangstür ein ausdrücklich hervorgehobenes Messingschild schmückt. Unter den verschiedenen Schülerinnen kehren engumschriebene Typen wie z. B. „the articled young lady" wieder, vor allem aber steht im Mittelpunkt der Darstellung ein „gefährlicher Vogel", ein Snob, ganz dazu angetan, recht viel Unheil in dem seiner Obhut anvertrauten Ziergarten der

1) Vgl. S. 14.

betreffenden Schule anzurichten. Auch auf die psychologisch ausserordentlich interessante Tatsache möchte ich noch einmal hinweisen, dass Thackeray bei diesem Zurückgreifen auf seine frühere Arbeit auch jenen JEMIMA-Scherz mit aufwärmte, der, so originell er auch wirkt, wenn man V. F. vor dem „Professor“ liest, in Wirklichkeit doch in keinerlei innerem Zusammenhang mit der so wiederbelebten Umgebung der Mädchenschule steht.

Die Einrichtung von Töchterschulen ist verhältnismässig späten Ursprungs. Maria Edgeworth hat wohl in den „Moral Tales“ (1808) eine „Good French Governess“ gezeichnet, und die Mitford eine „Schoolmistress“ in „Our village“ (1809), aber auf das Leben in einer Mädchenschule wird nicht eingegangen. Dickens hat diese Umgebung zuerst behandelt, und zwar in den „Sketches“ (1835). Das Äussere des Hauses wird hier beschrieben, auch die Inschrift am Gartentor nicht vergessen: „Minerva House Hammersmith. Finishing establishment for young ladies.“. Zwei alte Jungfern stehen an der Spitze des Instituts. Unter den verschiedenen Typen der jungen Damen befindet sich auch die zärtliche Busenfreundin, die hier hässlich, in V. F. eine Mulattin ist. Wie Becky in der Schule von Miss Pinkerton mit Hilfe der einäugigen Apfelfrau eine Liebeskorrespondenz mit dem jungen Vikar von Chiswick, Herrn Crisp, unterhält, so brennt hier bei Dickens eine der Hauptschülerinnen mit ihrem Verehrer durch, mit dem sie schon früher in Korrespondenz gestanden hatte. 1836 brachte Dickens im 16. Kapitel seiner „Pickwickier“ den Leser noch einmal in ein Pensionat für junge Damen, das auch wieder von einer ältlichen Dame geleitet wird. Hier wird auch von einer angeblichen Liebesintrigue zwischen einer der jungen Damen und Fitz-Marshall gehandelt. Von den Lehrerinnen wird eine näher bezeichnet, Miss Gwynn, die Schreib- und Rechenlehrerin. Die Inschrift am Gartentor ist hier schon durch ein „brass plate“ näher bestimmt. So fand also Thackeray 1837 schon

zweimal die „academy for young ladies“ von Dickens ausgearbeitet vor, so dass wir den Anfang von V. F. wohl durch den „Professor“ hindurch mit Dickens in Verbindung zu bringen haben.

Vauxhall ist im „Spectator“ nur einmal herangezogen, obwohl so viele Vergnügungsstätten Londons öfter und ausführlicher in ihm behandelt werden. In No. 393 erwähnt Addison nur, dass Sir Roger nach „Fox-Hall“ fährt, wo der Gesang der Nachtigallen ihn melancholisch an „die Witwe“ denken lässt.

Fielding verweilt länger bei dem bunten Treiben, das in diesem beliebten Volksgarten herrscht, in „Amelia“. Die ausserordentliche Schönheit und Eleganz dieses aller Welt bekannten Gartens fühle er sich kaum fähig, würdig zu beschreiben. Amelia wähnt sich im Himmel, als sie die fröhliche Menge zu den Klängen der Musik durch die Gänge wogen sieht, bis das Mahl, zu dem sie und die Ihren sich in der Laube niedergesetzt haben, durch die Keckheit der Vorübergehenden gestört wird.

Goldsmith hat 1762 im 71. Brief des „Citizen of the world“ wieder eine Gesellschaft nach Vauxhall geführt. Zu dem fröhlichen Durcheinanderfluten der festlich gekleideten Menge, zu Gesang und Instrumentalkonzert kommt hier noch die grossartige Illumination, die alle Erwartungen unseres Chinesen weit übertrifft. Man speist auch, und zwar in einer Laube; nur die „waterworks“ bekommt die Witwe nicht zu sehen, obwohl sie sich so sehr darauf gefreut hatte.

Fanny Burney fügt 1776 in „Evelina“ zu der Illumination und dem bunten Gewoge der Menge noch hinzu, dass Evelina sich in den dunklen Gängen von ihrer Gesellschaft verliert, wie Thackerey im 6. Kapitel von V. F., dem Vauxhall-Kapitel, sagt: „It is to be understood as a matter of course that our young people being in parties of two and two, made the most solemn promises to keep together during the evening, and seperated in ten minutes afterwards.“

1835 beschreibt Dickens in einer seiner „Sketches“ Vauxhall, wie es bei Tage aussieht, wenn ein Luftschiffer sich inmitten all der künstlichen Dekorationen produziert, die bei Abendbeleuchtung so schön, im Tageslicht aber so nüchtern sich ausnehmen.

Wenn Thackeray 1839/40 in „Catherine“ das glänzend illuminierte Vauxhall mit seinen Lauben, seiner Musik und seiner lärmenden Menge, besonders aber der Störung der Laubeninsassen durch die Vorübergehenden für V. F. vorskizzierte [1]), so nahm er den Anstoss, diese Umgebung zu verwenden, wohl aus Fielding. Das Motiv, dass die Bekannten sich in den vielen Gängen aus den Augen verlieren, übernahm er möglicher Weise aus Fanny Burneys „Evelina“.

Die Stimmung des Ballfestes in Brüssel, von dem die Offiziere mitten in der Nacht zum Kampf gerufen werden, hatte Byron 1816 in der 21. Stanze des 3. Gesanges von „Childe Harold“ dichterisch behandelt:

„There was a sound of revelry by night,
And Belgium's capital had gather'd then
Her beauty and her chivalry, and bright
The lamps shone o'er fair women and brave men;
A thousand hearts beat happily; and when
Music arose with its voluptuous swell,
Soft eyes look'd love to eyes which spake again,
And all went merry as a marriage bell;
But hush! hark! a deep sound strikes like a rising knell!“

Die poetische Lizenz Byrons, dass der Kanonendonner selbst die Kunde von dem Ausbruch der Feindseligkeiten gebracht habe, ist bei Thackeray, historisch richtiger, durch die Meldung vom Übergang über die Sambre ersetzt.

„Soft eyes looked love to eyes which spake again“: Die Art, wie George bei diesem Ballfest der fortgehenden

1) Vgl. S. 15.



Becky ein verborgenes Billet-doux in die Hände spielt, das er wohl bemerkt wusste, „als ihre Augen sich trafen", scheint aus Bernards „La chasse aux amants" (1841) entnommen zu sein. Hier sind wir auch im Ballsaal, und zwar gleich zu Anfang des Romans, der ein ganzes Kapitel der Ballszene widmet: Der Liebhaber möchte der verheirateten Angebeteten sich durch einige Zeilen nähern und befestigt dazu einen Zettel mit einer Stecknadel an dem Taschentuch, das die Dame auf ihrem Platze während des Tanzens hat liegen lassen, wie ja auch George das von Becky während des Tanzens zurückgelassene Bouquet zum Träger seines verbotenen Annäherungsversuches macht. Für die Vermutung, dass Thackeray dieses Motiv der Ballsaal-Umgebung aus Bernard schöpfte, spricht der Umstand, dass er aus demselben Roman jene auf Seite 40 näher besprochene Wagenfahrt der Rivalen ziemlich ungeniert in seinen „Ravenswing" (1843) übernahm, ohne die Quelle zu nennen, indem er nur vag auf ein „französisches Sprichwort"[1]) hinwies, dem er die Anregung dieser Episode verdanke. Ein „französisches Sprichwort" von einer Wagenausfahrt der Rivalen und einem bösartigen Pferde, das den einen Liebhaber in den Strassenschmutz wirft, dürfte wohl so leicht nicht gefunden werden; es ist eben die versteckte und verschleierte Andeutung von Bernards „La chasse aux amants", von wo Thackeray also wohl auch dies Taschentuch-Bouquet-Motiv „pilfered".

Wenn Thackeray für die Waterloo-Tage in V. F. die Parole ausgiebt „our place is with the non-combattants" (Kap. 30), so ist dies wohl die Nachwirkung der Lektüre von jenen Aufzeichnungen der Fanny Burney, die sie, noch unter dem frischen Eindruck ihrer Erlebnisse in diesen Zeiten, bald nach dem Kriege veröffentlichte. War sie doch gleich Amelia in Brüssel gleichsam eingeschlossen gewesen in jenen Tagen der

1) Biogr. Ed. IV 404.

Aufregung, wo die widersprechendsten Gerüchte bald der einen, bald der andern der kämpfenden Parteien den Sieg zusprachen, bis die Kundgebung des Platzkommandanten die Niederlage der Franzosen bei Quatrebas meldete. Bei ihr finden wir schon die eigentümliche Stimmung des für die Kämpfer abgehaltenen Gottesdienstes, in den der ferne Kanonendonner hineintönt. Dass sie bei der Panik derjenigen so gern verweilt, die gern fliehen wollten und nicht konnten, weil alle Wagen und Pferde schon mit Beschlag belegt waren, gab Thackeray wohl die Idee von Beckys famosem Pferdehandel mit dem fluchtbegierigen Jos, führte gewiss auch zu der köstlichen Szene, wie Lady Bareacres in dem unbespannten, zur Abfahrt fertigen Reisewagen sitzt, während ihr Mann die Stadt nach Pferden absucht und Becky höhnisch vom Fenster herabsieht. Heisst es bei Georgs kurz erwähntem Tode: „No more firing was heard at Brussels; the pursuit rolled miles away", so ist dieser verhallende Geschützdonner derselbe, der so wirkungsvoll aus der Ferne herübertönt in die Schilderungen der „Nichtkombattantin" Fanny Burney.

Zu der Charadenaufführung, bei der Becky in Gaunt-House so glänzt, müssen wir eine Fussnote von Miss Mitfords „Christmas Amusements" (Our Village 1819) vergleichend heranziehen. Sie weist hier darauf hin, dass die „fashionable" französische Art der Sprichwörter-Aufführungen ihren eigenen dramatischen Charaden zu Grunde liege, deren 3 Szenen je eine Silbe eines Wortes darstellten. Auch Thackeray spricht ja davon, dass diese gesellschaftlichen Kostümcharaden von Frankreich her damals Mode gewesen seien, nur dass bei ihm die drei Silben des Wortes (Night-inn-gale) pantomimisch dargestellt wurden, während Miss Mitford sie aus 3 dialogisch ausgeführten Szenen erraten lässt. Einzelheiten hat Thackeray von ihr nicht übernommen. Bei Balzac oder Bernard ist mir diese Charadenaufführung nicht vorgekommen.



Wenn in der kleinen deutschen Residenz Pumpernickel dem Volke aus höfischem Anlass grosse, mehrere Tage währende Belustigungen gegeben werden, wobei Wein und Bier aus den Fontänen fliessen und bunte Scharen zu dem Feste zusammenströmen, so dürfte die Anregung hierzu wohl aus dem 5. Buch von „Dichtung und Wahrheit“ gekommen sein, wo ja auch der Wein bei der Krönung Josephs II. weiss und rot aus den Brunnen fliesst und grosse Menschenmengen aus der Gegend ringsum sich zusammengefunden haben.

Das zigeunerhafte Wirtshaustreiben mit den „pedlars, punters, tumblers, students and all“ (Kap. 65), in dem Becky sich so unbekümmert bewegt wie Philine, mag wohl durch die entsprechende Schilderung im Anfang von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ (Buch II, Kap. 4) angeregt sein, wo ja auch allerhand fahrendes Volk das Jahrmarktsgetriebe eines kleinstädtischen Wirtshauses belebt. Als Thackeray in den letzten Heften seines Romans, dessen Erfolg er ausmünzen wollte, den Schauplatz nach Deutschland verlegte, wobei er fleissig seine früheren karrikierenden Schilderungen der Residenz Pumpernickel benutzte[1]), frischte er gewiss seine Erinnerungen an seinen Aufenthalt in Godesberg und Weimar durch eine erneute Lektüre von Goethes Darstellungen des deutschen Kleinstadtlebens auf. Dass er mit Goethes Werken gut vertraut war, zeigen seine Briefe. Hatte er doch überdies 1831 „the grand old Goethe“ in Weimar gesehen und mit ihm sprechen dürfen.

Was Einzelzüge der Umgebung in V. F. betrifft, so ist hier zunächst auf die „Hessian Boots“ zu verweisen, in denen Jos einherstolziert. Thackeray hat sie nicht nur in der grossen Zeichnung „Mr. Jos entangled“, sondern auch in der Initiale des 3. Kapitels sorgsam abgemalt. Anne Ritchie erzählt, dass ihr Vater als Knabe eine ganz ungewöhnliche Vorliebe für Stulpenstiefel be-

1) Vgl. S. 17.

sass, so dass er sie in den „Fatal Boots“ (1839) zum Angelpunkt einer Erzählung machte[1]). Rawdons Renommierpistolen, „dieselben, mit denen er Kapitän Marker erschoss“, haben ihr Vorbild im Spectator No. 335, wo Captain Sentry zu Sir Roger de Coverley im Theater sagt, er solle sich nicht fürchten, „for that he had put on the same sword which he made use of at the battle of Steenkirk.“ Thackeray selbst liess schon Barry Lyndon vier Jahre vor V. F. gelegentlich mit nicht misszuverstehender Deutlichkeit von den Pistolen reden, mit denen er diesen oder jenen im Duell getötet habe.

Betont Thackeray nicht nur bei Amelia und Becky, sondern auch bei seinen früheren und späteren Frauengestalten so sehr die Gabe des Gesanges, so mag dies darin begründet sein, dass ihm die stimmliche Begabung seiner Frau ausserordentlich wertvoll war, wie seine Tochter ausdrücklich hervorhebt[2]). Er sagte einmal selbst, er habe sein Herz an seine Frau verloren, als er sie habe singen hören.

Spielt Dobbin die Flöte, so mag dies auch mit persönlichen Eindrücken zusammenhängen. Jedenfalls sagt Thackeray 1838[3]) im „Yellowplush“: „A man who plays the flute is a simpleton.“

Dass Jos in Pumpernickel mit einer schönen Phantasie-Uniform herumläuft, um der Etikette des Hofes zu entsprechen, wird näher erläutert durch einen Brief[4]) des jungen Thackeray aus Weimar (1831). Darin bittet er um eine Fähnrichsstelle in „Sir John Kennaway's yeomanry“, weil man bei Hofe in einer Uniform erscheinen müsse und die der Herren vom Zivil ihm nicht gefalle.

„Come children, let us shut up the box and the puppets, for our play is played out“, diese Idee von der

1) Biogr. Ed. IV. p. XVII.
2) a. a. O. III. p. XXXVI.
3) a. a. O. III. 259.
4) Melv. I 58..

Schachtel, in die die Figuren des Romans am Ende wieder hineingetan werden, äusserte ein Bekannter gesprächsweise zu Thackeray, der bei dieser Gelegenheit sofort sagte, er werde sie in dem Roman verarbeiten [1]).

4. Die Komposition.

V. F. ist ein biographischer Roman, nämlich die Geschichte von zwei jungen Mädchen, die in das Leben hinaustreten: Becky Sharp beginnt ein Abenteurerleben in der „Gesellschaft", Amelia heiratet den ungetreuen George, den sie über das Grab hinaus zu Unrecht vergöttert, und erhört den braven Dobbin erst nach vielen Jahren treuen Werbens. So verschmolz Thackeray in V. F. zwei seiner früheren Arbeiten: „The Luck of Barry Lyndon" (1844) und „The Ravenswing" (1843), denn die Biographie des weiblichen Glücksritters Becky Sharp ist ja nur eine Umsetzung von „Barry Lyndons Carriere" aus dem Historischen in das Zeitgenössische, aus dem Männlichen in das Weibliche, andrerseits fällt die Handlung von „The Ravenswing" ja mit der Amelia-George-Dobbin-Handlung zusammen [2]). Diese Verschmelzung der beiden Geschichten nahm Thackeray sehr geschickt vor; sie sind eng mit einander verbunden und weisen eine weit bessere Proportion der Teile auf, als man auf den ersten Blick vermuten sollte. Im ersten der 67 Kapitel „bereiten sich Miss Sharp und Miss Sedley auf die Kampagne vor", wie Thackeray selbst es in der Überschrift ausdrückt. Im 22. sind sie beide verheiratet, im 32. sehen sie sich beide durch das erregende Moment der Schlacht bei Waterloo „in presence of the enemy", d. h. sie werden dem feindlichen Leben gegenübergestellt: Amelias Mann wird erschossen; Mutter und Witwe zugleich, hat sie grosse Schwierigkeit, ihr Kind gut zu er-

1) a. a. O. I. 255.
2) Vgl. S. 10.



ziehen, da der Ingrimm ihres Schwiegervaters sie, die Tochter des Verarmten, nicht unterstützt. Beckys Mann wird befördert, aber auch ihr erwachsen dadurch nur noch mehr Sorgen, da die erwartete Erbschaft ausbleibt, ihr Hang zum standesgemässen Auftreten aber wächst. Das 53. bezw. 56. Kapitel bedeuten Wendepunkte für Beckys wie Amelias Leben: Rawdon überrascht seine Frau beim Souper mit Lord Steyne und sagt sich von ihr los, so dass ihr Geschick sich jetzt mehr in absteigender Linie bewegt; der Amelia wird ihr kleiner Georg zum Grossvater entführt, aber für Mutter wie Sohn hellt sich doch der Horizont auf. Amelia wird ruhiger und beginnt aufmerksamer und empfänglicher für Dobbins Bewerbungen zu werden. Im 63. Kapitel stossen auf einer Rheinreise Amelia und Dobbin mit der „vagabondierenden“ Becky zusammen, die durch Mitteilung von Georgs treulosem Billet Amelias letzte Bedenken gegen die Heirat mit Dobbin zerstreut. Im Schlusskapitel heiraten sich Amelia und Dobbin, Beckys Wanderjahre erhalten durch Rawdons Tod und das Vermächtnis des fetten Jos eine gewisse Festigung zurück.

So sind die beiden Hauptfäden des Romans zwar fest und nach gesetzmässigen Verhältnissen mit einander verknüpft, und doch stehen die beiden Handlungen nicht gleichwertig nebeneinander. Da das interessante Laster nun einmal auch für den Autor anziehender ist als die tugendhafteste Dummheit, wurde Becky Thackeray unter der Hand, vielleicht auch wider seinen Willen, zur Hauptperson. Ihre Biographie erhielt so das Übergewicht über die Amelia-Handlung; ja, genau betrachtet haben sie sich beide einem grösseren Allgemeinen, das schon durch den allgemein gefassten Titel angedeutet wird, unterzuordnen. Hat doch Thackeray sein Werk nicht mit einem konkreten Titel versehen, es nicht, wie er es nach Fanny Burneys Vorgang vielleicht hätte tun können, betitelt: „Becky und Amelia oder die Geschichte von dem Eintritt zweier junger Damen in die Welt“, noch ihm einen



andern, „Barry Lyndon“ oder „The Ravenswing“ entsprechenden Titel gegeben; wenn er aber unter die „such is life“ Wahrheit der Überschrift zugleich die Worte „Roman“ und „Skizzenbuch aus dem Gesellschaftsleben“ setzte, so deutete er damit treffend die eigenartige Bauweise von V. F. an: die scheinbare Kompositionslosigkeit. Indem er nur Skizzen zu geben versprach, sagte er sich selbst von dem Zwange einer geschlossenen, nach sorgfältig ausgemessenem Grundriss arbeitenden Bauart frei. Wie er andererseits dem Ganzen die Form des Romans und auch so etwas wie eine „Handlung“ liess, befolgte er, bei scheinbarem Aufgeben der künstlerischen Komposition, doch ein künstlerisches Prinzip: er zeichnete die Bilder des Gesellschaftslebens nieder, wie sie sich seinem Blicke gewissermassen zufällig darboten, und indem er sie von seinem Standpunkt aus zusammenstellte, wie sie ihm erschienen, ohne viel an ihnen zurechtzumachen, bemühte er sich, dem näher zu kommen, von dem er ein Abbild geben wollte, nämlich dem Leben.

Drei Züge treten in der Komposition von V. F. besonders hervor: die willkürliche Temponahme in der Vorführung der Geschehnisse, die Einfügung von Episoden, das Heraussprechen des Autors aus der Kulisse.

Sehr wichtige Begebenheiten werden oft mit einigen Worten abgetan, ganz unwichtige wiederum mit grösster Breite ausgeführt, so dass man in V. F. nicht leicht Seiten überspringen kann. Nachdem eine Fahrt mit dem Postwagen, die in keinerlei Beziehung zur Handlung steht, vieler Seiten gewürdigt ist, kann man sehr leicht ein so wichtiges Vorkommnis wie Beckys Heirat mit Rawdon überschlagen, da hier eine einzige Zeile für ausreichend zur Mitteilung erachtet wurde. Eine nicht ganz unwichtige Sache wie z. B. des kleinen Crawleys Taufe wird nicht einmal gestreift; von den grossen Geldgeschenken, die Lord Steyne der Becky gemacht hat, erfahren wir erst nach Jahren, zugleich mit Rawdon, der die Scheine im verborgenen Fach entdeckt.

Das heftweise Erscheinen von V. F. hatte an diesem sprunghaften Vortrag wohl den Hauptanteil. Eine bestimmte Umgebung, ein komisches Ereignis wurden in einem eigenen Hefte behandelt, das oft abrupt zu Ende gebracht werden musste, andrerseits das nachträgliche kurze Abtun wichtiger Ereignisse in einem neuen nötig machte.

Mit dem heftweisen Erscheinen hing es auch zusammen, dass in einer besonderen Lieferung die Episode aus Dobbins Jugendtagen in den Gang der Ereignisse eingeschoben werden konnte. Auch die Charadenaufführung in Gaunt-House z. B. hat ja keine zwingende Verbindung mit dem Gang der Ereignisse, noch auch der Kampf der Primadonnen am deutschen Kleinstadttheater, noch „The Night Attack", jene satirische Probe im 6. Kapitel, wie Thackeray im Stil des französischen Verbrecherromans „hätte schreiben können".

Am Ende des 8. Kapitels bittet der Autor ausdrücklich um die Erlaubnis „occasionally to step down from the platform", um über die einzelnen Figuren und Begebenheiten zu plaudern: „den Guten die Hand zu schütteln, über die Dummen zu lachen und über die Bösen Gericht zu halten."

Dementsprechend rühmt Thackeray nicht nur selbst im Vorwort, wie kunstvoll er diese oder jene Puppe geschnitzt habe, wie prächtig die Beleuchtung durch „the author's own candles" sei, sondern unterbricht auch wirklich vom ersten Kapitel bis zum letzten den Gang der Ereignisse durch subjektive Zwischenbemerkungen. So handelt er des allgemeineren von den Zeugnisbriefen der Lehrerinnen, die manchmal, wie Grabschriften, einen Menschen wirklich mit Recht lobten, oder von dem „husband-hunting", von den Gefühlen, die Liebesbriefe längst verschwundener Zeiten in uns auslösen. Das bezeichnendste Beispiel dieser Art ist wohl die über zwei Kapitel (36, 37) ausgedehnte Abhandlung: „How to live well on nothing a year."

Zu den besonderen Kunstmitteln von Thackerays Komposition in V. F. gehören die Verwendung vorsichtig abgetönter Gegensätze, die direkte Charakteristik, das Herausarbeiten einer Pointe kurz vor Ende eines Kapitels.

Dem verschlagenen „worldling“ Becky ist die gutmütig-weltunkundige Amelia gegenübergestellt, dem hübschen, ungetreuen George der hässliche, ehrliche Dobbin, den unbedeutenden Aristokratinnen die gewandte und gebildete Tochter der Tänzerin. Aber wie ja die meisten Gestalten des Romans als „gemischte Charaktere“ einander genähert sind, suchte Thackeray überhaupt die krassen Gegensätze zu vermeiden und bemühte sich, bei einer gewissen Divergenz die Linien doch nicht zu sehr auseinandergehen zu lassen, um dem Lebenswahren näher zu kommen. Die drei Offiziere sind zwar unterschieden, aber es handelt sich nicht um starke Kontraste, sondern sie sind einander angeglichen, indem jedem irgend eine kleine Schwäche beigegeben ist; die Adligen haben auch alle irgend einen Schönheitsfehler, der sie in gewisser Weise bei allem Gegensätzlichen verbindet; die beiden Kaufleute haben zwar ein verschiedenes Geschick, aber sie stehen sich doch nicht gegenüber wie der „böse“ Scrooge und der „gute“ Buchhalter, sondern sind beide tüchtige Grosskaufleute, deren gemeinsamer Grundzug der Hang zur Respektabilität ist.

Zur direkten Charakteristik bedient sich Thackeray des Dialogs und besonders des Briefes. Im Eingang des ersten Kapitels, als eben die Ankunft des Wagens vor Miss Pinkertons Institut erzählt ist, wechseln Miss Jemima und die Semiramimis von Hammersmith einige wenige Worte, aus denen wir einmal erfahren, wem die Kutsche gehört, zu welchem Zwecke sie gekommen ist, welche Vorbereitungen für „Miss Sedley's departure“ getroffen sind, andrerseits aber auch ohne des Verfassers erklärende Bemerkungen eine deutliche Vorstellung von dem unterschiedlichen Charakter der beiden Miss Pinkerton und dem Geist der Schule erhalten. Wenn die eigen-



tümliche Stimmung gekennzeichnet werden soll, die an den Spielabenden bei Crawleys herrscht, so sagt Becky zu Lord Steyne, sie brauche einen Schäferhund, und ein Fähnrich sowie der harmlose Rawdon selbst antworten dann aus dem Nebenzimmer mit einem Wort, das sie der Situation nicht gerade überlegen zeigt. Die dialektische Gewandtheit Wenhams, des Ehrenretters von Lord Steyne, wird direkt durch ausführlichen Dialog zur Darstellung gebracht.

Auch durch Briefe, die wir in grosser Zahl in V. F. finden, lässt Thackeray gern die Personen sich selbst charakterisieren. Da ist Miss Pinkertons Brief an Mrs. Sedley, in dem das ganze Selbstbewusstsein von Dr. Johnsons Freundin auf der zweiten Seite des Romans sprechend zum Ausdruck kommt, der Brief des kleinen George (Kap. 5), der auch einen Pony haben möchte, wie sein „Freund“ Cuff einen besitze, und da ist schliesslich der köstliche, nahezu das 8. Kapitel ausfüllende Brief der Becky, in dem die schlaue Sängerin sentimentaler Waisenlieder so klug auf Amelias Gutmütigkeit zu spekulieren weiss, der andrerseits aber auch Thackeray die Mühe einer Beschreibung von Queen's Crawley abnimmt. Hatte er doch schon das Postskript von Miss Pinkertons Brief dazu benutzt, den Leser von Miss Sharps Besuch bei Sedleys zu unterrichten.

Kurz vor dem Schluss eines Kapitels oder gar in der letzten Zeile bringt Thackeray gern einen Knalleffekt. Am Anfang des ersten Kapitels erwähnt Jemima schüchtern gegen Miss Pinkerton, dass Becky doch auch eins von den wertvollen Wörterbüchern des Dr. Johnson bekommen müsse, gegen Ende steckt sie es heimlich und voller Rührung der zurückgesetzten Gouvernante zu, in der drittletzten Zeile sieht sie, aus allen Illusionen von menschlicher Dankbarkeit herausgerissen, wie Becky das Buch verächtlich aus dem Wagenfenster heraus ihr vor die Füsse wirft. Beckys Anschläge auf Jos' Herz werden langsam entwickelt; eben hat sie ihn dahin gebracht,

dass er ihr das Garn hält, schon scheint er immer mehr in Feuer zu geraten und den Heiratsantrag auf den Lippen zu haben, da — Thackeray lässt etwas Raum vor den wenigen Endzeilen — öffnet sich die Tür, Amelia und George treten herein; „but Mr. Jos had never spoken." Das Kapitel, in dem Sir Pitt Crawley um Beckys Hand auf den Knien anhält, schliesst mit der Eröffnung: „'Oh, Sir Pitt!' she said. 'Oh, Sir — I — I'm married already'". Das 32. Kapitel, in dem die in Brüssel eingeschlossenen Frauen für ihre in der Schlacht befindlichen Männer beten, endet mit den Zeilen: „. . . and Amelia was praying for George, who was lying on his face, dead, with a bullet through his heart." Das 51. Kapitel ist ganz mit der Darstellung der Charadenaufführung ausgefüllt, bei der Becky so glänzt. Am Schluss des Kapitels wird Rawdon, als er auf die Strasse tritt, auf Veranlassung des Liebhabers seiner Frau verhaftet.

Beachten wir nun, dass Thackeray fast ausnahmslos diese Pointen noch zu unterstreichen pflegte, indem er selbst Zeichnungen dazu machte, so werden wir uns auch nicht damit begnügen, in dem heftweisen Erscheinen von V. F. die alleinige Quelle dieser Kompositionsweise zu sehen. Vielmehr war der Entstehungsgang wohl der, dass der Zeichner Thackeray zunächst den „fruchtbaren Moment" vor Augen hatte, den er eben in seinen Zeichnungen festhielt, also nicht nach einem Knalleffekt suchte, wenn er an den Schluss eines Heftes kam, sondern eher die Pointe an den Schluss rückte und gewissermassen um diese Pointen herum die einzelnen Sketches schrieb, indem er mit geschickter Retardation diesen überraschenden Schlusszeilen eine Folie schuf. Hat doch der Zeichner Thackeray überhaupt nur zu oft dem Schriftsteller die Feder geführt, so z. B. wenn Dobbins Länge sich so grotesk ausnimmt neben der winzigen Gestalt der Amelia [1]),

1) Vergleiche besonders die kleinen Zeichnungen Thackerays in Macmillan's Jll. Pocket Thackeray.

wenn die schmächtige Becky einen plumpen Hünen zum Mann hat, wenn Jos so unmenschlich fett ist, wenn man von Lord Steynes Gesicht, nach einem englischen Kritiker[1]), keinen andern Eindruck bekommt als den von ein paar übergrossen tierischen Zähnen, wenn Becky rotes Haar und grüne Augen hat. Auf der Anfangsinitiale des ersten Kapitels, die die Kutsche der Sedleys darstellt, sieht man fast nichts als die „bandy-legs" des schwarzen Sambo auf dem Kutscherbock. Am Schluss des Kapitels findet sich eine kleine Zeichnung[2]), wo der Diener auf dem Trittbrett an der Rückseite des Wagens sich festhält. Obwohl nun wenige Zeilen vorher Thackeray selbst sagt, „Sambo of the bandy-legs" sei hinten aufgesprungen, zeigt diese Schlusszeichnung einen Diener, dessen Beine deutlich nach innen, nicht nach aussen gebogen sind. So sah der Zeichner Thackeray also, dem auch hier wieder die Linie wichtiger war als die Farbe, zunächst einen Diener mit antiheroischen Beinen auf einer hochherrschaftlichen Kutsche vor sich, zeichnete beide Möglichkeiten und dachte dann, als er an das Niederschreiben ging, nur noch an die „bandy-legs".

Endlich verdienen Eingang und Schluss des Romans noch einige Worte der Besprechung, da sie ja für die Kompositionsweise eines Schriftstellers ausserordentlich bezeichnend sind. Die Anfangsworte des Romans: „While the present century was in its teens, and on one sunshiny morning in June, there drove up to the great iron gate of . . . . a large family coach . . . .". dieser konventionelle Anfang, der recht nach der alten Schule schmeckt, muss sehr befremden bei dem heldenlosen Roman, der sich doch auf dem Titelblatt schon als originell und vom Herkömmlichen abweichend aufspielt. Man meint, gleich in den ersten Zeilen müsste das ehrwürdige Lexikon dem noch an menschliche Dankbarkeit glaubenden Leser vor die Füsse geworfen werden oder wenigstens •

1) Whibley, 107. 2) Macm. Ill. P. Th.

gleich der Dialog zwischen den beiden Fräulein Pinkerton flott einsetzen, der ja allerdings unmittelbar nach Erledigung der Zeit- und Szenenangabe in medias res versetzt.

Die Schlusszeilen: „Come children, let us shut up the box and the puppets, for our play is played out" verdanken ja, wie wir gesehen haben, einem von Thackerays Freunden die Entstehung. Der Schluss der „Handlung" des Romans, Amelias Heirat und Beckys Rückkehr in etwas geordnetere Verhältnisse sind nicht der Schlussstein eines Gebäudes, das sonst unvollständig wäre, sondern im Gegenteil ein grosses etc. etc. steht am Ende des nur äusserlich zu einer Art Abschluss gebrachten Werkes. Dem gibt auch jene Zeile von den Puppen des Jahrmarktsspieles Ausdruck. Sie werden im 67. Kapitel in die Schachtel zurückgetan, wie sie im 57. schon zurückgezogen werden konnten, andererseits auch im 77. mit dem gleichen Recht noch agieren könnten.

Werfen wir einen Blick auf die Komposition im englischen Roman vor V. F.

Die Briefform der Romane Richardsons brachte eine lose Komposition mit sich. Kurze Stimmungsbilder von 3 bis 4 Seiten wechseln mit langen, über mehrere Briefe ausgedehnten moralisierenden Abhandlungen. So kommt etwas Abgerissenes in seine Romane hinein, wenn die Briefform andrerseits auch gestattet, tiefe Einblicke in das Empfindungsleben tun zu lassen und dieses durch eine gewisse Kleinmalerei zur deutlichen Vorstellung zu bringen.

Fielding liebt nicht die peinliche Ausarbeitung eines pedantischen Grundrisses, sondern zwanglos lässt er Ereignis sich an Ereignis reihen, und wie es im wirklichen Leben keinen Endpunkt des Geschehens gibt, so ist der Schluss in seinen Romanen nicht die endgültige Lösung einer restlos aufgehenden Division, sondern der

Dezimalbruch geht weiter, und nur „die letzte Stelle“, das Schlusskapitel, wird etwas abgerundet. In den theoretisierenden Zwischenkapiteln seiner Romane unterhält er sich gern mit dem Publikum, ergreift auch während des Ganges der Erzählung gern das Wort, um über diesen und jenen, dieses und jenes zu lächeln und zum Belächeln der menschlichen Schwächen aufzufordern; ja, er schiebt ganze Erzählungen, Lebensbeschreibungen und mannigfache Episoden in den Verlauf der Handlung ein. Der Gegensatz ist ihm im übrigen ein gern verwandtes Mittel, scharfe Lichter seinen Bildern aufzusetzen. Der unchristlichen vornehmen Dame in der Postkutsche stellt er den einfachen, aber selbstlosen Kutscher gegenüber, dem geizigen Trulliber den hilfsbereiten Adams, dem Schleicher Blifil den aufrechten Tom Jones. Krasse Gegensätze aber vermied der Künstler Fielding; ist doch in seinen „gemischten Charakteren“ jeder ein wenig gut und ein wenig schlecht.

Dient diese zwanglose Kompositionsweise bei Fielding einem künstlerischen Prinzip, nämlich dem, näher dem Leben zu kommen, so finden wir bei Smollett und seinen „Adventures“ und „Expeditions“ wenig von einer künstlerischen Absicht. Er reiht die einzelnen Abenteuer nur äusserlich aneinander, lässt sie wirken, wie die Bilder eines Kaleidoskops. Die Komposition ist bei ihm derartig lose, dass unter den vielen Einschiebseln seiner Romane sich die „Memoirs of a Lady of Quality“ über ein volles Drittel des II. Bandes von „Peregrine Pickle“ erstrecken.

Sterne macht die von Fielding her bekannten subjektiven Zwischenreden des Autors zum Grundprinzip seiner Werke. Er hat so viel Nebenbemerkungen, Abhandlungen, Predigten u. s. w., dass eine eigentliche Handlung gar nicht in Fluss kommt. Bei ihm ist die scheinbare Kompositionslosigkeit auf die Spitze getrieben.

Fanny Burney greift zwar auf die Briefform von Richardsons Romanen zurück, dessen erklärte Anhängerin



sie war, trägt ihre Geschichten aus dem Gesellschaftsleben aber mit weit gleichmässigerer Verteilung vor. Die einzelnen Geschehnisse werden nach wohlbemessenem Grundplan aneinandergereiht. Sie arbeitet viel mit auffälligen Gegensätzen, wie sie z. B. der vornehmen Zurückhaltung einer Lady Howard, eines Mr. Villars die überlaute Aufdringlichkeit einer Mme. Duval und der Branghtons gegenüberstellt.

Maria Edgeworth, die ja gern moralisierend und erziehend kommt. hat sich auch eines schulgerechten, peinlich sorgfältigen Aufbaus in ihren Romanen befleissigt. Almeria macht gleich im Anfang der nach ihr betitelten Erzählung eine Erbschaft, sucht sich Eingang in die vornehme Gesellschaft zu verschaffen und entfernt sich nun Schritt für Schritt um so viel von ihren bisherigen aufrichtigen Freunden, als sie, von Demütigung zu Demütigung schreitend, einer Scheinstellung in der Gesellschaft sich nähert. Auch Maria Edgeworth macht viel Gebrauch von starken Kontrasten, besonders wenn sie den rücksichtslos das Geld vergeudenden Adligen die armen Bauern gegenüberstellt, die unter der Misswirtschaft so zu leiden haben und durch ihren gesunden Humor sich so viel Vergnügen verschaffen, das die „Absentees“ oder die „Ennui“-Leute sich mit Geld nicht erkaufen können.

Jane Austen bedient sich statt der Briefform in ihren Romanen des Dialogs, um das Innere der Menschen besser klarlegen zu können. Dadurch, dass sie ihm ganz ausserordentlich viel Platz einräumt, gibt sie eine strenggeschlossene Komposition auf. Sie liebt Gegenüberstellungen wie z. B. Sense and Sensibility, Pride and Prejudice, vermeidet aber das Aufeinanderprallen von starken Gegensätzen in der Charakterzeichnung und auch besonders in den Begebenheiten.

Scott gibt in seinem „Ivanhoe“, um ein Beispiel herauszugreifen, zunächst einen historischen allgemeinen Überblick über die Zeit, in der der Roman spielt, dann



fügt er Baustein an Baustein zu einem reich gegliederten Ganzen zusammen. Die einzelnen Kreise der sächsischen und normannischen Edlen, der Vasallen und der outlaws im Walde und in York sind geschickt ineinander geschlungen. Auch seine anderen Romane sind wie historische Schlossbauten, wie Abbotsford selbst gewissermassen, so dass die zahlreichen Episoden, ja selbst eingestreute abgeschlossene Erzählungen — wie z. B. im „Antiquary" — sich ausnehmen wie kunstreicher Zierrat und organischer Anbau.

Dickens ist, was die Komposition anlangt, im wesentlichen immer der Boz der „Sketches" geblieben. War er schon in den „Pickwickiern", besonders im Anfang, durch den Zeichner veranlasst, mehr äusserlich Abenteuer zusammenstellen, in deren Reihe er ohne Mühe abgeschlossene Erzählungen einfügen konnte, so war das heftweise Erscheinen auch seiner späteren Werke einer geschlossenen Komposition hinderlich. Besonders gern verweilt er eingehender da, wo er als Sozialreformer schildern kann, wie im „work-house" und in der Hungerschule des Prügelpädagogen, um anderes wieder überraschend kurz abzutun. Selbst in seinen besser komponierten Werken, wie „David Copperfield", oder auch „Dombey and Son", ist der strenge Aufbau durchbrochen durch ausserordentlich zahlreiche Episoden, die meist auf die Lachmuskeln oder die Tränendrüsen wirken, oft auch das Gruseln lehren sollen, wie besonders in den „Pickwickiern" und im „Christmas Carol".

In den vor V. F. erschienenen Werken Thackerays können wir schon früh alle wesentlichen Merkmale der Komposition von V. F. selbst beobachten. Die kleineren Aufsätze, wie der „Professor" (1837) und die Skizzenzyklen „Stubbs's Calendar" und „Cox's Diary" zeigen die sorgfältige, geschickt retardierende und beschleunigende Vorbereitung der Endzeilenpointe. Die grösseren Werke, wie „The great Hoggarty diamond" (1841) und ganz besonders „Barry Lyndon" (1844) lassen die von

Fielding erlernte zwanglose Komposition erkennen, die dem Lebenswahren näher kommen will, bald langsam, bald schneller vorträgt, Episoden einstreut und mit vorsichtig abgetönten Gegensätzen eine schärfere Charakteristik erstrebt. In „Barry Lyndon" besonders sind die moralisierenden Zwischenbemerkungen des Autors, das Spielen mit den Figuren des Romans und mit dem Publikum zwar nicht so ins Extrem getrieben wie bei Sterne, aber sicherlich unter Sternes Einfluss ist ihnen doch ganz erheblich mehr Raum gegeben als bei Fielding. Dass die eben genannten beiden Werke Thackerays alle wesentlichen Kompositionsmerkmale von V. F. zeigen, ist darum besonders wichtig, weil Thackeray hier mehr Musse für die Durcharbeitung des Ganzen hatte. Finden wir also in zwei so bedeutenden früheren Werken die scheinbare Kompositionslosigkeit als künstlerisches Prinzip von Thackeray durchgeführt vor, so werden wir davor bewahrt bleiben, der Veröffentlichung in einzelnen Lieferungen mehr Einfluss auf die Komposition von V. F. zuzuschreiben, als ihr tatsächlich zuzuschreiben ist.

Was einzelne Kompositionsmotive anlangt, so wollen wir uns zunächst mit den eingestreuten Briefen beschäftigen.

Allein in den ersten 11 Kapiteln von V. F. hat Thackeray nicht weniger als 8 Briefe untergebracht. Einer von ihnen füllt für sich sieben von den acht Seiten des 8. Kapitels, im 11. Kapitel stehen drei hintereinander. Bis in den Schluss des Romans hinein bediente sich Thackeray immer wieder des Briefes, besonders zum Zweck der Selbstcharakteristik seiner Figuren; ich erwähne hier nur den Brief der Becky [1]), den des kleinen Rawdon Crawley [2]) und den reichlich unorthographischen,

1) Kap. 8.
2) Kap. 5.



den sein gutmütiger Vater aus dem Schuldgefängnis an Becky schreibt [1]).

Fielding ist der erste in der englischen Literatur, der im einfach erzählenden Roman in weiterem Umfange Briefe zur schärferen Charakteristik heranzieht. Die beiden Briefe Josephs im Anfang von „Joseph Andrews" zeigen, wie Fielding gerade von Richardson gelernt hatte, welch ausgezeichnetes Kunstmittel der Brief für die tiefer schürfende Psychologie bietet. So fügte er nicht nur in „Joseph Andrews" im weiteren Verlaufe Briefe ein, z. B. in der Leonoren-Episode, wo besonders der mit französischen Brocken gespickte Absagebrief Bellarmines (II, 6) bezeichnend ist, sondern auch im „Tom Jones" und in „Amelia". Ein gutes Beispiel für die Art, wie Fielding sie verwendet, bilden die beiden Briefe, die Tom mit Sophia tauscht, als er das Haus verlassen muss, und der, den Blifil aus diesem Anlass an Tom schreibt. Tom nimmt herzlich, aber männlich gefasst Abschied von Sophia, sie wiederum bittet ihn, dem Zorn des Vaters und Demütigungen auszuweichen, sichert ihm gleichzeitig in wenigen, doch von Herzen kommenden Worten ihre unvergängliche Liebe zu, und der Schleicher Blifil fügt zu der unverschämten Kälte, mit der er Tom Allworthys harten Bescheid mitteilt, noch heuchlerische, salbungsvolle Ermahnungen. Im 9. bis 11. Kapitel des XV. Buches von „Tom Jones" finden sich allein 10 Briefe; in „Amelia" sind sie kaum geringer an Zahl, ja sie bekommen noch mehr Selbständigkeit, denn die Maskeraden-Szene (X, 2) ist darauf aufgebaut, dass ein zufällig aufgefundener Brief mit entsprechenden komischen Zwischenbemerkungen öffentlich verlesen wird, andrerseits ist der von Amelia aufgefangene Brief, der die Herausforderung an ihren Mann enthält, von Bedeutung für die Handlung und dient nicht nur der Charakteristik (XI, 9).

Bei Fielding sehen wir schon zwei Momente des

1) Kap. 53.



Briefes, wie wir ihn in V. F. finden, entwickelt, nämlich einmal enthält die Nachschrift oft die Pointe, das Wichtigste, und dann wird nicht selten die mangelhafte Orthographie zu komischem Zweck ausgenutzt. In Buch XI, Kap. 9 bittet James um eine Zusammenkunft am nächsten Morgen um 6 Uhr im Hyde Park; die Nachschrift lautet kurz: „I shall bring pistols with me.“ Ein würdiges Gegenstück zu den orthographischen Meisterwerken Sir Pitt Crawleys und Rawdons bietet der Brief der Mrs. Honour („Tom Jones“ XV, 10), der beginnt: „Sir, I shud sartenly haf kaled on you a cordin too mi prommiss haddunt itt bin that hur Cashipp prevent mee . . .“.

Smollett zeigt eine interessante Entwicklung in der Verwendung von Briefen. Im „Roderick Random“ vermeidet er sie noch so gut wie ganz, in den folgenden Romanen aber fügt er sie immer häufiger ein, bis er in „Humphry Clinker“ ganz zur Briefform übergeht, die er virtuos für die unterschiedliche Charakteristik zu benutzen versteht. Da, wo er die Briefe nur einstreut, geht er hauptsächlich auf die komische Wirkung aus, so wenn er Gamaliel Pickle [1]) in Kaufmannsausdrücken um eine Frau anhalten, den Commodore Trunnion [2]) in verschrobenen Seemannswendungen schreiben lässt, beide Male in einer Art, deren Übertreibung wenig lebenswahr ist, es auch kaum sein will. Der orthographisch mangelhafte Brief ist übrigens einer der ersten bei Smollett (Rod. Rand. XVI): „Deer Kreeter, — As you are the animable hopjack of my contemplayshins your ay dear is infernally skimming before my keymerycal fansee . . .“, so lautet der Anfang. Worte wie „animable“ für „amiable“ „infernally“ für „eternally“, „keymerycal“ für „chimerical“ sind so gemacht komisch als die falsche Schreibung bei Fielding und Thackeray den Eindruck des Möglichen hervorruft.

---

1) Per. Pickle Kap. III.
2) a. a. O. Kap. XXV.

Auch im zeitgenössischen französischen Roman fand Thackeray reichlichen Gebrauch vom eingestreuten Brief gemacht. Es gibt wohl keinen Roman Balzacs, in den nicht eine grosse Zahl Briefe eingefügt wäre. So ist z. B. im „Père Goriot", den wir als Thackeray bekannt annehmen dürfen, dem Brief mindestens so viel Raum gegeben als in irgend einem Romane Fieldings oder in V. F. selbst. Aus Bernards „Les Aisles d'Icare" druckt Thackeray sogar in „On some French fashionable novels" einen „Brief eines französischen Gesellschaftsmenschen" ab, d. h. einen Brief der Selbstcharakteristik, der von Thackeray selbst als eine Karrikatur, wenn auch ausgezeichnete Karrikatur bezeichnet wird.

Aber Bernard hat andrerseits in „Gerfaut" z. B. keinen einzigen Brief hereingezogen, Thackeray wird so sehr viele Werke von Balzac auch nicht gekannt haben, und die ganze Art seiner Verwendung von Briefen stimmt so sehr mit derjenigen seines erklärten Vorbildes Fielding überein, dass wir von ihm wohl als der Hauptquelle dieses Kompositionsmoment von V. F. herzuleiten haben, dem französischen Roman aber nur einen gewiss nicht zu leugnenden sekundären Impuls zuschreiben werden. Zwei der wichtigeren Briefe in V. F. stellen sogar direkte Parallelen zu solchen bei Fielding dar. Wie nämlich Rawdon Crawley seiner Frau vom Schuldgefängnis aus mitteilt, dass er unvermutet arretiert worden sei (Kap. 52), so hatte schon Captain Booth in „Amelia" (XI, 9) von gleichem Ort seiner Frau die gleiche Mitteilung gemacht. Einer der eindrucksvollsten Briefe von V. F., Amelias Abschiedsbrief an George (Kap. 18), verdankt seine Wirkung der mühsam zurückgehaltenen Herzenswärme, die um so deutlicher aus den einfachen Worten spricht. Es ist dieselbe unter der Asche glimmende heisse Empfindung, mit der Sophia Western, in gleicher Lage wie Amelia, in einfachen Worten an Tom Jones schreibt (VI, 12), dass sie um der widrigen, äusseren Verhältnisse willen und besonders des Vaters wegen ihn

von sich ziehen lassen müsste, dass ihre Liebe aber immer dem Geliebten gehören werde.

Neu in die Literatur eingeführt hat Thackeray den Kinderbrief, wie z. B. den in Kap. 5, wo George Osborne zunächst um einen Kuchen bittet, der, wie die Nachschrift sagt, nicht ein „seed-cake", sondern ein „plum-cake" sein solle, dann ausführlich den Boxkampf zwischen Figs und Cuffs beschreibt und sich schliesslich noch einen Pony wünscht, wie Cuff einen habe.

Schon lange vor V. F. hat Thackeray Briefe in seine Erzählungen eingestreut, so 1839 in „Stubbs's Calendar", wo die Mutter ihre übertriebene Gutmütigkeit so enthüllt, besonders zahlreich aber in „Barry Lyndon", wo vornehmlich der Onkel Lyndons seinen Charakter durch Briefe in das hellste Licht rückt.

Zum Schluss möchte ich noch auf jenes Moment von Thackerays Kompositionsweise etwas eingehen, das darin besteht, dass einzelne Figuren von V. F., sei es in früheren, sei es in späteren Arbeiten des Verfassers wieder vorkommen.

Schon früh fing Thackeray damit an, eine Verbindung zwischen seinen einzelnen Werken herzustellen, indem er dieselben Personen in verschiedenen Erzählungen wieder auftreten liess. Der Spieler Deuceace von 1838 (Yellowplush's Memoirs) wird wieder eingeführt in „Captain Rook and Mr. Pigeon" (1840) und in V. F. Der Galgenstein aus „Catherine" begegnet uns wieder in „Barry Lyndon" (1844), Titmarsh, der Verfasser, ist handelnde Person in „Fitzboodle" (1842), Dr. Swishtail, der Leiter von Stubbs' Schule (Stubbs's Calendar 1839), ist auch der Schuldirektor des „Dobbin of ours" Kapitels in V. F. Einige Gestalten von V. F., so z. B. Becky und Dobbin, werden auch in späteren Arbeiten wieder herangezogen, wie etwa im „Pendennis", ja Thackeray verband die späteren grossen Romane viel fester noch miteinander, indem er die Vorfahren seiner Hauptfiguren durch verschiedene Generationen hindurchführte. Im Mai

1858 schrieb er sogar an Motley[1]: „I intend to write a novel of the time of Henry V., which will be my capo d'opera, in which the ancestors of my present characters, Warringtons, Pendennisses and the rest shall be introduced."

Wenn wir aus diesem nicht zur Tat gewordenen Plane Thackerays sehen, wie weit er das zeitliche Nacheinander dieses Personenüberganges von Roman zu Roman treiben wollte, für das wir in der englischen Litteratur kein Analogon haben, so werden wir unwillkürlich daran denken, dass ja Balzac in den zahlreichen Bänden seiner „Comédie Humaine" seit 1836 diesen Personenübergang in grosszügiger Weise durch das Nebeneinander durchgeführt hatte. Um ein möglichst umfassendes Abbild seiner Zeit geben zu können, hatte er sein Gesamtwerk in verschiedene Kreise eingeteilt — wie z. B. Szenen aus dem Leben in Paris und in der Provinz, aus der wissenschaftlichen und der militärischen Welt — und hatte in seinen Werken einen Staat für sich geschaffen, mit seinen eigenen Ministern und Politikern, Gelehrten und Schriftstellern, Kaufleuten und Geistlichen, grossen Damen und Courtisanen, Verbrechern aller Art und einer weitverzweigten Polizei. Alle diese Gestalten fügte er so fest zur „Comédie Humaine" zusammen, dass jede seiner Hauptfiguren in mindestens 6 verschiedenen Romanen beschäftigt ist; ja der Arzt Bianchon z. B. tritt in nicht weniger als 22 Werken auf.

Balzac wurde 1829 durch die „Derniers Chouans" berühmt und kam doch erst so viel später auf den Gedanken, alle seine Romane in dieser Weise zu einem grossen Ganzen zusammenzuschweissen. Auch bei Thackeray werden wir erst verhältnismässig spät eine systematische Personenverbindung seiner Werke ansetzen dürfen. Bezeichnend für die Art, wie er seine Gestalten wieder auftreten liess, ist, dass der Schneider Woolsey

1) Melv. II. 44.

dem kleinen George einen Anzug machen soll im Auftrage von Captain Dobbin (V. F. Kap. 38). Da nun aber der Schneider Woolsey in „The Ravenswing“ die Rolle von Dobbin selbst hat, dürfte Thackeray die Kenntnis von „The Ravenswing“ wohl eher nicht für die Leser von V. F. vorausgesetzt haben. Auch Captain Walker wird von Thackeray unbekümmert neben George Osborne gestellt, der doch dieselbe Stellung zu Amelia einnimmt wie Walker zu seiner Frau [1]). Da Thackeray, wie wir gesehen haben, sich nur zu leicht in seinen Gestalten wiederholte und Mühe hatte, neue Namen für die alten Personen zu wählen, wird die Wiedereinführung mancher Figuren wie Galgenstein, Swishtail, Deuceace, Woolsey, Walker wohl mehr Bequemlichkeit des Vielschreibers gewesen sein. Wenn er jedoch später, als der grosse Zyklus der „Comédie Humaine“ geschlossen vorlag, sich immer mehr bemühte, seine grösseren Werke genealogisch zu verbinden, sie bis in die Zeit von Heinrich V. zurückzuführen plante, so mag das imposante Beispiel Balzacs ihm wohl von Einfluss dabei gewesen sein, nur dass Thackeray gewissermassen Glied an Glied zu einer glänzenden Kette reihte, wo Balzac Kreis an Kreis zu einem kunstvoll gearbeiteten Ringpanzer fügte.

Zusammenfassender Überblick.

So ist das Hauptergebnis dieser Untersuchung, dass V. F. sich in einer Weise an die früheren Arbeiten des Verfassers anlehnt, die die bisherige, nicht einmal unbeträchtliche Thackeray-Forschung durchaus nicht vermuten liess trotz besonderen Untersuchungen über „The early writings of W. M. Thackeray“ (C. P. Johnson) und trotz

1) Vgl. S. 10.



Schaubs „Thackerays Entwicklungsgang zum Schriftsteller". Nicht nur lehnt V. F. als Ganzes sich an zwei frühere Werke Thackerays an — die Biographie des weiblichen Glücksritters Becky Sharp ist „Barry Lyndon" aus dem Männlichen in das Weibliche, aus dem Historischen in das Zeitgenössische umgesetzt, die Amelia-George-Dobbin-Handlung ist aus „The Ravenswing" übernommen [1]) —, sondern auch jede wichtigere Figur, viele Begebenheiten und Umgebungsdinge haben Modelle in früheren Arbeiten, ja ganze Kapitel hat Thackeray mit geringen Änderungen aus seinen vorher veröffentlichten Werken in V. F. hinübergenommen, so gleich das erste mit Einschluss des JEMIMA-Scherzes aus „The Professor" [2]), das vierte, „The green silk purse", aus „Miss Löwe" [3]), das fünfte, „Dobbin of ours", aus „The Fight at Slaughterhouse" [4]). Die Kapitel „How to live well on nothing a year" sind nur eine Erweiterung von „Catherine" Kap. 6 [5]), diejenigen über Deutschland machen reichlichen Gebrauch von „Dorothea" und „Ottilia" [6]). So bildet die stattliche Reihe der vor V. F. veröffentlichten Arbeiten Thackerays gewissermassen ein grosses Skizzenbuch für den „Roman ohne Helden".

Von solchen Einzelstudien aus versuchte Thackeray, wie ich glaube, bereits 1841 vorzuschreiten zu einem umfassenden Gesellschaftsroman. Nach einem Briefe dieses Jahres beschäftigte er sich nämlich mit einem mehrbändigen Roman [7]): „The fact is, I am about a wonderful romance, and I long for the day, when the three volumes shall be completed." Direkte Angaben über die Ausführung dieses Planes fehlen; wahrscheinlich aber ist „The Orphan of Pimlico" ein Rest, der sich davon erhalten hat. Denn dieses Fragment stammt aus dem genannten Jahre 1841, ist auf dem Titelblatt als „A Moral Tale of Belgravian Life" bezeichnet und will dem

1) Vgl. S. 10. 2) Vgl. S. 15. 3) Vgl. S. 13. 4) Vgl. S. 13. 5) Vgl. S. 11. 6) Vgl. S. 16. 7) Biogr. Ed. I. III., vgl. S. 5.



Vorwort zufolge Bilder ausdem Gesellschaftselben bieten mit der Grundanschauung: „Care oppresses the coronetted brow, and there is a skeleton in the most elegant houses of May Fair.“ Das Ganze war als Tagebuch einer Gouvernante gedacht; statt dessen ist dann in V. F. die Gouvernante aus einer Zuschauerin und Beschreiberin zur Trägerin der Hauptrolle geworden.

Bei dem Aufbau dieses Romans hatte Thackeray zunächst die englischen Romanschreiber des 18. Jahrhunderts als Muster vor Augen; hauptsächlich Fielding, d. h. den Mann, der den sogenannten gemischten Charakter am glücklichsten mit Humor geschildert hat. In zweiter Linie ist Sterne zu nennen, der besonders für das eigenartige äussere Gepräge von V. F., die scheinbare Kompositionslosigkeit, von Bedeutung war. So wurzelt Thackeray fest in der englischen Erzählungstradition.

Hinausgegangen über Fielding ist er aus eigener Kraft, indem er die Menschen einer schärferen Kritik unterzog und an Stelle des gemischten Charakters den Snob zum Hauptgegenstand wählte. „A novel without a hero“ kann man füglicher über die Romane Fieldings schreiben und V. F. als einen antiheroischen Roman bezeichnen. Die edelsten Helden Scotts können als Snobs erscheinen, wenn man sie mit Thackerays Augen betrachtet. Seine skeptische Naturanlage, verbunden mit der allgemeinen Ernüchterung, die auf die Romantik als Gegenströmung folgte, brachte ihn zu einer fast naturwissenschaftlichen Art, die Menschen zu sezieren, und es bedurfte alles ererbten Humors, um solche Darstellung anziehend zu machen.

Französischer Einfluss hat sich dazugesellt und wesentlich dazu beigetragen, die Snobstudien zu einem realistischen Weltbild auszuweiten. Als Engländer hätte Thackeray sich vielleicht nicht getraut, so kritisch aufzutreten, wenn ihm nicht das Beispiel von Balzac gezeigt hätte, wie ein ernüchternder, zersetzender Gesellschaftsroman aufzubauen und bei den Lesern mit Erfolg durch-

zusetzen sei. Dieser allgemeine Einfluss Balzacs ist bei einem Manne, der so wie Thackeray in französischer Litteratur und Denkweise schwamm, auch ohne frappante Einzelargumente unleugbar. Um so deutlicher sind die Einzelbeweise für sein Lernen von Bernard, einem Schüler des Balzac, den Thackeray merkwürdiger Weise über den Meister stellte, weil Balzac zu bewundern ihm selbstverständlich schien, Bernard zu schätzen aber etwas Ungewöhnliches war. Doch auch die Anlehnung an Bernard ist nicht so wesentlicher Art, dass man sagen könnte, Thackeray sei durch ihn zu seiner Beobachtungsweise und seinem Stile gelangt. Bernard ist am wichtigsten als Beweis für seine Abhängigkeit von der Balzacschen Richtung in der französischen Litteratur überhaupt.

Unfranzösisches genug ist dabei in Thackeray geblieben. Einmal bewegt er sich durchaus in englischer Umgebung, Sitte und Gesellschaft, dann ist sein „Snob“ der französischen Litteratur durchaus fremd, wie er andererseits gerade das nicht übernommen hat, was für Balzac und seine Schule so bezeichnend ist: die breite Ausmalung seelischer Kämpfe und die fast übertrieben eingehende Beschreibung des Aussehens von Personen und Orten. Wenn Thackeray gern einen kleinen Gegenstand symbolisch in die Mitte stellt, um dadurch auf den Verlauf des Ganzen hinzudeuten, so bleibt er damit in der Tradition des Fielding, und gar das mutwillige Unterbrechen des Ganges der Handlung durch persönliche Zwischenbemerkungen des Verfassers war damals im französischen Roman etwas so Unerhörtes als es den englischen Romanlesern seit mehr denn hundert Jahren vertraut war.

Balzacs „Comédie Humaine“ führte Thackeray von „The Orphan of Pimlico“ über „Rebecca and Rowena“ zu „Vanity Fair. A Novel without a Hero“. Der Erfolg des Franzosen gab dem noch tastenden Engländer den Mut, im Jahre 1848 dem „Roman mit Helden“ eines Scott und Dickens offenen Kampf anzusagen. Durch-

gefochten aber hat Thackeray diese Fehde auf heimischem Grunde, nach den Kampfregeln und mit den Waffen, die er von den Vätern ererbt, und was ihn am Ende siegen liess, das gehörte ihm ganz zu eigen: sein „eye for a snob.“

PALAESTRA LXXX.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Schillers Musenalmanache.

Von

Wolfgang Seyffert.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.



Vorwort.

Der erste und zweite Teil dieser Arbeit sind 1912 als Berliner Dissertation erschienen. Den Volldruck kann ich nicht besser beginnen, als ich den Teildruck schloß: mit dem Ausdruck des Dankes vor allem an Herrn Professor Erich Schmidt, dessen Teilnahme der Arbeit bis in die Nöte der Korrekturen treu blieb, daneben an die Leitung des Goethe-Schiller-Archivs, besonders an Herrn Geheimen Rat Wolfgang v. Öttingen, der mir in Weimar so freundlich entgegenkam.

In Einzelheiten haben mir die Herren Dr. Eduard v. d. Hellen in Stuttgart und Dr. Gottfried Bölsing in Berlin freundlich Auskunft gegeben. Für das Register mußte ich, schwer erkrankt, die Hilfe meiner Schwester in Anspruch nehmen, der ich den größten Teil des Verdienstes wie der Verantwortung überlassen muß. Herr Goswin Frenken hatte die Güte, mich bei der Korrektur zu unterstützen.

Berlin, im Januar 1913.

Wolfgang Seyffert.



I.

Vorgeschichte.

Schiller und die älteren Almanache.

Literatur: Für den Göttinger, Vossischen, Schillerschen und Schlegel-Tieckschen Almanach Redlichs Versuch eines Chiffrenlexikons, Hamburg 1875; für den Göttinger und Vossischen und den Leipziger Almanach der deutschen Musen: Grantzow, Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musenalmanachs, Berlin 1909; für den Wiener Musenalmanach: Otto Rommel, Euphorion 6. Ergänzungsheft 1906.

Schillers erste Berührung mit einem deutschen Musenalmanach lief auf einen scharfen feindlichen Zusammenstoß hinaus. Im Jahre 1781 gab der schwäbische Jurist Gotthold Friedrich Stäudlin, nur um ein Jahr älter als Schiller, für das Jahr 1782 zum erstenmal einen Schwäbischen Musenalmanach heraus, um Schwaben nicht hinter dem übrigen Deutschland zurückstehen zu lassen, wo dem Göttinger und dem Vossischen schon eine Anzahl anderer lokaler Almanache gefolgt waren, zumal in Leipzig[1]). Die vorzüglichsten Beiträger von Stäudlins Sammlung, in der auch ein Gedicht Schillers (Die Entzückung an Laura) stand, waren durchweg um das Jahr 1760 geboren —

1) Über Stäudlins Almanach und Schillers Anthologie am besten und ausführlichsten: Minor, Schiller; S. 420 ff. und mit besonders eingehender Behandlung des Stäudlinschen Almanachs Weltrich, Schiller; S. 483 ff. Auch Rudolf Krauß, Münchner Allgemeine Zeitung 1896 Beilage Nr. 207.

der jüngste, Friedrich Karl Lang, zählte fünfzehn Jahre — gehörten also einer ganz jungen Generation an. Von Originalität aber ist blutwenig bei den Armbruster, Conz, Reinhard, Thill und den meisten andern zu spüren. ‚Die Rhythmen und Weisen der Göttinger klingen überall wieder, und zwischen Klopstock und Bürger schwankt das poetische Credo' (Weltrich). Und wenn uns auch manche der ihre schwäbische Herkunft vielfach auch in den Reimen verratenden Gedichte mit ihrem übertriebenen, schwülstigen Pathos, ihrer Neigung zu lauten Kraftworten und grellen, krassen Bildern mitunter etwas an den verspäteten und verzerrten Sturm und Drang der Schillerschen Jugendlyrik erinnern mögen, so kann sich doch an Gewalt der Rhetorik und Macht des Eindrucks keines mit ihr vergleichen.

Die Gründe der Fehde zwischen Stäudlin und Schiller sind nicht völlig aufgeklärt. Persönliches mag stark mit im Spiele gewesen sein, Stäudlin und nicht Schiller galt allgemein als der poetische Messias Schwabens — schon im Mai 1776 hatte ihn Schubart ‚das beste dichterische Genie im Würtembergischen' genannt, und noch im März 1781 forderte der gute Conz in einer im Schwäbischen Musenalmanach gedruckten Ode Schiller auf, mit ihm und Reinhard zugleich Stäudlin an das Ziel der Unsterblichkeit nachzufliegen. Stäudlin hat wohl auch Gedichte Schillers für seinen Almanach zurückgewiesen [1]). Aber Schillers Rezension im Wirtembergischen Repertorium [2]) wird über die scharfe Kritik der Stäudlinschen Sammlung hinaus zu einer schroffen Absage an die gesamte deutsche Almanachliteratur. Als er selbst nun gegenüber dem Alma-

---

1) Ohne die Gründe zu übersehen, die eine Zurückweisung Schillerscher Gedichte durch Stäudlin wahrscheinlich machen, ist doch zu bemerken, daß es dann für Stäudlin sehr nahe gelegen hätte, in seiner scharfen Entgegnung auf Schillers Kritik in der Vorrede zum zweiten Jahrgang seines Almanachs auf ein so eminent persönliches Motiv des Gegners hinzuweisen.

2) Goedekes Ausgabe 2, S. 376 ff.

nache Stäudlins mit wenigen Freunden eine Gedichtsammlung herausgibt, nennt er sie nicht Musenalmanach, sondern Anthologie und geht auch hier den Almanachen wieder scharf zu Leibe.

Zwar erschien Schillers Anthologie nur dies einemal, schon darum, weil Schiller die poetischen Kosten wesentlich mit seinem eigenen lyrischen Vorrat bestritten und ihn dadurch erschöpft hatte, während Stäudlins Almanach es auf sechs Jahrgänge brachte, denen dann nach einer Pause von vier Jahren noch zwei weitere, auf die Jahre 1792 und 93, folgten. Unter seinen Mitarbeitern sind einige — Conz und Haug, die auch Schillers Recension auszeichnete, und unter den später hinzukommenden Neuffer und Hölderlin — die dann auch an Schillers Almanach teilnahmen. Dem Herausgeber selbst aber, der sich, von allen Seiten vom Mißgeschick verfolgt, 1796 im Rhein ertränkte, soll seine Elegie ‚An Schiller, als eine falsche Nachricht von seinem Tode erschollen war', aus der ehrliche Bewunderung des einstigen Gegners spricht, so wenig vergessen sein wie seine Teilnahme für den jungen Hölderlin, dessen erste Gedichte er in seinem Almanach veröffentlichte und den er an Schiller empfahl. Aber die zornigen Ausfälle des jungen Stürmers und Drängers Schiller gegen die Almanachliteratur der Zeit sind uns wohl begreiflich. Schon damals hatte er nicht ganz Unrecht, wenn er auch die Almanache nicht schonte, die ‚nur die Namen großer Dichter bey sich führten, unfruchtbar und arm, wie sie etwa auf ihren Grabmälern stehen dürften'. Da muß sich selbst Klopstock eine Zurechtweisung gefallen lassen, weil auch er sich in dieser Gesellschaft antreffen läßt. Es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, wenn in derselben Rezension von dem ‚hohen Alter' des doch erst Achtundfünfzigjährigen die Rede ist: so unerbittlich rasch ging damals die Literaturentwicklung, daß Klopstock kein Jahrzehnt nach dem Abschluß seines Hauptwerks eine historische Erscheinung



geworden ist, ein großer Name, keine lebendig fortwirkende Kraft. Was aber hatte dann der jungen Generation gar ein invalider Dichter wie Gleim zu sagen, der mit seiner mechanisch im alten Gleise beharrenden Nachfolgerschaft unermüdlich in jeden Jahrgang des Vossischen Almanachs — und nicht nur in diesen — seinen Trott nahm:

> Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
> Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich liest?

so spottete das Xenion mit gutem Grunde noch fünfzehn Jahre später. Was sich sonst von bedeutenderen Dichtern noch an den Musenalmanachen beteiligte — Jacobi, vom Kreise des Göttinger Hains und der ihm nahe stehenden Poeten Stolberg, Claudius, Bürger, und von der jüngeren Generation Matthisson und Salis — bedeuteten ihre Beiträge mehr als ein paar Inseln in der Sintflut von Mittelmäßigem und Dilettantischem, die die Almanache überschwemmte? Und schließlich stellten auch diese Dichter lange nicht mehr den Gipfel der deutschen Poesie dar.

Nach jener Schillerschen Kritik ging der Niedergang der Almanache stetig und unaufhaltsam weiter. Ein Jahrzehnt später hätte sie eine noch weit größere Berechtigung gehabt. Der älteste deutsche Almanach, der Göttinger, hatte freilich seit 1779 in dem Herausgeber Bürger nicht nur einen großen Namen, sondern auch einen Dichter von außerordentlicher Kraft und Originalität gewonnen. Aber wie früh wurde diese Kraft gebrochen! Man ist versucht, es mit der Herausgabe des Almanachs, mit dem endlosen Herumkorrigieren an den eingesandten Beiträgen in Zusammenhang zu bringen, wenn aus dem naiven, improvisierenden Lyriker in den achtziger Jahren der unsicher tastende, reflektierende und experimentierende Formenboßler wird. Man braucht nur das im Almanach auf 1777 erschienene Gedicht ‚Das Mädel, das ich meine‘ (trotz allem, was sich schon dagegen sagen

läßt), mit der im Almanach auf 1792 veröffentlichten neuen Fassung ‚Die Holde, die ich meine' zu vergleichen, um zu erkennen, wie unerquicklich diese Entwickelung Bürgers ist. Oder man nehme seine Balladen: im Göttinger Almanach auf 1774 war die Lenore erschienen; in den ersten acht Jahren seiner Redaktion folgten noch das Lied vom braven Mann, des Pfarrers Tochter von Taubenhain, der wilde Jäger — von Stücken wie dem Kaiser und dem Abt oder gar der Frau Schnips ganz abgesehen; in den letzten acht Jahren aber, in den Almanachen auf die Jahre von 1787 bis 1794, folgte überhaupt nur noch eine Ballade, das Lied von Treue (1789). Die Gedichte aber, die Bürger sonst in diesen Jahren zu seinem Almanach beitrug, waren weder zahlreich noch — zum großen Teil — von besonderem Werte, wenn uns auch manche Sonette (An das Herz, Almanach auf 1793) und ein paar Epigramme mit ihrem freilich etwas forcierten Trotz ans Herz greifen. Und gewiß war Schillers Rezension der Bürgerschen Gedichte hart, ungerecht und selbst verständnislos. Aber die unaufhörliche Polemik des Angegriffenen und seiner Freunde machte nun Bürgers Sache nicht besser und die Lektüre des Almanachs nicht erquicklicher. Was außer Bürger zu seinem Musenalmanach beitrug — und Bürger selbst täuschte sich am wenigsten darüber — das waren zum größten Teil ganz fade Dilettanten, deren öde Reimereien erst von dem Herausgeber selbst einigermaßen zurechtgestutzt wurden. In den letzten Jahrgängen kam ja dann auch Bürgers ‚junger Aar', Wilhelm Schlegel, hinzu, und manche seiner Beiträge, etwa die Petrarca-Übersetzungen, bedeuteten gewiß einen Gewinn für den Almanach. Aber ein Lyriker, auf dem das Heil eines Almanachs allein oder zum großen Teil beruhen konnte, war der saubere Schlegel sicher nicht, und Gedichte wie ‚Endymion' oder ‚Adonis', die eher an einen Epigonen Wielands als an die Dichtung der späteren Romantiker erinnern, von noch schwächeren abgesehen, kamen dem Werte des Almanachs auch wenig



zu gute. Gewiß waren im Bürgerschen Almanach dann noch Dichter wie Kosegarten, Conz, Haug, Neuffer und andere vertreten, die später auch im Schillerschen wieder aufgenommen wurden. Aber dort fungierten sie als Statisten, während sie bei Bürger an der Spitze der Mitarbeiter marschierten. Es war doch kein gutes Zeichen für einen Musenalmanach, wenn an eine Stelle, die besondere Aufmerksamkeit auf sich zog, als Eröffnungsgedichte, Lyrika von Kosegarten, Gramberg oder noch geringeren zu stehen kamen. Es ist ein geradezu klägliches Bild, das etwa die letzten fünf Jahrgänge (1790 bis 1794) bieten. Neben Bürger und Schlegel ist der von Goethe verspottete Märker Schmidt von Werneuchen beinahe der erfreulichste. Ganz bezeichnend für die Art des Bürgerschen Almanachs, der immer leichtere, liedartige, auch gesellige Poesie besonders gepflegt hatte, sind die beiden einzigen Gedichte, die sich heut noch einigermaßen lebendig erhalten haben: Beruf zur Freude (Zu des Lebens Freuden) von dem sonst vergessenen Friedrich von Köpken und Klamer Schmidts Neuer Vorsatz (Da lieg ich auf Rosen). Sonst stehen Leute wie Bouterwek, der glatte F. L. W. Meyer, Klamer Schmidt, Conz und Haug, auch Karl Reinhard immer noch in den vordersten Reihen, während Kosegarten durch seine geringe Beteiligung zurücktritt. Einmal in den letzten fünf Jahrgängen taucht auch Gleims, einmal sogar der Karschin Name auf, von denen besonders der erste sonst mehr den Vossischen Almanach zu beglücken pflegte. Das sind die bedeutenderen Dichter des Bürgerschen Almanachs der neunziger Jahre: eine Aufzählung der geringeren wird damit überflüssig.

Da stand dem Göttinger Almanach sein Rivale, der Vossische, nun freilich entschieden überlegen gegenüber. Dem Geiste nach stellte *er* die Fortsetzung der für die Entwickelung der deutschen Lyrik so bedeutsamen ersten Jahrgänge des Göttinger Almanachs dar, er hatte einen ernsteren, gewichtigeren Charakter als der Bürgersche,

was von bedeutenderen Dichtern sich noch an den Musenalmanachen beteiligte, gehörte im Wesentlichen zu seinem Kreise. Da fanden sich außer dem Herausgeber Voß selbst noch sein Schwager Boie, ferner Friedrich Leopold Stolberg und von jüngeren Dichtern Matthisson und Salis ein; Klopstock erschien noch gelegentlich, Johann Georg Jacobi blieb auch den späteren Jahrgängen nicht ganz fern, Miller sandte noch ein paar Beiträge, und gegenüber selbst den bedeutenderen Mitarbeitern des Göttinger Almanachs — von denen hier etwa Conz, Haug, Schmidt von Werneuchen, Klamer Schmidt nicht fehlen — konnten sich auch Dichter wie der milde Overbeck oder der freilich oft allzu nüchterne Pfeffel recht wohl sehen lassen. Nehmen wir etwa die Jahrgänge von 1790 bis 1794, die bei Bürger ein so klägliches Bild ergaben, so erscheinen in ihnen alle diese Namen, und jeder Almanach bringt eine Anzahl einzelner Gedichte, denen wir im Rahmen ihrer Zeit und selbst darüber hinaus durchaus nicht jeden Wert und jede Wirkung absprechen dürfen. Aber anderseits können doch solche Gedichte nichts daran ändern, daß im Ganzen der Eindruck auch dieser Almanache unerquicklich und rückständig ist. Und auch Dichter von großem Namen leisteten hier nur zu oft poetisch recht Mäßiges. Sie gehörten doch fast durchweg einer älteren Generation an, die von der jüngsten Entwickelung der deutschen Literatur schon in den Hintergrund gedrängt worden war. Klopstock hatte sich völlig überlebt; und Voß selbst, der aus materiellen Gründen den Almanach nicht aufgeben konnte, geriet, um ihn überhaupt zu füllen, in eine Massenproduktion, die aus jedem Einfall ein Gedicht machte und von einem antiken Dichter nach dem andern eine mechanische Übersetzung verfertigte. Die Fühlung mit der jungen Literatur ging ihm in dem abgelegenen Eutin ganz verloren, dafür war sein Almanach der Tummelplatz für den alten Gleim und dessen Gefolge. Überhaupt blieb auch hier die Schar der kleinen Nachahmer und Dilettanten keineswegs aus; konnte doch



Voß schon darum nicht zu streng wählen, weil er im Grunde froh war, überhaupt genug Beiträge für den Almanach zu bekommen. So mußte denn auch die unglückselige Karschin noch nach ihrem Tode hier als „deutsche Sappho“ spuken.

Noch schlimmer stand es um die kleineren, jüngeren Sammlungen verwandter Natur. Da war etwa neuerdings — seit 1795 — das doch gewiß von einem begabten Lyriker herausgegebene Taschenbuch Johann Georg Jacobis und seiner Freunde, von dem Charakter der Musenalmanache freilich darin abweichend, daß es der Prosa mindestens denselben Raum einräumte wie der Poesie. Unter den lyrischen Beiträgen des Herausgebers finden sich ein paar gute Gedichte, namentlich im 'Überflüssigen Taschenbuch für das Jahr 1800' das Herbstlied ‚An die Natur' und das anmutige ‚Chloe' kennst du noch die Stunde! (Der Kuß)[1]); und das Beste trug nicht einmal er bei, sondern, zu demselben Jahrgang, der treffliche Matthias Claudius mit einem so reinen, im Ton ganz einheitlichen und in sich vollendeten Gedicht wie ‚Bey ihrem Grabe'. Sonst aber waren von bedeutenderen Dichtern nur Klopstock, die Stolbergs und Herder seltene Gäste (wie übrigens auch Claudius); bloß Voß, der auch diese Gelegenheit, seine Übersetzungen unterzubringen, nicht vorbeilassen konnte, erschien nur zu oft, und der eifrigste Beiträger neben dem Herausgeber war Pfeffel mit seinen Fabeln. Dazu ein paar Statisten, und das Bild ist fertig.

Ende Oktober 1795, als am ersten Jahrgang des Schillerschen Almanachs noch gedruckt wurde, sandte Voß seinen Musenalmanach auf 1796 an Schiller, der nun brieflich gegenüber Goethe, Humboldt, Wilhelm Schlegel, Körner die härtesten Urteile über ihn fällte. War schon früher Körner, der die Konkurrenz des Vossischen Almanachs für den Schillerschen fürchtete, mit dem Hinweis auf den zweiten schlechten Band von Vossens Gedichten

1) Das freilich schon im Februar 1776 in der Iris erschienen war.



beruhigt worden [1]), so muß sich der letzte Jahrgang des alten, angesehenen Almanachs jetzt Epitheta wie ‚horribel', ‚miserabel', ‚schlechter als man sich eine Vorstellung machen kann', ‚über die Maßen dürftig und elend' gefallen lassen. Der Göttinger Almanach wird in dies Verdammungsurteil eingeschlossen, aber ‚der Vossische ist fast der schlechtere' [2]). Ein Blick auf den Inhalt beider Almanache mag zeigen, wie weit sie zum Wettkampf mit dem neuen gefährlichen Konkurrenten gerüstet waren und wie weit der strenge Kritiker mit seinem Urteile Recht hatte.

Den Göttinger Almanach auf 1796 gab, als Nachfolger des toten Bürger, sein Schüler Karl Reinhard heraus, selbst ein mäßiges Formtalent ohne jede Originalität, dessen flache Verse für den Almanach wenig oder nichts bedeuteten. Daß der Almanach überhaupt vom Ruhm vergangener besserer Zeiten zehrte, zeigt schon die Aufnahme längst bekannter, wenn auch neu überarbeiteter Dichtungen. So erschienen in neuer Fassung Bürgers zuerst im Göttinger Almanach auf 1795 veröffentlichte Nachtfeier der Venus und, ebenfalls als Probe einer künftigen Sammlung, sogar Ramlers vor fast einem halben Jahrhundert zum erstenmal gedrucktes Lob der Stadt Berlin (An einen Granatapfel). Wie schon in den Jahrgängen der Bürgerschen Redaktion fällt auch in diesem Almanach die verhältnismäßig große Zahl der Beiträger auf: einen festen, einigermaßen zu umgrenzenden Mitarbeiterkreis besaß der Göttinger Almanach in der letzten Zeit seines Bestehens eben viel weniger als der Vossische, man verließ sich auf gelegentliche Beiträge der bedeutenderen Lyriker und wählte im Übrigen von den kleinen Leuten, die Gedichte schickten, das Brauchbarste aus und machte es, wenns nötig war, noch ein bißchen für den Almanach zurecht. Unter den Mitarbeitern von literarischem Ansehen standen in diesem Jahrgang Herder

1) 31. August 1795.

2) An W. Schlegel 29. Oktober 1795.

mit einem unbedeutenden Epigramm, daneben Göckingk, Knebel, Conz und Haug voran, der alte Gleim ist wieder stark beteiligt, Klamer Schmidt und Tiedge erscheinen in seinem Gefolge, von den Mitarbeitern des Schillerschen Almanachs sind noch Friederike Brun und Karl Lappe vertreten; zwei Repräsentanten der alten Garde, der ‚Barde Rhingulph', Karl Friedrich Kretschmann, und der Epigrammatiker Kästner, von dem schon vor sechzehn Jahren [1]) Boie an Bürger geschrieben hatte, ob er denn keinen Freund habe, ihm das solve senescentem zuzurufen, zwei Jahrzehnte ehe die Romantiker seinen Witz in den Ruhestand versetzen mußten, schließen die Reihe der bekannteren Beiträger. Damit ist die Zahl der Mitarbeiter nicht entfernt erschöpft. Aber die Schar derer, die ‚die Masse machen', braucht hier nicht aufgezählt zu werden.

Da sind wir, trotz Schillers Urteil, doch immer noch geneigt, auch hier dem Vossischen Almanach den Vorzug zu geben. Erschien doch hier, auf einen Besuch Vossens in Weimar hin, zum erstenmal seit zwanzig Jahren Goethe wieder in einem Musenalmanach mit der Elegie ‚Das Wiedersehen' und den ‚Liebesgöttern auf dem Markte'. Unter Boies Gedichten verdient die lange romantische Ballade ‚Die Elfenburg', einen Stoff behandelnd, wie ihn ähnlich später freilich mit weniger Apparat, knapper und reizvoller Conrad Ferdinand Meyer im ‚Fingerhütchen' gestaltete, doch vollauf das ihr von Wieland wie von Wilhelm Schlegel gespendete Lob. Von den übrigen Beiträgen des Dichters der zum Studentenlied umgebildeten ‚Lore am Tore' lassen wir uns manches, etwa eine Nachdichtung jener bekannten überaus anmutigen Rousseauschen Arie ‚Que le jour me dure', die auch von Herder und Gotter übertragen wurde, oder die parodische ‚Nänie', ebenfalls nach einem französischen Vorbild, gern gefallen. Doch schon bei diesem Gedicht ist wieder zu bemerken, daß eben von diesem französischen Original

1) 30. September 1779.

schon im Vossischen Almanach auf 1782 eine — freilich schwächere — Nachbildung erschienen war (‚Herr Paliß‘ von Dietrich Ernst von Spiegel). Und die Mehrzahl von Boies Beiträgen zeigt zwar sein von Voß gerühmtes Talent, leichte, gefällige Liederchen aufzustutzen, ist aber doch allzu leichte, verflatternde Ware. Von den zahlreichen Stücken des Herausgebers selbst konstatierte Schiller[1]) mit Recht, es sei darunter ‚kein einziges gut, sehr wenige erträglich und etliche abominable‘. Und als dritter Beiträger kam wieder der unvermeidliche Gleim hinzu, dem Apollo wirklich den horazischen Wunsch gewährt hatte

nec turpem senectam
Degere nec cithara carentem.

Die wenigen Gedichte, die die Brüder Stolberg, Salis, Overbeck beitrugen, wollten auch nicht viel bedeuten, und die Eschenburg, Haug, Klamer Schmidt, von einigen ganz schalen Dilettanten abgesehen, konnten die Ehre des Almanachs noch weniger retten. Das Ganze wirkte gegenüber der jüngsten literarischen Entwicklung doch wieder ganz unerfreulich und rückständig.

Die Zeit war erfüllt, und schon seit einer Reihe von Jahren waren alle Bedingungen gegeben, das Erscheinen eines neuen Musenalmanachs, der nur wirklich die *moderne* Lyrik pflegte, aussichtsreich zu machen. Schiller mochte wohl schon längere Zeit an die Herausgabe eines solchen gedacht haben, bevor er die ersten Schritte dazu tat; auch seinen Finanzen wäre eine Einnahme, wie sie Voß durch seinen Almanach hatte, sehr zu statten gekommen. Der Ausführung aber stand *ein* Bedenken entgegen: so lange Bürger Herausgeber des Göttinger Almanachs war, mußte Schiller den Gedanken weit von sich weisen, dem von ihm so hart und — wie er später doch selbst einsah — unbillig angegriffenen, schwer gekränkten Manne nun auch auf *diesem* Felde das Licht zu verstellen. Aber

1) 26. Oktober 95 an Humboldt.



dieses Bedenken fiel, als der 8. Juni 1794 die Tragödie von Gottfried August Bürgers Leben endete.

Versuch mit Dieterich anzuknüpfen. Der Kontrakt mit Michaelis.

Vielleicht war es auch erst Bürgers Tod, der Schiller auf den Gedanken brachte, selbst einen Musenalmanach herauszugeben. Jedenfalls wandte er sich unmittelbar darauf, um die Zeit jenes entscheidenden Gesprächs mit Goethe, das die Annäherung beider Dichter herbeiführte, im Juni oder Juli 1794 an den Verleger des Göttinger Musenalmanachs und bot ihm an, selbst die Herausgabe zu übernehmen [1]). Aber Bürgers alter Freund Dieterich antwortete am 1. August ablehnend: er sei von dem Vorteil überzeugt, den Schillers Herausgeberschaft dem Almanach bringen würde, habe aber bereits einen Kontrakt mit Reinhard unterzeichnet — der schon bei der Redaktion der letzten Jahrgänge Bürger unterstützt hatte und dann auch wirklich den Göttinger Almanach seinem Ende entgegenführte [2]). Da wurde Schillers Gedanke von anderer Seite aufgegriffen: durch Wilhelm von Humboldts [3]) Vermittelung übernahm der junge Hofbuchhändler Salomo Michaelis aus Neustrelitz, ‚der erste Jude, der als Verlagsbuchhändler mit unsern führenden Geistern in Verbindung gekommen ist‘ (Minor), einen neuen von Schiller herauszugebenden Musenalmanach.

Michaelis' Charakter ist nicht ganz durchsichtig. Dem ‚sehr hell denkenden Juden‘ (Knigge), dessen Unternehmungsgeist und Kenntnisse auch Schiller anfangs

---

1) Vgl. Jonas, Schillers Briefe 4, S. 528, wo aber Z. 18 statt Karl Reichard: Reinhard zu lesen ist.

2) Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 97 f.

3) Humboldt an Schiller 17. August 1795: ‚Es thut mir leid genug die Veranlassung Ihrer Verbindung mit ihm (Michaelis) gewesen zu sein‘.



rühmte[1]), gestand selbst ein so anspruchsvoller und hierin gewiß kompetenter Beurteiler wie Friedrich Schlegel ,viel Bildung und Geist' zu. Und unbegabt war der Mann gewiß nicht, der nicht nur die Bedeutung einer buchhändlerischen Verbindung mit Schiller klar einsah sondern auch schon Wilhelm Schlegels Shakespeare in Verlag nehmen wollte und selbst in Friedrich Schlegel bereits den Mann von Zukunft erkannte und der später, als Geschäftsmann gescheitert, sich als Universitätslehrer und Journalist eine geachtete Position zu schaffen wußte und mit Männern wie Justinus Kerner oder dem liberalen württembergischen Minister von Wangenheim in guten Beziehungen stand. Aber schon Friedrich Schlegel fand ihn von vornherein ,verwirrt', und Zähigkeit, Tatkraft,

---

1) Schiller an Hoven 21. Nov. 1794. — Vgl. auch Friedrich Schlegel an Wilhelm 17. Mai 96: ,Was ich Michaelis sehr hoch anrechne ist daß er mich auf einen sehr glücklichen Gedanken in Rücksicht der Eintheilung meiner Schrift gebracht hat'. — Über Michaelis am ausführlichsten: panegyrisch, offenbar von seinem Neffen, dem Tübinger Rechtsprofessor Adolf Michaelis, im „Neuen deutschen Nekrolog" 22. Jahrgang (1944) I, Nr. 146; Minor, Ein verschollenes Oppositionsblatt, Festgabe zum 100jährigen Jubiläum des Schottengymnasiums, Wien 1907, Seite 202/08; unzuverlässig und gewiß einseitig ungerecht und ungünstig Johann Heinrich Eckardt: Schillers Verleger Michaelis, Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge, 1. Jahrgang 1910, S. 289/96. — Hier sei noch hinzugefügt, daß Michaelis und seine Familie noch einmal im Leben eines andern schwäbischen Dichters eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben: jene Julie Michaelis, mit der der junge Waiblinger einen so mysteriösen Liebeshandel hatte, war seine Nichte. Die sehr romanhaft aufgeputzte Darstellung bei Karl Frey, Wilhelm Waiblinger (Aarau 1904) Seite 115/26, wird wohl übrigens dahin korrigiert werden müssen, daß Adolf und Julie Michaelis nicht im Hause ihres Vaters, eines Advokaten, lebten — von dem weder Canitz noch Grisebach wissen —, sondern, wie auch der „Neue deutsche Nekrolog" ausdrücklich sagt, eben bei ihrem Oheim, dem emeritierten Professor Salomo Michaelis; auch in Briefen Waiblingers (Ungedruckte Liebesbriefe von Wilhelm Waiblinger, mitgeteilt von Otto Güntter, Süddeutsche Monatshefte Dezember 1904) ist nur von ,Oncle und Bruder' die Rede.

Konsequenz besaß der unruhige Mann offenbar nicht: wie er seine wissenschaftlichen Studien aufgegeben hatte, um als Günstling des Vaters der Königin Luise, des Bruders und Nachfolgers von Reuters Dörchläuchting, eine Hofbuchhandlung in Neustrelitz zu errichten, so vertauschte später der Tübinger Universitätsprofessor sein Amt mit der Tätigkeit eines aktiv an den politischen Tagesereignissen teilnehmenden Journalisten. Dabei — nach seinen Briefen wie nach den Urteilen dritter — nicht ohne Eitelkeit und Ziererei (die man freilich dem sechsundzwanzigjährigen Juden, der in solchen Verbindungen stand und ein Urteil wie das Friedrich Schlegels verdiente, auch nicht zu hart anrechnen sollte), war er auf die Dauer wohl wirklich ,kein angenehmer Mensch'. Um sein Fiasko als Verleger herbeizuführen, kam noch hinzu, daß er sich trotz der Unterstützung seines Fürsten keineswegs in einer gesicherten materiellen Lage befand, vielmehr nach Friedrich Schlegels Ausdruck von vornherein ,hart an der Kippe stand'. Warnt Schiller später Hölderlin vor einem ,unbedeutenden Anfänger von Verleger ohne einen gewissen Rückhalt von eigenem Vermögen, der ihm verstattet einen kleinen Stoß zu verschmerzen'[1]), so mag er dabei an seine Erfahrungen mit dem dann doch von ihm allzu hart beurteilten Michaelis denken. An dem Mißgeschick, das ihm beim Verlage des ersten Schillerschen Musenalmanachs widerfuhr, trug Michaelis keine Schuld, und was er sonst etwa versah, war für einen Anfänger in seiner Lage immerhin verzeihlich. Aber den Ansprüchen, die Schiller an einen Verleger stellte, genügte der im Grunde doch zu Geschäften Untaugliche nicht, und Cotta, der den Verlag des Almanachs vom zweiten Jahrgang an übernahm, war denn freilich ein ganz andrer Mann.

Inzwischen ließ sich aber noch alles gut an. Schon im August 1794 war Michaelis in Jena — er selbst hat

1) 24. August 1799.



von diesem Besuche, den er im Mai des nächsten Jahres wiederholte, später ausführlich erzählt[1]) — und am 15. August wurde der Kontrakt von Schiller und ihm unterzeichnet: Schiller versprach, in Michaelis' Verlag von 1795 an jährlich einen Musenalmanach von 10 bis 12 Bogen groß Duodez herauszugeben; er sollte für die Redaktion und seine eigenen Beiträge jährlich 300 Reichstaler, und jeder Mitarbeiter das von ihm bestimmte Honorar erhalten, doch so, daß dessen Gesamtsumme nie 150 Reichstaler überstieg; jeder Mitarbeiter erhielt ein Exemplar des Almanachs, der Redacteur sechs; gelöst werden konnte der Kontrakt nur durch förmliche Aufkündigung drei Monate nach Erscheinen des letzten Jahrgangs — Bedingungen, die in der Hauptsache dann später auch die Grundlage des Übereinkommens mit Cotta blieben.

So konnte Schiller am 30. Oktober 1794 an Goethe melden: ‚Ich habe jetzt wegen des Musenalmanachs, von dem ich Ihnen neulich in W. schon sprach, mit dem Juden Buchhändler ordentlich contrahiert, und er wird künftige Michaelis Messe erscheinen. — Mir ist diese Entreprise, dem Geschäfte nach, eine sehr unbedeutende Vermehrung der Last, aber für meine ökonomischen Zwecke desto glücklicher, weil ich sie auch bey einer schwachen Gesundheit fortführen und dadurch meine Unabhängigkeit sichern kann‘[2]).

1) Schwab, Schillers Leben S. 529/33, wieder abgedruckt bei Petersen, Schillers Gespräche Nr. 230. — Der Kontrakt ist gedruckt bei Urlichs, Briefe an Schiller S. 190.

2) Etwas auffällig ist es vielleicht, daß Schiller Goethe erst jetzt von dem Kontrakt Mitteilung macht, der doch bei seinem Besuch in Weimar im September schon unterzeichnet war. Doch liegt die Annahme nahe, daß Schiller Goethe von einem bestimmten Abschluß erst benachrichtigen wollte, nachdem er die bestimmte Zusage seiner Beiträge erhalten hatte.

II.

Schillers Prinzipien und redaktionelle Tätigkeit.

Übersicht über die einzelnen Almanache.

1. *Musen-Almanach für das Jahr 1796. Herausgegeben von Schiller, Neustrelitz, bei dem Hofbuchhändler Michaelis*, 260 Seiten (ohne Register) in Duodez mit einem von Johann Friedrich Bolt gestochenen Apollokopf als Titelkupfer, Kalender und 8 Musikbeilagen (Schiller, Die Macht des Gesanges; Goethe, Nähe des Geliebten; Haug, Minnelied; Sophie Mereau, Frühling; Goethe, Meeresstille — Glückliche Fahrt; Kophtisches Lied (2.); Schiller, Würde der Frauen, komponiert sämtlich von Johann Friedrich Reichardt). Druck in Antiqua, Namen der Verfasser mit kleiner Kapitalschrift, Auflage 3000 Exemplare, Preis: „auf Schreibpapier sauber gebunden 1 rthlr. sächs., in Seide 1 rthlr. 4 gr., auf geglättetem Velin Papier 1 rthlr. 8 gr., in Seide 1 rthlr. 12 gr." (aus Michaelis' Ankündigung). Der Druck erfolgte unter Humboldts Aufsicht bei Unger in Berlin, und zwar infolge eines Betruges, der an dem Verleger Michaelis in seiner Abwesenheit verübt wurde, erst von Mitte September bis Ende November 1795, so daß der Almanach nicht, wie üblich, zur Michaelismesse sondern erst gegen Ende des Jahres erschien — eine Verspätung, die Schillers Unmut gegen Michaelis und trotz dessen Rechtfertigung die Übertragung des Verlages an Cotta zur Folge hatte. ‚Er erschien unter allen zuletzt; aber von ihm gilt, was geschrieben steht: Die Letzten sollen die Ersten sein' (Wieland im Neuen Deutschen Merkur).

Mitarbeiter: Conz, Goethe (Nähe des Geliebten, Der Besuch, Verschiedene Empfindungen an Einem Platze, Meeresstille — Glückliche Fahrt, Kophtische Lieder, Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel, Prolog zu dem Schauspiele: Alte Zeit und neue Zeit, bei der Wieder-

eröffnung des Weimarischen Theaters 1794 und — anonym — Epigramme, Venedig 1790), Haug, Herder (unter den Chiffern D., E., F., S.B.M., P., Y.), Hölderlin (Der Gott der Jugend), Kosegarten, Langbein, Karl Lappe, Sophie Mereau, F. L. W. Meyer, Neuffer, Pfeffel, Reinwald, Schiller (Die Macht des Gesanges, Der Tanz, Einer jungen Freundin ins Stammbuch, Spruch des Confucius: Dreyfach ist der Schritt der Zeit, Pegasus in der Dienstbarkeit, Die Ideale, Der Abend, nach einem Gemälde, Würde der Frauen, Stanzen an den Leser und fünfzehn Epigramme), A. W. Schlegel, Woltmann.

2. *Musen-Almanach für das Jahr 1797, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung* (Xenien-Almanach), 302 Seiten in Duodez mit Kalender [1]). Die Umschlagzeichnung stammt von Goethe, das Titelkupfer, eine Tänzerin im Walde (Terpsichore) darstellend, ist wieder von Bolt gestochen; vorher war erst ein leierspielender Centaur, dann Heinrich Meyers Goethe-Porträt und schließlich das Bildnis des kürzlich verstorbenen Uz in Aussicht genommen. Die Musikbeilagen (Herder, Macht der Liebe; Zauberei der Töne; Der Wechsel der Dinge; Steigentesch, Lied; Schiller, Der Besuch; Goethe, Musen und Grazien in der Mark; Mignon als Engel verkleidet — dies nur bei den Noten, nicht im Almanach — sämtlich von Zelter komponiert), deren Druck durch den Berliner Kupferstecher Starke erfolgte, wurden gegen den bis dahin üblichen Brauch besonders ausgegeben. Druck wieder in Antiqua, Verfassernamen kursiv. Erste Auflage 2000 Exemplare, Preis auf Velin 1 Rthlr. 16 Gr., auf holländischem Postpapier 1 Rthl. 12 Gr., ohne Goldschnitt 1 Rthlr. 8 Gr., Druckpapier 1 Rthlr. — Die Xenien, die zuerst ein Einfall Goethes zu Weihnachten 1795 anregte, hätten, immer mehr

1) Doch wurden hier wie wohl bei allen Schillerschen Almanachen auch Exemplare ohne Kalender ausgegeben: vgl. Schiller an Körner 17. Oktober 1796.

anwachsend, den Almanach fast ganz verdrängt, indem im März und April 1796 der Plan bestand, an seiner Stelle einen prachtvollen Quartband mit 1000 Epigrammen ‚frommer' und ‚gottloser' Art herauszugeben, wovon man bei Cottas Besuch in Jena Anfang Mai wieder abkam[1]). Der Druck begann Ende Juli der durch den Krieg erschwerten Verbindung mit Tübingen wegen in Jena selbst unter Schillers persönlicher Aufsicht bei Göpferdt, der auch das Papier lieferte, und sollte eigentlich Anfang September fertig sein, zog sich aber, da der Almanach um 2 Bogen stärker wurde als beabsichtigt war, bis in die zweite Hälfte des Monats hin. Die ersten Exemplare wurden Ende September fertig und versandt, die Expedition, die bis Mitte Oktober dauerte, übernahm Schiller selbst, dem sie Plackerei in Hülle und Fülle brachte.

Zweite Ausgabe, 500 Exemplare, im November 1796 wieder in Jena bei Göpferdt — die Musik diesmal in Stuttgart — gedruckt.

Dritte Auflage, wohl wieder 500 Exemplare, im Februar 1797 bei Wilhelm Heinrich Schramm in Tübingen gedruckt.

Mitarbeiter: Conz, Goethe (Alexis und Dora, Musen und Grazien in der Mark, Der Chinese in Rom, Die Eisbahn, achtzehn Epigramme; unter der Chiffre G. und S.: Vielen, Einer, auch an den Tabulae votivae beteiligt; anonym: an den Xenien beteiligt), Herder (unter den Chiffren D.?, O., T., U., V., W.), Kosegarten, Langbein, Matthisson, Sophie Mereau, F.L.W. Meyer, Neuffer, Friedrich von Örtel (Chiffre: N.) Pfeffel, Schiller (Das Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herkulanum, Klage der Ceres, Die Geschlechter, Der Besuch und fünfunddreißig größere und kleinere Epigramme; unter der Chiffre G. und S.

1) S. Einleitung zu: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Weimar 1893.

die Hauptmasse der Tabulae votivae und anonym an den Xenien beteiligt), A. W. Schlegel, Steigentesch, Woltmann.

3. *Musen-Almanach für das Jahr 1798, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung* (Balladenalmanach) 318 Seiten in Duodez mit 9 Musikbeilagen (Schiller, Reiterlied, von Zahn; Goethe, Der Gott und die Bajadere; An Mignon; Matthisson, Feenreigen; Schiller, An Emma, von Zelter; Goethe, Erinnerung; Amalie von Imhoff, Mein Traum; Die Freuden der Gegenwart; Schmidt von Friedberg, Sängers Einsamkeit, von Zumsteeg), die bei Breitkopf in Leipzig gedruckt wurden. Für die Ausstattung sorgten Goethe und Heinrich Meyer; die Umschlagzeichnung schickte Goethe, das Titelkupfer (ein Reigen von vier tanzenden Mädchen in einer Ideallandschaft), nach einer Zeichnung Heinrich Meyers, wurde von d' Argent in Stuttgart, einem Schüler des von Schiller in Aussicht genommenen Johann Gotthard Müller, gestochen. Antiqua-Typen, Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage 2200 Exemplare, Preis der Velin-Exemplare 1 Rthlr. 20, der gewöhnlichen 1 Rthl. 4 Gr. Der Druck erfolgte wieder bei Göpferdt in Jena, vom ersten Drittel des August bis gegen Ende September 1797; alles Geschäftliche, auch die Expedition, ging diesmal glatter.

Mitarbeiter: Boie (Chiffre B.), Luise Brachmann (Chiffre Louise ***), Brinckmann (Chiffre R.), Friederike Brun, Conz, Cordes, Goethe (Der neue Pausias und sein Blumenmädchen, Der Zauberlehrling, Der Schatzgräber, Die Braut von Corinth, Legende, An Mignon, Der Gott und die Bajadere, Erinnerung, Abschied, Der neue Amor), Gries, Hölderlin, (Chiffre D.: An den Äther), W. v. Humboldt, Jägle, Amalie von Imhoff (Chiffern A. und F.), Heinrich Keller (Chiffre K.), Lenz (Die Liebe auf dem Lande, Tantalus), Matthisson, Sophie Mereau, K. L. M. Müller, Pfeffel, Schiller (Ring des Polykrates, Handschuh, Ritter Toggenburg, Taucher, Reiterlied aus dem Wallenstein, Worte des Glaubens, Nadowessische Totenklage, Licht

und Wärme, Breite und Tiefe, Kraniche des Ibycus, Das Geheimnis, Gang nach dem Eisenhammer und vier Epigramme; unter der Chiffre E. drei Epigramme, unter der Chiffre S. Elegie an Emma), A. W. Schlegel, Siegfried Schmidt, Steigentesch [1]).

4. *Musen-Almanach für das Jahr 1799, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung*, 247 Seiten in Duodez. Die Umschlagzeichnung wurde von Goethe und Heinrich Meyer besorgt, das Titelkupfer (eine Nymphe, die den Amor säugt) von Heinrich Meyer gezeichnet, von Heinrich Guttenberg gestochen; vorher hatte Schiller wieder an Heinrich Meyers Goethe-Porträt gedacht. Antiqua-Typen, Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage (Velin- und gewöhnliche Exemplare) etwa wie beim vorigen [2]), Preis 2 Fl. (1¹/₃ Rthl.). — Am 23. Juni 1798 meldet Schillers Kalender: ‚Zum Almanach gegangen‘. Der Druck, wieder bei Göpferdt in Jena, dauerte von Ende Juli bis Anfang Oktober, nachdem noch in letzter Stunde der Prolog zu Wallensteins Lager ‚angeflickt‘ worden war.

Mitarbeiter: Luise Brachmann (Chiffre Louise **), Friederike Brun, Bürde, Conz, D. (ungelöste Chiffre), Eschen, Goethe (Euphrosyne, Metamorphose der Pflanzen, Blümlein Wunderschön, Am 1. October 1797, Der Edelknabe und die Müllerin, Der Junggesell und der Mühlbach, Der Müllerin Verrat, Die Reue, Amyntas, Stanzen, und unter dem Pseudonym Justus Amman: Die Musageten, Sängerwürde, An meine Lieder), Gries, A. Gr. (ungelöste Chiffre), K. M. Hirth, Hölderlin (Sokrates und Alcibiades, An unsre Dichter), Amalie von Imhoff (Chiffre F.), Kochen, Matthisson, Sophie Mereau, Nöller, Schiller (Das Glück, Kampf mit dem Drachen, Bürgschaft, Des

1) Vom Musenalmanach auf 1798 findet sich in der Berliner Universitäts-Bibliothek ein gutes Exemplar mit eigenhändiger Widmung Schillers ‚Der Gustel von Blasewitz Fr. v. Schiller‘: das für Körners bestimmte Exemplar?

2) Vgl. A. W. Schlegel an Tieck 23. November 1800.

Mädchens Klage, Poesie des Lebens, Prolog zu Wallensteins Lager), Wilhelm Schlegel, Steigentesch, Thilo, Tieck, Vermehren.

5. *Musen-Almanach für das Jahr 1800, herausgegeben von Schiller. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchandlung*, 264 Seiten, Duodez. Die Ausstattung ist wieder von Goethe und Heinrich Meyer besorgt, die fünf Kupfer (gezeichnet sämtlich von Meyer; No. I und II zum ersten, III zum zweiten, IV zum dritten, V zum sechsten Gesang der Schwestern von Lesbos) gestochen von Bötticher in Leipzig. Antiqua-Typen, Überschriften kursiv, Verfassernamen mit kleiner Kapitalschrift. Auflage etwa wie beim vorigen, Preis 2 fl. — Durch die Aufnahme der ‚Schwestern von Lesbos' konnte sich Schiller der Sorge für den Almanach rasch und ‚glücklich entledigen'. Ein ursprünglich beabsichtigtes Einleitungsgedicht Goethes und eine Vorrede Schillers fielen weg, dafür kam der Anhang kleinerer Gedichte hinzu. Der Druck erfolgte unter Goethes Anteilnahme von der ersten Hälfte des August bis gegen Anfang Oktober bei Gädicke in Weimar, der auch die Spedition besorgte.

Mitarbeiter: Gries, Herder (Chiffern D., E., F), Amalie von Imhoff (Chiffre A. v. J., Die Schwestern von Lesbos, in sechs Gesängen), Knebel (Chiffre: v. K.), Kosegarten, Matthisson, Schiller (Spruch des Confucius — Dreyfach ist des Raumes Maß —, Die Erwartung, Lied von der Glocke), Steigentesch.

Rückblick auf Schillers frühere redaktionelle Tätigkeit. Der Almanach und die Horen.

Wenn Jakob Minor[1]) Schiller die Fähigkeit abspricht, als Journalist zu wirken, d. h. von und für den Tag zu schreiben, weil dem Dichter die Schlagfertigkeit wie das

1) Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte 2, S. 346 ff.



Interesse an den Ereignissen und die Aufmerksamkeit für die Stimmen des Tages fehlte, so soll sich das nur auf die Tagesschriftstellerei im engeren und eigentlichen Sinne beziehen. Desto glänzendere Eigenschaften brachte Schiller zum Redakteur einer großen periodischen Zeitschrift künstlerischen und wissenschaftlichen Inhalts mit. Von seinem Instinkt für die Wünsche und Bedürfnisse des Publikums hatte es doch schließlich schon gezeugt, wenn er 1781 in den von ihm geleiteten Stuttgarter ‚Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen' eine besondere Rubrik Vermischte Nachrichten mit Schwänken, Schnurren und Sensationsgeschichten einführte. Aber auch Schlagfertigkeit in einem höheren Sinne, eine ungeheure Beweglichkeit, ein erstaunlich rascher und starker Blick, der die günstige Gelegenheit überall im Moment erkannte und benutzte, sind ihm eigen. Dazu kam die Fähigkeit, seine Produktion zum Dienste solcher Unternehmungen zu kommandieren und dabei — wie beim ‚Geisterseher' — dem Publikum entgegenzukommen, ohne sich zu ihm herabzulassen. Endlich aber besaß Schiller eine seltene geschäftliche Gewandtheit und praktische Klugheit, die — wie etwa jene bezahlten Horen-Rezensionen in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung beweisen — gelegentlich wohl auch vor nicht ganz einwandfreien Mitteln nicht zurückschreckte, und eine Energie, die, wenn es sein mußte, bis zur Rücksichtslosigkeit und Härte gehn konnte. Es gehörte doch kein geringes Selbstvertrauen grade auf seine redaktionellen Fähigkeiten dazu, zur gleichen Zeit zwei Unternehmungen wie die Horen und den Musenalmanach zu wagen. Freilich, so ganz glücklich ging ja dann grade hier keineswegs alles, und schon Goethe machte sich über den Manuskriptmangel gleich bei den ersten Heften der Horen nach jener stolzen Ankündigung lustig[1]. Schiller sah eben von vornherein doch alles in einer zu hellen, später

1) 10. Januar 1829 an Staatsrat Schultz.

leicht in einer zu trüben Beleuchtung. ‚Schillers Aussagen traue ich; nur seinem Urtheil nicht. Er hat wohl viel Erfahrung in Buchhändlergeschäften, aber ist immer über oder unter der Wahrheit. Er sieht alles gefärbt, verzerrt und ungeheuer' — hat Friedrich Schlegel einmal nicht untriftig von ihm geurteilt[1]). Ausdauer und Geduld aber, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich seinen Unternehmungen entgegenstellten, gingen Schiller ab; und wo er auf Teilnahmslosigkeit beim Publikum stieß, gab er seine Sache allzu leicht auf. ‚Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens[2])'. Und bei der Thalia hatte er sich gleich anfangs zu Huber geäußert[3]): „Ich werde dieser Thalia alle meine Kräfte hingeben, aber das läugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsezte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben". Damit deutet er zugleich den Grund jenes Mangels an: um ein wirklich guter Redakteur zu sein, war Schiller selbst zu produktiv und zu sehr Dichter; er wußte, daß er die Zeit, die er für Redaktionsgeschäfte brauchte, besser verwenden konnte. So ist seine Befähigung zum Redakteur groß genug, um ihn immer wieder zu Unternehmungen wie der Thalia und den Horen zu führen; aber sie reicht nicht aus, all diese Unternehmungen vor einem frühen und wenig rühmlichen Ende zu bewahren, das ein ganz ähnliches ist bei der Thalia, für deren letzte Hefte Schiller die Redaktion z. T. schon seinen Freunden zuschiebt, und bei der Neuen Thalia, bei den Horen, deren Schlußheft eilig mit einer Anzahl von Gedichten vollgestopft wird, die grade zur Hand sind, und beim Musenalmanach, dessen letzter Jahrgang schließlich von ihm

1) 27. Mai 1796 an Wilhelm.
2) An Cotta, 3. Sept. 1795.
3) 7. December 1784.

nur als eine Last betrachtet wird, von der er sich möglichst rasch und leicht zu befreien sucht.

Nach den ‚Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen‘ hatte Schiller 1782 noch in der Heimat das ‚Wirtembergische Repertorium‘ herausgegeben. Dem vereinzelten Hefte der ‚Rheinischen Thalia‘ (1785) folgte dann in längeren unregelmäßigen Zwischenräumen seit 1787 die ‚Thalia‘, die 1792 und 93 durch die jeden zweiten Monat erscheinende ‚Neue Thalia‘ fortgesetzt wurde. Seit dem Beginn des Jahres 1795 endlich erschienen, als Monatsschrift beabsichtigt (wenn auch die Lieferung mit der Zeit immer unpünktlicher wurde), die ‚Horen‘ als eine Revue größten Stils, die im Ganzen wie im Einzelnen das Gebot einer ästhetischen Erziehung der Menschen erfüllen sollte und mit der der Almanach nun drei Jahrgänge hindurch Schillers Fürsorge teilen mußte. Freilich waren alle diese Unternehmungen Zeitschriften vorwiegend prosaischen Inhalts, der Musenalmanach war ein poetisches Jahrbuch. Trotzdem lassen sich außer manchen Einzelheiten, etwa der, daß Schiller schon bei der Thalia verstanden hatte, ‚hie und da durch einen bescheidenen Strich den Wald lichter zu machen‘ [1]), wenigstens ein paar allgemeine Gesichtspunkte verfolgen, die Schiller aus seinen Erfahrungen abstrahiert hatte, und die nun auch für den Almanach Anwendung fanden. Besonders ist da ein Brief an Körner vom 12. Juni 1788 heranzuziehen, in dem Schiller die Forderungen formuliert, die eine Zeitschrift erfüllen muß, um ihr Glück zu machen. Es ist ganz charakteristisch, daß dabei Momente rein geschäftlicher Natur keineswegs an letzter Stelle stehn: der Buchhändler muß das Seinige tun, einem Journal Ausbreitung zu geben, der Preis darf nicht zu hoch sein. Was Schiller über den Inhalt sagt, zeigt deutlich, wie sehr sich seine Stellung zum Publikum seit jener enthusiastischen ersten Ankündigung der Rheinischen Thalia

1) Schiller an Körner 19. December 1787.



geändert hatte: damals war dem freien Schriftsteller das Publikum das einzige Tribunal, das er fürchtete und verehrte, jetzt könnte über manchen der Sätze von den ‚Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist', das Goethesche ‚Thöricht auf Bessrung der Thoren zu harren' als Motto stehn. Da werden etwa ‚pikante Erzählungen' oder ‚erdichtete moralische Erzählungen' gefordert; daran mag man denken, wenn Schiller dann, zunächst für die Horen, Pfeffel und für den Almanach Langbein als Mitarbeiter heranzieht. Und wenn er ‚populäre und dabey gefällige Ausführungen philosophischer, vorzüglich moralischer Materien' verlangt, so hat er selbst in poetischer Form dieser Forderung im Almanach in Gedichten vom Schlage der ‚Worte des Glaubens' entsprochen. Der Hauptpunkt aber ist der, daß ein Journal ‚womöglich sich durch interessante Nahmen empfehlen' muß. ‚Mein Nahme gilt freilich, aber doch nicht gerade bei *allen* Klassen, um deren Geld es uns zu thun ist; bei denen muß man z. B. einen Garve, Engel, Gotter oder einen Biester und seines Gelichters affichiren'. Wir hören dasselbe, wenn Schiller an Goethe schreibt[1]): ‚Es ist jetzt platterdings unmöglich mit irgend einer Schrift, sie mag noch so gut oder noch so schlecht seyn, in Deutschland ein allgemeines Glück zu machen. Das Publikum hat nicht mehr die Einheit des Kinder Geschmacks, und noch weniger die Einheit einer vollendeten Bildung. Es ist in der Mitte zwischen beyden, und das ist für schlechte Autoren eine herrliche Zeit, aber für solche, die nicht bloß Geld verdienen wollen, desto schlechter'[2]). Und es

1) 15. Mai 95.

2) Vgl. auch die Nachschrift zum Brief an Humboldt vom 21. Aug. 95: ‚Ich hatte anfangs im Sinn, unter mehreren Nahmen im Almanach mich zu verkappen und dadurch einen größern Schein von Mannigfaltigkeit hervorzubringen; da aber jetzt ohne das Mannigfaltigkeit genug und durch Herdern der Anonymität schon zuviel ist, so fällt jene Ursache weg, und es ist der wenigen Kleinigkeiten nicht der Mühe werth, zu lügen'.

ist wieder dasselbe, nur höflicher ausgedrückt, wenn es in der Ankündigung der Horen heißt: ‚Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größeren Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Beßten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine literarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu einem Publikum haben‘. Wurde doch in der Ankündigung der Horen unter den künftigen Mitarbeitern sogar Vater Gleim genannt. In demselben Sinne schreibt Schiller einmal an Cotta, es sei nicht gut, noch mehr eigene Beiträge in die Horen zu geben: nicht nur die Güte, sondern auch die Abwechselung diene zur Hebung eines Journals[1]). Ganz ähnlich heißt es ein andermal vom Almanach, Schillers Zweck sei ‚auf Mannigfaltigkeit der Unterhaltung gerichtet‘[2]). Es darf nicht zu ernst genommen werden, wenn er sich einmal Humboldt gegenüber äußert, auf den innern Charakter der Produkte solle das Urteil der Majorität bei ihm nie Einfluß gewinnen[3]): später, als er sich entschlossen hat, den Almanach aufzugeben, ist er doch froh, sich nun nicht mehr sonderlich um das Publikum kümmern zu müssen. Und grade beim Almanach hat er sich um Dichter Mühe gegeben, die er damals im Grunde recht gering schätzte. ‚Es ist mir lieb, daß sein Name oft vorkommt, aber erquicken kann sich wohl niemand an seinen Sachen‘ schreibt er einmal über den früher überschätzten Matthisson[4]), und das war wohl der bedeutendste, aber keineswegs der einzige

1) 30. Januar 1795.
2) 13. Sept. 94 an Reinwald.
3) 4. Januar 96.
4) 31. August 98 an Goethe.

Dichter des Almanachs, der eben doch dem Publikum zu Gefallen mitgenommen wurde. Gewiß bleibt nun wie bei den Horen auch bei ihrem poetischen Seitenstück der Gedanke einer ästhetischen Erziehung des Menschen als selbstverständliches und eben darum hier nicht ausgesprochenes Ziel im Hintergrunde. Und Schiller verzichtete auch darauf, ein doch bedenkliches Experiment wie die Xenien zu wiederholen, wozu Goethe Lust hatte und womit nicht zum mindesten der Verleger Cotta einverstanden gewesen wäre, und rechtfertigte so Zelters Zutrauen, kluge Köpfe gäben nicht toujours perdrix. Vom Publikum waren gewiß die wenigsten mit der ‚Enthaltung von xenialischen Dingen' zufrieden; aber ein öfteres Fehlgreifen im Ton, ein gelegentliches Hereinziehen von Dingen, über die der Takt doch besser zu schweigen geboten hätte, bis zu wirklichen Ungerechtigkeiten war da kaum zu vermeiden. Aber sonst weiß Schiller doch, daß und wie er dem Publikum entgegenkommen muß: die Horen, bei denen das Gegenteil versucht wurde, konnten es ihn gerade damals wieder lehren.

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publikum hält.

Es ist für Schillers geistige Entwicklung interessant zu beobachten, wie sich sein Verhältnis zu den Horen und zum Musenalmanach mit der Zeit wandelt, wie die Zeitschrift, die noch der Theoretiker Schiller mit den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen eröffnet hatte, allmählich hinter der poetischen Sammlung immer mehr zurücktritt. Anfangs behaupten eher noch die Horen den Vorrang. Als Cotta die Besorgnis ausspricht, die Herausgabe des Almanachs könnte Schillers Interesse für die Horen vermindern, beruhigt Schiller ihn: vom ganzen Jahre sei all seine Zeit bis auf sechs Wochen, in denen höchstens zwei oder drei Gedichte zustande kämen, den Horen bestimmt[1]). Die Horen

1) Cotta an Schiller 19. Januar 1795 und Schillers Antwort vom 30. Januar.



lägen ihm noch näher an als der Almanach, schreibt er Mitte Juli 1795 an Sophie Mereau. Und wenn auch beidemal etwas Diplomatie mitspricht, zutreffend ist es trotzdem. Später überträgt er einen Teil seines Unmuts über den unglückseligen Michaelis auf den Almanach. Als er ‚Das Reich der Schatten‘ (‚Das Ideal und das Leben‘), das er anfangs so hoch schätzt, an Humboldt schickt, fügt er hinzu [1]: ‚Michaelis erhält es nicht, auch ist es für eine Almanachs Arbeit zu gewichtig‘; und an Cotta schreibt er, er gönne es dem Almanach nicht [2]. So erscheint es ebenso wie ‚Natur und Schule‘ (‚Der Genius‘), dessen Bestimmung für die Horen oder den Almanach anfangs zweifelhaft war, das aber dann auch Humboldt eher für die Horen passend fand [3], im neunten Stück des ersten Jahrgangs. Dasselbe Heft bringt sechs ursprünglich dem Almanach bestimmte Schillersche Epigramme [4], so daß Humboldt schließlich für sein ‚adoptirtes Kind‘ [5] bittet. Und als Schiller in seinem Ärger über Michaelis den Almanach ganz aufgeben will, ist es seine Absicht, die eignen Beiträge und die Goethes und Herders in die Horen zu verteilen [6].

Inzwischen hatte sich aber Schillers Stellung zum Almanach und zu den Horen doch schon verändert. Ganz gewiß kamen äußere Gründe hinzu: schon im Jahre 1795 begann er, die auf die Horen gesetzten Hoffnungen aufzugeben, nicht nur, weil es zweifelhaft war, daß das Publikum ihm treu bleiben würde, sondern weil die Armut am Guten und die kaltsinnige Aufnahme des wenigen Vortrefflichen ihm die Lust mit jedem Tage raubte. Den

1) 9. Aug. 1795.

2) 9. Aug. 1795. Vgl. noch Schiller an Körner 31. Augnst 1795.

3) 31. Aug. 95 an Schiller.

4) Der philosophische Egoist, An einen Weltverbesserer, Die Antike und der nordische Wanderer, Ilias, Weisheit und Klugheit, Das Höchste.

5) Humboldt an Schiller 15. September 95.

6) Schiller an Humboldt 7. September 95.



Almanach hingegen hielt er für eine ,solide Entreprise', ,eine so wenig beschwerliche und sichere Unternehmung, daß es nicht zu verantworten wäre, wenn ich ihn leichtsinnig fallen lassen wollte'[1]). 'In Aussicht auf mein öconomisches Interesse sind die Horen nicht so wichtig, sobald ich den Almanach nur poussiren kann'[2]). Der Hauptgrund dieses Wandels aber liegt tiefer, nämlich eben in dem Übergang von der Philosophie zur Dichtung, der sich in Schiller damals vollzog. Länger als ein halbes Jahrzehnt hatte seine dichterische Produktion mit ein paar Ausnahmen geruht, das Bedürfnis des Almanachs war der äußere Anlaß, der ihn zur Poesie zurückführte. Aus den zwei oder drei Gedichten für den Almanach, von denen Schiller in jenem Briefe an Cotta sprach, wird fast ein Viertelhundert, die neu geweckte dichterische Tätigkeit kommt nun auch den Horen zu gute, in deren ersten acht Heften kein einziges Schillersches Gedicht erschienen war, während das neunte gleich elf bringt, von denen mindestens sechs ursprünglich dem Almanach bestimmt waren.

Zwischen den Gedichten des Musenalmanachs und den poetischen Beiträgen der Horen war, wie jene Stelle über das ,Reich der Schatten' im Brief an Humboldt und Humboldts Urteil über ,Natur und Schule' andeuten und wie es ja dem Charakter beider Unternehmungen auch durchaus entsprach, ursprünglich der Unterschied gedacht, daß die Horen schwerere, ernstere, philosophischere, auch umfangreichere Stücke bringen sollten, während der Almanach mehr zur Pflege der petite poésie bestimmt war[3]). Aus einem ähnlichen Grunde rät später Goethe, von den beiden ihm zur Prüfung überschickten Gedichten Hölderlins den ,Äther' in den Almanach, den

1) 21. Aug. 1795 an Humboldt.

2) 7. Dez. 1795 an Humboldt.

3) Vgl. auch an Körner 31. Aug. 95 über das ,Reich der Schatten': ,Auch erscheint es im 9ten Stücke der Horen, weil es mir für den Almanach zu ernsthaft und zu bedeutend war'.

,Wanderer' in die Horen zu setzen[1]). Aber dieser Unterschied ist nur darin durchgeführt worden, daß eben Gedichte wie Das Reich der Schatten, Natur und Schule, Das verschleierte Bild zu Sais wirklich in die Horen, nicht in den Almanach kamen. Die antike Form prädestinierte ein Gedicht auch eher für die Horen als für den Almanach — womit es dann zusammenhängt, daß in den späteren Almanachsjahrgängen nach dem Eingehn der Horen größere Dichtungen in antiker Form in solchem Grade zunahmen. Selbst Stücke von dem schweren Kaliber der ,Metamorphose der Pflanzen' mußten dann in den Almanach gesetzt werden. Vorher aber verfügte Schiller über die Bestimmung der ihm eingesandten Gedichte für den Almanach oder für die Horen im Ganzen nach freiem Belieben; Gedichte leichterer Art brachten allmählich auch die Horen. ,Schwarzburg', von Sophie Mereau ist das erste von der Verfasserin eigentlich dem Almanach zugedachte Gedicht, das in die Horen kommt[2]), anderseits erscheinen etwa Pfeffels Fabeln ,Die zwei Verdammten' und ,Die Hunde' nicht in den Horen, denen sie vom Verfasser bestimmt waren, sondern im Almanach, ein Austausch, der sich nicht selten wiederholte[3]). Oft wurden die Gedichte Schiller ja ausdrücklich für die Horen oder für den Almanach zugeschickt[4]). Als ein großer Vorzug mochte sogar die Aufnahme in die Horen erscheinen, wie etwa Mahlmann im Begleitbrief zu einer Gedichtsendung an Schiller schreibt: ,Ich wünschte daß der Herr Hofrath eines oder das andere dieser Gedichte für würdig finden möchten, in das künftige Musenalmanach, oder (wenn anders dieser Wunsch nicht zu stolz ist) in die Horen aufgenommen zu werden' — deren Bei-

1) 28. Juni 1797.

2) Mitte Juli 1795 Schiller an Sophie Mereau.

3) Cotta an Schiller 22. Januar 95 und Anmerkung in Vollmers Ausgabe des Briefwechsels S. 56.

4) Z. B. von Langbein (27. Februar 96), Kosegarten (14. März 96), Conz (30. Juni 96), Nöller (6. Juni 98) u. a.

träge anonym veröffentlicht und ohne Rücksicht auf den Namen des Verfassers von der Welt geprüft würden[1]). Davon freilich, daß die Beiträge zu den Horen honoriert wurden, die zum Almanach hingegen gewöhnlich nicht, wußten die Fernerstehenden nichts.

Eine ganze Reihe von Mitarbeitern ist so den Horen und dem Musenalmanach gemeinsam: außer dem Herausgeber und Goethe noch Boie, Luise Brachmann, Friederike Brun, Bürde, Eschen, Gries, Herder, Hölderlin, Humboldt, Amalie von Imhoff, Knebel, Kosegarten, Matthisson, Sophie Mereau, K. L. M. Müller, Pfeffel, Wilhelm Schlegel, Woltmann; auch Reinwald, der freilich zu den Horen nur Prosaaufsätze beisteuerte; abgesehen davon, daß des verstorbenen Lenz ‚Pendant zu Werthers Leiden': ‚Der Waldbruder' durch Goethe zur Füllung in die Horen kam, wie seine ‚Liebe auf dem Lande' und der ‚Tantalus' in den Musenalmanach.

Gegenüber allen Ermutigungsversuchen Humboldts[2]) behielt Schiller recht: das Publikum versagte den Horen die Gefolgschaft. Nach drei Jahrgängen gab Schiller am 5. Januar 1798 dem Verleger Cotta seine Zustimmung, die Horen aufhören zu lassen. Gedichte von Luise Brachmann, gewiß eher Almanachsware, füllten den größten Teil des letzten Stückes. Der Almanach hatte das Feld behauptet — freilich nicht für lange. Ihm war inzwischen ein gefährlicher Rivale erstanden: der Wallenstein. Die poetische Produktion, zu der er zuerst Schiller wieder zurückgeführt hatte, bereitete ihm später, andern Zielen zustrebend, selbst das Ende.

1) 23. März 1796.

2) Humboldt an Schiller 31. Aug. und 27. Nov. 1795.

Verhältnis des Schillerschen Almanachs zu seinen Vorgängern.

Das Vorbild der deutschen Musenalmanache war der französische Almanach des Muses gewesen, eine Art Kalender oder kleines poetisches Jahrbuch, in dem vorzugsweise die petite poésie, also eine leichte, gefällige, etwas oberflächlich tändelnde Dichtung gepflegt wurde. Dieses Vorbild wirkt lange in den deutschen Almanachen nach, wovon nicht nur die Menge von Übertragungen aus dem Französischen, sondern auch die ganze Art der Gedichte zeugte: oft anmutige, aber nicht eben tief gehende, spielende, liedartige Liebes- und Naturpoesien, Gelegenheitsgedichte, Episteln an Personen, leichte Epigramme, poetische Erzählungen bildeten den Hauptinhalt. Die jungen Göttinger brachten ein ernsteres, männlicheres Element hinein, das dann aber eher in dem sich abzweigenden Vossischen Almanach gewahrt blieb, der in seiner ganzen Haltung mehr zur Antike hinneigte, als im Göttinger, der sich stets dem Charakter des französischen Vorbilds näher hielt und dabei freilich immer flacher und seichter wurde.

Äußerlich betrachtet schließt sich nun der Schillersche Almanach ganz an seine Vorgänger an, und zwar so, daß man die ersten beiden Jahrgänge eher dem Göttinger, die beiden folgenden mehr dem Vossischen nahe rücken mag. Die petite poésie nimmt auch hier einen breiten Raum ein. Leichte Liedpoesie, wie sie in den Almanachen hergebracht war, wird in den Jahrgängen auf 1796 und 1797 vorzugsweise von F. L. W. Meyer und Woltmann gepflegt, die das auch schon im Göttinger Almanach besorgt hatten, in den späteren, in denen ja auch ein Hauptvertreter solcher Dichtung, Boie, nicht fehlte, ist neben andern besonders Amalie von Imhoff zu nennen. Gesellige Dichtung, Trinkpoesie besonders, tritt gegenüber den älteren Almanachen verhältnismäßig zurück, obwohl sie nicht ganz fehlt, wie etwa

wieder der Amalie von Imhoff ‚Freuden der Gegenwart' (Alm. auf 1798) zeigen. Aber nicht nur solche kleine Leute sind hier heranzuziehen: so sehr die Gattung gesteigert, gehoben, veredelt wurde, gehören nicht auch die meisten Beiträge Goethes zum ersten Almanach und nicht weniges in den späteren, wie die Lieder von der schönen Müllerin, hierher? Man darf hier wohl daran erinnern, daß Goethes ‚Nähe des Geliebten' (Alm. auf 96) einem matten, verschwommenen Gedicht der Friederike Brun im Vossischen Almanach auf 1795 nachgebildet ist. Schiller selbst aber hat nicht nur in die späteren Jahrgänge frei ersonnene Liebesgedichte gegeben, er hat auch die in den Vorgängern seines Almanachs so beliebte Trinkpoesie gepflegt und den Xenienalmanach mit einem so wohlgelungenen Stück wie dem ‚Besuch' (später ‚Dithyrambe') ausgestattet. Was freilich an der petite poésie unerfreulich und selbst lächerlich war, das blieb dem Schillerschen Almanach fern.

Vor allem gilt das von der Gelegenheitsdichtung im engeren Sinne, die sich in den älteren Almanachen sehr breit gemacht und selten etwas Annehmbares hervorgebracht hatte. Werfen wir noch einmal einen Blick auf den Inhalt des Vossischen Almanachs auf 1796 und wir finden Überschriften wie die folgenden: Der Frau Hofräthin Ebert, An Voß und die Seinigen, nach dem Abschiede ihres treuen Gefährten Christian Rudolf Boie, Epistel an Ramler, Erntekranz bei Einweihung der für den Herrn Reichsgrafen zu Stolberg-Wernigerode bestimmten Bank im Thiergarten zu singen, Das Bild der neun Musen, an Gleim, Grabschrift auf Herzberg, Grabschrift auf J. A. Ebert und andere mehr. Davon ist im Schillerschen Almanach kaum eine Spur. Es war doch ein ander Ding, wenn im Göttinger Almanach auf 1783 eine Dichterin wie Philippine Gatterer einen Nachruf auf des Verlegers Dieterich verstorbene Tochter Friederike veröffentlichte, und wenn nun etwa im Schillerschen Almanach auf 1799 ‚zum Andenken einer jungen,





talentvollen, für das Theater zu früh verstorbenen Schauspielerin in Weimar, Madame Becker, gebohrene Neumann' Goethes Euphrosyne erschien. Als wirkliche Gelegenheitsgedichte können im Schillerschen Almanach überhaupt nur wenige Stücke bezeichnet werden: Brinckmanns Epistel an Alexander von Humboldt und Wilhelm Schlegels Gedichte an Friederike Unzelmann und an Iffland (Der neue Pygmalion) mag man allenfalls hierherzählen; Goethes Prolog bei der Eröffnung des Weimarschen Theaters 1794 und ‚Stanzen' (‚Der lang ersehnte Friede' — Maskenzug zum 30. Januar 1798) wie Schillers Epigramm Der griechische Genius, an Meyer in Italien, und das Lotte Lengefeld gewidmete ‚Einer jungen Freundin ins Stammbuch' sind doch schon wieder mehr.

In den späteren Jahrgängen des Göttinger wie des Vossischen Almanachs waren es vorzugsweise Fabeln und poetische Erzählungen, Übersetzungen und Epigramme, die dazu dienten, die Seiten zu füllen und die Wünsche des Publikums einigermaßen zu befriedigen. Der Charakter beider Sammlungen bleibt dabei durch die Art der Gedichte durchaus verschieden, wie besonders die Übersetzungen und Epigramme, aber auch die poetischen Erzählungen zeigen, wenn etwa der Schwankdichter Langbein nur im Göttinger Almanach erscheint.

Für den Schillerschen Almanach ist von diesen drei Gattungen die der Fabel und poetischen Erzählung am raschesten abzumachen, die, von vornherein in recht bescheidenem Umfange zugelassen, in den letzten beiden Jahrgängen ganz schwindet. Zu den Almanachen auf 1796 und 97 gaben Langbein und Pfeffel je einen Beitrag, zum dritten nur noch Pfeffel. Wenn man bedenkt, daß Schiller durch Körners Vermittelung sich ausdrücklich um Langbeins Mitarbeit bemühte, mag man freilich wohl annehmen, daß der von ihm gepflegten Gattung ursprünglich ein größerer Raum bestimmt war, wie Schiller sich seinen Almanach zunächst vielleicht überhaupt in engerem

Anschluß an den Bürgerschen dachte, bis er sah, daß er dessen Beiträger gar nicht brauchte.

Diese allmählich immer stärker werdende Abwendung vom Göttinger Almanach, die äußerlich manchmal wie eine Annäherung an den Vossischen erscheint, zeigen auch die im Schillerschen Almanach veröffentlichten Übersetzungen. Der Göttinger Almanach pflegte vorzugsweise Übertragungen aus moderner, besonders französischer, überhaupt romanischer Literatur, im Vossischen überwogen des Herausgebers eigne Übersetzungen antiker Dichter. Haug und F. L. W. Meyer, zwei der beliebtesten Übersetzer des Göttinger Almanachs, erscheinen jetzt im ersten Schillerschen wieder, jener mit einem Gedicht des Petrarca, der im Göttinger Almanach vielfach, von Haug selbst, von Wilhelm Schlegel, auch von Bürger übertragen wurde — und an dem ja übrigens auch Schillers Neue Thalia nicht ganz vorüberging — der andre mit einer Arie aus Shakespeare[1]). Haug gab außerdem ein Minnelied nach Kristan von Hamle: das Interesse für den deutschen Minnesang, von dem ja schon die ältesten Göttinger Almanache gezeugt hatten, so sonderbar die Nachdichtungen auch ausfielen, war unter den Beiträgern besonders des Bürgerschen Almanachs durchaus wach geblieben und sogar in dem Grade gewachsen, in dem die Fähigkeit zu selbständiger literarischer Produktion zurückgegangen war — besonders ist hier F. L. W. Meyer zu nennen. Außer diesen beiden gab Kosegarten eine dänische Volksballade, und als vierter kam der alte Meister auf dem Felde der Übersetzung hinzu, Herder, der nun allerdings auch eine Anzahl Epigramme aus dem Griechischen, daneben aber spanische Romanzen, die böhmische Erzählung vom Roß aus dem Berge, ein englisches Volkslied ‚Der Herzenswechsel‘, eine Ode des polnischen Neulateiners Sarbievius und schließlich ein persisches Lied beisteuerte. Im Almanach

1) ‚Tell me, where is fancy bred‘ Merchant of Venice III, 2.



auf 97 ist es neben dem mit einer Übertragung aus dem Englischen vertretenen Friedrich von Örtel Herder allein, der Übersetzungen beiträgt, und zwar diesmal Stücke, die fast durchweg völlig den Charakter der poésies fugitives tragen. Mindestens drei (Gefälligkeit, Der Entschluß nicht zu lieben, Zauberei der Töne) und von einem vierten (Das erträumte Paradies) die erste Strophe stammen denn auch aus dem Französischen, drei (Macht der Liebe, Der Wechsel der Dinge, Amors Schicksale) aus dem Spanischen, eines (Die Göttergabe) aus dem Italienischen. Einem schon in der Vorrede zum ersten Göttinger Almanach ausgesprochenen und lange und oft befolgten, übrigens keineswegs ganz unbedenklichen Grundsatz entsprechend war bei einer Anzahl dieser Gedichte die fremde Herkunft nicht angegeben, und es ist leicht möglich, daß noch mehr von Herders Beiträgen auf ausländische Originale zurückgehn. — Ein ganz anderes Bild bietet, was die Übersetzungen betrifft, der Almanach auf 1798, der überhaupt nur eine oder höchstens zwei bringt, beide nach antiken Vorbildern; neben einem Epigramm des Martial von Conz ein Stück aus Pindars zehnter nemeischer Ode von Wilhelm von Humboldt, der damit zum Nachfolger des im Göttinger Almanach auf 1772 mit der Übertragung einer pindarischen Ode vertretenen aus den Literaturbriefen bekannten Grillo wurde. Im Almanach auf 1799 liegt die Sache nicht viel anders. Denn von den Zusätzen: Altenglisch, Altdeutsch, Altfranzösisch, Altspanisch, die die Überschriften von Goethes Müllerinliedern erhielten, hatte doch nur die dritte und auch diese nur eine Spur von Berechtigung, und sonst hatte außer einem Distichon nach Pope von Kochen und den Terzinen Macchiavellis auf die Gelegenheit nur Vossens Schüler Eschen fünf Hymnen aus dem Griechischen übertragen. In den letzten Almanach gab dann wieder Herder eine Anzahl Epigramme, diesmal nach dem Morgenländischen, und ‚nach einem alten deutschen Liede‘ — mit dem aber die Um-

dichtung wirklich nicht mehr viel zu tun hatte — den Rundgesang ‚Die sieben Wünsche‘, und Kosegarten ‚Alexanders Fest‘ nach Dryden.

Von Anfang an kommt der klassizistische Charakter des Schillerschen Almanachs aber in den Epigrammen zum Ausdruck. Von jeher war diese Gattung ja in den Musenalmanachen außerordentlich beliebt gewesen, schon darum, weil sie so geeignet war, kleine leere Räume am Seitenende auszufüllen. Aber schon vor dem Erscheinen des Schillerschen Almanachs war mit ihr eine Veränderung vorgegangen. Die ältesten Göttinger Almanache hatten jene ganz leichten, lockeren Epigramme losester Form und oft zweideutigen Inhalts vielfach nach fremden, besonders französischen Vorbildern gebracht, wie sie ja etwa, um nur den bedeutendsten zu nennen, auch Lessing gedichtet hatte. Aber schon in den siebziger Jahren begann im Vossischen Almanach als Form des Epigramms das Distichon aufzutreten, das dem Inhalt von vornherein mehr Ernst und Würde gab und besonders im Vossischen, später und in geringerem Grade auch im Göttinger Almanach der andern älteren Gattung einigen Raum abgewann, ohne daß diese aber je wesentlich in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Im Schillerschen Almanach herrscht nun aber mit ganz verschwindenden Ausnahmen[1]) durchweg die Form des Distichons, in die sich nun die ganze Fülle Goethischer Lebenserfahrung und Schillerscher Weltweisheit ergießt, während bei Herder der eigentliche Charakter im wörtlichen Sinne einer ‚Aufschrift‘ mehr bewahrt bleibt. Hier steht nun der Xenienalmanach mit den Votivtafeln und den andern größeren und kleineren Gruppen voran, wie auch im ersten Almanach, dem die venetianischen Epigramme

1) Haug, Inschrift über eine Felsenquelle (zwei Hexameter statt eine Distichons), Frömmlinge; Schiller, Ein Wort an die Proselytenmacher (später in Distichen umgeformt) im Almanach auf 1796; Boie, Liebe und Hoffnung (98) und allenfalls Schlegel, An Friederike Unzelmann (99).



angehängt sind, diese Gattung in einem Umfang vertreten ist, der über das hergebrachte Maß noch weit hinausging. Diesmal treten die Almanache auf 1798 und 99 sogar ganz entschieden zurück, doch kann man immerhin beobachten, wie Schiller dafür besorgt ist, in keinem Almanach eine Gattung ganz fehlen zu lassen: in dem Balladenalmanach, in dem er und Goethe nur ganz wenig Epigrammatisches veröffentlichten, wurde Brinckmann mit einer Menge von Epigrammen zugelassen, im folgenden traten wenigstens mit ein paar Stücken Matthisson, Friederike Brun, Luise Brachmann in die Lücke, ohne sie freilich auch nur im entferntesten ausfüllen zu können, während im letzten Jahrgang wenigstens Herder wieder seinen Platz einnahm.

Die Epigramme des Almanachs auf 1797 gehörten vor allem dem Kreise der Xenien an, und so möge sich hier die Behandlung der Invektive, Satire und Parodie im Schillerschen Almanache anschließen. Daß die Invektive in den Musenalmanachen nichts Neues war, das wußte der Rezensent der Bürgerschen Gedichte von den letzten Jahrgängen des Göttinger Almanachs her durch Bürgers und seiner Freunde Polemik aus eigenster Erfahrung. Aber etwas Neues und Unerhörtes war — nach dem leichten und kaum auf literarisches Gebiet übergreifenden Vorspiel der venetianischen Epigramme — das Wagnis der Xenien doch durch den Umfang wie durch die Schärfe und Persönlichkeit der Angriffe; daß es sogar etwas Bedenkliches hatte, erkannte Schiller bald recht wohl, wenn man auch darin, daß er nun dem folgenden Almanach alle Stacheln zu nehmen beschloß, keinen Rückzug vor der Empörung der angegriffenen Mittelmäßigkeit sehen darf. Goethe, der im Musenalmanach außerdem noch das gegen Jean Paul gerichtete Gedicht ‚Der Chinese in Rom‘ und jene ‚Parodie auf den Calender der Musen und Grazien, die einem das Herz im Leibe bewegt‘ (Caroline Schlegel) gegeben hatte, wäre im nächsten Jahre mit Oberons und Titanias goldener Hoch-

zeit, die dann im Faust einen so üblen Platz erhielt, wiedergekommen, wenn Schiller sich nicht dagegen erklärt hätte, der in den Almanach auf 1799 dann doch Goethes wieder gegen die alte Garde der Gleim und Gefährten gerichtete, freilich sehr schwer verständliche ‚Sängerwürde' (später: ‚Deutscher Parnaß') aufnahm.

Über das rein literarische Gebiet hinaus wagten sich die Xenien auf das Feld der Wissenschaft und vor allem der Politik, auf das vorher schon die venetianischen Epigramme kecke und rücksichtslose Streifzüge unternommen hatten. Bei dem freiheitlichen, demokratischen Charakter des Göttinger Bundes war es nur natürlich, daß auch den Musenalmanachen die Politik nicht fern blieb, und solche Dichtung konnte sich wohl bis zu der gewaltigen agitatorischen Wucht jenes Bürgerschen Gedichtes ‚Der Bauer an seinen durchlauchtigsten Tyrannen' (Göttinger Almanach auf 1783) steigern. Daneben fehlte auch das nationale Element nicht. Jugend, Freiheit, Vaterland war ja ein Hauptthema der jungen Göttinger gewesen, Klopstock hatte patriotische Beiträge, etwa die Stücke aus seinem Drama ‚Hermann und die Fürsten', gegeben, das Bardenwesen und -unwesen hatte seine Spuren in den Almanachen hinterlassen. In den letzten Jahrgängen war wieder die französische Revolution begrüßt, die Hinrichtung des Königs freilich mit den härtesten Worten gescholten worden. Schiller selbst stand ja nun der Tagespolitik ziemlich fern, über die seinerzeit die Ankündigung der Horen völliges Stillschweigen zu beobachten versprochen hatte. Wenn es dort Goethe gewesen war, dem man nicht ganz mit Unrecht vorwerfen konnte, er habe dieses Versprechen in den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten' gebrochen, so ist es beim Almanach wieder Goethe, der die Politik in den Inhalt hineinzieht. Wie völlig verschieden aber von dem Tyrannenhaß der jungen Göttinger oder von dem in den andern Almanachen laut gewordenen Jubel über den Ausbruch der französischen Revolution klingt das, was Goethe zu



sagen hat! Von demselben Standpunkt aus, von dem einst Erasmus von Rotterdam und mancher andre Humanist sich gegen die Reformation gewandt hatte und von dem später etwa der religiös durchaus radikale Grillparzer dem Protestantismus vorwarf, er habe das Christentum daran gehindert, das zu werden, was eine Religion erst zum Segen für eine gebildete Zeit macht: eine ehrwürdige Gewohnheit, die man beibehält, weil man nichts Besseres weiß, und ohne in ihre Grundlagen und Beweise näher hineinzugehn; von diesem Standpunkte aus stellt Goethe nun Franztum und Luthertum als die Feinde ruhiger Bildung neben einander. Im Ganzen ist es ein durchaus aristokratischer Charakter, den der Almanach so gewinnt. Gleich beim ersten Jahrgang hatte Schiller auf Humboldts Rat eine Ode von Neuffer nicht aufgenommen, einiger gegen die Fürsten sehr unhöflicher Verse wegen, die das Entzücken des Göttinger Hains gebildet hätten. Und wenn im Almanach auf 1799 — unter der Chiffre A. Gr. — eine Ode ‚Am 30. März 1798‘ mit einer demokratischen Wendung gegen die Großen am Schluß steht, so hat man fast das Gefühl, Schiller sei zu ihrer Aufnahme auch ein wenig durch den Wunsch bestimmt worden, seine Liberalität und Toleranz auch gegenüber solchen einst in Musenalmanachen so verbreiteten Gedichten zu zeigen.

Diese Liberalität hat Friedrich Schlegel in seiner Recension des ersten Schillerschen Almanachs anerkannt, vorzüglich, als er von der Aufnahme der venetianischen Epigramme spricht. Unter ihnen waren etwa jene antichristlichsten Distichen gewesen:

Vieles kann ich ertragen! die meisten beschwerlichen Dinge
  Duld ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut;
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,
  Viere, Rauch des Tobaks, Wanzen und Knoblauch und †.

In demselben Almanach aber hatte ein durchaus christlich-religiös gestimmtes Gedicht von Kosegarten ge-



standen, und als Kosegarten zum nächsten Jahrgang zwei große fromme Gedichte schickt, da fällt es Schiller ein, daß er religiöse Poesien, wie sie in den Musenalmanachen beliebt waren, eigentlich ganz gut brauchen könnte, und er nimmt sie mit aller Unbefangenheit auf.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Dichtungen in der Form des Distichons zurück, so schließt sich an das Epigramm die größere Gattung der Elegie (im Sinne der Antike), die wesentlich im Vossischen Almanach gepflegt worden war. Im Schillerschen nimmt sie — vom letzten Jahrgang abgesehn — beständig zu, — es wurde schon gesagt, daß dies wie die ganze Veränderung im Charakter des Almanachs, wesentlich auch eine Folge des Eingehens der Horen ist, da nun auch solche größere gewichtigere Stücke in den Almanach kamen. Tritt sie im ersten (Schillers Tanz) noch zurück, so bringt der zweite schon — um nur die bedeutenderen Stücke zu nennen — Goethes Alexis und Dora, Schillers Pompeji und Herkulanum und Geschlechter, der dritte Goethes Neuen Pausias und eine Reihe von Stücken geringerer Leute (Friederike Brun, Amalie v. Imhoff, H. Keller, Sophie Mereau, Siegfried Schmidt); der vierte, hierin der reichste, Goethes Euphrosyne, Amyntas, Metamorphose der Pflanzen, Das Glück von Schiller, daneben noch Gedichte von Luise Brachmann, Friederike Brun, Eschen; im fünften folgen noch Knebels Stunden. Schließlich gehört aber auch ein Hexametergedicht wie Hölderlins ‚An den Äther‘ (Almanach auf 1798) hierher, und wie manche dieser Gedichte in elegischer Form sich der Idylle nähern, so mag man hier noch der Amalie von Imhoff großes idyllisches Hexameterepos ‚Die Schwestern von Lesbos‘ im letzten Almanach anfügen.

Hier kann man nun freilich sagen, daß Schiller dem Publikum manchmal mehr zugemutet hat, als die Herausgeber von Musenalmanachen zu tun pflegten. An sich waren ja auch größere Gedichte mit einem gewissen lehr-



haften Charakter wie einst den Leipziger ‚Belustigungen' so den Almanachen nicht ganz fremd (etwa Grambergs ‚Kosmotheoros' im Göttinger Almanach auf 1787), aber so schwere Fracht wie die ‚Metamorphose der Pflanzen' hatte doch keines dieser Schifflein geführt. Die Schwestern von Lesbos aber, von Schiller freilich nur aufgenommen, um sich so des letzten Almanachs rasch und leicht zu entledigen, übertrafen an Ausdehnung bei weitem auch die umfangreichsten Idyllen, die der Vossische Almanach gebracht hatte.

Die Ode, zur Zeit des Göttinger Bundes die Gattung, in der in den Almanachen das Bedeutendste geleistet wurde, war dann bei Bürger allmählich bis auf Kloentrup, Heydenreich, Langsdorf, J. G. Georgi heruntergekommen, während bei Voß Friedrich Leopold Stolberg und neuerdings besonders Matthisson für ein höheres Niveau sorgten. Unter Schillers Mitarbeitern war ja nun der größte deutsche Odendichter überhaupt, Hölderlin, der freilich nur zum Almanach auf 1799 mit zwei Oden — Sokrates und Alcibiades, An unsre (großen) Dichter — Zutritt fand. Dieser Jahrgang ist auch an Oden wieder der reichste: neben Hölderlin finden wir Matthisson mit zwei, Luise Brachmann, Gries, Tieck und jenen A. Gr. mit je einer. Zum ersten Jahrgang trug Conz zwei Oden bei, Herder gab darin das Gedicht nach Sarbievius und Schiller den freilich nicht eigentlich in einem antiken Odenmetrum gehaltenen ‚Abend'. Der Almanach auf 1798 bringt K. L. M. Müllers sapphische Ode ‚An Julius', während der zweite und der letzte leer ausgehn.

Von den künstlichen romanischen Formen war das Sonett im Vossischen Almanach nur gelegentlich aufgetaucht, hatte aber dafür im Bürgerschen besondere Pflege gefunden, die ihm nun bei Schiller nicht entfernt in demselben Grade zu teil wurde. Hatten die letzten Jahrgänge des Göttinger Almanachs durchweg eine größere Anzahl Sonette gebracht, so fehlten sie in

Schillers ersten beiden Almanachen ebenso wie im letzten ganz, und nur der dritte und vierte brachten drei, bezw. vier Stücke (von K. M. Hirth, Amalie von Imhoff, Wilhelm Schlegel, Steigentesch), gegenüber den letzten Bürgerschen oder gar gegenüber dem folgenden Almanach von Schlegel und Tieck und dem Vermehrenschen eine recht geringe Anzahl. Leichtere Formspiele, wie etwa das in früheren Almanachen nicht seltene des Trioletts, gehen dem Schillerschen Almanach völlig ab, der nun doch einmal von dem Rokoko-Charakter der petite poésie viel aufgab. Dafür ist neu in ihm die verhältnismäßig ganz beträchtliche Ausdehnung der Ottaverime, die von Schiller (Stanzen an den Leser Alm. auf 96, Erwartung Alm. auf 1800), Goethe (Stanzen Alm. auf 99), Herder (Parthenope, Farbengebung Alm. auf 96), Schlegel (Zueignung von Romeo und Julie Alm. auf 98), Eschen (An Louise, Alm. auf 99) und dem unter der Chiffre D. im Almanach auf 99 verborgenen Dichter (Die weiblichen Erscheinungen) gepflegt wurden, und die Terzine in Schlegels Prometheus (Alm. auf 1798) und Gries' Macchiavell-Übersetzung (Alm. auf 99).

Die Ballade war natürlich besonders in Bürgers Almanach gepflegt worden, wo man etwa drei Arten unterscheiden mochte: die alte parodische, die eigentlich Bürgerische und, nebelhaft verschwimmend, sentimental zerfließend, die ossianische. Zur ersten kann man nun im Schillerschen Almanach höchstens allenfalls Langbeins Beiträge rechnen; zur zweiten die Balladen Woltmanns, dessen dürftige Begabung freilich viel zu zahm und schwächlich war, um auch nur das Räuspern und Spucken des Meisters zu treffen, der Amalie von Imhoff ‚Jungfrau des Schlosses' und doch wohl auch — weitaus das beste Stück dieser Art — Matthisons ‚Hexenfund'; zum dritten endlich der Amalie von Imhoff ‚Geister des Sees'. Hierzu kommt nun aber als etwas ganz Neues nicht sowohl das, was Herder in dieser Gattung beitrug, auch nicht die symbolische Ballade vom Schlage von Schlegels Pygmalion

und Prometheus und Gries' Phaethon — die doch unendlich viel tiefer stand — als die ganze Balladenpoesie Goethes und Schillers. Berührungspunkte freilich finden sich auch hier: wenn Schiller die nadowessische Totenklage dichtete. so stand er damit in jener Strömung, die, von Rousseau und Herder ausgehend, den Liedern der Wilden besondere Aufmerksamkeit schenkte und auch schon vorher die Poesie der Musenalmanache befruchtet hatte, wenn neben Geringeren Bürger in seinem wuchtigen, stark accentuierenden Rhythmus ein neuseeländisches Schlachtlied (Göttinger Alm. auf 1782) dichtete. So finden sich auch in Schillers Gedankenlyrik, die ja in ihrer Art gewiß auch etwas Neues darstellte, doch gelegentlich überraschende Übereinstimmungen mit älteren Gedichten: die Möglichkeit etwa, daß Schiller zu den ‚Idealen' eine Anregung durch ein im Göttinger Almanach auf 1777 erschienenes Gedicht Friedrich Leopold Stolbergs ‚An die Träume' erhalten hat, scheint doch keineswegs ausgeschlossen, wenn in dem Stolbergschen Gedicht im selben Metrum eine recht ähnliche Empfindung — die Klage über das Verschwinden der nächtlichen Jugendträume („Wollt ihr mit seidenem Gefieder, Ihr Träum', auf ewig mir entfliehn?") — ausgesprochen wird.

Im Ganzen kann man nicht sagen, daß Schiller bei der Herausgabe seines Almanachs in wesentlichen Punkten von den älteren Rivalen abgewichen sei. Auch wenn er aus Lenzens Nachlaß eine Dichtung in dramatischer Form aufnahm, so hatten — von manchem andern abgesehn — schon die ältesten Göttinger Almanache sogar Prosadialoge von Leisewitz gebracht. Überhaupt war in den andern Almanachen Prosa nicht ganz ausgeschlossen, der ja Schiller keinen Platz einräumte. Auch in der Anordnung schloß sich Schiller an die älteren Almanache an, indem er die Gedichte weder nach Verfassern noch in einer bestimmten stofflichen Gruppierung aneinanderreihte, sondern sie ohne jedes feste Prinzip nur nach dem Gesichtspunkt einer gewissen Abwechselung durcheinander-

mischte. Schon veröffentlichte Gedichte wieder abzudrucken, war im Ganzen in den Almanachen nicht mehr üblich[1]), darin hatten sie sich bald von dem Vorbilde des französischen Almanach des Muses emanzipiert. Gedrucktes noch einmal drucken, ging auch gegen Schillers Absicht, der wohl wußte, daß ‚das Publikum immer mit Novitäten unterhalten seyn will'[2]). So erkundigte er sich öfter, ob ihm eingesandte Beiträge etwa schon anderswo veröffentlicht seien, und hätte selbst Goethes Prolog zur Wiedereröffnung des Weimarschen Theaters auf einen Irrtum Humboldts hin, der ihn schon gelesen zu haben glaubte[3]), aus dem Almanach auf 1796 weggelassen, wenn der Druck ihm nicht zuvorgekommen wäre[4]).

Zusammenfassend kann man also noch einmal sagen: Schiller schließt sich bei der Herausgabe des Almanachs in allen Hauptpunkten seinen Vorgängern an. Zweimal, in den venetianischen Epigrammen und den Xenien vor allem, werden zwar Wagnisse unternommen, deren Kühnheit bis dahin unerhört ist und die den Gegensatz des Almanachs der Mittelmäßigkeit und dem Durchschnitt gegenüber auf literarischem, politischem, religiösem, moralischem Gebiet zeigen. Das hindert dann auf der andern Seite nicht, daß doch ein gewisses frauenzimmerliches Element, wie es in besonders hohem Grade dem

---

1) Doch war das keineswegs ein fester Grundsatz; gab doch Gleim noch in den neunziger Jahren gelegentlich sogar dasselbe Gedicht zugleich in den Göttinger und den Vossischen Almanach.

2) 13. September 1794 an Reinwald.

3) Humboldt an Schiller 28. September 1795.

4) Humboldt an Schiller 16. October 1795. Wenn dagegen etwa ein Fünftel der venetianischen Epigramme vor dem Druck im ersten Almanach schon veröffentlicht war (1791 in der Neuen deutschen Monatsschrift), so würde das Schiller wohl nicht gestört haben, auch wenn er — was nicht der Fall gewesen zu sein scheint — davon gewußt hätte. Ein Versehen ist es dagegen natürlich, wenn Conz' Hain der Eumeniden, trotz der Mitteilung des Dichters, daß es schon gedruckt sei (23. Juli 1795: s. Euphorion 12, S. 721), wiederholt wurde.

Bürgerschen Almanach eigen gewesen war, im Schillerschen nicht ganz verschwand: nicht nur, wenn Schiller in den ihm eingesandten Gedichten vorsichtig Stellen, die gegen den bürgerlichen Anstand verstießen, strich, mag die Rücksicht auf weibliche Leser mitgewirkt haben; dem Geschmack eines frauenhaften Publikums sollten doch auch die weiblichen Mitarbeiter entgegenkommen, und wenn etwa im Göttinger Almanach auf 1781 in einer poetischen Erzählung vorm Schminken gewarnt wurde oder 1788 v. Einem ein Gedicht auf ‚Die bloßen Busen' der zeitgenössischen Mode veröffentlichte, so steuerte auch zum Schillerschen Almanach (1798) Amalie v. Imhoff ein Gedicht ‚Die Mode' bei, auf die griechische Tracht, bei der die Geberin Mode ‚der griechischen Fraun züchtigen Schleier vergaß'.

Im Ganzen pflegt Schillers Almanach also doch dieselben Gattungen wie seine älteren Rivalen, nur daß einige, etwa die Gelegenheitsgedichte und die Übersetzungen, zurücktreten. Wenn er den Göttinger Almanach an Gewicht und Gehalt, den Vossischen an Lebendigkeit und Persönlichkeit des Inhalts unendlich übertrifft, so lag das nicht an der Praxis des Herausgebers, sondern es war das Verdienst des Dichters und seiner hervorragendsten Mitarbeiter.

Heranziehung der Mitarbeiter.

Der Vossische und obwohl nicht in demselben Grade auch der Göttinger Almanach hatten ihren festen Stab von Mitarbeitern, auf die sich jeder Jahrgang einigermaßen verlassen konnte. Für Schiller galt es, sich einen solchen Stab erst zu schaffen. Dabei mochte sich seine Hoffnung einmal auf den durch Bürgers Tod eigentlich führerlos gewordenen Kreis des Göttinger Almanachs richten; dann aber auf die Schar, die er selbst eben

erst für die Horen gesammelt hatte, und vor allem auf den einen, der allein mehr wert war als ein Dutzend der besten andern Mitarbeiter: auf Goethe. Und keine dieser Hoffnungen betrog ihn.

Wenn er ursprünglich selbst daran gedacht hatte, den Göttinger Almanach zu übernehmen, so lag ja nun nichts näher als zu versuchen, dessen angesehenste Beiträge zu sich herüberzuziehen. Wenn er sie auch nicht grade hoch schätzte — er mußte seinen Almanach zu füllen suchen. Bei Ramler und Göckingk gelang der Versuch freilich nicht [1]). Aber bei F. L. W. Meyer war Humboldts und des Verlegers Michaelis Werbung nicht umsonst [2]). Auch von einem erst seit wenigen Jahrgängen am Göttinger Almanach beteiligten Neuling, Karl Lappe, schickte Michaelis Beiträge [3]). An den anfangs stark überschätzten Kosegarten [4]) wandte sich Schiller wohl selbst — im Sommer 1796 besuchte ihn dann Wilhelm v. Humboldt — wie in Dresden durch Körners Vermittlung Langbein gewonnen wurde [5]). Wilhelm Schlegel und Woltmann gehörten schon vorher dem Kreise der Horen an [6]).

Wenn Schiller in den späteren Jahrgängen immer mehr auf die Mitarbeit dieser Beiträger des Göttinger Almanachs verzichten konnte, so setzte ihn dazu in erster Linie die unerwartet reichliche, bis zum vierten Jahrgang immer wachsende Unterstützung Goethes in Stand, der, eben erst für die Horen gewonnen, bald aber in immer engeren Bunde mit Schiller, sich nun, ähnlich wie dieser selbst, in einer zweiten Jugend, dem Beginn einer

1) Humboldt an Schiller 17. Juli 1795.

2) Humboldt an Schiller 15. August 1795.

3) Goedeke, Schillers Geschäftsbriefe S. 99.

4) Marbacher Schillerbuch 2, S. 289.

5) Schiller an Körner 4. Juli 95; Gebhardt an Körner 15. Juli, Körner an Schiller 16. Juli.

6) Schiller an Körner 12. Juni 95 mit der Bitte, die Einladung an Schlegel zu befördern.

ganz neuen Schaffensperiode sah. Zu den Mitarbeitern der Horen gehörten dann noch neben Schlegel und Woltmann Herder, Matthisson und Pfeffel, die nun alle auch für den Almanach herangezogen wurden [1]). Andere Verbindungen reichten noch weiter zurück. Von den schwäbischen Jugendfreunden Conz und Haug, die sich nun beide wieder mit Gedichten einstellten, hatte dieser schon an der Anthologie auf das Jahr 1782, der andere an der Neuen Thalia teilgenommen, an der (wie übrigens auch Matthisson) außerdem noch der unvermeidliche lederne Schwager Reinwald, Sophie Mereau (noch als Demoiselle Schubert), Neuffer und Hölderlin beteiligt gewesen waren. Hölderlin, der 1794/95 in Jena weilte, wurde wohl von Schiller persönlich wieder zur Mitarbeit aufgefordert und übersandte dann zugleich die Gedichte seines Freundes Neuffer.

In den späteren Jahrgängen kommen dann noch einige Mitglieder und Freunde des Weimar-jenaischen Kreises hinzu: 1798 Amalie von Imhoff [2]), erst 1800 Knebel. In Weimar lebte damals auch der am zweiten Jahrgang beteiligte Friedrich von Örtel. Dem Almanach auf 1798 steuerte Wilhelm von Humboldt, der Helfer beim ersten, eine Pindar-Übersetzung bei, im selben Jahre erschien wohl durch seine Vermittelung Karl Gustav von Brinckmann [3]). Mit Schiller persönlich bekannt war der damals in Jena lebende Johann Diederich Gries, der trotzdem für seine erste Verbindung mit dem Musenalmanach (1798) Wilhelm Schlegels Vermittelung in Anspruch nahm [4]). Luise Brachmanns erste Beiträge, zum Almanach auf 1798, sandte Friedrich von Hardenbergs Schwester Sidonie [5]).

1) 25. August 94 Schiller an Matthisson und Matthissons Antwort vom 6. Sept. (Marbacher Schillerbuch 2, S. 277). Pfeffel: 16. Nov. 94 Schiller an Cotta, 15. und 22. Januar 95 Cotta an Schiller.

2) 17. Juli 97 Schiller an Amalie v. Imhoff, 21. Juli 97 Schiller an Heinrich Meyer.

3) 20. Febr. 98 Schiller an Goethe.

4) 12. August 97 Schiller an Schlegel.

5) Speidel und Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit S. 312.

Der spätere Jenenser Privatdozent Vermehren und Vossens Schüler Eschen, der in Jena studierte, erschienen im Almanach auf 1799, dem durch Schlegels Vermittelung auch Tieck Gedichte beisteuerte[1]). Für Friederike Brun hatte schon vorher Herder um ein Plätzchen gebeten[2]).

Als erst allgemein bekannt geworden war, daß Schiller einen Musenalmanach herausgab, seit dem Erscheinen des ersten Jahrgangs, flogen ihm natürlich von allen Seiten her Gedichte ins Haus. Viel Erfreuliches war nicht darunter, und die Lektüre wurde ihm, wie schon vorher manchem Almanachredacteur, mehr und mehr zur Last. (Vgl. den Brief an Körner vom 9. August 1799 und an Luise Brachmann vom 28. August 1800.) Sein Kalender nennt gegen siebzig Einsender unberücksichtigt gebliebener Poesien, und das sind noch nicht einmal alle. Von denen, die wirklich Aufnahme fanden, war der erste Herausgeber eines deutschen Musenalmanachs, Boie, der bekannteste[3]). Bis auf den späteren Lustspieldichter Steigentesch, der vom Almanach auf 1797 an in allen Jahrgängen vertreten ist, geben die meisten dieser mehr oder minder als Statisten aufmarschierenden Mitarbeiter bloß Gastrollen in einem Jahrgang. Im Almanach auf 1798 erscheinen so Cordes, Jägle, Heinrich Keller — dessen Gedichte sein Züricher Landsmann, der an den Horen beteiligte Professor Jakob Horner, übersandte — K. L. M. Müller, Siegfried Schmidt; im folgenden K. M. Hirth, Kochen, Nöller, Thilo, Bürde[4]).

---

1) Köpke, Ludwig Tieck Bd. I, S. 257.

2) 25. Aug. 96.

3) Seine Beiträge waren eigentlich den Horen bestimmt, zu denen ja auch Voß Gedichte schickte. Schiller an Boie 23. Nov. 96 und Ernst Müller, Schillers Kalender.

4) 1. Mai 97 Jägle an Schiller; 13. April 96 Bürde an Schiller; Hirth 6. Juli 98 an Schiller; Kochen 7. Juni 98 an Schiller; Nöller 6. Juni 98 und 9. März 99 an Schiller; Thilo 13. Aug. 97, 23. März 98 und 20. Juni 99 an Schiller; Horner an Schiller 22. Juli 97; sämt-

Man kann sich fragen, ob auf die Aufnahme eines oder des andern dieser Dichter nicht auch ganz besondere Gründe und Erwägungen Schillers Einfluß geübt haben, die mit dem poetischen Wert ihrer Beiträge oder auch mit ihrem literarischen Ruf nichts zu tun hatten. Es bedarf keines Wortes, daß der Schwager Reinwald nur um der Verwandtschaft willen einmal zugelassen wurde. Aber auch sonst mag man sich etwa daran erinnern, daß in den Horen der öde Wielandianer Alxinger nur aufgenommen wurde, weil Schiller unter den Mitarbeitern einen Österreicher haben wollte. Beim Musenalmanach könnte man bei dem Schweizer Heinrich Keller — dessen Beiträge aber schließlich nicht gerade zu den schwächsten gehören — an etwas derartiges denken. Eher noch als für ihn und für die andern Süddeutschen des Almanachs, etwa für den Bayern K. M. Hirth, wird man einen ähnlichen Grund vielleicht bei Steigentesch in Erwägung ziehen dürfen, dem kaiserlichen Hauptmann, der seine Beiträge aus dem Feldlager schickte. Mit Bestimmtheit kann aber beim Almanach kaum irgendwo behauptet werden, daß ein solches Motiv den Ausschlag gegeben habe; zur Auswahl unter etwa gleichwertigen zu Lückenbüßern bestimmten Gedichten hat es gewiß beigetragen.

Interessant und charakteristisch für Schillers Musenalmanach sind aber nicht nur die in ihm vertretenen, sondern auch manche der ihm fehlenden Namen. Wenn die Ankündigung der Horen die Absicht ausgesprochen

---

lich bei Urlichs, Briefe an Schiller, und im Euphorion XII. Über die andern vgl. Schillers Calender.

Die Namen der Zurückgewiesenen bei Ernst Müller, Schillers Kalender, Kommentar S. 239 f. Einige von ihnen waren gelegentliche oder sogar recht beliebte Mitarbeiter der älteren Almanache: Eccard, über dessen Beiträge sich Schiller 22. Dezember 97 Cotta gegenüber sehr absprechend äußert, Gramberg, bei dem es freilich zweifelhaft ist, ob es sich um den Oldenburger Arzt oder um seinen Sohn handelt, Josch, Münchhausen, Ungern-Sternberg; einige — der Livländer Karl Graß, Rohr, Münchhausen — waren an der Neuen Thalia beteiligt gegewesen.

hatte, die angesehensten deutschen Schriftsteller zu vereinigen, wird man dann beim Almanach doch sagen müssen: es sind nicht so gar wenige, die fern geblieben sind. Daß alte Herren wie Klopstock oder gar Gleim nicht mehr bemüht wurden, bedarf keiner Erklärung. Aber manche Dichter der älteren Generation sähe man doch ganz gern, etwa den — freilich mit der Herausgabe seines eignen Taschenbuchs beschäftigten — Johann Georg Jacobi. Das ältere Dichter im Ganzen den Almanach mit ihren Beiträgen verschonten, daran mögen die Xenien ein gutes Teil der Schuld oder des Verdienstes tragen: auch wer selbst verschont geblieben, hatte doch irgend einen Freund oder Nachbar, der getroffen worden war, und niemand konnte voraussehen, was die künftigen Almanache noch von solchen üblen Gästen an Bord führen würden. Schon vor den Xenien freilich mußte Goethes alter Jugendfreund Friedrich Leopold Stolberg, von den ‚Göttern Griechenlands' her mit Schiller entzweit, dem Almanach fern bleiben. Besonders neben Matthisson vermißt man aber die weitaus erfreulichste Erscheinung unter den Dichtern verwandter Natur, seinen — ja auch Schiller persönlich bekannten — Freund Salis, der freilich auch an den Horen, obwohl aufgefordert, nicht teilnahm. Von den jungen Romantikern fehlt natürlich Friedrich Schlegel; man könnte schließlich auch schon an Novalis denken, der doch früher Schiller nahe gestanden hatte. Auffällig aber ist es, daß Schiller von der Poesie des ihm doch befreundeten Schelling, der an lyrischer Begabung die meisten Mitglieder der älteren Romantik weit übertraf, entweder — wahrscheinlich — nichts wußte oder doch keinen Gebrauch von ihr machte; Schelling, dem ja nichts ferner lag, als sein Talent zu fructificieren und der auch im Schlegel-Tieckschen Almanach nur durch Caroline Schlegel[1]) und nur pseudonym erschien, mag

1) Caroline an Wilhelm Schlegel 5. Mai 1801, 6. Juli 1801, 10. Juli 1801.



ihm gegenüber von seiner Poesie stolz geschwiegen haben. Und hier ist nun anzumerken, daß Schiller in seinem Almanach dem Publikum wohl eine Reihe junger Versemacher zuerst vorstellte, daß sich aber unter ihnen nicht einer befand, der später etwas Bedeutenderes geleistet hätte. Es macht sich doch schmerzlich fühlbar, daß Schiller die Eigenschaften, die gerade dem Herausgeber eines Almanachs so nötig gewesen wären, Geduld und liebevolle Aufmerksamkeit auf junge sich entwickelnde Talente abgingen. Dazu hatte er, der sich gezeichnet wußte und seine eigne Mission erfüllen wollte, keine Muße. Man mag hier Schiller etwa in Gegensatz stellen zu einem späteren Almanachredacteur, der von Schillers geschäftlicher Begabung nur zu wenig besaß, der aber dafür durch die gewinnende Liebenswürdigkeit, mit der er seinen jungen Mitarbeitern entgegen kam, durch die Fürsorge und Pflege, die er der Begabung jedes einzelnen zuteil werden ließ, ein Herausgeber war, wie er sich besser kaum denken ließ: Chamisso[1]). Schiller hingegen hatte Goethe und verließ sich im Übrigen wesentlich auf sich selbst; wenn er sich bemühte, seinem Almanach außerdem noch ein paar angesehene und beim Publikum beliebte Namen zu gewinnen, konnte er den Rest schon als gleichgültiges Füllsel ansehn und tat das denn auch, so daß sein Almanach, abgesehen von dem freilich nicht hoch genug zu schätzenden Verdienst, seine und Goethes Produktion angeregt und gefördert zu haben, für die Entwickelung der deutschen Lyrik verhältnismäßig geringe Bedeutung gehabt hat.

---

1) E. F. Kossmann, Der deutche Musenalmanach von 1833/39. Haag 1909.

Anhang: Honorar.

Wenn die ersten deutschen Musenalmanache wesentlich junge Anfänger vereinigten und von angesehenen Dichtern gewöhnlich nur schon gedruckte Gedichte brachten, von einer Honorierung also kaum die Rede sein konnte, so änderte sich das später, als auch bedeutendere Dichter mit Originalbeiträgen immer stärker herangezogen wurden, und vor allem durch die Konkurrenz zwischen dem Göttinger und dem Vossischen Almanach. Doch blieb auch wohl später weitaus die überwiegende Mehrzahl der Beiträge unhonoriert. Schillers Almanach macht hier keine Ausnahme. Der Kontrakt mit Michaelis zeigte ja, daß als Honorar für die Mitarbeiter (außer Schiller selbst, dessen Honorar in den 300 Reichstalern, die er als Herausgeber erhielt, mit inbegriffen war) die Summe von 150 Reichstalern vorgesehen wurde. Doch ist es wohl mehr als fraglich, ob es je Schillers Absicht gewesen ist, die Beiträge aller Mitarbeiter zu honorieren.

Für den ersten Jahrgang wurde an Honoraren bezahlt [1]: an Goethe 15, an Herder 10 Louisdor und an – Reinwald, natürlich wieder um der Verwandtschaft willen, und der arme Teufel hatte es gewiß nötig — 1 rthlr. 12 gr. [2]). Dies scheint, obwohl Schiller einmal auch Sophie Mereau für ihre Almanachbeiträge ein Honorar in Aussicht stellt [3]), alles gewesen zu sein.

Zu den honorierten Mitarbeitern kam dann in den nächsten Jahrgängen noch Wilhelm Schlegel hinzu [4]). Für

---

1) Schillers Kalender zum 17. Dec. 1795 und Briefwechsel mit Cotta ed. Vollmer S. 144 Anm. 2.

2) Wurde Reinwald durch einen Irrtum zweimal honoriert? Vgl. Schillers Briefe an ihn vom 1. Febr. u. 6. Mai 96. Vorher (24. Aug. 94) hatte er ihm 2 Carolin für den Bogen versprochen.

3) 23. December 1795.

4) Nicht aber Matthisson, dem Schiller 25. Aug. 1794 1 Friedrichsd'or für den Bogen versprochen hatte. — Vgl. über die Honorare den Briefwechsel mit Cotta, besonders Anhang IX.

den Almanach auf 1797 waren es zusammen 136 rthlr.; für den folgenden, wo Herder fehlt, erhielt Goethe 131 rthlr. 6 gr., Schlegel 50 rthlr., für den auf 1799 Goethe 120, Schlegel 15 rthlr., für den Almanach auf 1800 endlich, wo Goethe und Schlegel ausblieben, Herder 30 rthlr. und Amalie von Imhoff für die Schwestern von Lesbos 40 Carolin. [1])

Stellung zu den Mitarbeitern.

Mit der großen Masse der Mitarbeiter besonders rücksichtsvoll umzugehn, war nie die Praxis der Almanachherausgeber gewesen und war bei der Menge der eingesandten Gedichte und bei der ungeheuren Arbeit, die dem Redakteur dadurch erwuchs, auch nicht wohl möglich. Daß ein Musenalmanach leichte Ware als Füllsel braucht, wußten die älteren Herausgeber noch viel besser als Schiller und seine Freunde [2]) — Bürger besonders äußert sich oft darüber —, aber sie strichen solche Lückenbüßer unbarmherzig, sobald wertvollere Beiträge einliefen. Schiller verfuhr nicht anders, und da wurde denn wohl auch der Schwager Reinwald nicht verschont, der für den ersten Almanach erst um komische Stücke gebeten wurde, dann aber nur mit einem ernsten Zutritt erhielt, weil die übrigen komischen Inhalts wären und sich so nicht recht mit dem seriösen Ton des Ganzen vertrügen [3]).

---

1) 1 Louisdor = 5 Reichstaler, 1 Carolin = 6 $^1/_6$ Reichstaler.

2) Vgl. Körner an Schiller 23. Aug. und 14. Sept. 95, besonders Goethe 17. Aug. 96 an Schiller, was an die von diesem selbst ausgesprochenen Prinzipien erinnert: ‚Weit entfernt, daß ich die Aufnahme gewisser Arbeiten in den Almanach tadle. Denn man sucht dort gesellige Mannigfaltigkeit, Abwechslung des Tons und der Vorstellungsart, man will Masse und Menge haben, der gute Geschmack freut sich zu unterscheiden, und der schlechte hat Gelegenheit sich zu bestärken, indem man ihn zum besten hat‘.

3) Schiller an Reinwald 1. Februar 96.



Humboldt, der den Druck des ersten Almanachs überwachte, erhielt freie Vollmacht solche Lückenbüßer je nach Bedarf einzufügen oder wegzulassen[1]). Als Gries zum Balladenalmanach seinen Phaethon schickte, wollte Schiller ihn aufnehmen, ,wenn ihm auch noch einige Figuranten Platz machen müßten'[2]). Ein andermal erbat er von Wilhelm Schlegel eine Ballade für den Almanach, um bei sich selbst einen Vorwand zu haben, ,manche überlästige Herren, die sich im Almanach aufpackten, wieder herauszuwerfen'[3]). Zu den ,überlästigen Herren' mag damals wohl auch Kosegarten schon gehört haben. Noch kein Jahr später aber schrieb Goethe auch schon über ein ihm von Schiller zur Beurteilung geschicktes Gedicht von Gries, es scheine ihm für die Aufnahme darauf anzukommen, ob Schiller Platz habe[4]). So geschah es wohl auch, daß Gedichte, vielleicht nur versehentlich, zurückgelegt wurden und dann später noch Verwendung fanden wie der Sophie Mereau ,Schwärmerei der Liebe' das sie im Almanach auf 1798 vermißte und das dann im folgenden Almanach erschien. Wir mögen uns auch gern denken, daß jene vier Gedichte von Hölderlin, von denen zwei erst fast ein Jahrhundert später aus Schillers Redactionsnachlaß veröffentlicht wurden, nicht endgültig verworfen, sondern nur für eine passende Gelegenheit aufbewahrt und dann vielleicht vergessen worden sind. Anderseits versucht Schiller wohl auch, Gedichte, die er selbst nicht brauchen konnte, anderswo unterzubringen, wenn ihm die Verfasser nahe standen oder ihm an der Verbindung mit ihnen etwas lag; freilich sollte auch dem Verleger Cotta ein Gefallen geschehen, wenn er ihm für seine Zeitschrift Flora gelegentlich Beiträge von Kosegarten und Reinwald schickte[5]).

1) Humboldt an Schiller 31. Aug. 1795.
2) 12. Aug. 97 an Schlegel.
3) 26. Aug. 97 an Schlegel.
4) 14. Juli 98 an Schiller.
5) 25. September 1795.

Im Ganzen freilich ist nun auch hier wieder zu sagen: großes Interesse hat Schiller für seine Mitarbeiter nicht aufgebracht, selbst wenn sie ihm persönlich näher standen, wie das ja am deutlichsten in seinem Verhältnis zu Hölderlin wird. Man vergleiche damit einmal Wielands Verhältnis zu Kleist! Ein Vorwurf kann ja Schiller daraus kaum gemacht werden: er, der Unternehmungen wie die Horen und den Almanach einfach für seinen Unterhalt auf sich nahm und der sich doch dabei immer mehr als *Dichter* fühlte, hatte einfach keine Zeit dazu, sich um die künstlerischen Bestrebungen, geschweige um die persönlichen Angelegenheiten der Mitarbeiter viel mehr zu kümmern, als es eben im Interesse seiner Unternehmungen lag. An der Tatsache ändert das aber nichts. Wenn er gelegentlich auch einmal, da Goethe in Frankfurt ist, Hölderlin, Siegfried Schmidt und Steigentesch zu ihm schickt, damit er sehe, was an ihnen sei — im Wesentlichen kam es ihm doch nur darauf an, daß sie ihm ein paar Seiten des Almanachs mit brauchbaren Gedichten ausfüllten. Selbst ob hinter diesen Gedichten eine wirkliche dichterische Persönlichkeit stand, kam dann erst sehr in zweiter Reihe.

Zu einer kleinen Anzahl der Mitarbeiter stellt sich Schillers Verhältnis freilich anders dar. Bei Goethe bedarf das ja keines Wortes, und auch bei Herder versteht es sich ziemlich von selbst. Außerdem aber bemühte sich Schiller noch sehr um Matthisson und um Wilhelm Schlegel, obwohl er die Poesie beider mit der Zeit immer geringer schätzte: eine Äußerung über Matthissons Gedichte wurde ja schon zitiert, und wenn Schiller einmal ausnahmsweise ein Gedicht Wilhelm Schlegels — die Zueignung zu Romeo und Julie — lobt, vergißt er nicht, die Befürchtung hinzuzufügen, Schlegel möge es am Ende vielleicht irgendwo gestohlen haben[1]). Aber für den Almanach mußten ihm trotzdem die beiden angesehenen Schriftsteller, deren

1) 20. Oct. 97 an Körner.

Poesie sich ja auch jedenfalls über den Durchschnitt erhob, sehr willkommen sein. So behandelt er Matthisson mit diplomatischer Liebenswürdigkeit und bietet ihm etwa, über die reichlichen Beiträge zum vorletzten Jahrgang hoch erfreut, um ihm doch wenigstens eine Höflichkeit zu erweisen, die Zusendung der einzelnen Druckbogen vor dem Erscheinen des Ganzen an [1]). Wilhelm Schlegel aber liefert auch nach dem persönlichen Bruch auf Schillers und Goethes Bitte noch Beiträge [2]), und es berührt sogar eigentümlich, wenn Schiller erst den Verkehr mit ihm schroff abbricht und ihm für die Horen den Stuhl vor die Tür setzt, um ihn einen Monat später — höflich um Beiträge zum Musenalmanach zu bitten.

Änderungen und Kürzungen in fremden Gedichten.

Als Goethe in den Annalen zum Jahre 1796 Schillers Tätigkeit als Herausgeber des Musenalmanachs rühmt, heißt es: ‚Den innern Wert eines Gedichtes übersah er gleich, und wenn der Verfasser sich zu weitläufig ausgetan hatte oder nicht endigen konnte, wußte er das Überflüssige schnell auszusondern. Ich sah ihn wohl ein Gedicht auf ein Drittel Strophen reduciren, wodurch es wirklich brauchbar ward, ja bedeutend‘. Ähnlich berichtet Eckermann vom 5. April 1830, Goethe habe ihm von Schiller erzählt, er habe einmal für den Musenalmanach ein pompöses Gedicht von zweiundzwanzig Strophen auf sieben reduziert, wodurch das Produkt keineswegs verloren habe. Änderungen und Kürzungen in den einlaufenden Gedichten pflegten schon die älteren

1) 28. Juli 98.

2) Schiller an Schlegel Ende Juni oder Anfang Juli 97; Goethe an Schiller 24. Febr. 98; Goethe an Schlegel 18. Juni 98.



Almanachherausgeber in ausgedehntestem Maße vorzunehmen. Besonders weit war darin Bürger gegangen, der beim ersten von ihm herausgegebenen Musenalmanach erklärte, dreiviertel des Inhalts habe er so gut wie selbst gemacht, wenn auch nur unter dem wenigsten sein Name stehe, und oft sei nichts als die Überschrift von den ersten Verfassern stehn geblieben: ‚Ich bin oft grausam mit den Knaben umgesprungen'; oder ein andermal: ‚Die Herren Verfasser werden oft ihre Kindlein kaum wieder erkennen'[1]). Im Gegensatz zu Bürger, dem es nicht einmal darauf ankam, einem Gedichte sogar ein anderes Metrum zu geben[2]) — und ohne solche Änderungen hätte ja sein Almanach bei der dilettantischen Mitarbeiterschaft gar nicht bestehn können — wird man bei Schiller nun scheiden müssen zwischen bloßen Kürzungen, in denen er, wie wir eben hörten, sehr weit ging, so daß von den Gedichten zumal der geringeren Mitarbeiter wohl die Mehrzahl seiner Kritik nicht entgangen ist[3]), und wirklichen Verbesserungen, die er in größerem Umfange wohl kaum vorgenommen hat; dazu fehlte ihm die Zeit und — bei den späteren Jahrgängen mehr noch als beim ersten — die Lust. Eher strich er wohl, wie das bei den Horen nach der Einladung an die Mitarbeiter wenigstens offiziell die Regel sein sollte — wenn auch natürlich davon abgewichen wurde — Stellen an, die er beanstandete, und sandte die Manuskripte den Verfassern zurück, wie das ein Brief an Sophie Mereau vom 18. Juni 1795 beweist. Hier soll nun zunächst nach

1) Bürger an Boie 10. September und 1. Oktober 1778. Vgl. etwa Gramberg an Bürger 15. Okt. 1778; Boie an Bürger 30. Okt. 1778; Bürger an Boie 20. Sept. 1779 und 25. Okt. 1779.

2) Philippine Gatterer an Bürger 15. Februar 1779.

3) Beinah drollig wirkt es, wenn Schiller 25. Sept. 1795 einige nicht in den Almanach aufgenommene Gedichte von Reinwald und Kosegarten an Cotta für dessen Zeitschrift Flora schickt und hinzufügt: ‚Auf das, was ich in den Gedichten gestrichen und durchstrichen, braucht keine Rücksicht genommen zu werden'.

der Reihenfolge der Almanache, eine einfache Aufzählung der Gedichte stattfinden, an denen Veränderungen und Streichungen Schillers zu konstatieren sind, und zuletzt an ein paar Beispielen, die uns erhalten sind, Schillers Praxis genauer gezeigt werden.

Mit Sicherheit festzustellen sind im Almanach auf 1796: Streichungen in den Beiträgen Kosegartens (Kosegarten an Schiller 14. März 1796); ‚Abkürzungen und sonst kleine Veränderungen‘ in den Gedichten der Sophie Mereau auch nach ihren eignen auf Schillers Bitte vorgenommenen Korrekturen (Schiller an Sophie Mereau Juni 1796), darunter wohl im ‚Lieblingsörtchen‘ die Lesart des Almanachs ‚vom Strand in den Quell‘ statt des von Humboldt (25. August 1795 an Schiller) monierten ‚vom Ufer in Quell‘; Streichung der beiden Schlußzeilen in Pfeffels ‚Zwei Verdammten‘[1]); Herder war offenbar von Schiller zu einer Korrektur aufgefordert worden, wenn er ihm im August 1795 die verbesserte Fassung einiger Zeilen der ‚Parthenope‘ schickt; so mögen vielleicht auch die beiden kleinen Änderungen in ‚Madera‘, die Humboldt (25. Aug. 1795 an Schiller) auf Schillers Veranlassung vornimmt, auf Herder selbst zurückgehn.

1) Daß Schiller hier die beiden Schlußzeilen unterdrückt hat, geht aus dem Wiederabdruck des Gedichts in J. G. Jacobis Taschenbuch für 1798 hervor mit der Anmerkung: ‚Dieses Stück ist im Schillerschen Almanach von 1796, aus Versehen oder nach einer unvollständigen Abschrift, so fehlerhaft abgedruckt worden, daß es seinen ganzen Sinn verlohr; deßwegen hat mein Freund Pfeffel mir erlaubt, es hier vollständig einzurücken‘. Es ist die Geschichte von dem verbrecherisch habgierigen ‚deutschen Dorfsultan‘, der nach seinem Tode in der Hölle auch seinen braven Kutscher trifft, zu seinem Erstaunen, während er selber ja die Höllenstrafe verdient habe und auch gefaßt ertragen würde, wenn nicht sein Sohn, für den er stahl, den Schatz schon zur Hälfte verpraßt hätte. Der Kutscher darauf: ‚Was mich hieher gebracht, ist — eben dieser Sohn!‘ Die Zeilen: ‚Der Himmel strafet mich, versetzt der biedre Schwabe, Daß ich mit Eurer Frau den Schuft erzielet habe‘, hat Schiller, für den Anstand besorgter als Pfeffel und Jacobi, gestrichen, gewiß nicht zur größeren Klarheit des Gedichts.



Im folgenden Jahrgang sind es vor allem wieder Kosegarten in den Gedichten ‚Arkona' und ‚Harmonie der Sphären' (Kosegarten an Schiller 15. Dec. 1796), daneben F. L. W. Meyer in ‚Königin Kobold' (Seuffert, Vierteljahrschrift 2, 159)[1]) und Sophie Mereau (Schiller an Sophie Mereau Juni 1796), die sich Änderungen und Kürzungen gefallen lassen müssen; im dritten Amalie von Imhoff, deren ‚Jungfrau des Schlosses' verkürzt wird (Amalie von Imhoff an Schiller bei Henriette v. Bissing, Amalie v. Helvig S. 23), Heinrich Keller (Schiller an Horner 26. Juni 1797) und wohl auch Schmidt von Friedberg (Goethe an Schiller 26. Juli 1797); im vierten endlich Hölderlin, bei dem nur im Titel ‚An unsre großen Dichter' das ‚großen' weggelassen wird (Seuffert, Vierteljahrschrift 4, 609), und Thilo (Thilo an Schiller 20. Juni 1799).

Es versteht sich, daß auch hier zwischen den einzelnen Mitarbeitern Unterschiede gemacht werden. An Goethes Beiträgen vermied Schiller selbst die ganz geringfügige Änderung des unverständlichen ‚unterständig'[2]), für das Goethe selbst dann erst auf seine Anfrage ‚unbeständig' setzt. Auch Matthissons ‚Sehnsucht nach Rom' bleibt mit ihren 42 Strophen, von denen Matthisson selbst dann 17 strich, doch wohl unverkürzt stehn, wozu freilich wie vielleicht auch sonst manchmal beitragen mochte, daß der Almanach auf 1799 mit Beiträgen weniger reichlich ausgestattet war als seine beiden Vorgänger und diese 42 Strophen doch eben neun Seiten mit einem Produkt eines der angesehensten Dichter der Zeit ausfüllten[3]).

---

1) Wenn in ‚Königin Kobold' außerdem statt ‚aus ungebrauchte*n* Besen' ‚ungebrauchte*m*' steht, so ist das natürlich ein Druckfehler, zumal im Manuskript nichts geändert ist; ebenso wenn der Almanach in Hölderlins ‚Sokrates und Alcibiades' am Schluß ‚zu Schöne*n*' statt ‚zu Schöne*m*' druckt.

2) Im 28. (29.) venetianischen Epigramme: Schiller an Goethe 31. August 1795.

3) Auf kleine Änderungen in Matthissons Gedichten, die *vielleicht*

Ob nun freilich all diese Veränderungen besonders die Streichungen durchweg Verbesserungen waren, darüber kann man manchmal doch zweifelhaft sein. Zuzugeben ist zunächst gewiß, daß in den meisten der angeführten Gedichte und der übrigen, bei denen Schiller Korrekturen vorgenommen hat, ohne daß sie sich noch nachweisen lassen — und es werden deren nicht wenige sein —, Lücken nicht zu spüren sind. Und wenn die Verfasser Schiller manchmal für die Verbesserungen danken, werden sie sie wohl auch als solche empfunden haben. Der sonst über die Streichungen so schmerzlich verstimmte Kosegarten — der Schiller übrigens doch völlig freistellt, ‚treffendere Lesarten', die ihm etwa einfallen, für die eignen einzusetzen — gesteht doch zu, daß seine ‚Harmonie der Sphären' durch die Kürzungen gewonnen habe, und veröffentlicht sie kurz darauf in seinen ‚Poesien' in der Fassung des Almanachs. Mitunter liegt die Sache aber doch auch anders: da es sich ja durchweg um Lückenbüßer handelt, möchte man manchmal sagen: die fehlenden Strophen haben wohl verdient gestrichen zu werden, und um ihrer selbst willen ist es gut, daß sie nicht da sind — aber daß etwas fehlt, merkt man doch. Nicht in Meyers ‚Königin Kobold', wo doch durch die Streichung der vierten Strophe nur die *äußere* Symmetrie gestört wird, wenn ursprünglich zwei Strophen die Kobolde zum Richteramt über ‚die Töchter des Staubes' aufrufen, zwei der Bestrafung der trägen, zwei der Belohnung der guten Mägde gelten, während im Almanach die trägen mit nur *einer* Strophe abgefunden werden. Aber man nehme einmal ein Gedicht wie Kosegartens nach einem Briefe des Verfassers an Schiller besonders

---

von Schiller herrühren, macht Dr. Gottfried Bölsing mich aufmerksam. Doch sind sie so minimal, und rühren außerdem nicht einmal sicher von Schiller her, daß es genügt, hier auf den Variantenapparat, besonders zum ‚Neuen Pygmalion' (‚Die neue Heilige'), in Bölsings Ausgabe von Matthissons Gedichten (Literarischer Verein Stuttgart 1912) hinzuweisen.

mitgenommenes ‚Arkona‘ dessen Originalfassung oder wenigstens eine ihr nahe stehende Gestalt wohl Kosegartens 1798 erschienene ‚Poesien‘ bieten (deren erstes Buch übrigens ‚seinem Freunde Friedrich Schiller‘ zugeeignet ist)[1]. Wenn da ein Ausbruch religiösen Zweifels bis zur Verzweiflung durch drei Strophen hindurch geschildert und dann fortgefahren wird ‚Zwey schwarze Stunden flohn‘, während Schiller die drei Strophen auf eine halbe zusammenstreicht, so daß das ‚Zwo schwarze Stunden flohn‘ nicht einmal mehr eine neue Strophe beginnt, stört das die Komposition gewiß empfindlich. So mag man manchmal auch Streichungen Schillers vermuten, ohne einen äußeren Anlaß dazu zu haben. Werden in einem Gedicht Lappes die Schmetterlinge aufgefordert, ‚ihre Reize darzustellen‘ und die zweite Strophe fängt an: ‚Eröffne du den Reihn, Aurore‘, so erwartet man eine ausführlichere Aufzählung der Schmetterlinge und nicht, daß die dritte Strophe einfach beginnt ‚Folgt all ihr andern‘ und das Gedicht mit der von Friedrich Schlegel verspotteten Wendung ‚Wann dehnt sich meiner Seele Flügel? Wann schlüpf ich aus der Sinnlichkeit?‘ ziemlich kurz zu Ende geht[2].

Am 26. Juni 1797 schrieb Schiller an Horner, der ihm die Elegien von Heinrich Keller zugeschickt hatte, er werde von der ihm über sie vergönnten Freiheit Gebrauch machen und auslassen, was ihm in ästhetischer oder in moralischer Rücksicht nicht recht zulässig scheine.

---

1) ‚Arkona‘ wird übrigens das Gedicht sein, von dem Goethe Eckermann erzählte. Daß Schiller wirklich ein Gedicht von 22 *auf* 7 Strophen reduziert habe, kann man sich doch schwer vorstellen. Ist aber die Fassung des Gedichts in den ‚Poesien‘ die originale, so hat Schiller es von 21 *um* 7 reduziert, was einen Gedächtnisfehler leicht begreiflich macht. Wenn irgend ein Gedicht in Schillers Almanachen, so verdient ‚Arkona‘ das Epitheton ‚pompös‘, und als Schiller es empfing (30. März 1796), befand er sich in Weimar.

2) In Lappes Gedichten (‚Sämmtlche poetische Werke‘ Ausgabe letzter Hand, Rostock 1836, I, S. 117) hat das Gedicht ebenfalls nur fünf Strophen, aber so verändert, daß alles glatt zusammenschließt.

Vier jetzt wohl verlorene Elegien Kellers sind überhaupt nicht veröffentlicht worden, von den vier im Musenalmanach auf 1798 gedruckten sind in der ersten zehn, in der zweiten fünf, in der vierten zwei Distichen gestrichen. Wir besitzen Kellers Originalmanuskripte und können daher die im Druck des Almanachs abweichenden Stellen, die wohl sämtlich Korrekturen Schillers sind, feststellen [1]). Schillers Änderungen sind außerordentlich zahlreich (53 in 57 Distichen) aber leider fast durchweg aus metrischen, und zwar so primitiv metrischen Gründen vorgenommen, daß sie zum großen Teil wenig Interesse haben. Ein Dichter, der fünffüßige Hexameter baute wie ‚Nackt sind die Reben, vorbei die Lese, wir kehren —' (Schiller: ‚*und schon* vorbei die Lese'), oder ein andermal vielleicht betonte: ‚Évoé! tönts dúrch die Büsche, die Laute der Freude' (Schiller: ‚die Jubelstimme der Freude') oder einen Hexameter begann: ‚Lebt wohl, süße Büsche' (‚Süße Büsche, lebt wohl') hatte einige metrische Nachhilfe bitter nötig. Eine besondere Vorliebe hegt Keller für den Trochäus in der zweiten Hälfte des Pentameters, und da hat Schiller denn, wenigstens in der Mehrzahl der Fälle (im Almanach bleiben ihrer noch genug), ohne sich eben viel Mühe zu machen, durch eine leichte Änderung eines oder mehrerer Worte, eine Umstellung, die Einschiebung etwa eines Pronomens oder einer Partikel Abhilfe geschaffen. In manchen Fällen sind solche Veränderungen immerhin auch sonst dem Gedichte zu gute gekommen, etwa wo bei Keller in einem (an Ceres und Bacchus gerichteten) Pentameter die Rede ist von ‚allen Früchten, die reich eure Huld uns geschenkt', (wo man ja allenfalls lesen konnte ‚álle Früchte, die reích eure Húld uns geschénkt', Schiller aber auch sonst einfach das ‚eure' in ‚euere', hätte ändern können) und Schiller ändert ‚— die ihr Liebenden liebend geschenkt'; oder Schiller mäßigt zugleich den Ausdruck, wenn für den ‚lüsternen Blick' der Liebenden der ‚beredtere' eintritt.

1) Bernhard Wyß, Heinrich Keller. Frauenfeld 1891.



Auch bei den meisten nicht aus metrischen Ursachen hervorgegangenen Änderungen sind Schillers Gründe ganz durchsichtig, nur selten, daß einmal mit Worten schwer zu fixierende Imponderabilien im Spiele waren, wie wenn er für ‚die lieblichen Augen gesenket‘ einsetzt ‚die Augen lieblich gesenket‘, was gewiß für ein etwas triviales Epitheton eine apartere Wendung bringt; oder wenn er offenbar mit der Absicht, den Ausdruck leise zu mäßigen, aus der ‚freudigen‘ Nacht mit der Geliebten eine etwas stillere ‚fröhliche‘ macht. Sonst ändert er etwa seltenere, auch wohl etwas dialektisch gefärbte Ausdrücke wie ‚mühlich‘ (dafür einmal ‚lastend‘, einmal ‚mühvoll‘) ‚Ried‘ (dafür ‚Moor‘) oder den Gebrauch des Wortes ‚Docht‘ als Femininum. Beim ersten Blick sieht man auch den Grund, warum Schiller den Hexameter ‚Nina, es *stirbt* die Natur, *erstorben* sind Büsche und Wälder‘ verbessert: ‚entlaubt sind Wälder und Büsche‘, dabei zugleich einen Hiat tilgend [1]). Oder bei Keller lauten ein paar Verse:

> Traurig raschelts und kalt im knisternden Laube, es streichen,
> Über Stoppeln und Ried dumpfige Nebel dahin.
> Traurig welkt die Natur

und Schiller ändert:

> Traurig raschelts im knisternden Laub, und schauerlich streichen
> Über Stoppeln und Moor dumpfige Nebel dahin.
> Ach, es welkt die Natur —.

---

1) Andre Beseitigungen eines Hiats: ‚Schweiß von der Stirne nur lockt‘ für ‚Schweiß der Stirne entlockt‘. ‚Daß die nächtliche Straß' tönt‘ für ‚Daß die Straße ertönt‘; ‚und dieß Bildchen wir opfern es euch‘ statt ‚und das Bildchen opfre ich euch‘; ähnlich: — ‚uns Aurora *ge*weckt‘ für ‚er*w*eckt‘. Nicht durchweg; gleich in der vierten und fünften Zeile der Elegie bleiben zwei Hiate stehn:

> Wenn ihr Oheim . . .
> Grollend findet, daß sie allzuviel spend*e* *i*m Haus,
> Dreht sie, rückwärts sehend, das schwarze schalkhaft*e* *A*uge
> Winkend nach mir —

und sonst.



Es widerstrebt Schiller, zwei nicht parallele Distichen mit demselben Wort anfangen zu lassen; und der erste Hexameter (wo übrigens wieder ein zwar milderer Hiatus beseitigt ist) hat durch die Einfügung des ‚schauerlich' gewiß gewonnen. Gelegentlich geht Schiller auf eine tonmalende Wirkung aus: ‚Horch es *schallet* die klappernde Trommel' für ‚*tönet*'. Und wie viel voller klingt es, wenn das herbstliche Rom anstatt das ‚geräuschvolle' das ‚erbrausende' genannt wird! Heißt es bei Keller ‚Dieses Bildchen ich hab es *mit künstlichem Fleiße* aus Wachse *Emsig* geformt' und Schiller ändert: ‚— ich hab es mit *fleißigen Händen* aus Wachse *Künstlich* geformt', so war kaum die kleine Tautologie ausschlaggebend für ihn, die man im Inhalt allenfalls finden konnte, sondern sicher der Mißklang: ‚mit Flei*ße* || aus Wach*se*'. Hübsch ist es, wenn er bei der Schilderung eines italienischen Winzerfestes nicht wie Keller den Liebenden zum Mädchen sagen läßt: ‚Eile, gib mir *den Arm*', sondern eine primitivere Sitte für angemessener hält: ‚Eile, gib mir *die Hand*'. Einmal will er wohl eine zu deutliche Reminiszenz aus den für Kellers Gedichte vorbildlichen römischen Elegien beseitigen, wenn er das ‚bräunliche Mädchen' des dritten Stücks in ein farbloses ‚lustiges' verwandelt. Zuletzt noch ein Beispiel für Schillers Kürzungen. Als der störende Oheim die Liebenden verläßt, heißt es bei Keller:

> Nun ergreift er den Hut, bedaurt mich verlassen zu müssen,
> Wirft einen gnädigen Blick auf die Nichte herab,
> Unter den schwärzlichen Locken sieht diese mit stockendem Odem
> Ängstlich harrend ihm nach, ob er wohl kehre zurück.

Die Details des Abschiedes hält Schiller für störend oder mindestens überflüssig und zieht die beiden Distichen in eines zusammen:

> Nun ergreift er den Hut, wir sehen mit stockendem Odem
> Ängstlich harrend ihm nach, ob er wohl kehre zurück.



Von unendlich höherem Interesse an sich und um des Verfassers willen ist ein anderes uns erhaltenes Gedichtmanuskript, das Schiller durchkorrigiert hat: *Hölderlins* Gedicht ‚Der Jüngling an die klugen Ratgeber‘[1]) in einer früheren sehr abweichenden Fassung mit der kürzeren Überschrift ‚An die klugen Ratgeber‘. So mag es gerechtfertigt sein, bei ihm etwas länger zu verweilen, obgleich Schiller es weder in dieser noch in der ihm später übersandten zweiten Fassung veröffentlicht hat.

Hölderlins Gedicht ist eine von leidenschaftlichem Pathos erfüllte Klage und Anklage gegen die ‚klugen Ratgeber‘, die, wie man früher den Schwärmer ans Kreuz schlug, nun mit ihrem klugen Rate das Herz, die Begeisterung der Jünglinge töten, ihren Geist zu feiger Ruhe bekehren, dem Genius ein schmähliches Grab bereiten. Schiller, der ja Hölderlin auf die Sendung hin, die dieses Gedicht enthielt, ‚vor allem eine weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren einfachen Ausdruck desselben‘ empfahl[2]), suchte nun in seinen Änderungen in erster Linie den leidenschaftlichen Überschwang des Ausdrucks zu mildern und den Gedanken zu präzisieren. Am deutlichsten zeigt sich das bei der fünften und sechsten Strophe:

Sonst ward der Schwärmer doch an'sKreuz geschlagen,
Und oft mit edlen Löwengrimme rang
Der Mensch an donnernden Entscheidungstagen,
Bis Glück und Wuth das kühne Recht bezwang;
Ach! wie die Sonne, sank zu'r Ruhe nieder
Wer unter Kampf ein herrlich Werk begann,
Er sank und morgenröthlich hub er wieder
In seinen Lieblingen zu leuchten an.

Jetzt blüht die neue Kunst, das Herz zu morden,
Zu'm Todesdolch in meuchlerischer Hand
Ist nun der Rath des klugen Manns geworden,
Und furchtbar, wie ein Scherge, der Verstand;

1) Seuffert, Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte 4, S. 601 ff.
2) 24. November 1796.



Bekehrt von euch zu feiger Ruhe, findet
Der Geist der Jünglinge sein schmählich Grab,
Ach! ruhmlos in die Nebelnächte schwindet
Ats heitrer Luft manch schöner Stern hinab.

Schiller hat diese ganze Antithese, in der Hölderlins Empfindung am leidenschaftlichsten zum Ausdruck kommt und die Hölderlin allerdings gekürzt auch in der zweiten Fassung beibehalten hat, beseitigt, indem er die erste der beiden Strophen einfach strich und die zweite dann beginnen ließ: ‚Ihr lehrt die neue Kunst' —. Wenn er in der zweiten Zeile den Ausdruck ‚Todesdolch in meuchlerischer Hand' rot unterstrich, so hing das natürlich damit zusammen: die zweite und dritte Zeile bringen den Gedanken der Antithese erst recht klar zum Ausdruck. Erfuhr in der dritten Zeile der ‚Rath des klugen Manns' dasselbe Schicksal, so wollte Schiller offenbar einen bestimmteren Ausdruck, der einen Sinn der trockenen Nüchternheit und kühlen Berechnung deutlicher herausbrachte als das einfache Wort ‚klug': grade Hölderlins ‚heftige Subjectivität' schien Schiller wohl des ‚klugen' Rates überhaupt am allerwenigsten entbehren zu können. Wenn Schiller aber vollends für die vierte Zeile an eine Änderung: ‚Und mit Vernunft entzweiht sich der Verstand' dachte, so hätte Hölderlin das nun und nimmermehr geschrieben: in seinem heftigen Erguß hätte diese philosophische Antithese, die die Ablehnung des klugen Rates moralisch begründen oder die Bedingung präzisieren will, unter der diese Ablehnung berechtigt ist, keinen Platz, seine Empfindung zu dieser Erwägung keine Zeit gehabt. Die letzten vier Zeilen hat Schiller, der Hölderlin in jenem Briefe ja auch vor Weitschweifigkeit warnte, überhaupt gestrichen.

Die Gründe aller Korrekturen Schillers in diesem Gedicht mit voller Bestimmtheit anzugeben, ist schon darum nicht durchaus möglich, weil Schiller die durchgreifende Änderung, die er mit ihm offenbar beabsich-



tigte und die ihm wohl eine wesentlich andere Gestalt gegeben hätte, nicht durchgeführt und auch die einzelnen Stellen, die er verbessern wollte, vielfach nur angestrichen hat. So wird man sich über seine Absichten manchmal mit Vermutungen begnügen müssen.

Wie Schiller von jenen beiden Strophen die strich, in der der Geist oder Genius oder, wie dort gesagt wurde, ‚das kühne Recht' gegen ‚Glück und Wut' kämpfte, so scheint Schiller überhaupt die Absicht gehabt zu haben, die Stellen, in denen Hölderlin den Genius als Kämpfer darstellt, möglichst zu tilgen:

> Was warnt ihr dann, wenn stolz und ungeschändet
> Des Menschen Herz von kühnem Zorn entbrennt,
> Was nimmt ihr ihm, der nur im Kampf vollendet,
> Ihr Weichlinge, sein glühend Element —

Hier hat Schiller einmal das ‚ungeschändet' rot unterstrichen: man weiß in der Tat nicht recht, warum Hölderlin neben dem ‚kühn' grade dieses nicht ganz naheliegende Wort gewählt hat, und kann den Verdacht nicht ganz unterdrücken, daß es des Reimes wegen geschehen ist. Wenn Schiller dann aber das Wort ‚Zorn' streicht, ohne übrigens eine Verbesserung dafür einzusetzen, und die Zeile bei ihm lautet:

> Das Herz von kühner — — — entbrennt

(ich würde an ein Wort mit einem Sinn wie etwa ‚Schöpferkraft' denken), so hängt das doch wohl mit der oben angegebenen Tendenz zusammen. Dazu stimmt, daß auch der Relativsatz ‚der nur im Kampf vollendet' rot unterstrichen ist (selbstverständlich nicht wegen der kleinen Unklarheit, daß man das ‚vollendet' allenfalls nicht als Präsens, sondern mißverständlich als Participium der Vergangenheit auffassen könnte). Später ist dann einmal die Bezeichnung des Geistes als ‚Richter' moniert, und es gibt uns vielleicht den Schlüssel zu Schillers Absichten, wenn er entsprechend das Wort ‚Rächer' in ‚Schöpfer' umändert: der junge Hölderlin stellt den Genius



negativ als Kämpfer, Richter, Rächer dar; Schiller will das zurückdrängen und das Positive, Schöpferische hervorheben. Das ist wohl auch der Grund dafür, daß er die Verse gestrichen hat, wo es vom Genius heißt:

Er strahlt heran, er schrökt, wie Meteore,
Befreit und bändigt, ohne Ruh' und Sold,
Bis, wiederkehrend durch des Himmels Thore,
Sein Kämpferwagen i'm Triumphe rollt. —

Schillers andere Korrekturen sind von geringerem Interesse. Sie sollen, so weit sie nicht gar zu geringfügig sind (Schiller korrigiert gelegentlich sogar Kleinigkeiten der Orthographie und Interpunktion), der Reihe nach durchgegangen werden.

Die ersten vier Zeilen des Gedichts lauteten:

Ich sollte nicht im Lebensfelde ringen,
So lang mein Herz nach höchster Schöne strebt,
Ich soll mein Schwanenlied am Grabe singen,
Wo ihr so gern lebendig uns begräbt —

Wenn Schiller hier am Anfang ‚im Lebensfelde' streicht, ist der Grund klar: dieses Bild oder besser diese Umschreibung hat etwas Prosaisches, höchstens Rhetorisches [1]); wenn er aber dafür einsetzt: ‚aus allen Kräften', so zeigt das doch wieder, wie leicht er es sich mit seinen Verbesserungen machte; man kann gewiß nicht sagen, daß mit dieser Redensart viel gewonnen sei. Dann stört Schiller die ungebräuchliche umgelautete Form ‚begräbt' für ‚begrabt' — die er auch später einmal verbessert —; er ändert ‚begrübt' und muß nun des Reimes

1) Seuffert tut doch Unrecht, zu sagen, Hölderlin habe das beanstandete Wort ‚Lebensfeld' in die neue Fassung übernommen, wo es heißt:

Ich sehne mich ins grüne Feld des Lebens
Und in den Himmel der Begeisterung

und durch das Epitheton ‚grün' und den ganzen Zusammenhang das abgeblaßte, zur Phrase gewordene Bild die ursprüngliche sinnliche Anschauung wiedererhält.



wegen in der zweiten Zeile setzen: ‚So lang mein Herz das höchste Schöne liebt'. Ganz dasselbe findet sich in den letzten Zeilen des Gedichts; ursprünglich:

> Indes ihr noch die Leichenfackel hält,
> Geschiehet schon, wie unser Herz geboten,
> Bricht schon herein die neue bessre Welt.

Schiller setzt für ‚hält' = haltet ‚schwingt' und ändert die letzte Zeile:

> Wird schon die neue bessre Welt verjüngt.

Die vierte Strophe begann:

> Und ihr, ihr wollt des Rächers Arme lähmen,
> Dem Geiste, der mit Götterrecht gebeut,
> Bedeutet ihr, sich knechtisch zu bequemen,
> Nach eures Pöbels Unerbittlichkeit?

Schiller hat diese Verse — im ersten übrigens die Änderung ‚Schöpfer' für ‚Rächer' — rot angestrichen: die ganze Ausdrucksweise mochte ihm nicht recht gefallen, sie hat auch wohl etwas Gekünsteltes. Neben ‚gebeut' setzt Schiller das Reimwort ‚zerstreut'; was hier seine Absicht war, ist natürlich nicht mehr festzustellen, vielleicht behagte ihm nur das Nebeneinander ‚gebeut, Bedeutet' nicht. In der vierten Zeile unterstreicht er wieder ‚Pöbels Unerbittlichkeit' und setzt mit einer kleinen Umbiegung des Gedankens — doch wieder im Sinne der angegebenen Tendenz — ‚Dürftigkeit' dahinter, wenn er nicht auch hier überhaupt eine völlige Veränderung vornehmen wollte; das ist unkontrollierbar. Um so selbstverständlicher ist es, wenn Schiller in der auf diese Verse folgenden Zeile:

> Das Irrhaus wählt ihr auch zum Tribunale

für ‚auch' ‚euch' setzt.

Damit sind Schillers Korrekturen an diesem Gedicht im wesentlichen erschöpft. Sie sind gewiß eingreifender, als er sie sonst vorzunehmen pflegte: Hölderlin stand ihm eben doch näher als die Mehrzahl der Mitarbeiter. Aber es ist doch ganz bezeichnend, daß diese größere Änderung nicht vollendet, nicht so weit durchgeführt

wurde, um das Gedicht nach Schillers Meinung dadurch für den Almanach oder die Horen aufnahmefähig zu machen. Im ganzen ist von Schillers Veränderungen an fremden Gedichten doch wohl zu sagen: sehr rücksichtslos, gelegentlich selbst etwas gewaltsam im Streichen, zeigt Schiller in seinen Korrekturen eine rasche, leichte, manchmal etwas zu leichte, manchmal auch recht glückliche Hand. Man hat auch hier wie immer den Eindruck: zu viel Zeit durfte Schiller seine Beschäftigung mit dem Almanach nicht kosten.

Anordnung der Gedichte.

Daß Schiller so wenig wie seine Vorgänger bei der Anordnung der Gedichte ein festes Prinzip befolgte, ist schon gesagt worden. Ihn leitete in der Mischung der Stücke bloß ‚die Rücksicht auf Varietät‘ [1]), so daß Humboldt, der den Druck des ersten Almanachs überwachte, zu Veränderungen in Einteilung und Anordnung volle Freiheit erhielt; und es ist Humboldts Verdienst, wenn der Almanach nicht mit Herders ‚Parthenope‘, das Schiller an die Spitze setzen wollte, sondern mit der ‚Macht des Gesanges‘ beginnt [2]). Selbst ein Scherz Humboldts hat Schiller vielleicht Veranlassung gegeben, ihm eine Änderung in der Folge der Gedichte aufzutragen (wenn Humboldt sie nicht selbst vornahm oder kein bloßer Zufall vorliegt); am 11. September 1795 schrieb Humboldt: ‚Die Ritter sind ja recht fromm geworden, und machen niedliche bunte Reihe gegen das Ende des Almanachs hin mit den Epigrammen‘ — ein Satz übrigens, der ebenso wie die sehr ernst gemeinte Pointe jenes Baggesenschen

1) 7. September 1795 an Humboldt.
2) Humboldt an Schiller 31. Aug. 1795.

Epigramms[1]) leicht zu dem Xenion ‚Schillers Almanach von 1796‘ beigetragen haben kann —; aber im Druck des Almanachs stehn dann ‚Die Ritter des Spitals zu Jerusalem‘ (später ‚Die Johanniter‘) gar nicht ‚gegen das Ende des Almanachs hin‘, sondern noch tief in der ersten Hälfte.

Ein einheitliches, festes Prinzip in der Anordnung war schon darum unmöglich, weil die Folge der Gedichte doch allzu sehr von Zufälligkeiten abhängig sein mußte. Beim Almanach auf 1796 übte außer Schiller selbst nicht nur Humboldt, sondern auch der Buchdrucker Unger Einfluß, dem Humboldt nur ‚hinlängliche Anleitung gegeben hatte um keine Albernheiten fürchten zu dürfen‘[2]). Im Almanach auf 1797 wurde aus einem rein äußerlichen Grunde, weil Schiller grade ein Gedicht von drei Seiten brauchte, Herders ‚Verschiedene Weise der Moral‘ aus dem dritten Bogen in den zweiten gesetzt: das sind ja Selbstverständlichkeiten. Bei der Drucklegung liegt auch das Manuskript noch gar nicht vollständig und endgültig vor, noch später laufen Gedichte ein, oder Schiller setzt auch ein eigenes Gedicht unmittelbar nach der Entstehung in den Almanach, an dem schon gedruckt wird, wie ‚Pompeji und Herkulanum‘ in den auf 1797; den folgenden schließt der erst eine Woche vor Beendigung des Druckes vollendete ‚Gang nach dem Eisenhammer‘.

Auf Anfang und Ende, das erste und letzte Gedicht jedes Almanachs, war besondere Aufmerksamkeit zu richten. Auch in den älteren Almanachen hatte man zur Eröffnung gewichtigere, etwa religiöse Stücke — dem Kalendercharakter des Almanachs entsprechend wohl auch Neujahrsgedichte — vorangestellt, der Schluß dagegen war, in der Mehrzahl der Fälle mit irgend einem Epigramm, schlecht genug weggekommen. Schiller konnte nun freilich bei den Gedichten, die er zur Verfügung

---

1) Schiller an Goethe 23. Juli 1796.

2) Humboldt an Schiller 22. Sept. 1795.

hatte, hierfür besser sorgen. Auf das Eröffnungsgedicht des ersten Almanachs folgt noch ein Herdersches Epigramm ‚Apollo', ebenfalls den Gesang preisend. Das Schlußgedicht aber — vor den venetianischen Epigrammen — (‚Stanzen an den Leser', später ‚Sängers Abschied'), ‚giebt dem Almanach eine eigene Ründung. Er beginnt und schließt nun mit Ihnen, und mit zwei passenden und in sich so schönen Stücken' (Humboldt an Schiller 2. Oktober 95). Die drei folgenden Jahrgänge beginnen mit Goethischen Elegien. ‚Alexis und Dora' eröffnet idyllisch den Xenienalmanach, darauf folgt Schillers ‚Mädchen aus der Fremde', dem eine ansprechende Deutung außer der allgemeinen Beziehung auf die Poesie noch eine besondere auf den Almanach geben will. Der Balladenalmanach bringt den ‚Neuen Pausias', der vorletzte ‚Euphrosyne' an der Spitze. Der Almanach auf 1800 beginnt nach jenem großen Idyll ‚Die Schwestern von Lesbos' wieder mit einem Lobe des Gesanges, der Musik, mit Drydens ‚Alexander's Fest', freilich in einer bedenklichen Nachdichtung von Kosegarten: hier mußte doch eher der Schluß, das Lied von der Glocke, die Ehre des Almanachs retten, wenn auch nicht in Jenas romantischem Zirkel. Der Almanach auf 1797 schließt — vor den Xenien! — mit einem ganz hübschen Gedicht auf ‚Höltys Geist' von Woltmann — offenbar aus einem ähnlichen Grunde, wie Schiller eine Zeit lang des verstorbenen Uz Porträt als Kupfer dem Xenienalmanach voransetzen wollte, als Zeichen der ‚honnêteté' gegen bedeutendere und liebenswürdige Vertreter älterer Dichtergenerationen, in beabsichtigtem Gegensatz zu dem Strafgericht der Xenien. Den Balladenalmanach schließt der Gang nach dem Eisenhammer, und geradezu symbolisch erscheint es, wenn in letzter Stunde dem (mit Eschens Zueignung eines Gedichtes von Ossian ‚An Louise') eigentlich schon fertig gedruckten Almanach auf 1799 als Schlußstück noch der Prolog zu Wallensteins Lager angefügt wird: ‚Ein Prolog, der vor der Aufführung des Wallensteinischen Vorspiels von einem



Schauspieler auf dem Theater in Weimar declamiert werden soll, beschließt den Almanach und wird den 3 Wallensteinischen Stücken zu einer interessanten Ankündigung bei dem Publicum dienen‘ (4. Oktober 98 an Cotta).

Die ‚Varietät‘ in der Mischung der Stücke zu vermehren, diente nun auch das alte, schon aus rein praktischen Gründen unentbehrliche Mittel, überall ‚Epigramme und ähnliche kleine poetische Sachen‘ einzustreuen: ‚Solche kleine Sachen vermehren auf eine wohlfeile Art die Zahl, erfreuen dabey jeden Leser und prangen auf dem Inhalts Verzeichniß der Stücke so gut als die größten Sachen‘ (13. September 1795 an Goethe, hier mit Beziehung auf die Horen). Es waren in der Mehrzahl kleine Stücke von Schiller selbst, von Herder und — im Almanach auf 1798 — Brinckmann (dessen Epigramme sämtlich so verteilt sind), die nun nicht nur als Lückenbüßer, um die Seiten zu füllen, benutzt werden, sondern auch um Abwechselung in das Ganze zu bringen. Als Schiller von Humboldt aus Berlin den ersten Korrekturbogen des Almanachs auf 1796 zugesandt erhält, setzt er an dem Druck aus, es seien zu viel leere Räume geblieben, die auszufüllen nach seiner Meinung die kleinen Stücke hätten benutzt werden können, die nun eine neue und eigene Seite anfangen [1]). Aber wenn Humboldt auch am gleichen Tage dasselbe tadelt, so ist doch im Druck ein deutlicher Unterschied zu bemerken zwischen dem ersten, der unter seiner und Michaelis' Aufsicht in Berlin gedruckt wurde, und ganz besonders dem zweiten, dessen Druck in Jena von Schiller selbst überwacht wurde und in dem kaum irgendwo ein freies Eckchen blieb: freilich standen da Epigramme genug zur Verfügung. Hatte Schiller doch beim ersten Almanach sogar aus den venetianischen Epigrammen — freilich ehe er sie noch gesehen hatte — wenigstens ‚mehrere Lieferungen machen‘ wollen, bis er

1). 5. October 1795 an Humboldt.

sie dann doch ‚abseits tat, eine Schranke zog und sie so zu sagen wie junge Ferklein in ein Kövchen allein sperrte'[1]). Einen noch schlimmeren epigrammatischen Anhang brachte ja dann der Xenienalmanach.

Daß Schiller selbst beim letzten Almanach die Folge der Stücke keineswegs nur dem Zufall überließ, zeigt etwa ein Brief an Gädicke in Weimar, der den letzten Jahrgang druckte[2]): ‚Die Gedichte werden in der Ordnung gedruckt, wie ich sie mit Bleistift numeriert. Die beiliegenden kleinen Gedichte Nro. X verteilen Sie selbst an diejenigen Stellen, wo noch leerer Platz übrig ist, weil ich dies nicht vorher bestimmen kann, und befolgen dabey die Ordnung die ich mit Zahlen angegeben'[3]). Hier mag einmal die Reihenfolge der ersten größeren Stücke des Almanachs angegeben werden, damit man sieht, was Schiller unter der ‚Rücksicht auf Varietät' meinte: ‚Alexanders Fest' von Kosegarten: ein Preis der Musik, des Gesanges; ‚Die sieben Wünsche', nach einem alten deutschen Liede von Herder: ein ‚Rundgesang'; Knebels ‚Stunden': eine Elegie; Schillers ‚Spruch des Confucius' vom Raume: ein philosophisch-moralisches Gedicht leichterer Art; der Preis der Kühnheit in Matthissons ‚Neuen Argonauten'; ‚Amor, der den Bogen spannt. Eine berühmte Statüe': Ottaverime von Herder — u. s. f. Wenn Körner[4]) meint, Conz' ‚Liebeszuruf' (im Almanach auf 1799) habe hinter Goethes Metamorphose der Pflanzen einen unglücklichen Platz, so mag man auch hier wieder die ‚Rücksicht auf Varietät' erkennen: das Stück bot eben Leuten, denen die von Goethe gereichte Kost zu

1) Caroline Schlegel an Luise Gotter 10. Februar 1796.

2) 24. September 1799.

3) Jonas' Annahme (Schillers Briefe 6, S. 457), die Gedichte Nro. X — von Herder — seien von ihm wohl bei der Korrektur mit andern Chiffern unterzeichnet worden, ist mindestens überflüssig: X wird doch wohl nicht die von Herder ursprünglich angegebene Chiffre gewesen sein.

4) An Schiller 27. Dezember 1798.

schwer war, eine kleine Herzstärkung. Einmal hat Körner sogar Schiller im Verdacht einer Schelmerei bei seiner Anordnung, wenn im selben Almanach hinter Matthissons ‚Sehnsucht nach Rom', ‚diesem stattlichen Herrn im Tressenrock', die ‚braune Hexe' — Goethes ‚Reue' aus den Müllerinliedern — auftritt. Ganz klar ist Schillers Absicht natürlich, wenn auf seine ‚Kraniche des Ibykus' unmittelbar Schlegels ‚Arion' folgt. Ob es gewisse kleine Widersprüche im Inhalt sind, oder nicht eher doch wieder das Streben, Abwechslung in die Folge der Gedichte zu bringen, weshalb Goethes Müllerinlieder sämtlich von einander getrennt sind, das mag man dahingestellt sein lassen. Jedenfalls ist Schillers Tendenz überall deutlich.

Ausstattung.

Daß die winzigen Sedezbändchen, als die unsre Musenalmanache sich darzustellen pflegten, auch eine vorteilhafte äußere Ausstattung empfahl, war selten der Fall. Ausnahmen gab es gewiß, und besonders war da neuerdings der reizend ausgestattete märkische ‚Kalender der Musen und Grazien', dessen Kupfer von Chodowiecki gezeichnet wurden, ‚das niedlichste und eleganteste kleine Taschenbuch, das jemals in Deutschland erschienen ist' (Wieland). Die Ausstattung der andern Almanache aber, besonders der beiden großen Vorgänger, des Göttinger und des Vossischen, hielt sich in den Kupfern, die man ihnen beizugeben pflegte, und in allem Übrigen ziemlich durchweg auf einer sehr mittleren Höhe, wenn sie diese überhaupt erreichte.

Was den künstlerischen Wert der Ausstattung betrifft, so schließt sich der Schillersche Almanach der Mehrzahl seiner Vorgänger etwa ebenbürtig an: gewiß steht er nicht tiefer, aber auch nicht, oder doch nicht viel höher. Als Vorzug freilich fällt es sofort auf, daß



anstelle des allzu winzigen Formates der älteren Almanache nun ein viel bequemeres recht passendes Duodezformat gewählt wurde. Aber sonst stand Schiller der bildenden Kunst doch innerlich zu fern, um sich namentlich der Kupfer besonders anzunehmen. Wenn auch hier die Ausstattung im Ganzen schon äußerlich einheitlicher war als bei den älteren Rivalen — wo etwa das Kupfer gelegentlich zugleich den Titel des Almanachs trug oder sich einem solchen gestochenen Titelblatt noch ein zweites Kupfer gegenüber befand — wenn ferner beim Schillerschen Almanach nie, wie das sonst wohl vorkam, dasselbe Kupfer sich in verschiedenen Jahrgängen wiederholte, so ist doch der künstlerische Wert der Kupfer an sich kaum größer. Am hübschesten von allen Schillerschen Almanachen überhaupt ist der erste ausgestattet, für den sich Michaelis alle Mühe gab, so daß Schiller noch Jahre später ‚die schöne lateinische Schrift‘ und des Berliner Kupferstechers Bolt ‚hübschen Apollokopf‘ rühmte; am bösesten der zweite, besonders in der ersten Auflage, wo zu Bolts entsetzlich verzeichnetem Titelkupfer, der ‚sehr miserablen‘ Terpsichore, die den Xeniengegnern recht wohl als wütende Mänade erscheinen konnte, und zu Goethes flüchtiger und dilettantischer Umschlagzeichnung[1]) noch das ebenfalls sehr miserable Papier kam, um Schiller den Unterschied von der Ausstattung des ersten Jahrgangs schmerzlich zu Bewußtsein zu bringen. Das Papier war in den folgenden Almanachen weit besser, die Sorge für die Zeichnung zu den Kupfern und zur Decke übernahmen vom dritten Jahrgang an Goethe und Heinrich Meyer; aber beide, Meyer kaum weniger als Goethe, waren doch als ausübende Künstler nur Dilettanten. So blieben die Kupfer, deren Zahl im letzten auf fünf ver-

1) ‚Die Decke, die Rapp in Stuttgart spät übernahm, wurde nicht fertig, so daß Goethe selbst ziemlich dilettantisch eine zeichnete (der Fehler SHILLERS ALMANACH FYR MDCCXCVII zeugt für die Eile)‘, Xenien 1796, hrsg. v. E. Schmidt und Suphan S. 224.

mehrt wurde, rechte Durchschnittsware, gut gemeint, aber schlecht gezeichnet, und mit den Umschlägen war auch nicht viel Staat zu machen.

Nicht der künstlerische Wert an sich ist es also, der der Ausstattung des Schillerschen Almanachs Interesse gibt, wohl aber die Tendenz, die in ihr zum Ausdruck kommt. Vielleicht mag man es schon mit der antikisierenden Richtung Goethes und Schillers in jenen Jahren in Zusammenhang bringen, wenn anstatt der bis dahin in Almanachen durchaus üblichen Frakturlettern nun Antiquatypen gewählt werden[1]); doch ist hier überhaupt unbedingt zuzugestehn, daß diese wirklich ‚recht passende kleine lateinische Schrift' an sich zum Druck einer Anthologie von Gedichten sehr angebracht ist — übrigens ist der Druck recht scharf und klar. Ganz deutlich aber wird der antikisierende Zug bei den Kupfern. Da ist gar kein Zusammenhang mit dem Rokoko mehr wie bei den Vorgängern, das ist eigentlich schon strenger Empirestil. Durchweg kommt in den Stichen ein Streben nach einfacher Anmut, nach reinen, klaren Linien zum Ausdruck. Nirgends findet sich ornamentales Geschnörkel, wie früher, nur einmal — im Almanach auf 1800 Kupfer No. V — Girlanden. Die ‚Schwestern von Lesbos' gaben rechte Gelegenheit zu Kupfern solcher Art: viel Landschaft, Bäume, Felsen, Meer mit antiken Gewandfiguren, wie ähnlich schon in den Titelkupfern früherer Jahrgänge: ein zeichnerischer Stil, der dasselbe *anstrebte*, was Goethe in Gedichten wie ‚Alexis und Dora' *erreicht* hatte.

Geringfügig erscheint es, was das Äußere des Schillerschen Almanachs vor dem seiner Vorgänger voraus hat. Und doch macht er selbst durch solche Kleinigkeiten wie das bequemere Format, die hübschen Antiqualettern, dann

1) Schiller an Humboldt 21. Aug. 95: ‚Ihnen überlasse ich es, ob lateinische oder deutsche Schrift zum Almanach genommen werden soll. Hätte Unger eine recht passende kleine lateinische Schrift, so würde ich dieselbe vorziehen' — freilich kaum zur Freude von Goethes Mutter.



aber durch die ganze Art der Ausstattung, die künstlerisch sicher nicht hoch steht, aber einheitlich und selbst stilvoll ist, einen hübscheren oder, wie man vielleicht eher sagen möchte, vornehmeren Eindruck als die Mehrzahl der älteren Rivalen. Das empfand man denn auch, und der Vossische Almanach übernahm 1797 das Duodezformat, die Antiquatypen und auch die Art der Kupfer von dem jüngeren Konkurrenten — ein Zeichen jedenfalls, daß der Schillersche Almanach auch in seiner Ausstattung als ein Fortschritt angesehen wurde.

Die Musikbeilagen.

Von jeher war es üblich, den Musenalmanachen eine Reihe von Musikbeilagen mitzugeben, und wie ihre Geschichte zugleich ein gut Stück Geschichte der deutschen Lyrik bedeutet, so spiegelt sich in ihnen doch auch etwas von der Geschichte der deutschen Liedkomposition im achtzehnten Jahrhundert wieder. Die eigentlichen Almanachskomponisten waren nun freilich nicht die Großen, die auch gelegentlich teilnahmen (Gluck für Klopstock), sondern Leute, die für uns längst nicht mehr in den vordersten Reihen stehen und deren Kompositionen heut vielfach vergessen sind, die aber manchmal grade wegen ihrer volkstümlichen Schlichtheit ihre Wirkung doch noch nicht ganz verloren haben. Hierhin gehört der Hauptkomponist des Vossischen Almanachs, der sehr begabte und liebenswürdige Johann Peter Abraham Schulz, und hierhin gehört auch der Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der schon seit mehr als zwanzig Jahren den Göttinger Almanach und neuerdings auch den ‚Kalender der Musen und Grazien‘ mit seinen Kompositionen ausgestattet hatte; er war mit Schiller (nicht zu dessen Wohlgefallen) seit 1789 persönlich bekannt. Voß hatte kürzlich eigene Gedichte für die Horen mit Reichardti-

schen Kompositionen an Schiller geschickt, und Reichardt selbst sich durch Hufeland den Horen als Mitarbeiter angeboten; so lag es für Schiller nahe, sich um Kompositionen zum Almanach an ihn zu wenden. Als dann beim zweiten Jahrgang der Xenien wegen die Verbindung mit ihm aufgegeben werden mußte, wurde der musikalische Charakter des Almanachs dadurch wenig verändert. Denn Carl Friedrich Zelter, der an seine Stelle trat, gehört als Komponist durchaus derselben Richtung an; er war gerade damals zu Goethe in jene Beziehungen getreten, die dann zu der engen Altersfreundschaft der beiden führen sollten, und durch Goethes Vermittlung wurde er für den zweiten Almanach gewonnen. Und auch der Komponist, der zum Almanach auf 1798 mit Zelter zusammen eine größere Anzahl musikalischer Beiträge lieferte, Schillers Jugendfreund Johann Rudolph Zumsteeg, war ein Talent verwandter Art.

Das Erfreulichste hat von diesen drei Komponisten im Schillerschen Almanach wohl Zelter geleistet. Freilich an einem Gedicht wie ‚Der Gott und die Bajadere' mußte er natürlich scheitern, und wenn sich unter den Notenbeilagen zum Xenienalmanach Goethes ‚Mignon als Engel verkleidet' fand, so war der Gewinn für den Almanach nicht Zelters wenig bedeutende Komposition, sondern der Text, der ja im Almanach selbst nicht stand, weil Goethe ihn für den Wilhelm Meister brauchte; überhaupt findet sich unter Zelters Kompositionen manches Unbedeutende, Durchschnittliche. Aber bei Goethes Gedicht ‚An Mignon' hat er doch selbst den späteren Franz Schubert übertroffen, mit dem er auch bei Schillers ‚Elegie an Emma' nicht ganz unglücklich konkurriert. Zelters schon früher gedruckte Komposition des Liedes ‚Ich denke dein' von Friederike Brun war es auch, die Goethe entzückt und zu seiner ‚Nähe des Geliebten' veranlaßt hatte, und Reichardts neue Komposition, mit der das Lied nun im Schillerschen Almanach erschien, kommt dagegen nicht auf, obwohl sie keineswegs zu Reichardts Unbedeutend-

stem gehört und man ihr eine gewisse Innerlichkeit nicht absprechen wird, besonders wenn man damit vergleicht, wie etwa in Reichardts Komposition der ‚Macht des Gesanges' das Streben nach Charakteristik doch im Äußerlichen stecken geblieben ist. Überhaupt hat auch bei Reichardt die Mehrzahl der Kompositionen nicht viel zu bedeuten, so wenig wie Zumsteegs vier Lieder zum Besten des Komponisten gehören (Almanach auf 1798). Unter Reichardts Liedern mutet uns der ‚Frühling' der Sophie Mereau wohl am gelungensten an: er ist reicher als die meisten übrigen und entbehrt nicht eines gewissen Schwunges. Aber etwa bei ‚Meeresstille und glücklicher Fahrt' braucht man gar nicht an Beethoven und Schubert zu denken, um die Melodie als Ganzes (trotzdem es ihr im einzelnen nicht an Stimmung fehlt) doch ziemlich matt zu finden.

Für uns ist es nicht ganz leicht, diesen unserm Geschmack doch allzu einfachen und allzu primitiven Kompositionen gerecht zu werden; man fühlt sich bei ihnen geradezu an die Art der Kupferstiche des Schillerschen Musenalmanachs erinnert. Manchen stehn auch zu überlegene spätere Rivalen zur Seite. So mag man gerne das Urteil musikverständiger Zeitgenossen hören, zu denen freilich Schiller und doch auch Goethe kaum zu rechnen sind. Wenn Schiller Zelters Kompositionen des Mignonliedes (‚So laßt mich scheinen'), der ‚Musen und Grazien in der Mark', besonders aber seines ‚Besuches' (‚Dithyrambe': ‚Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter') — was freilich Zelters Veranlagung recht entsprach — und aus dem Almanach auf 1798 ‚An Mignon' und — wie übrigens auch Goethe — den ‚Gott und die Bajadere' lobte, so ist das kein sehr wertvolles Zeugnis. Aber auch Karoline Humboldt, die ‚sich auf die Musik verstand', rühmte Reichardts ‚Meeresstille' und ‚Würde der Frauen', und der Unterschied an künstlerischem Werte ist bei den Musikbeilagen zu Schillers Almanach nicht so groß.



Wirklich lebendig geblieben ist von den Musikbeilagen der Schillerschen Almanache heut noch eine Melodie, die keinen von jenen drei Musikern von Beruf zum Verfasser hat, einer jener glücklichen Würfe, wie sie den Dilettanten manchmal über das wirkliche Talent hinaus bis in die unmittelbare Nähe des Genies tragen (wie wäre sonst manches Volkslied in Wort und Melodie möglich?): die Melodie des Reiterliedes aus dem Wallenstein von Cottas Compagnon, dem Kanzleiadvokaten Dr. Christian Jakob Zahn — eine von den Melodien, die ihrem Text so völlig gerecht werden und eine solche Einheit mit ihm bilden, daß wir uns das eine ohne das andere nicht mehr recht vorzustellen vermögen. Auch hier dürfen wir übrigens auf Goethes Urteil nicht zu viel geben, der die Melodie einen Gassenhauer nannte — das Wort war damals freilich nicht so arg gemeint —, von Zelter in seinem ungünstigen Urteil bestärkt. Zahn hätte auch zu den folgenden Almanachen gern noch Kompositionen beigetragen. Aber Schiller, dessen Interesse für Musik nie sehr lebendig war und dessen Teilnahme für den Almanach immer geringer wurde, ließ in den letzten beiden Jahrgängen die Musikbeilagen überhaupt fortfallen, ein Beispiel, dem dann die romantischen Almanache, von Schlegel und von Vermehren, folgten.

Fremde Hilfe.

Daß die Redaktion eines Musenalmanachs keine leichte Aufgabe war, hatten schon frühere Herausgeber, besonders Bürger, schmerzlich empfunden, und Schiller selbst hat sich ja mehrfach über die unendlichen Seccaturen beklagt, denen ihn dieser Berührungspunkt mit zwanzig oder dreißig Versemachern Deutschlands aussetze[1]). Da war

1) Ein hübsches Bild der Tätigkeit eines Almanachherausgebers

es eine Erleichterung, wenn sich mehrere Redacteure in die Herausgabe eines Almanachs teilten, wie das schon bei den ersten Göttinger Almanachen zwischen Boie und Gotter der Fall gewesen war. Später hatten Voß und Goeckingk zehn Jahrgänge des Hamburger Almanachs gemeinsam herausgegeben, Bürger war bei den letzten Jahrgängen seines Almanachs schon von seinem späteren Nachfolger Karl Reinhard unterstützt worden, und gleich nach dem Schillerschen Almanach finden wir ja bei dem Almanach der älteren Romantiker die Arbeitsteilung zwischen Wilhelm Schlegel und dem lässigen Tieck. Von der Hilfe nun, die Schiller bei seinem Almanach von befreundeter Seite zu teil wurde, war schon öfter die Rede, auch von der ausgiebigsten, die er erfuhr, der Wilhelm von Humboldts beim ersten Jahrgang. Humboldt war es gewesen, der Schiller schon den Verleger Michaelis zuführte, dann besorgte er im September 1794 in Jena, während Schiller zum erstenmal bei Goethe weilte, Woltmanns Gedichte [1], warb später in Berlin bei Ramler, Goeckingk, F. L. W. Meyer für den Almanach [2] und überwachte schließlich dort vor allem den Druck. Jede Manuskriptsendung Schillers zum Almanach ging durch seine Hände, und wie Schiller selbst auf seinen Rat nachträgliche Korrekturen in eigenen Gedichten vornahm, so verbessert Humboldt Kleinigkeiten in fremden Gedichten selbst, er erhält für Einteilung und Anordnung volle Freiheit [3], auf seinen Rat werden Stücke von Neuffer und Haug gestrichen [4], und bei einer Reihe von Gedichten wird ihm überhaupt freigestellt, sie je nach dem Bedürfnis

---

aus späterer Zeit gibt Gaudys Gedicht bei Kossmann, Der deutsche Musenalmanach 1833—39, S. 237 f.

1) Humboldt an Schiller 22. Sept. 94.

2) Humboldt an Schiller 17. und 28. Juli und 15. Aug. 95.

3) Humboldt an Schiller 25. Aug. 95. — Schiller an Humboldt 7. Sept. 95.

4) Humboldt an Schiller 2. Oct. 95 und 18. Aug. 95.

des Raumes einzurücken oder wegzulassen[1]). Ja es scheint sogar, als sei Schiller durch Humboldts Bitte für sein ‚adoptiertes Kind', den zeitweilig zu Gunsten der Horen etwas geplünderten Almanach, zur Produktion angeregt worden und habe so besonders den ‚Abend' und das Schlußgedicht verfaßt[2]). Humboldts Hilfe erstreckte sich bis auf die Orthographie, so daß Schiller mit Recht an Reichardt schreiben konnte, Humboldt ‚habe die Besorgung seines Almanachs übernommen'[3]). Da er den Druck in Tegel nicht selbst unmittelbar überwachen konnte[4]) und der von F. L. W. Meyer empfohlene Korrektor Tilly sich als ‚zwar ziemlich genau, aber entweder sehr ängstlich oder sehr einfältig' erwies[5]), wurde jeder Bogen nach der zweiten Korrektur noch einmal zur Revision an Humboldt auf sein Gut geschickt.

Wenn man dagegen öfter erwähnt findet, auch F. L. W. Meyer sei an der Korrektur des ersten Almanachs beteiligt gewesen, so trifft das nicht zu. Zwar hatte ihn Humboldt als Korrektor in Aussicht genommen[6]), und auch Schiller selbst wandte sich an ihn mit der Bitte, nach Humboldts Abreise von Berlin — die eigentlich für den 1. October 1795 geplant war — sich die letzten Korrekturen zeigen zu lassen und in strittigen Fällen, wo nur ein dichterisches Gefühl sich zurechtfinden könne, selbst zu entscheiden[7]). Aber es kam nicht dazu, da Humboldt der schweren Krankheit seiner Mutter wegen

---

1) Humboldt an Schiller 31. August 1795.

2) Humboldt an Schiller 2. Oktober 1795. Die Veranlassung zu Schillers ‚Abend' möchte ich in Humboldts Brief vom 31. August 1795 sehen: ‚Fast möchte ich, Sie machten noch einmal einen Versuch in den eigentlich lyrischen Silbenmaaßen wie die Klopstockischen und Horazischen sind'.

3) 28. August 1795.

4) Humboldt an Schiller 15. September 95.

5) Humboldt an Schiller 22. und 28. Sept. 95.

6) Humboldt an Schiller 22. Sept. 95.

7) 14. Sept. 95.

die Abreise aufgeben mußte, während anderseits Meyer selbst um jene Zeit verreist war[1]).

Daß Körner und andere gelegentlich zwischen Schiller und einem in Aussicht genommenen Mitarbeiter vermittelten (Cotta zog, zunächst für die Horen, Pfeffel heran), wurde schon gesagt. Goethe trug nicht nur Sorge dafür, daß Schlegel dem Almanach trotz des Bruches mit Schiller nicht entzogen wurde, sondern verschaffte gemeinsam mit Heinrich Meyer dem letzten Jahrgang auch Herders Beiträge, dessen Beziehungen zu Schiller ja auch nicht ungetrübt geblieben waren[2]). Aber damit ist Goethes Hilfe nicht erschöpft, auch wenn man seine und Heinrich Meyers Sorge für die Ausstattung hinzunimmt. Wie er an Schillers eignen Produktionen für den Almanach tätigen Anteil hat, so unterwirft Schiller auch fremde Gedichte, denen gegenüber er das eigne Urteil nicht sicher glaubt (Hölderlins ‚An den Äther' und ‚Wanderer'[3]) oder ein Gedicht von Gries[4])) seiner Kritik. Und beim letzten Almanach nimmt Goethe nicht nur als Redactor ‚durch guten Rat Anteil' an den ‚Schwestern von Lesbos'[5]), sondern kümmert sich sogar wie Humboldt beim ersten Almanach um den diesmal in Weimar stattfindenden Druck[6]) — nur daß dieser inzwischen für Schiller selbst und damit für Goethe etwas viel Gleichgültigeres geworden war[7]).

1) Humboldt an Schiller 22. September, 2. und 5. October.

2) Heinrich Meyer an Goethe 20. Sept. 1799 (Urlichs, Briefe an Schiller S. 223); Schiller an Goethe 21. Sept. 99.

3) 27. Juni 97 Schiller an Goethe und Goethes Antwort 28. Juni.

4) 13. Juli 98 Schiller an Goethe und Goethes Antwort 14. Juli.

5) Annalen zum Jahr 1799; Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller.

6) Schiller an Goethe 24. Juli 99 und 12. Aug. 99, Goethe an Schiller 14. Aug.

7) Unterstützungen geringfügigerer Natur, wenn etwa Zelter beim zweiten Almanach für den Druck der Musik Sorge trägt oder Herder gelegentlich auf Druckfehler in den Korrekturbogen aufmerksam macht (1. Marbacher Schillerbuch S. 535), können hier nicht alle aufgezählt werden.

Anhang. Humboldts Kritik an Schillerschen Gedichten.

Neben der Unterstützung, die Schiller von Humboldt bei der Herausgabe des Almanachs erfahren hat, soll doch auch hier seine Teilnahme an Schillers eigener Produktion nicht ganz übergangen werden. Im Einzelnen besonders hat Schiller seiner Kritik vieles zu verdanken. Er überwacht, öfters gar zu engherzig vom Standpunkte des klassischen Philologen aus, manchmal selbst kleinlich und mitunter ohne zu beachten, daß Schiller bei den Unregelmäßigkeiten seiner Verse besondere Absichten gehabt hat, vielfach aber doch so, daß Schiller die Notwendigkeit einer Änderung einsah, die Metrik in Schillers Hexametern und Distichen, die Quantität der Silben und die Cäsuren; oder auf seine Bemerkung, daß es nicht angehe, im Pentameter ein Bild anzufangen und im Hexameter zu vollenden, weil der Pentameter zu eng zum Hexameter gehöre[1]), schiebt Schiller zwei Zeilen — die jetzige vierte und fünfte — in den ‚Tanz' ein. Humboldt spürt überstreng die Hiate auf und schlägt Schiller in den ‚Würden' anstatt ‚Aber die Welle entführt den Strom' die Apostrophierung ‚Aber die Well' entführt' vor — im graden Gegensatz etwa zu Theodor Storm, der in der richtigen Erkenntnis, daß im Deutschen in solchem Falle eine Apostrophierung weit fataler ist als ein Hiat, in seinem ‚Hausbuch' umgekehrt die Geibelsche Zeile ‚Deutet die Mus' es aus' in ‚Deutet die Muse es aus' änderte[2]). Humboldt achtet auf die Reinheit der Reime und behält für unser Gehör Schiller gegenüber Recht, wenn er im ‚Reich der Schatten' Reime wie: Sklave—

---

1) Humboldt an Schiller 18. August 1795.

2) Schiller selbst druckte im Almanach erst ‚Aber die Welle flieht mit dem Strom', kam aber später auf das Humboldtische ‚Aber die Well' entführet' zurück.

strafe oder Nerve—unterwerfe tadelt. Er moniert gezwungene Reime wie die seltene Namensform ‚Dis' in der zweiten Strophe der ‚Klage der Ceres': ‚Oder wars der schwarze Dis' — offenbar nach ‚Hast du Zeus, sie mir entrissen' (Reimwort vermutlich ‚Finsternis') — der Vers scheint ihm auch sonst ‚durch das Zusammentreffen konsonantenreicher und einsilbiger Wörter ein wenig hart'; ebenso möchte er im ‚Reich der Schatten' Worte wie traur'ger, styg'schen, acherontscher streichen — und der klassische Philologe veranlaßt Schiller, aus der ‚Macht des Gesanges' den seltenen, fatalen Namen ‚Mören' für die Parzen zu streichen. Auch sonst wendet er sich gegen ungebräuchliche oder nicht recht passende Wörter: ihm verdanken wir es, daß Schiller in den ‚Idealen' (offenbar in der jetzigen siebenten Strophe) für ‚Minne' ‚Liebe' gesetzt hat. Oder er tadelt das Epitheton der ‚türmende' Mast: ‚Beim Mast ist das in die Augen fallende die Höhe. Beim Thurm mehr die Masse' — Schiller ändert das ‚türmend' in ‚ragend'. Naturwissenschaftliche Gründe sogar können Humboldt bestimmen, wenn er im ‚Taucher' — erfolglos — die Salamander und Molche vom Grunde des Meeres entfernt wissen will: ‚Sie sind zwar Amphibien, wohnen indeß nie in der Tiefe und mehr in Sümpfen. Mit den Drachen kann man schon liberaler umgehn, da sie mehr ein Geschöpf der Fabel und der Phantasie sind'. Leichter verstehn wir es, wenn der Verfasser des Aufsatzes über den geistigen Geschlechtsunterschied von zwei ihm zur Auswahl gesandten Fassungen des Anfangs der ‚Würde der Frauen' die Lesart ‚Sicher in ihren bewahrenden Händen *Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwenden*' wählt: ‚Es ist ein zu charakteristischer Geschlechtsunterschied' [1]).

---

1) Vgl. auch Düntzer: Ältere Lesarten in Schillers ‚Macht des Gesanges', Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte V, S. 491 f.

III.

Die Mitarbeiter.

Der Charakter der Schillerschen Musenalmanache wird im Wesentlichen durchaus, wie das natürlich von vornherein die Absicht des Herausgebers gewesen war, durch die Beiträge Goethes und Schillers bestimmt. Ganz äußerlich mögen das einmal ein paar Zahlen beweisen:

von den 260 Seiten des Almanachs auf 1796 nehmen Goethes und Schillers Beiträge etwa 210 ein:
von den 302 Seiten des Xenienalmanachs gegen 200;
von den 318 Seiten des Balladenalmanachs über 110;
von den 247 Seiten des Almanachs auf 1799 über 100.

Wollte man eine Gruppierung der Almanache nach den Mitarbeitern versuchen, so fällt also der letzte Almanach, wo Goethe fehlt und Schiller nur das Lied von der Glocke und zwei kurze Gedichte (noch nicht 30 Seiten von 264) gibt, ganz aus der Reihe. Wenn der Anteil Goethes und Schillers an den ersten beiden Almanachen wesentlich stärker ist als an den beiden folgenden, so rührt das von den großen zusammenhängenden Gruppen der venetianischen Epigramme und der Xenien her.

Aber nicht nur, weil sie zuletzt diese nicht jedem erwünschten Zugaben bringen, gehören die ersten beiden Almanache gegenüber den beiden folgenden enger zusammen: wie schon früher darauf hingewiesen wurde, daß in den Almanachen auf 1798 und 99 die Übersetzungen aus modernen Sprachen zurückgedrängt werden oder ganz verschwinden, anderseits die größeren Gattungen in antiker Form immer stärker hervortreten, so haben im Zusammenhang damit die ersten beiden Jahrgänge ihren Nachfolgern gegenüber eine Reihe von Mitarbeitern gemeinsam, die für ihren Charakter doch nicht ganz bedeutungslos sind: auf der einen Seite vor allen Herder,

der sich erst im Almanach auf 1800 wieder einstellt, auf der andern Kosegarten, der freilich auch 1800 wiederkehrt, Langbein, F. L. W. Meyer, Neuffer und Woltmann, alle also Beiträger des Bürgerschen Almanachs, den Schiller eigentlich hatte fortsetzen wollen. Überhaupt sind die Mitarbeiter der beiden Almanache im Ganzen dieselben; von solchen, die im ersten etwas stärker vertreten waren, fehlt im folgenden nur Haug, außerdem Hölderlin, von dem Schiller ja nur ein Gedicht aufgenommen hatte, Lappe und Reinwald; dafür treten im Xenienalmanach — abgesehen von dem indifferenten Friedrich von Örtel — zuerst Matthisson (allerdings nur mit zwei Gedichten) und Steigentesch zu den Beiträgern hinzu, beide von nun an treue Mitarbeiter, die in keinem Jahrgang mehr fehlen. Gemeinsam sind diesen ersten Almanachen außer dem Herausgeber, Goethe und den schon Genannten noch Conz, Sophie Mereau, Pfeffel und Wilhelm Schlegel.

Einen wesentlich andern Anblick bieten die Almanache auf 1798 und 99, die wieder zusammengehören. Trotzdem jene sechs ausgeschieden sind, hat sich die Zahl der Mitarbeiter vermehrt: jüngere Dichter, die vielfach durch den Schillerschen Almanach zum ersten Mal der Öffentlichkeit vorgestellt werden, halten ihren Einzug. Freilich zumeist sind es wenig bedeutende Talente, und für den Charakter des Almanachs macht es wenig aus, ob sie Brinckmann, Cordes, Jägle, Keller, K. L. M. Müller, Siegfried Schmidt heißen wie im Balladenalmanach, oder Bürde, Eschen, K. M. Hirth, Kochen, Nöller, Thilo, Vermehren wie im folgenden — im Almanach auf 1798 steht auch eine Übersetzung Wilhelm von Humboldts. Bedeutungsvoller ist jedenfalls die zunehmende Teilnahme der Romantiker: beim Almanach auf 1798 mag man wohl von einer gewissen Aristie Wilhelm Schlegels reden, sein Schüler Gries erscheint hier zuerst und bleibt von nun an dem Almanach treu, 1799 findet sich Tieck ein. In beiden Almanachen erscheint Hölderlin. Sonst sind es



von neu hinzukommenden Talenten nur drei Frauen, die in beiden Almanachen vertreten sind und eine größere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen: Luise Brachmann, Friederike Brun, Amalie von Imhoff. Im Balladenalmanach taucht Boie auf, und Goethe steuert zwei Dichtungen aus Lenzens Nachlaß bei, von den Mitarbeitern der ersten Jahrgänge schwindet im Almanach auf 1799 auch Pfeffel. Dem letzten fehlen außer Goethe noch einige Namen, die bisher in jedem zu finden gewesen waren: Conz, Sophie Mereau, Wilhelm Schlegel — der damals schon ernsthafter an die Herausgabe eines eignen Almanachs gedacht haben mag[1]) —; es bleiben außer Schiller Amalie von Imhoff, Gries, Matthisson, Steigentesch; von den Beiträgern der ersten Jahrgänge sind Herder und Kosegarten wieder beteiligt, ganz neu taucht — kein Ersatz für Goethe! — Knebels Name auf.

Von den Mitarbeitern des Schillerschen Musenalmanachs waren nur Herder, Knebel, Boie, Pfeffel und Reinwald älter als Goethe, der literarischen Stellung nach aber gehörten viel mehr einer früheren Epoche an. In den ersten beiden Almanachen überwiegt die Zahl der Vertreter älterer Tradition durchaus. Zumeist handelt es sich um Dichter, die schon an den älteren Musenalmanachen beteiligt waren. Der Veteran unter ihnen war Schillers philiströser Schwager Reinwald, der schon im zweiten Göttinger Musenalmanach vertreten gewesen war. Pfeffel, der zu den Beiträgern des folgenden Jahrgangs gehört hatte, war dann eine Stütze des Vossischen Almanachs geworden, ohne im Bürgerschen ganz zu fehlen. Auch Matthissons Tätigkeit hatte wesentlich dem Vossischen Almanach angehört, nur gelegentlich war sein Name auch bei Bürger aufgetaucht. Umgekehrt waren Conz, Haug und F. L. W. Meyer Mitarbeiter beider

1) Sophie Mereau trat für die Herausgabe des letzten Göttinger Almanachs erst 1802 mit Dieterich in Verbindung und war ja auch an beiden Jahrgängen des Vermehrenschen Almanachs beteiligt.

Almanache, vorzüglich aber des Bürgerschen gewesen, an dem Kosegarten, Langbein, Lappe, Neuffer und Woltmann — abgesehen von Wilhelm Schlegel, der nicht in diesen Zusammenhang gehört — ausschließlich beteiligt waren, Neuffer freilich außerdem wie Conz und Haug — und auch wie Hölderlin, dessen Name aber auf einem andern Blatt steht — dem Kreise des schwäbischen Almanachs angehörig.

Im Almanach auf 1798 erscheinen dann noch ein paar Nachzügler dieser ältern Dichter: Boie, der Begründer des ersten deutschen Musenalmanachs und bis in die letzten Jahre ein treuer Mitarbeiter seines Schwagers Voß — der ja selbst an den Horen beteiligt war — und Friederike Brun, wie ihr Freund Matthisson weit überwiegend am Vossischen und nur vereinzelt am Bürgerschen Almanach beteiligt; 1799 kommt noch Bürde hinzu, ein alter Mitarbeiter des Hamburger Almanachs noch unter Vossens und Goeckingks Leitung und auch später ihm treu, und 1800 schließlich Knebel, wie Reinwald schon am Göttinger Almanach auf 1771 beteiligt.

Der bedeutendste dieser älteren Gruppe — denn von den paar glatten Beiträgen *Boies* darf man absehen — ist ohne Zweifel *Friedrich von Matthisson.*

Die dritte Auflage der Gedichte des damals Dreiunddreißigjährigen hatte Schiller 1794 in jener bekannten Rezension in der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung wohl nicht ganz ohne Rücksicht darauf, daß er ihn zur Mitarbeit an den Horen und am Almanach brauchte, mit gewiß stark übertriebenem, aber doch nicht so völlig unverdientem Lobe dieser ‚etwas blassen und einförmigen aber nicht selten in ihrer Art vollendeten Versgebilde‘ (Adolf Frey) gewürdigt. Aber auf dem Felde, das Schiller damals als die Domäne des Dichters fast ausschließlich ins Auge gefaßt hatte, dem der lyrisch-elegischen Naturschilderung, hat Matthisson für den Almanach keine Nachlese mehr gehalten, und auch sonst trifft es auf viele seiner Beiträge zu, wenn Amalie von Imhoff im Mai 1798



mit der Übersendung seiner Gedichte für den nächsten Almanach an Schiller schreibt, die Gedichte zeigten wenig, woran man ihn gern erkennen möchte[1]): jedenfalls entdecken viele, matt und verschwommen, mehr seine Schwäche als seine Stärke, die eigentliche Blütezeit seiner Lyrik lag ja auch hinter ihm. Doch verdienen einige unter ihnen Auszeichnung; die besten — ‚Tibur‘, der doch wohl von Goethe wie von Körner unterschätzte ‚Hexenfund‘, ‚Die Elementargeister‘, der Anfang und sonst ein paar ‚Strophen der Sehnsucht‘ nach Rom (‚Hoch sey der hehre Tag gefeiert‘) — bringt der Almanach auf 1799, und noch im letzten Jahrgang ist der Preis der Kühnheit in den — freilich, wie so oft bei Matthisson, zu langen — ‚Neuen Argonauten‘ jedenfalls besser gelungen, als man vielleicht dem etwas schwächlichen Sänger zutrauen möchte[2]). Aber auch ein Gedicht wie der balladenhafte ‚Hexenfund‘ zeigt, daß es durchaus nicht immer angeht, von der ‚Zartheit der Matthissonschen Phrase‘ (Goedeke) zu reden, sondern daß sich die im Ganzen sehr sorgfältig gepflegte, in ihrer Art unleugbar schöne und originelle Sprache des Dichters doch auch zu wirklicher Kraft und Energie des Ausdrucks steigern kann. Überhaupt zeigen Matthissons Beiträge zum Schillerschen Almanach gegenüber dem herkömmlichen Bild des Dichters manche nicht geläufige neue Züge: der Humor der ‚Elementargeister‘ etwa ist echt und graziös[3]). Ein so triviales Epigramm wie ‚Stummes Dulden‘ freilich zeigt nur wieder,

1) Henriette von Bissing, Amalie v. Helvig S. 27.

2) Über die ‚Sehnsucht nach Rom‘ und den ‚Neuen Pygmalion‘: A. W. Schlegel: Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt (Athenäum 1800 u. sämtliche Werke XII, 65). Auch Wilhelm v. Humboldt stellt Matthissons Gedicht viel niedriger als sein Gedicht ‚Rom‘ und Schlegels Elegie (A. Laquiante, G. de Humboldt et Caroline de Humboldt. Lettres à G. Schweighaeuser S. 159, 160).

3) Sind die ‚Elementargeister‘ vielleicht von Maler Müllers 1775 in der Mannheimer Zeitschrift ‚Die Schreibtafel‘ erschienenen Gedichte ‚An den Frühling‘ beeinflußt?

daß Matthisson kein selbständiger, origineller Kopf gewesen ist. Aber fehlt seiner Dichtung auch alles Elementare, Hinreißende, unmittelbar und ursprünglich Wirkende, so beweisen doch auch seine Beiträge zum Schillerschen Almanach eine reife, mit voller Bewußtheit und Berechnung durchbildende Künstlerschaft, die, freilich mehr aufs Einzelne ausgehend, still bosselt und bastelt und sich nicht leicht genug tut. Schon Schiller hatte in seiner Rezension bemerkt, daß Matthisson mit dem Gedicht ‚Der Genfer See' bereits die dritte Veränderung vorgenommen habe. Jetzt folgt noch in demselben Monat, in dem Amalie von Imhoff Schiller seine Beiträge geschickt hatte, ein Brief Matthissons[1]): ‚Die Elementargeister bitte ich nach beikommender Abschrift und nicht nach der von Frl. Imhoff Ihnen mitgetheilten abdrucken zu lassen'. Selbst der Titel eines Gedichts beunruhigt ihn: ‚Das Gedicht die Geisterbeschwörung bitte ich umzutaufen und ihm den Titel: Hexenfund zu geben' — später wurde es ‚Zauberlied' genannt. Und ganz bezeichnend für die zierliche Pedanterie des Künstlers, wie sie solchen Specialisten der Naturbeschreibung, von Gessner bis hin zu dem bedeutendsten, zu Adalbert Stifter, öfters eignet, ist doch auch folgendes ‚NB. Für den Sezer oder Abschreiber' am Rande des Manuskripts der ‚Erdgeister'[2]): ‚Die Zeilen der ersten drei Strofen, die durch ein Versehen nicht richtig eingerückt sind, müßen genau so gestellt werden, wie die in der letzten Strofe. Auch wäre es gut, wenn das Gedicht, grade so wie es hier geschrieben ist, auf 4 Seiten gedruckt werden könnte'. Ein andermal läßt Matthisson Schiller durch Cotta bitten, ihm sein Gedichtmanuskript zurückzusenden, damit er noch umarbeiten könne, was des Druckes wert sei: so wie die Sachen seien, sollten sie nicht ins Publikum[3]). Mit

1) Matthisson an Schiller 29. Mai 1798.

2) Im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv. Im Druck des Almanachs übrigens nicht befolgt.

3) Cotta an Schiller 1. Juni 1800.

der gleichen Selbstkritik hat Matthisson in den letzten Ausgaben seiner Werke, wo er nur die Gedichte aufnahm, ,über deren Gehalt unpartheyische Kennerurtheile vortheilhaft entschieden hatten, oder auch solche, die durch Melodien trefflicher Meister dem Publikum lieb geworden waren', von den vierzehn im Schillerschen Almanach veröffentlichten Gedichten drei (An die Nymphen, Weissagung, Der neue Pygmalion aus dem Almanach auf 1799) unterdrückt und die ,Sehnsucht nach Rom' von zweiundvierzig Strophen auf fünfundzwanzig, den ,Hexenfund' um eine Strophe reduziert, während er dem ,Trost des Edeln' (1798) (später ,Der Fremdling') zwei und den sehr im Klopstockschen Geiste gehaltenen ,Schatten', als ob er Körners briefliche Kritik [1]) geahnt hätte, eine Strophe hinzufügte [2]).

Matthissons Art hat in ihren Vorzügen wie in ihren Schwächen etwas Weibliches, und wie er vorzugsweise der Lieblingsdichter von Frauen, auch des Fräuleins Charlotte von Lengefeld, geworden war — ,die Empfindsamen wollen finden, daß die Nachtigallen seitdem schöner schlagen', schreibt Amalie v. Imhoff einmal an Fritz von Stein nach Matthissons Durchreise durch Weimar [3]) — so wirkte sein Einfluß auch besonders auf

---

1) An Schiller 27. December 1798.

2) Daß der junge Hölderlin Matthissons Einfluß erfuhr, ist bekannt. Eine Strophe von Matthissons ,Die (höchste) Weihe' (Alm. auf 1797) — einem seiner besseren Stücke:

Stet, wie Vestas Flamme, lodert, Bis die schwarze Bark ihn fodert
Trotz der Erdenstürme Wuth, Seines Geistes reine Glut

scheint zunächst von Hölderlins 1793 in Schillers ,Neuer Thalia' veröffentlichtem Gedicht ,Griechenland' mit den Versen

Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust

entlehnt; doch hat Hölderlin seinerseits das Bild aus Matthissons ,Genfer See':

Beglückt, wem Glaube der Unsterblichkeit,
Wie Vestas Glut, in reinem Herzen lodert.

3) September 1794.

dichtende Frauen — zum Teil gewiß verhängnisvoll, auf die Weitschweifigkeit vor allem, zum Teil sicher auch günstig, auf die Sauberkeit der Detailarbeit, wie das manche Gedichte der Sophie Mereau zeigen. Wenn freilich sein Einfluß auf eine so wenig ausgeprägte dichterische Eigenart stieß wie bei seiner Freundin *Friederike Brun*, so kamen einfach matte Kopien seiner Art heraus, Nachahmungen, denen jeder eigene Ton abging. Ihre ersten beiden Beiträge, im Almanach auf 1798, ‚Lied auf dem Rigiberg gesungen' und ‚Terracina' — beide mit Fußnoten über ihr Lokal — zeigen schon im Titel, daß die Verfasserin hier ihrem Vorbild auf sein Hauptrevier, das Feld der lyrischen Naturbeschreibung, folgt; Körner hat die Gedichte treffend poetische Landkarten genannt [1]). Und auch in ihren beiden Beiträgen zum folgenden Almanach kann die immerhin auch hier anzuerkennende sorgfältige, und geschickte Mache den völligen Mangel an eigenem poetischen Talent nicht verdecken. Das beste Geschenk, das sie dem Almanach machte, war jedenfalls Goethes ‚Nähe des Geliebten', das durch ihr übrigens seinerseits wieder von Matthissons ‚Adelaide' und verwandten, auch Höltyschen Gedichten angeregtes ‚Ich denke dein' — mehr freilich wohl noch durch Zelters Komposition — veranlaßt wurde.

Wenn Matthisson selbst im ersten Almanach noch fehlte, so war doch sein Einfluß vielfach zu spüren: bei Sophie Mereau, bei Woltmann, am stärksten bei dem Schwaben *Ludwig Neuffer*, unter dessen ‚Mondscheingemälde' — schon der Name zeigt die literarische Abstammung und Matthissons Gedicht dieses Namens hatte bereits Schillers Rezension hervorgehoben — Herder gradezu Matthissons Namen vermutete, der auch Humboldt nicht überrascht hätte. Doch könnte man außerdem, besonders bei der letzten Strophe, vielleicht schon an eine Einwirkung des Freundes Hölderlin mit dem ‚Gott der

1) 25. Dezember 1797 an Schiller.

Jugend' denken, mit dem zusammen Neuffers Gedicht an Schiller abging. Jedenfalls ist das ‚Mondscheingemälde' wie der ‚Sonnenuntergang im Walde' im nächsten Jahrgang vielleicht matthissonischer als irgend etwas, was der Schillersche Almanach von Matthisson bringt, und unter Matthissons Gedichten würden beide keine schlechte Figur machen. Den Stücken der Friederike Brun sind sie an Natürlichkeit, Bewegung und Wärme weit überlegen.

Wie Neuffer in Schillers ‚Neuer Thalia' mit einer Übersetzung des siebenten Buchs der Äneide debütiert hatte, so ging auch ein anderer, älterer Schwabe, Philologe und Theologe wie Neuffer, Schillers Jugendfreund *Karl Philipp Conz* in Oden und Epigrammen von der Antike aus. Er gehört ganz und gar zu jenem Typus, den Mörike im ‚Schul-Schmäcklein' meint:

> — seinen Versen merkt man an,
> Daß der Verfasser lateinisch kann
> Und schnupft.

Im Ganzen haben seine Beiträge doch etwas Dürres, Trockenes, Hölzernes, Zusammengeleimtes; wenn Goethe das Gedicht ‚Die Musen' im Almanach auf 1797 ‚nur gute Prosa' nennt[1]), so trifft das mehr oder minder auf alle zu. Später urteilte Justinus Kerner ganz richtig über seinen Gönner[2]): ‚Seine Gedichte trugen neben großer Korrektheit doch oft sehr die Farben und Töne der verschiedensten Dichter des Altertums und der Neuzeit, die er emsig las und vielfach kritisierte, an sich'. Wie Neuffers ‚Mondscheingemälde' die Geliebte Cidli nennt, so steht auch Conz unter Klopstocks Einfluß, Matthisson ist nicht ohne Wirkung geblieben (‚Abendphantasie' im Almanach auf 1798), ein Gedicht wie ‚Der Hain der Eumeniden' (Alm. auf 1796) — wohl das beste — ist

1) Goethe an Schiller 13. August 1796.

2) Bilderbuch aus meiner Knabenzeit: Der Dichter Conz (Gaismaiers Ausg. IV, S. 203).



gewiß ein Nachklang von Goethes Iphigenie, und im Einzelnen glaubt man auch sonst manche Nachwirkungen zu spüren. Am stärksten und entscheidendsten hat aber doch Schiller auf Conz gewirkt; wie er etwa dessen ‚Ideale' in seiner ‚Jugendzeit' mit einer gewiß nicht bös gemeinten, aber eigentlich doch unglaublichen naiven Unverschämtheit verballhornt hat, so erkannte schon Körner [1]), daß Conz' Epigramm ‚Das Kind' (1797) von Schiller entlehnt sei, und Schiller selbst, daß er in seinem ‚Liebeszuruf' (1799) einfach das ‚Geheimnis' kopiert habe [2]).

Wesentlich ausgeprägtere Züge persönlicher Eigenart zeigt da von Schillers schwäbischen Jugendfreunden doch *Friedrich Haug*, der zu Schiller wie zu Matthisson mehr in Beziehungen rein persönlicher Art als in einem Verhältnis literarischer Abhängigkeit stand. Der spätere Gegner der schwäbischen Romantik war ein kluger Kopf, ein außerordentlich witziger, scharf pointierender Epigrammatiker, der nach Wolfgang Menzels Bericht seine besten Witze, die cynischen, noch nicht einmal drucken ließ, unter den Vertretern jener älteren, in den früheren Almanachen so gepflegten Gattung des Epigramms wohl der fruchtbarste und beste. Als Nachdichter etwa Petrarcas (im ersten Almanach) war er freilich trotz der geschickten Versifizierung weniger am Platz und in seinem Bemühen um die Wiedererweckung des deutschen Minnesangs mehr durch die damals übrigens doch recht verbreitete Tendenz als durch seine eigenen Übersetzungsversuche verdienstlich, wenn er etwa in des Kristan von Hamle ‚Wunneclîchen sol man schouwen' (1796), sich übrigens nicht mit bequemer wörtlicher Übertragung begnügend, sondern frei nachdichtend, die vierte und eigentlich hübscheste Strophe des Originals — aus Gründen der Moral und des Anstandes? — fortläßt [3]). Für die Art des Epi-

1) 11. Oct. 1796 an Schiller.

2) Schiller an Goethe 31. Aug. 1798.

3) Schiller wird sie kaum gestrichen haben; in Haugs Gedichten fehlt sie auch.

gramms, wie er sie vorzugsweise pflegte, war ja im Schillerschen Almanach kaum noch Raum; trotzdem ist die geringe Beteiligung des sehr produktiven Mannes — nur der erste Jahrgang bringt außer den beiden genannten Übertragungen drei geschickt antithetisch gefaßte Epigramme — nicht recht erklärlich. Auch mit einer oder der andern poetischen Erzählung sähe man ihn gern vertreten; Schiller wußte wohl recht gut, warum er den Freund grade um solche Stücke für den Almanach bat.

Für solche Belletristik in Versen sorgten wenigstens in den ersten Jahrgängen der alte blinde *Pfeffel*[1]) und der Dresdener Kanzlist *August Friedrich Ernst Langbein*[2]). Nur eine nicht sehr erquickliche Tierfabel (‚Die Hunde' — Alm. auf 1798) steuerte der Kolmarer Fabeldichter bei, sonst fehlt die Fabelgattung dem Schillerschen Almanach völlig. Von den beiden andern im Almanach veröffentlichten poetischen Erzählungen zeigt die eine ‚Die zwei Verdammten' (1796) — nach einer im Almanach des Muses für 1776 veröffentlichten französischen Verserzählung ‚Le double aveu' von Fréron — daß es ihm nicht darauf ankam, gelegentlich auch ein heikles Anekdötchen in seine glatten Verse zu bringen, wenn es nur seine Wirkung tat. Eine gewisse Engbrüstigkeit und Gedrücktheit, die er mit seinem Vorbilde Gellert teilt, gibt Körner Recht, wenn er urteilt, in Pfeffels Fabeln sei die Poesie fast größtenteils nur Mittel, um einer gewissen Bitterkeit Luft zu machen. Mit einer Erzählung wie den ‚Zwei Verdammten' nähert sich Pfeffel Langbein, dessen Legende vom Neidischen und vom Geizigen ‚Der Wunsch' (1797) einen alten viel herumgekommenen Stoff behandelt, den später Pfeffel in seiner Verserzählung ‚Die zwei Nachbarn' mit bürgerlich realistischem Detail ausstattete.

---

1) M. Poll, Die Fabeln von Gottlieb Konrad Pfeffel und ihre Quellen. Straßburg 1888.

2) H. Jess, A. F. Langbein und seine Verserzählungen. Berlin 1906.

Langbeins Beitrag zum ersten Almanach ‚Der Kirchenbau in Aachen' nach einer deutschen Sage ist gewandt erzählt, fällt aber gegen den Schluß hin verhältnismäßig gar zu kurz und dürftig ab. Sprach- und Versgewandtheit teilt Langbein mit Pfeffel, er wirkt vulgärer, aber auch flotter.

Der Breslauer *Samuel Gottlieb Bürde* ging als weltlicher Lyriker wie Matthisson von den Göttingern aus. Aber seine 1789 erschienenen ‚Vermischten Gedichte' zeigen, daß neben dem sanften Hölty auch der derbere Voß — Genüsse wie ‚Kraut und Kohl als Hausmannskost' würde uns jedenfalls der ätherische Matthisson nicht auftischen —, Claudius und in Balladen (‚Der Feuermann') recht stark Bürger auf sein oberflächliches, aber nicht unliebenswürdiges und in seiner Art manchmal ganz ansprechendes Formtalent gewirkt haben. Nun im vierten Schillerschen Almanach nimmt er sich in der ‚Überraschung' Goethes ‚Morgenklagen' und ‚Besuch' zum — freilich unendlich überlegenen — Muster, während ‚Genuß des Vergangenen' eher Schillers Einfluß zeigt, auch an Matthisson erinnern mag[1]).

Unter den Dichtern, deren Mitarbeiterschaft früher hauptsächlich dem Bürgerschen Almanach gehört hatte und die nun zu Schiller übergegangen waren, ist der Propst zu Altenkirchen auf Rügen, *Ludwig Theobul Kosegarten*, wohl der vielseitigste und produktivste, wenn auch kaum der begabteste und sicher nicht der sympathischste. Am erfreulichsten sind noch seine Beiträge zum ersten Almanach, von denen einer, ‚Die Sterne', nachher sogar recht populär und öfters — unter andern von Reichardt, Zumsteeg, Franz Schubert — komponiert wurde. Man

1) Erwähnt soll immerhin werden, daß in Bürdes ‚Provinzial-Drama: Rübezahl auf Reisen' in einer Scene (II, 8), wie mehr denn ein Jahrhundert zuvor in Gryphius' ‚Geliebter Dornrose', schlesischer Dialekt gesprochen wird. Das Gedicht ‚Apollo und Marsyas' (‚Poetische Schriften' Breslau und Leipzig 1803) scheint die recht verständige Stellung des Dichters zum Xenienkampf zu zeigen.

begreift das; wenn Kosegarten auch in solchen Stücken von fremden Einflüssen keineswegs frei ist — in dem Gedicht ‚An Ruhheims Fluren' etwa spürt man deutlich den Matthissons — im Ganzen singt und zwitschert er hier wirklich nach Goethes Ausdruck, wie ihm von der Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen ist[1]); in seiner nicht tiefen, aber natürlichen Empfindung, seiner nicht originellen, aber sehr flüssigen und gewandten Sprache, seiner Sangbarkeit und gefälligen Melodie, schließlich in seiner nicht aufdringlichen, doch überall zu Grunde liegenden christlichen Gesinnung erscheint er in solchen Stücken so etwas wie ein geringerer Vorläufer des jungen Emanuel Geibel. Der Übersetzer ausländischer Volkspoesie steuert auch die Nachdichtung einer altdänischen Ballade ‚Schön Sidselil und Ritter Ingild' bei, die Humboldt wegen ihres Anfangs laut auflachen machte und ihm ‚eine 'furchtbare Composition' schien[2]), ein Urteil, dem Tiecks Recension des Almanachs[3]) beistimmte, die Kosegarten überhaupt ‚rauhe Sprache und Versbau' vorwarf, während das Gedicht den Beifall eines andern angehenden Romantikers, Friedrich Schlegels, fand, der nur einige widerliche Züge und den zu harten Ton tadelte[4]). In Epigrammen, die besonders von Herder beeinflußt sein mögen, hat Kosegarten nichts zu sagen, und im Ganzen hatte doch der ‚hochgeschraubte Pommer' (F. L. W. Meyer), dem jeder sichere Geschmack abging, seine schwächliche Begabung von vornherein in einer Weise forciert, die ihr alles Ansprechende, was sie sonst manchmal haben mochte, schließlich ganz raubte, und er schleifte wieder nach Goethes Ausdruck — eigentlich über ein philosophisches Werk Kosegartens — seine Bettlerjacke auf

1) Goethe an Schiller 12. August 1797.

2) Humboldt an Schiller 31. August 1795.

3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, 1796, März, und Tiecks kritische Schriften (Leipzig 1848) I, S. 87 ff.

4) ‚An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend' in Reichardts ‚Deutschland' 1796, 2. Band, 6. Stück.

der Erde nach, um zu versichern, daß er doch auch so ungefähr einen Königsmantel in der Garderobe führe, wenn er in dem pompös schwülstigen Alexandrinergedicht ‚Arkona' ‚beyläuffig die Resultate der Kantischen Moralphilosophie in Handlung brachte'[1]). Über dieses Gedicht, das auch Humboldt ‚mittelmäßig und oft unnatürlich' nannte, und über Kosegartens zweiten größeren Beitrag zum Almanach auf 1797 ‚Die Harmonie der Sphären' (in Distichen) hat Körner treffend geurteilt[2]): ‚Kosegarten giebt oft ein warnendes Beispiel, wie man große Gegenstände nicht kleinlich behandeln soll. In der Harmonie der Sphären spielt er anfänglich mit dem Namen der Sternbilder, ohne daß all die hochtönenden Phrasen der Phantasie ein einziges Bild geben . . .. Der andächtige und dabei matte Schluß verdirbt die Wirkung des Ganzen. Auch lieb' ich weder ‚die Äolsharfe' noch die ‚Harmonicaglocken' der Schöpfung. — In dem Gedicht ‚Arcona' ist viel geleistet, um die Scene zu vergegenwärtigen; aber dies ist nur das Mittel zum Zwecke. Was in dieser Scene gedacht wird, ist äußerst alltäglich. Erst eine Überzeugung vom Dasein Gottes aus Gründen, die man ebenso gut in der Stube finden könnte, dann Zweifel über die Vorsehung bei einem Schiffbruche, dann Beruhigung, weil sich der Himmel wieder aufklärt. Dazu kommt der vielversprechende Rhythmus, der die höchste Pracht der Gedanken fordert. Überhaupt scheint Kosegarten noch nicht zu wissen, daß der Stoff nur das Fußgestell des Dichters ist, daß, wenn er selbst klein ist, er um desto kleiner erscheint je größer er ist'[3]). —

---

1) Kosegarten im Begleitbrief an Schiller vom 14. März 1796. (Jonas IV, S. 556).

2) 11. Oct. 1796 an Schiller.

3) Soll man wirklich annehmen, daß im selben Almanach, in dem diese beiden doch auch von Schiller kaum sehr anders beurteilten Gedichte erschienen, ein Xenion Kosegarten gegen Tiecks absprechende Kritik in Schutz genommen haben soll? — Wenn Otto Harnack (‚Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes' S. 42) Kosegarten einen

Die Schilderung, die Humboldt bei Gelegenheit seines Besuches bei Kosegarten im August 1796 in seinem Tagebuch[1]) gibt, zeigt deutlich den Abstand des Bildes, das er sich von ihm gemacht hatte (auch hier spricht er ihm doch noch das Gepräge des Genies zu), von dem, das er vor sich sah: Kosegarten scheint ihm mit der neueren Philosophie vertraut und ‚gewiß' nicht ohne Sprach- und andre gelehrte Kenntnisse; im Gespräch aber war er ‚nicht sonderlich interessant' und ließ sich nicht darauf ein, ‚über irgend etwas ausführlich zu raisonniren'; er besitzt ‚sicherlich' ein feines und zartes Gefühl für das Schöne, aber an Geschmack und Beurteilungskraft fehlt es ihm. ‚Seine Compositionen, sagte er mir, arbeitet er ganz im Kopf aus, trägt sie lang mit sich herum, und schreibt sie nur auf einen äußeren Anstoß auf. Daher vergesse er auch manche ganz (mag wohl übertrieben seyn)'. Von den Sonderbarkeiten und selbst Lächerlichkeiten im Äußern, im Benehmen, im Ausdruck des langen, magern Mannes ist die Rede, der in der Art, seinen Körper zu tragen, seinem Gang und dem kränklichen Aussehen in manchen Augenblicken eine auffällige Ähnlichkeit mit Schiller hat; von seiner unglücklichen äußeren, selbst finanziell trotz der guten Pfarre nicht günstigen Lage, die seine Schreibseligkeit erkläre, wird gesprochen und schließlich konstatiert: ‚Ob und wieviel in seinem Benehmen Affectation und Wahrheit seyn mag, dürfte nicht leicht zu entscheiden seyn'. — Schiller selbst, der wohl anfänglich Kosegarten überschätzt hatte, war nun nach seinen Leistungen im Almanach auf 1797 seiner offenbar überdrüssig und sagte ihm auch in

---

‚sozusagen passiven Geschmack, der grobe Verstöße vermeidet', zugesteht, so können ihn wenige Zitate aus solchen Gedichten widerlegen. Nennt doch schon Humboldt im Tagebuch (S. 42) ‚Arkona' ‚den sichtbarsten Beweis seiner Geschmacklosigkeit'.

1) Tagebuch Wilhelm v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland i. J. 1796. Hrsg. v. Albert Leitzmann. Weimar 1894. S. 40 ff.

einem Briefe ‚seine Meinung'[1]). In den beiden folgenden Jahrgängen findet sich sein Name nicht. Erst den Almanach auf 1800, als Schiller wohl dem von Goethe im Stich gelassenen und auch sonst im Ganzen kärglich genug befrachteten Schiffchen wenigstens durch ein paar angesehene und beliebte Namen das gehörige Gewicht geben wollte, durfte er wieder beglücken, doch abermals mit einem höchst zweifelhaften Geschenk, einer Übertragung der von Händel komponierten, auch von Weiße und Ramler und nachmals von Waiblinger und Luise von Plönnies übersetzten Drydenschen Ode zum Cäcilientage, Alexanders Fest. Kann schon Drydens Original in uns doch höchstens das Gefühl einer frostigen Bewunderung hervorrufen, ist seine Erhabenheit, wenn man sie ihm einmal zugestehen will, mindestens derart, daß sie es einem Übersetzer sehr schwer macht, den einen Schritt zum Lächerlichen hin nicht zu tun, so war Kosegarten gewiß der letzte, diesen Schritt zu vermeiden. Seiner Neigung zu Prunk und Schwulst kam Drydens Gedicht nur zu verhängnisvoll entgegen, und bloß den Wechsel der Metra, nicht diese selbst nachbildend, — eine Abweichung, die Herder an Kosegartens Übertragungen im ‚Britischen Odeon' tadelte — den Reim verhältnismäßig in ziemlich weitem Umfange beibehaltend, gestattete sich Kosegarten im Einzelnen (etwa bei dem Racheliede des Timotheus für die Gefallenen) Zusätze und Erweiterungen, die seine Nachdichtung auch nicht gerade genießbarer machen.

Solchen Stücken gegenüber wirkt Kosegartens einfacherer und anspruchsloserer jüngerer Landsmann und Schüler *Karl Lappe*, später Hauslehrer in seiner Pfarre, der Freund Ernst Moritz Arndts, der Verfasser des lange bekannten und gesungenen Liedes ‚Nord oder Süd', gradezu wie eine Erholung, so unbedeutend seine beiden Beiträge zum ersten Almanach an sich sind. Im Ganzen

1) Schiller an Goethe 17. August 1797.



ist der manchmal wohl an Voß, in seinem Preise des Landlebens besonders auch an Schmidt von Werneuchen erinnernde Sänger der ,Hütte in Pütte', obwohl ihm ein ansprechender idyllischer, auch leise elegischer Ton nicht abgeht (,Inselheimweh', ,December-Abend'), doch eine viel zu wenig ausgesprochene dichterische Persönlichkeit, und auch vor Entgleisungen ins Nüchterne, Prosaische, Abstrakte und Schematische allzu wenig sicher, als daß man ihm den Platz als ,größter Lyriker Pommerns' — ein Rang den ihm ja wirklich nur Ewald von Kleist und allenfalls Ramler streitig machen können, beide doch allzu früh der Heimat entfremdet — gern einräumte[1]). Später wollte er übrigens einen Musenalmanach aus dem deutschen Norden herausgeben, der auch einen Anhang plattdeutscher Gedichte haben sollte, und da hat Lappe denn unter anderm des Horaz Integer vitae im Originalversmaß ins Plattdeutsche übertragen und dabei den Ton, so befremdlich sich in dieser Umgebung die klassischen Namen ausnehmen, ganz hübsch getroffen, wie mir scheint, glücklicher als Geibel im Klassischen Liederbuch. In balladenhaften Gedichten schließt er sich gern an dänische, auch an altnordische Vorbilder an.

Mit Bürger persönlich befreundet und ein eifriger Mitarbeiter an seinem Almanach war der nun als Herausgeber des ,Archivs der Zeit' in Berlin lebende, durch seine Beziehungen zu Caroline Schlegel und durch seine Schröderbiographie bekannte *Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer*, von dem die ersten beiden Almanache Gedichte brachten, bis die Xenien die Verbindung lösten[2]). Ein begabter und interessanter Mensch von reicher literarischer Bildung, den Humboldts Briefe an Schiller[3]) in seiner Eitelkeit seiner Neigung zur Unwahrhaftigkeit, zu Prahlerei und Renommage, seiner Médisance, seinem

1) Sämmtliche poetische Werke, Rostock 1836; Blüthen des Alters, Stralsund 1841.

2) Curt Zimmermann, F. L. W. Meyer, Halle 1890, Dissertation.

3) Vgl. besonders den Brief vom 15. Aug. 1795.

prompten Witz und seiner Laune schildern, war Meyer nach Humboldts Urteil in Berlin doch noch immer in Sachen des Geschmacks der kompetenteste Richter, ‚der es wenigstens nicht wagt, gewissen Dingen zu widersprechen, wenn er sie auch nicht mitempfinden mag‘, und wurde ja so auch als Korrektor des ersten Almanachs in Aussicht genommen. ‚Er ist ganz durch moderne Literatur gebildet, meist durch französische und englische, hat gewiß Talent und Witz, aber eben so gewiß kein Genie, noch auch, wie sehr er es auch durch Phantasie manchmal mag nachgespielt haben, Gefühl. Er ist eigentlich von Hause aus kalt und nicht einmal sinnlich‘. So ist seine eigene Poesie denn auch flach, und wenn Schiller ihm einmal höflich und wohl wirklich nur aus Diplomatie schreibt [1]): ‚Ihre Manier ist völlig die Ihrige, keiner macht sie Ihnen nach, und sie verfehlt nie ihre bestimmte Wirkung auf die Leser‘ — so trifft gerade das Gegenteil zu: Meyer ist ein von allen Seiten her beeinflußter Dilettant, übrigens formgewandt, nicht unglücklich als Übersetzer und in seinen besten Stücken, zu denen die Beiträge zum Schillerschen Almanach (‚Die Boten‘, ‚Biondina‘) gehören, nicht ohne eine gewisse, etwa an bessere Vertreter der Anakreontik gemahnende Grazie, so daß Humboldt die Gedichte immerhin rühmen, besonders ‚Die Boten‘ als ‚recht artig‘ bezeichnen kann [2]), die auch Friedrich Schlegel ‚ein gar zartes Ding‘ nennt.

Auch der Geschichtsprofessor *Karl Ludwig Woltmann* in Jena hatte Bürger persönlich nahe gestanden, von dessen Balladen die eignen schwachen Versuche dieser Art angeregt worden sind. Sonst gehört er als Dichter etwa in dieselbe Region wie Meyer, auch er nur ein dilettierendes Formtalent, beweglich und leicht beeinflußt, etwa von Hölty und Matthisson (‚Sylphenlied‘, Al-

1) 14. September 1795.

2) 25. Aug. 1795 an Schiller. Auch Caroline (an Luise Gotter 20. Febr. 1796) rühmt die ‚artigen Sachen‘ des früheren Intimus.

manach auf 1796). Er gehörte zu den Herausgebern der ‚Horen', und wir treten hier in den Kreis von Dichtern, die sich in Weimar und Jena und im benachbarten Thüringen um Goethe und Schiller gruppieren. Die poetische Luft, die wir atmen, beginnt sich zu ändern.

Freilich bei Schillers Schwager *Wilhelm Friedrich Hermann Reinwald* umgibt uns noch die alte Atmosphäre. Schon als er seine Beiträge zu den ersten Jahrgängen des Göttinger Almanachs schickte, war er keiner von den Modernsten gewesen. Schiller schätzte ihn ganz richtig ein, wenn er ihn um komische Stücke bat: in einem Gedicht wie der kleinen Travestie ‚Orpheus' wußte er seine Wirkungen zu erzielen, wenn sie auch noch so niedrig waren, in parodischen Romanzen und Erzählungen war er wirklich noch am genießbarsten, genießbarer jedenfalls als in dem altmodischen, schläfrigen Gedicht ‚Der Freund', mit dem der erste Schillersche Musenalmanach beglückt wurde.

Eine gewisse Überraschung dagegen bereitet uns doch schon der ursprünglich von Ramler herkommende Major *Karl Ludwig von Knebel* mit seiner im Almanach auf 1800 veröffentlichten Elegie ‚Die Stunden', deren Stimmung uns wohl daran erinnern mag, daß der Verfasser später auf die Gestalt des Majors in Goethes ‚Mann von fünfzig Jahren' nicht ohne Einfluß geblieben ist. Im Ganzen zeigt ja nun auch diese Elegie, daß Knebel in eigener Produktion doch nur Dilettant war, aber in ein paar schönen, reinen Distichen gegen den Schluß hin, die das Glück des Alternden im Leben in und mit der Natur suchen, erhebt sich das Gedicht zu einer Höhe, die doch beweist, daß der Verfasser nicht umsonst mehr als zwei Jahrzehnte hindurch Goethes enge Freundschaft genossen hatte.

Unter den an Goethe und Schiller sich anschließenden Talenten Weimar-Jenas stehn in erster Linie zwei Frauen, Sophie Mereau, Brentanos spätere Gattin, und Amalie von Imhoff, beide echt frauenhafte Talente — auch die

beiden andern Mitarbeiterinnen an Schillers Musenalmanach, Friederike Brun und Luise Brachmann, gehören in dieselbe Klasse — mit schmiegsamer, feiner Formbegabung, von Haus aus mehr receptiv als produktiv veranlagt, Anempfinderinnen nach Goethes Wort, die vielleicht nie auf den Gedanken gekommen wären, einen Vers zu schreiben, wenn sie nicht in einer literarisch angeregten Zeit und Gesellschaft gelebt hätten, die aber nun, ihren großen Vorbildern mit Maß und Geschmack nachstrebend, für Schiller jedenfalls unverächtliche Mitarbeiterinnen wurden, deren Ausbleiben ihn schon einmal in Verlegenheit bringen konnte.

Die ältere und bedeutendere der beiden, die in unglücklicher Ehe mit einem Professor in Jena lebende, von den Studenten viel angeschwärmte *Sophie Mereau*, ist von Schiller wesentlich stärker beeinflußt als von Goethe, dessen Elegien doch auf ein Gedicht wie ‚Lindor und Mirtha' (Alm. auf 1798) eingewirkt haben, während seine konkrete Anschaulichkeit ihrer Naturlyrik (‚Frühling', Alm. auf 1796) ferner steht als Matthissons Weitschweifigkeit und Verschwommenheit[1]). Anderseits macht sie dann doch den Eindruck größeren Realismus, wenn sie, zwar immer noch breit und unklar genug, eben um ein Gedicht zu machen, betimmte Gegenden (‚Der Garten zu Wörlitz', Alm. auf 1798) etwas hart und mühsam Zug für Zug nachzeichnet, wobei dann freilich auch der poetische Duft und Schimmer, der doch immer über Matthissons Naturgemälden liegt, verloren geht (‚Die Landschaft', Alm. auf 1797). Schiller selbst zeichnet besonders das in

1) Immerhin interessant ist es, wie unter dem Einfluß der Goethischen Elegien bestimmte Wendungen bei verschiedenen Dichtern unabhängig von einander fast wörtlich wiederkehren:

‚Lindor und Mirtha':

— *wie säuseln im Winde die Blätter*

Sterbend hernieder, *wo oft Amor mit uns sich verbarg.*

Heinrich Keller, 4. Elegie (ebenfalls im Alm. auf 1798 gedruckt):

Schon *entkleidet* der rauhe *Nord die laubichten Grotten,*

Wo in zweifelndem Licht *Amor sich gerne versteckt.*



den Horen erschienene, doch auch nach den Kürzungen der Verfasserin noch zu lange ‚Schwarzburg' mit seiner rousseauisch weltflüchtigen Stimmung aus; wir wären vielleicht geneigt, der ‚Vergangenheit' (Alm. auf 1796) mit der Schilderung des Abends zu Anfang, die ihr wohl am besten gelungen ist, den Vorzug zu geben. Überall tritt neben Schillers Einfluß der Matthissons dominierend hervor: ‚Andenken' (Alm. auf 1797) gehört wieder in die Reihe der durch seine ‚Adelaide' hervorgerufenen Gedichte. Mitunter etwas weibisch-tändelnd — im ‚Lieblingsörtchen' (1796) hat fast jede Strophe mindestens *ein* Deminutivum — beweist sie doch durchweg Geschmack und eine sehr sorgfältige, gelegentlich freilich etwas exerzitienhafte Arbeit. Durch Brentano geriet sie dann später — übrigens durchaus zum Vorteil ihrer Dichtung — ganz unter den Einfluß der Romantik [1]).

In einem Brief an Goethe vom 17. August 1797 hat Schiller selbst Sophie Mereau mit der andern Dichterin des Weimar-Jenaer Kreises, *Amalie von Imhoff*, verglichen: ‚Unsre Freundin Mereau hat in der That eine gewiße Innigkeit und zuweilen selbst eine Würde des Empfindens und eine gewiße Tiefe kann ich ihr auch nicht absprechen. Sie hat sich bloß in einer einsamen Existenz und in einem Widerspruch mit der Welt gebildet. Hingegen Amelie Imhof ist zur Poesie nicht durch das Herz, sondern nur durch die Phantasie gekommen, und wird auch ihr Lebenlang nur damit spielen. Weil aber, nach meinem Begriff, das Ästhetische Ernst und Spiel zugleich ist, wobei der Ernst im Gehalte und das Spiel in der Form gegründet ist, so muß die Mereau das Poetische immer der Form nach, die Imhof es immer dem Gehalt nach verfehlen'. Gewiß überschätzt Schiller hier beide Dichterinnen, wenn er sie einander so als zwei

1) Ist der Anfang von ‚Erinnerung und Phantasie' (Alm. auf 1796) durch die ersten Zeilen von Hölderlins ‚Kanton Schwyz' (Stäudlins Blumenlese auf 1793) beeinflußt, die ja dann offenbar auch Mörikes ‚Besuch in Urach' (Schluß der siebenten Strophe) beeinflußt haben?

Typen gegenüberstellt, so viel aber trifft zu, daß von einer innern Notwendigkeit der Produktion bei Amalie v. Imhoff noch weit weniger die Rede sein kann als bei Sophie Mereau, und daß ihre Gedichte nichts sind als Erzeugnisse der Freude an der poetischen Form oder besser an den poetischen Formen. Wie Sophie Mereau ist sie durch das rege literarische Leben ihrer Zeit zur Poesie geführt worden, aber noch in einem viel höheren Grade verdankt bei ihr auch das einzelne Gedicht ganz unmittelbar sein Entstehn einer literarischen Anregung. Durch die Lektüre Ossians wird sie sofort zu einer Ballade mit ossianischen Gestalten und ossianischer Stimmung (,Die Geister des Sees', Alm. auf 1798) angeregt; Goethische Elegien und ,Hermann und Dorothea' rufen ihre ,Schwestern von Lesbos' hervor. In kleineren Gedichten, namentlich im Almanach auf 1798 (,Mein Traum'), oft anmutig, wenn auch oberflächlich und ohne sicheren Geschmack [1]), zeigt die Dichterin, deren zeichnerisches Talent von Heinrich Meyer gefördert wurde, eine Freude an Beschreibungen (,Der verlorene Maitag', Alm. auf 1798) — auch Matthissons Einfluß kam da hinzu (,Der Abschied' Alm. auf 1799) —, die Goethe zu der Bemerkung veranlaßte, man merke ihrer Produktion sehr deutlich die soliden Einsichten in eine andere Kunst an [2]), die aber auch bedenkliche Folgen haben mochte, denn die in ihrer Ballade ,Die Jungfrau des Schlosses' von Schiller gestrichene Stelle war offenbar eine ausführliche Schilderung der Heldin. In größeren Kompositionen aber

---

1) Wie leicht sie bös ins Prosaische fällt, zeigt etwa die Schlußstrophe der ,Freuden der Gegenwart' (Alm. auf 98):

> Aber, o laßt uns den Becher der Freuden
> Immer mit mäßiger Lippe berühren,
> Wenn ihn die Hore, die freundliche, reicht;
> Nie im Genusse sich selbst zu verlieren
> Und in den Armen des Glückes bescheiden,
> Weise zu bleiben, *ist weniger leicht.*

2) An Meyer 21. Juli 1797.



bewies die Dichterin, daß ihr Verhältnis zur poetischen Form doch nur rein äußerlich war, ja daß es ihr selbst an Sinn für musikalische Wirkung und rhythmischem Gefühl fehlte. Metrum und Satzbau zu einem harmonischen einheitlichen Rhythmus zu verschmelzen ist ihr nicht gegeben[1]). Das hat schon Goethe in seinem Urteil über den ersten Gesang ihrer großen Idylle ‚Die Schwestern von Lesbos' konstatiert[2]), die den größten Teil des letzten Almanachs füllt: ‚Die sehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr als daß sie durch eine gewisse Vollendung dem Vortrag eine Anmuth geben. Es entstehen viel dunkle Parenthesen und Beziehungen, die Worte sind oft ohne epischen Zweck umgestellt und der Gebrauch der Participien nicht immer glücklich'. Auch bei den Perioden der Amalie von Imhoff schläft die Lachesis, und das trifft nicht bloß auf den ersten Gesang zu, ohne daß Goethes Rat dabei viel geholfen hat. Dazu

1) Schon in einer schwachen Nachahmung Bürgers wie der ‚Jungfrau des Schlosses' verraten allzu reichliche und zu starke, manchmal geradezu komisch wirkende Enjambements, wobei oft der Sinneseinschnitt unmittelbar nach dem Versschluß in den Anfang der folgenden Zeile fällt, eine gewisse Ungewandtheit im Reimen und geben dem ohnehin unruhigen Rhythmus etwas ganz Zerhacktes und Zerrissenes:

> Dort hauste Graf Erich, ein Mann
> Von grausamen Sitten, es wehte
> Gar oft schon in blutiger Fehde
> Sein drohendes Banner voran.

Oder:

> Doch einst, da zur Pforte sie schleicht
> Naht plötzlich gerüstet zum Jagen
> Der Vater, es sieht ihn mit Zagen
> Die Tochter, sie wankt und erbleicht.
> Streng fragt er: Was trägst du den Wein
> Zur Pforte? etc.

Der Ballade lag übrigens die Sage von der Ruine des Schaumforstes zu Grunde, wo, wie man in Kochberg erzählte, ein Mädchen den Vorübergehenden einen Becher reicht (Düntzer, Westermanns Monatshefte, 61. Band, Dezember 1886/Januar 1887).

2) 29. Mai 1799 an Schiller.



kommt die trotz Goethes Mahnung und des Hinweises auf das Muster der Vossischen Luise nichts weniger als einwandfreie metrische Behandlung des einzelnen Hexameters [1]).

Was vom Einzelnen gilt auch vom Ganzen: es fehlt an klarer Durchbildung, an starken, beherrschenden Accenten und scharfen Einschnitten an der rechten Stelle. Es verläuft alles zu glatt, zu gleichförmig, es kommt kein Rhythmus heraus. Von einer organisch aufgebauten, harmonisch an- und abschwellenden Komposition kann keine Rede sein. ‚Es fehlt alle epische Retardation, dadurch drängt sich alles auf und über einander, und dem Gedicht fehlt wenn man es liest durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Gesange ist kein einziger Abschnitt angegeben und wirklich sind die Abschnitte schwer zu bezeichnen‘ [2]) — wie ganz entsprechend der Periodenbau durch die unglückliche, das Komma unverhält-

---

1) Da Otto Harnack, ‚Der deutsche Klassizismus im Zeitalter Goethes‘ S. 40 den Hexametern der ‚Schwestern von Lesbos‘ die metrische Sorglosigkeit nachsehen will, da sie ‚von feinem musikalischen Gefühl‘ getragen seien, ist es vielleicht nicht überflüssig eine Probe zu geben:

Freundlich bilden hienieden sie‘ (die Himmlischen) ‚eins fürs andre, sie führen
Die Verwandten sich zu, daß froh gesellet den Pfad wir,
Der unebenen, wandeln des Lebens, in der Vereinung
Süßem Genuß, doch zerreißt allmächtig das waltende Schicksal
Jenen ersten Bund, strebt umsonst das Verwaiste von neuem
Festzuhalten ein Herz, das, unbewußt durch den Ratschluß
Höherer Mächte schon der andern Liebe bestimmt war.
(Sechster Gesang, Alm. auf 1800, S. 179 f.)

Vgl. etwa noch: S. 54, Z. 2/5; S. 68, Z. 7—S. 69, Z. 3; S. 133, Z. 2/9 usf. Eine Abnormität in der Metrik ist der vom 4. Gesang an fünfmal vorkommende Gebrauch des Wortes ‚Entschluß‘ als trochäischen Hexameterausgangs (zuerst S. 121 unten: ‚Also sprach voll Schmerz Simaitha, streitenden Entschluß In unruhiger Brust bewegend‘). Dachte die Verfasserin an eine Komposition ‚End-schluß‘?

2) Goethe an Schiller 29. Mai 99.

mäßig bevorzugende Interpunktion noch undurchsichtiger gemacht wird.

‚Hermann und Dorothea‘, im Herbst 1797 erschienen, gab den unmittelbaren Anlaß zu dem Gedicht, das in der Hauptsache 1798 entstand — am Schreibtisch aus dem Gastzimmer Charlottens v. Stein, den sie der Nichte geborgt hatte. Im nächsten Jahre ging Goethe die Gesänge für den Almanach mit der Verfasserin durch, die keineswegs immer geneigt war, seinen Ratschlägen zu folgen, bestärkt von Caroline v. Wolzogen, die an der Dichtung wegen des Inhalts, der großmütigen Entsagung der älteren Schwester zu gunsten der jüngeren, besonderen Anteil nahm und den Konferenzen beiwohnte. So wurden die Sitzungen für Goethe immer mehr eine Last, und in der Erkenntnis, eine Radikalkur, das Gedicht wenigstens von seinen Hauptgebrechen zu befreien, sei doch unmöglich, mag er wohl auch im Einzelnen schließlich immer toleranter geworden sein [1]).

Neben Goethes Hermann und Dorothea hat im Einzelnen wohl auch gelegentlich Vossens Luise kleine Spuren ihrer Nachwirkung hinterlassen, und in Gleichnissen, deren das Gedicht viel mehr enthält nicht nur als Hermann und Dorothea mit seinem einzigen, sondern auch als die Luise, in den Epithetis, in der Art der Einfügung allgemeiner Sentenzen sucht sich die Verfasserin dem deutschen homerisierenden epischen Stil zu nähern. Aber die deutsche bürgerliche Gegenwart, wie sie bei Goethe und Voß den Hintergrund bildete, mochte ihr zu nüchtern und prosaisch erscheinen, und wieder mag man an Goethes ‚Alexis und Dora‘ und mehr noch an den ‚Neuen Pausias‘ denken, die auch sonst auf Stimmung und Haltung des Gedichts gewirkt haben, wenn sie ihr Epos ins alte Grie-

1) Zur Entstehungszeit des Gedichts: Goethe an Schiller 3. Febr. 1798 ‚Amalie hat wieder etwas vor‘ und Amalie v. Imhoff an Fritz v. Stein 19. Febr. 1798 sie ‚habe auch ein neues Gedicht angefangen, eine Idylle in Hexametern‘ — wodurch zugleich die schon von Düntzer bezweifelte Erzählung in Goethes Gesprächen 1. S. 197 widerlegt wird.

chenland verlegt und damit freilich in eine zeitliche und örtliche Ferne, die ihrer Unfähigkeit zu einer klaren und bestimmten Führung der Handlung, einer deutlichen Formulierung der Voraussetzungen, einer scharfen Charakteristik der Personen nur zu sehr entgegenkam.

Vielleicht war es wieder der Einfluß von Hermann und Dorothea, der die Verfasserin zu dem freilich arg mißglückten Versuch veranlaßte, ihrem Epos einen historischen Hintergrund zu geben. Von einer barbarischen Sitte, die auf Lesbos herrschte, wo nur der ältesten Tochter das Erbe zukam, vor den Söhnen und vor den jüngeren Töchtern, denen nicht einmal die Ehe gestattet war, mochte sie in Reisebeschreibungen gelesen haben. Diese Sitte knüpft sie an den Abfall Mitylenes von Athen im peloponnesischen Kriege, wo allein die Frauen den Athenern treu geblieben seien und darum von den Siegern dies Vorrecht vor den Männern erhalten hätten; wobei denn doch zu fragen ist, was das denn mit dem Eheverbot für die jüngeren Töchter zu tun hat — denn darum handelt es sich im Epos — abgesehen davon, daß eine ganz andere Begabung als die Amalie von Imhoffs den Streitigkeiten infolge des peloponnesischen Krieges kaum das Interesse geben könnte, das die französische Revolution an sich für uns hat.

Der Inhalt der Dichtung, die, wie Hermann und Dorothea streng durch die Einheit der Zeit gebunden, die Ereignisse einer Nacht, von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang, erzählt, ist in einem Satze wiederzugeben: wie sich bei Grillparzer Phaon von der reifen Sappho zu der kindlich-lieblichen Melitta wendet, so hier der junge Diokles von Simaitha zu der jüngeren Schwester Likoris, der ihn die ältere, großmütig auf ihr Vorrecht verzichtend, abtritt. Der erste Gesang bringt die Exposition dieser äußerst dürftigen und sehr breit abgewickelten Handlung in einem Gespräch der Mädchen beim Gange zum Brunnen und am Brunnen selbst, wo zugleich eine Freundin in der älteren Schwester den ersten Ver-



dacht gegen die jüngere, sie liebe Diokles selbst, erweckt — ein Verdacht, den der Leser nach der im zweiten Gesang erzählten Zusammenkunft Simaithas (die hier, wie Dorothea, von einer ersten Verlobung erzählt) mit Diokles auch auf den Bräutigam übertragen muß. Im dritten Gesang, im Hause des Vaters der Mädchen, erkennt Diokles aus Likoris' Tränen bei einer Erzählung des Alten, der aus früherer Zeit eine der Handlung des Gedichts ähnliche Begebenheit mit tragischem Ausgang berichtet, die Neigung, die die jüngere Schwester zu ihm gefaßt hat; im vierten gibt Likoris durch ein Selbstgespräch der schlafend geglaubten Schwester die Gewißheit ihrer Leidenschaft, im fünften treffen Diokles und Likoris, die keinen Schlaf finden, in der Morgendämmerung zufällig zusammen und liegen sich einen Augenblick in den Armen, um sich dann von einander los zu reißen; der sechste bringt die Lösung: im Hochzeitszuge bricht Likoris, die die Fackel vorantragen muß, ohnmächtig zusammen, alles vergessend hält Diokles die Stürzende in den Armen, Simaitha verzichtet zu gunsten der Schwester und weiht sich als Priesterin der Hestia.

Das Gedicht der Imhoff zeugt von einem so völlig vagen, verschwommenen Dilettantismus, daß Caroline Schlegel es überaus treffend ‚eben weiter nicht viel als ein Rudel Hexameter‘ nannte[1]). Vor allem ist die Verfasserin schon zu keiner klaren Reflexion über ihre Voraussetzung oder dessen, was sie dafür angesehen wissen will, gekommen. Aus der Übersicht des Inhalts ergibt sich ohne weiteres, daß Goethe eigentlich durchaus Unrecht hat, wenn er einmal ‚die barbarische Sitte als Stoff‘ des Epos bezeichnet[2]): der ganze Apparat der Voraussetzung ist so, wie er gebraucht oder eigentlich nicht gebraucht wird, lediglich ein Kostenaufwand, der sich durch nichts bezahlt macht, und für die eigentliche Handlung so über-

1) An Auguste Böhmer 21. October 1799.

2) An Schiller 17. August 1799.

flüssig und gleichgültig, wie nur irgend möglich. Die Entwickelung läßt sich erzählen, ohne ihn mit einem Worte zu erwähnen. Die grausame Sitte schwebt über dem Ganzen unheilvoll und gefahrdrohend wie eine Gewitterwolke, aus der nie ein Blitz zuckt. Wenn Diokles mit Simaitha verlobt ist und sich von ihr zu der jüngeren Schwester wendet, so ist eine Lösung des Knotens von vornherein nur durch den Verzicht der älteren Schwester möglich, und wenn jener Brauch nicht eben dieser Entsagung Schwierigkeiten entgegensetzt, hat er weiter keinen Zweck als höchstens den Charakter Simaithas noch zu erhöhen. Hätte hier die Reflexion der Verfasserin eingesetzt, welcher Art der Brauch eigentlich sei, ob Simaitha so glatt und ohne weiteres verzichten und ob ihre Entsagung der Schwester zu gute kommen dürfe, so hätte sie sich leicht sagen können, daß sich hier immerhin eine Gelegenheit bot, die Handlung durch Einfügung der von Goethe vermißten retardierenden Momente in ihrer Entwickelung reicher und in ihrer Wirkung tiefer, die Charakteristik der unglaublich wenig individualisierten, ganz schemenhaft gebliebenen Personen, denen dann wenigstens viel mehr Raum zur Entfaltung ihres Charakters gegeben wäre, schärfer zu gestalten, namentlich die Figur des Diokles etwas zu erhöhen, der zwischen den Schwestern namentlich zuletzt, wo er sich allen Unannehmlichkeiten durch die Flucht entziehen will, geradezu eine klägliche Rolle spielt. Freilich dazu hätte die Kraft der Dichterin wohl kaum ausgereicht.

Einer anderen thüringischen Dichterin, der die glänzenden Eigenschaften des schönen Weimarer Hoffräuleins in einer Weise abgingen, die das Verhängnis ihres Lebens und die Ursache ihres Todes werden sollte, mußte die Poesie, da das Leben ihre Forderungen enttäuschte, freilich mehr werden als ein bloßes Spiel; aber *Luise Brachmann*, die ein Vierteljahrhundert später in den Fluten der Saale ihr unseliges Geschick erfüllte, hat in ihren Beiträgen zum Schillerschen Almanach doch

auch nur gezeigt, daß hinter ihnen ebenso wenig eine selbständige, geschlossene, einheitliche dichterische Persönlichkeit steht wie hinter denen der andern Dichterinnen des Almanachs[1]). Auch sie ist durch Goethes Vorbild zu einer Idylle aus der Antike (Die Rettung, 1799) veranlaßt worden: schon Körner hat schlagend auf die Parallele in Hermann und Dorothea hingewiesen. Das kleine Gedicht zeigt mehr rhythmisches Gefühl und stellt, in der Anlage einheitlicher und konsequenter, nicht nur dem Umfange nach bescheidenere Ansprüche als das der Imhoff; freilich fehlt die Lösung, die in den Gedichten der Brachmann eine zweite Idylle desselben Namens bringt. ‚Guidos Aurora' wird, schon recht im romantischen Sinne, verherrlicht, aber das Gedicht bleibt unanschaulich und verschwommen. Am ehesten verdient von ihren — meist in Distichenform gehaltenen — Beiträgen noch die sapphische Ode ‚An die Horen' im vorletzten Almanach Auszeichnung. Im Ganzen aber ist ihre Lyrik doch matt und charakterlos, mehr rhetorisch reflektierend als eigentlich dichterisch: bei ihr (wie bei Sophie Mereau) fällt die Fülle allgemeiner abstrakter Begriffe in den Gedichtüberschriften auf (‚Kindheit und Jugend', ‚Phantasie und Gefühl' usf.).

Mit den Humboldts befreundet, von Wilhelm in Weimar empfohlen, Alexanders Rivale in der Gunst Amaliens von Imhoff, war der schwedische Gesandtschaftssekretär *Karl Gustav von Brinckmann*, der einen großen Teil seiner Jugend in Deutschland bei den Herrnhutern zugebracht hatte, früh mit Schleiermacher innig verbunden — ihm ist die zweite Auflage der Reden über die Religion gewidmet — später mit fast allen angesehenen Persönlichkeiten Deutschlands in Verkehr und Briefwechsel[2]). Er

1) Zu den Herausgebern der posthumen Ausgabe ihrer Werke gehörte K. L. M. Müller, von dem noch die Rede sein wird.

2) Charakteristik bei Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften (Leipzig 1851) VIII, S. 340/55.

war unter dem Pseudonym Selmar gelegentlich schon im Vossischen Musenalmanach erschienen und hatte unter demselben Namen mit einem Gedichtband durch die Sauberkeit und Glätte der Form Klopstocks und Adelungs Aufmerksamkeit erregt. Wirklich verdiente die metrische Korrektheit seiner Gedichte Beachtung — später wollte Goethe Humboldt und ihn zu einem metrischen Kongreß über Hermann und Dorothea auffordern[1]) — aber das war auch das Einzige, was sie auszeichnete. Mit derselben Leichtigkeit und Geläufigkeit machte er deutsche, lateinische, französische, englische, später auch schwedische Verse — ein glänzendes Zeichen seiner Vielseitigkeit und Gewandtheit, ein desto schlimmeres für sein eigentliches poetisches Talent. Seine letzte 1804 erschienene Gedichtsammlung enthält außer der Widmung an Goethe in Stanzen nur Gedichte in Distichenform, Elegien, die außer dem selbstverständlichen Einfluß Goethes noch weiter zurück den Klopstocks und der Göttinger zeigen, und Epigramme, ‚Arabesken', die nach seinem eigenen Bekenntnis[2]) durch das Vorbild der Votivtafeln von Goethe und Schiller im Almanach auf 1797 angeregt sind. Von diesen Epigrammen brachte schon der Balladenalmanach eine Anzahl, die in sehr wohlgezogenen, später übrigens größtenteils nochmals in Zucht genommenen Versen untadelhafte Gedanken aussprechen, ohne je tiefer zu bohren und den Vergleich mit dem Vorbild auch nur von fern vertragen zu können. Außerdem bringt derselbe Almanach ein pathetisch unklares, anspruchsvolles Gedicht — diesmal in Reimversen — ‚An Alexander v. H., bey Übersendung eines Lucrez'[3]).

Mit den Dichtern, die Schiller in seinem Musenal-

1) Goethe an Schiller 28. April 1798.

2) 4. Mai 1804 an Schiller.

3) Körner urteilt: ‚In der Epistel an Humboldt sind entweder Druckfehler, oder der Schluß des ersten Absatzes ist unverständlich'. An dieser Stelle scheinen wirklich Druckfehler vorzuliegen.

manach zuerst der Öffentlichkeit vorführte, hat er im Ganzen wenig Glück gehabt. Es sind wenige darunter, deren Poesie nicht besser im Verborgenen geblieben wäre. Sie sind vielfach schwer zu charakterisieren: teils, weil ihnen nicht nur jeder eigene Charakter fehlt, sondern auch die auf den einzelnen wirkenden Einflüsse anderer Dichter und dichterischer Strömungen so mannigfach sind und sich so vermischen, daß keiner entscheidend hervortritt, teils schon darum, weil sie zu wenig veröffentlicht haben. Von dem Übersetzer jenes furchtbaren englischen Schauerromans von Matthew Gregory Lewis ‚The Monk', der — in eben dieser Übersetzung — E. T. A. Hoffmann bekannt wurde und nicht ohne Einfluß auf ihn blieb[1]), dem Weimaraner *Friedrich von Örtel*[2]), ist wirklich kaum mehr zu sagen, als daß er in den Übertragungen der in diesen Roman eingelegten Gedichte, nicht unglücklichen Nachahmungen von Percys Reliques — eine, ‚Das Exil', steht im Xenienalmanach — bei ziemlich engem Anschluß an die Originale eine leidliche Vers- und Reimgewandheit bewies[3]).

In den Trupp der ganz altmodischen Leute, von den Mitarbeitern an Schillers Almanach etwa in die Nähe von Reinwald, gehört *Johann Jakob Jägle* mit dem Gedicht ‚Das Meer' (1798), in dem er mit unüberbietbarer Philistrosität und einem starken Anflug unfreiwilliger Komik ganz wie in einem Schulaufsatz erst die Schönheiten und dann die Schrecken des Meeres schildert, um schließlich zu dem Resultat zu kommen, sich in Zukunft diesem gefährlichen Element, das keine Balken hat, lieber nicht wieder anvertrauen zu wollen. ‚Herr Jägle macht in diesem Almanach in Versen bekannt, daß er nicht

1) Vgl. Elixiere des Teufels II., ‚Der Wendepunkt' (Werke von Grisebach II, S. 192). Ellingers Monographie.

2) Dem Verfasser einer Schrift ‚Über Humanität', die Fichte lobte und gern Schiller — zu dessen Entrüstung — zugewiesen hätte.

3) Doch manchmal Verkürzungen: in dem von Shakespeare inspirierten Midnight Hymn (II, 6).

mehr zur See gehen will‘, konstatierte Tiecks Kritik. Ein paar hübsche Stellen, etwa in der Fassung des Almanachs die fünfte Strophe, in Jägles Gedichten dann die sechste — mögen Schiller veranlaßt haben, das Gedicht aufzunehmen, verbunden vielleicht mit dem Umstande, daß es doch aus Italien kam. Der Inhalt von Jägles 1805 (Straßburg) erschienener Gedichtsammlung steht im Ganzen auf derselben Höhe. Gleich vor diesem Gedicht steht da ein andres ‚In Erwartung einer Seeschlacht‘, das dieselbe heldenhafte Gesinnung fast noch deutlicher ausspricht. Die italienische Reise, von der Jägle Schiller seine Gedichte schickte, hat ihn zu einer Reihe von Gedichten in elegischem Versmaß auf italienische Gegenden und Bauwerke veranlaßt, womit er also ein Vorläufer Waiblingers und Platens wurde, an die man freilich dabei besser nicht denkt.

Künstlerisch sicher nicht höher stehn die Beiträge von *Lebrecht Nöller*, der später in Vermehrens Musenalmanach ausgiebiger zu Worte kommen sollte. Ein Gedicht wie ‚Die Schiffende‘ (Alm. auf 1799), ‚meist aus allgemeinen Phrasen bestehend‘ (Körner), ist eine schlechte Nachahmung des gleichnamigen Höltyschen Gedichtes, von dem es auch das Versmaß (‚Ich denke dein‘) beibehalten hat. Viel Schlimmeres noch hat Nöller dem Almanach (1799) mit der Ballade ‚Sappho‘ angetan, die Körner sehr mild nur ‚eine matte Erzählung, nachlässig versificiert‘ nennt, die aber namentlich in ihrem Anfang an unfreiwilliger Komik alles überbietet, was im Schillerschen Almanach doch auch sonst nach dieser Richtung geleistet worden ist; übrigens ist anzuerkennen, daß Nöller in seinen Gedichten (Dresden 1805) einige der schlimmsten Stellen verbessert hat. Diese Sammlung wird eröffnet durch eine alcäische Ode ‚An Matthisson‘, die schon in der Überschrift zeigt, wes Geistes Kind der Verfasser ist, und die Dichter aufzählt, die neben dem Gefeierten besonderen Eindruck auf ihn gemacht haben: außer den Alten Hölty, Uz, Kleist, Klopstock. Tatsächlich haben



noch die Anakreontiker stark auf ihn gewirkt (‚Die Schlummernde'), der von Hagedorn besungene erste Mai wird in einem Sonett von dem liebeskranken Dichter traurig begrüßt, dem alten Gleim sagt Nöller in einer Ode seinen Dank, voll von Klopstockischer Begeisterung ist die Ode ‚Die Liebe', die ‚Phantasie' unangenehm deutlich von Hölty beeinflußt, die Bardendichtung hat ihre Spuren hinterlassen. Entscheidend und überall hervortretend ist dann aber Matthissons Einfluß, dessen ‚Adelaide' etwa auf dem Wege über das Gedicht der Friederike Brun auch Nöller zu einem Gedicht ‚Ich denke dein' veranlaßt, dessen Metrum dann im Almanach in dem Gedicht ‚Die Schiffende' wiederkehrt, ein Motiv, das ein Sonett desselben Namens variiert. Nur äußerlich, in der Vorliebe für die Sonettform, den sehr sorgfältig gearbeiteten Stanzen des — außer der ‚Sappho' — einzigen balladenartigen Gedichtes in dem Bande, ‚Der Wundermantel' zeigt sich auch schon der Einfluß der Romantik: die Haltung des Gedichtes, in dem die durch Percys Reliques und Herders Übertragung bekannt gewordene Artusgeschichte von dem Frauentreue erprobenden Wundermantel erzählt wird, ist sonst viel eher wielandisch.

Wollte man nur nach den Beiträgen in Schillers Musenalmanach urteilen, so könnte man geneigt sein, Karl Ludwig *Methusalem Müller*, der später lange Jahre hindurch als Heinrich Laubes Vorgänger die Leipziger ‚Zeitung für die elegante Welt' herausgab, seinen Platz auf einer höheren Stufe anzuweisen als den vorhergehenden: ist in seiner sapphischen Ode[1]) ‚An Julius' auch Matthissons Einfluß noch zu erkennen, so erscheint sie doch selbständiger, klarer, wirkungsvoller als die Gedichte der meisten andern Schüler Matthissons. Aber die sonst veröffentlichten Gedichte Müllers[2]) — eines steht auch in

1) In der Klopstockschen Variation.
2) Am Schluß des Bandes ‚Winterblumen' Leipzig 1798.

den Horen — zeigen, daß ihm mit diesem günstigen Urteil zu viel geschieht. Er ist doch nur ein formgewandter Nachahmer, dessen Vorbilder ganz deutlich und leicht zu erkennen sind. Vor allem wirken wieder die Göttinger und Matthisson auf ihn. Eine sapphische[1]) Ode ‚Der Dichter an seine künftige Geliebte' erinnert schon im Titel an Höltys rührende Gedichte, das ‚Andenken an Fanny' ahmt Matthissons ‚Adelaide' nach, dessen Spuren Müller auch mit Gedichten wie ‚Die Jahre der Kindheit', ‚Im Herbst 1794' und sonst folgt. Der von ihm hochverehrte Schiller hat stark gewirkt, in der Hymne ‚Dem Genius der Humanität' etwa klingen Töne aus dem Lied an die Freude nur zu deutlich wieder. Und verstimmend wirkt die skrupellose, bedenklich ans Plagiat streifende Nachahmung von Hölderlins ‚Griechenland' (‚Hätt' ich dich im Schatten der Platanen') in der ‚Jünglingsphantasie beim Gedenken der Vorwelt'.

Im Ganzen bewegen wir uns hier wieder in einer Sphäre formgewandten Dilettantentums, das von dem der Woltmann und F. L. W. Meyer kaum verschieden ist. In dieselbe Region gehört dann auch *August* Ernst *von Steigentesch*, auch er etwa von den Göttingern und Matthisson (‚Erinnerung an Lyda', Alm. auf 1798), aber auch schon von Goethe beeinflußt. In seinen Beiträgen, meist Liebesgedichten, in Rhythmus und Sprache leicht, gefällig, gewandt — Eigenschaften, wie sie der elegante Weltmann ja auch später als Lustspieldichter bewährt hat — weiß er sich auch mit der Sonettform wenigstens äußerlich ganz leidlich abzufinden (‚Sonett', Alm. auf 98; ‚Widerspruch der Liebe' 99), aber einen eigenen Ton entbehrt er wie seine Vorgänger, und die Natürlichkeit, die eine Recension des Almanachs an ihm rühmt, wird doch leicht zur Flachheit.

Einige andere Mitarbeiter stehen schon ganz im Banne der Klassiker, vor allem der meist in Rom lebende Maler

1) In der Klopstockschen Variation.



und Bildhauer *Heinrich Keller*[1]) aus Zürich mit seinen vier Elegien im Almanach auf 1798, die von Körner vortrefflich charakterisiert werden, nur daß wir der vierten Elegie mit ihrer schönen Herbstschilderung vielleicht doch den Vorzug vor der von Körner begünstigten ersten geben: ‚Die Elegien sind nicht ohne Talent, aber sie tragen zu sehr das Gepräge einer Nachbildung der Goetheschen, die der Verfasser nur halb verstanden zu haben scheint. Dort war das Schwelgen gleichsam nur ein sinnliches Gewand, in dem eine genialische Natur erschien; hier ist es eigentliches Objekt der Darstellung. Man trifft auf Leben und Wahrheit in einzelnen individuellen Zügen, besonders in der ersten Elegie, die mir überhaupt die liebste ist — aber oft auch auf allgemeine, zum Teil matte Phrasen. Nachlässigkeiten im Versbau, wie der trochäische Fuß im zweiten Abschnitt des Pentameter, und Flecken, wie Dēmĕtĕr als Daktyl, sind in einem Gedicht dieser Art am wenigsten erlaubt‘; auch Humboldt nennt Keller ‚so fürchterlich inkorrekt‘, während doch Schiller das meiste und das Schlimmste schon verbessert hatte. Wirklich — wenn man einmal vergleichen will, wodurch Keller zugleich zu viel Ehre und Unrecht geschieht —: um wie viel souveräner erscheint Goethes ganze Haltung in den römischen Elegien; dort war das Schwelgen nur die Äußerung einer ‚genialischen Natur‘; Goethe steht im Genießen selbst doch über dem Genuß, der Nachahmer läßt sich vom Genusse viel mehr fortreißen, er wirkt unruhiger, es fehlt ein gewisses Zentrum. Kellers einziges außer diesen Elegien noch veröffentlichtes Gedicht, die früher Schiller oder dem Maler Müller zugeschriebene Elegie an den Landschaftsmaler Kaaz, zeigt sein Können auf derselben Stufe. Später wandte sich der Dichter dem Drama, besonders dem vaterländischen, zu, und schrieb

---

1) Bernhard Wyss, Heinrich Keller, der Züricher Bildhauer und Dichter. Züricher Dissertation, Frauenfeld 1891.

auch eine Francesca da Rimini, ein Thema, das ja auch die erste Elegie streift.

Von *Ludwig Thilo*, später Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder und Breslau, der sich dann in der Bevorzugung romanischer Formen ganz an die Romantik anschloß, sich am letzten von Sophie Mereau herausgegebenen Göttinger Musenalmanach (auf 1803) mit zwei Gedichten in sehr glatten Stanzen beteiligte und ein kleines Bändchen poetisch belangloser sehr empfindsamer Liebessonette veröffentlichte [1]), bringt der Almanach auf 1799 zwei Gedichte ‚Das Grab‘ und ‚An Mignon‘, völlig im Bann der schwermütigen Stimmung der Harfner- und Mignonlieder, glatt, schwächlich, ohne jedes selbständige Verdienst. Unerquicklicher noch sind im Almanach auf 1798 die vier Gedichte von *Siegfried Schmidt* von Friedberg — einem Frankfurter Bekannten Hölderlins, der ihm die ‚Herbstfeier‘ zueignete, — deren erstes ‚Sängers Einsamkeit‘ Körner an die Harfnerlieder erinnerte. Im Ganzen sind diese Gedichte, denen auch Humboldt ‚keinen rechten Geschmack abgewinnen‘ konnte, ebenso wie Schmidts später veröffentlichte [2]) poetisch ganz charakterlos und indifferent.

Aber neue Töne bringt von diesen jüngsten Dichtern überhaupt keiner in den Chor der Poeten des Almanachs. Da ist der früh verstorbene *Franz Cordes*, dessen Beiträge Erzeugnisse einer wirklichen Liedbegabung sein könnten, wenn es anginge, aus den zwei Gedichten überhaupt Schlüsse auf das Talent des Verfassers zu ziehen [3]). Das eine, das vielfach komponiert wurde und lange Zeit sehr verbreitet und volkstümlich war, ‚Lebe wohl, vergiß

1) Halle 1801 ohne Verfassernamen.

2) Am Schlusse des Bandes ‚Phantasien‘ Erlangen 1803 und in Seckendorfs beiden Musenalmanachen.

3) Nach Goedeke wird als Verfasser dieser Gedichte meist der Oldenburger Kanzleirat Johann Friedrich Cordes angegeben. Dagegen Schillers Kalender vom 10. Juli 1797: ‚Cordes aus Glandorf im Osnabrück'schen, Gedichte‘. Vgl. Ernst Müller, Schillers Kalender S. 228.

mein nicht' hat doch wohl noch Mörike zu seinem im selben Versmaß gehaltenen ,Lebewohl' angeregt[1]), das andere ,Macht der Sinne' (beide im Almanach auf 1798) ist wie das erste sehr weich, aber nicht ohne eine gewisse innere Melodie. Auch *Karl Matthias Hirt*[2]) hat nur zwei Gedichte, ,Lebensgenuß' und ,Einladung' (im Almanach auf 1798) veröffentlicht, beides Sonette, den Genuß der Gegenwart preisend — glatt, aber ohne eigenen Ton. Gedichte in etwas größerer Anzahl sind uns von *Albrecht* Heinrich Matthias *Kochen* erhalten, der sich an Vermehrens Musenalmanach beteiligte und in seiner übrigens bald wieder eingegangenen Zeitschrift ,Archiv für die moralische und religiöse Bildung des weiblichen Geschlechts' auch eigene Gedichte veröffentlichte, darunter eines in elegischem Versmaß zum Preise Schillers. Der Doktor der Philosophie und Theologie und spätere Superintendent zu Eutin, von dem der Schillersche Almanach zwei Epigramme, ,Der Werth' nach Pope und ,Die Spinnen' brachte (1799), hat etwas trocken Moralisierendes und wirkt recht flach. Eine größere ,Rhapsodie' ,Die Natur' im zweiten Vermehrenschen Almanach ist unklar und verworren. Mit Poesie hat Kochens Dichterei doch nicht viel zu tun.

Wenden wir uns noch einmal nach Jena, so führen uns zwei dieser jüngsten Beiträger freilich weniger durch ihre ganz unbeträchtlichen poetischen Leistungen als durch ihre persönlichen Beziehungen weiter zur Romantik hinüber. Beide sind jung gestorben, aber bei keinem hat wohl der frühe Tod eine bedeutende dichterische Entwickelung abgeschnitten. Der spätere Privatdozent *Johann Bernhard Vermehren*, dessen poetischer Betätigungsdrang sich dann in seinem eignen Almanach besser Luft

1) Übrigens ist doch auch die Goethische Strophe ,Lebe wohl auf Wiedersehn' deutlich durch Cordes' Gedicht angeregt worden.

2) So seine eigne Unterschrift (Urlichs, Briefe an Schiller S. 297); den Almanach druckt Hirth.

machen konnte, Friedrich Schlegels Schildknappe in Sachen der Lucinde, in ihrer Verteidigung Schleiermachers ungeschickter Nachbar, hat sich später formal in der Bevorzugung des Sonetts und anderer komplizierter Formen, doch auch in Stimmung und Inhalt seiner Gedichte der Romantik angeschlossen[1]), ohne bei seiner aller Originalität entbehrenden kleinen Formbegabung je Schillers Einfluß ganz verleugnen zu können, der auch in seinem ganz unbedeutenden Beitrag zum Almanach auf 1799, ‚Armuth der Sprache' — Distichen — zu erkennen ist. Auch Vossens Schüler zu Eutin, der Horazübersetzer *Friedrich August Eschen*, der in Jena studierte und 1800 in der Schweiz, wohin er als Hauslehrer gegangen war, in den Alpen verunglückte, ein Freund Herbarts und mit des Kapellmeisters Reichardt musikalisch begabter Tochter Luise verlobt, hatte sich besonders an Friedrich Schlegel angeschlossen. Schiller schreibt von ihm an Goethe[2]): ‚Ein gewisser Eschen, ein Schüler von Voß, den dieser voriges Jahr an mich empfohlen, ist seinem alten Abgott und Lehrer ganz untreu geworden, und findet jetzt sehr viel an ihm zu tadeln. Das Schlegelische Haus hat diesen jungen Herrn in die Mache genommen, und ihn Voßen entführt. Ich fürchte, daß er sich bei seiner Glaubensveränderung schlecht verbessert hat'. Interessant ist, daß Eschens wenige Beiträge zum Almanach auf 1799 diese ‚Glaubensveränderung' zeigen. Die fünf ‚Hymnen aus dem Griechischen' und das Idyll ‚Die Lehre der Bescheidenheit' zeugen auch in den sauberen Hexametern von dem Einflusse Vossens, der früher an den Gedichten seines Schülers die Form gelobt, aber keinen rechten Gehalt in ihnen gefunden hatte. Das Gedicht ‚An Luise mit einem Gedichte von Ossian' in

1) Unendlich ist das Sehnen, Und aus der Sehnsucht Thränen
Das in uns lebt und glüht, Allein Genesung blüht.
Kunstsinn (Vermehrens Almanach auf 1803.)

2) 8. Mai 1798.

Stanzen dagegen hat sein Vorbild offenbar in Wilhelm Schlegels im vorjährigen Almanach erschienener ‚Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julie'.

Mit Eschens Freunde, dem Tasso-Übersetzer *Johann Diederich Gries*, Brentanos freundschaftbegeistertem ‚Dichter Haber', treten wir nun in den eigentlichen romantischen Zirkel Jenas ein. Gries selbst ist wie als Dolmetsch so in seiner ganzen Dichtung ein kleineres Abbild Wilhelm Schlegels, formsicher und geschmackvoll wie dieser, gewandt in poetischen Scherzen, aber auch wie sein Vorbild wirklicher dichterischer Vertiefung und echter Wärme oder gar Kraft der Empfindung doch in bedenklichem Grade ermangelnd. Schon in seinem ersten Beitrag — zum Almanach auf 1798 — dem symbolisch balladenartigen Gedicht ‚Phaethon' erkennt Schiller die Nachahmung von Schlegels im vorhergehenden Almanach erschienenen ‚Pygmalion'[1]) und konstatiert treffend, Gries strande zuweilen ‚an der Klippe der bloßen Declamation'[2]). Und als Schiller das ihm für den folgenden Almanach gesandte Gedicht ‚Der Arzt' — jenen alten durch den Wilhelm Meister wieder ins Gedächtnis gerückten Stoff von dem aus Liebe zu seiner Stiefmutter totkranken Königssohne behandelnd — an Goethe schickt, ob er dem Product etwas abgewinnen könne[3]), antwortet dieser schroff, aber nicht unberechtigt:[4]) ‚Das Gedicht folgt hier wieder zurück, das eine ganz eigene Art von Nullität hat. Die jungen Herren lernen Verse machen so wie man Düten macht; wenn sie uns nur aber auch darin einiges Gewürz überreichten! Ob es für den Almanach sey weiß ich nicht. Es käme dünkt mich darauf an, ob Sie Platz haben, denn das Publikum, besonders das weibliche, liebt solche hohle Gefäße, um sein bischen Herz und Geist darein spenden

1) 7. September 1797 an Goethe.
2) 24. August 1797 an Schlegel.
3) 13. Juli 1798.
4) 14. Juli 1798.

zu können'. Körner wirft dem Gedicht ,die Trockenheit und Kälte der Schlegelschen Producte in dieser Gattung' vor. Lieber als in solchen langen, glatten, schwächlichen Stücken ist uns Gries manchmal, wenn er einfacher kommt; aus seiner ,Rückkehr nach Schwarzburg' im letzten Almanach etwa glaubt man doch so etwas wie einen entfernten Vorklang von Mörikes ,Besuch in Urach' zu vernehmen. Aber eigentlich am Platze ist er doch erst als Übersetzer:

Wem meiner Lieder Ernst mißfällt,
Vielleicht daß ihn mein Scherz ergetzte,
Und wer vom Eignen wenig hält,
Der halte sich ans Übersetzte.

Gries' Übersetzungen verdienen noch heut allen Respekt, und Körners etwas naiv befangene Kritik an der in den Almanach auf 1799 aufgenommenen ,Gelegenheit' nach Macchiavell trifft den Italiener, nicht den Nachdichter: etwas anders als die Göttin Gelegenheit der vierten römischen Elegie sah die Macchiavellis freilich aus.

Im Ganzen ist ja der Aufstieg aus den Niederungen, die wir bisher durchwandert haben, zu den Dichtern der Frühromantik keineswegs so beträchtlich, daß er eine völlige Luftveränderung mit sich brächte. Ihrer persönlichen Beziehungen wegen hätten schon Dichter wie Woltmann und F. L. W. Meyer zur Romantik gezählt werden können, und wenn August *Wilhelm Schlegel* heut nicht mit ihnen in einem Atem genannt wird, so hat er das gewiß in letzter Linie seiner Poesie zu verdanken. Was er vor ihnen als Dichter voraus hat, ist sein sicherer und nie versagender Geschmack. Das hat schon Wilhelm von Humboldt treffend ausgesprochen, nachdem er Schlegels Beiträge zum ersten Schillerschen Almanach, die beiden Gedichte ,Aus einem ungedruckten Roman' — den Schlegel mit Karoline Böhmer *lebte* — gelesen hatte [1]): ,Auffallend ist es mir immer, wie alles, was Schlegel

1) 25. August 1795 an Schiller.

macht, sich vor den Werken derer auszeichnet, die man jüngere Dichter nennen kann. Wenn es auch manchmal weder an Gedanken noch Gefühl reich ist, so fällt es nie nur im mindesten ins Gemeine und Gewöhnliche, sondern trägt gleichsam immer das Gepräge einer besseren Schule an sich‘. Aus der im Ganzen doch recht ungleichwertigen Masse des ersten Almanachs hoben sich die beiden freilich viel zu langen Liebesgedichte entschieden hervor. Aber ganz in die Gattung der von Goethe als ‚hohle Gefäße‘ charakterisierten Gedichte gehören der ‚Pygmalion‘ — an dem Goethe wie später an der ‚Kampaspe‘ das doch ganz romantische ‚falsche Streben die Angelegenheiten der bildenden Kunst poetisch zu behandeln‘ tadelt[1]) — im Almanach auf 1797 und der ‚Prometheus‘ im folgenden, besonders dieser viel zu lang. Wir mögen uns mit Heinrich Meyer und mit Humboldt trösten, von denen jener ihn überhaupt nicht, dieser ‚nur aus Pflicht‘ lesen konnte, wenn wir uns mühsam durch die fünfundzwanzig Seiten hindurchwürgen. Wenn Schiller über die Terzinenform des Gedichts an Schlegel schreibt[2]): ‚Manche möchten das Silbenmaß bei einem so uralten Stoffe zu modern finden. Diesen können Sie aber sehr befriedigend antworten, daß die philosophische Behandlung des Stoffes denselben an sich schon aus seiner Urwelt heraus in ein modernes raisonnirendes Zeitalter versetzt‘ — so ist das Bedenken wohl ernster gemeint als die Rechtfertigung, deren Inhalt Körner seinerseits grade dem Gedichte zum Vorwurf machen konnte: ‚Sprechen die Personen zu deutlich und ausführlich, so werden sie modernisiert, besonders wenn sie, wie hier, über die menschliche Natur philosophieren‘. Ganz anders urteilte in seiner Rezension nun freilich Ludwig Tieck, der nicht nur rühmte: ‚Der Dichter hat hier, soviel ich weiß, den ersten und ohne Zweifel völlig gelungenen Versuch ge-

1) 25. Juli 1798 an Schiller.
2) 27. Juli 1797.

macht, uns im Deutschen die Terzinen des Dante zu geben', sondern auch die Harmonie von Inhalt und Form hervorhob: ,Ich möchte behaupten, das uns das wunderbare Verschlingen der Strophen durch die Reime schon in eine ferne Zeit versetze; wie ein ernster Strom rauscht ohne Absatz und Pause das Gedicht uns vorüber'[1]), um an den ,Prometheus' und die übrigen Beiträge Schlegels zum Balladenalmanach dann überhaupt allgemeine Bemerkungen über den Einklang von Inhalt und Form zu knüpfen: in diesen Urteilen kommt der volle Gegensatz des Schillerschen Kreises und der jungen Romantik zum Ausdruck. Nicht vergessen soll hier aber werden, daß im Anschluß an dieses Gedicht Goethe Schiller um seine Gedanken über die Versart, in der es geschrieben ist, fragt[2]) — eine Form, die Goethe nur zweimal, fast drei Jahrzehnte später, angewandt hat: in der ersten Szene des zweiten Faustteils und in dem Gedicht an Schillers Schädel. — Der Almanach auf 1798 aber bringt außerdem doch einige der besten Stücke nicht nur von denen, die Schlegel in Schillers Musenalmanach veröffentlichte, sondern von seinen Gedichten überhaupt. Das gilt weniger von dem — von Tieck freilich wieder ,lieblich und hinreißend' genannten — ganz in Schillers Balladenton gehaltenen ,Arion', der ja noch heut bekannt geblieben ist, den man aber nur mit den im selben Almanach unmittelbar vorhergehenden ,Kranichen des Ibykus' zu vergleichen braucht, um zu erkennen, daß er doch nichts als ein kaltes Prunkstück ist. Und auch das Sonett ,Gesang und Kuß' will nicht viel bedeuten. Aber an der ,Zueignung des Trauerspiels Romeo und Julia' rühmt doch nicht bloß Tieck die seltene ,Zartheit und Feinheit'; da äußert sich auch Schiller selbst sofort Goethe, Körner

---

1) Ähnlich Friedrich Schlegel 29. Sept. 1797 an Wilhelm: ,Für prophetische Gedichte wie Prometheus ziehe ich aber die Terzine dem Hexameter weit vor'.

2) 21. Februar 1798.

und Humboldt gegenüber [1]), Schlegel habe sich hier selbst übertroffen (freilich nicht ohne grausam hinzuzufügen: ‚wenn er sie nur nicht irgendwo gestohlen hat'), Humboldt stimmt bei [2]) und Körner macht die gute Bemerkung: ‚Ein Kunstwerk kann ebenso wohl Objekt des Dichters sein als eine Naturerscheinung. — Eine versificirte Recension mag man nicht, sondern der Geist des ganzen Gedichts soll aus der Seele eines andern Dichters widerstrahlen. Für diese Gattung taugt Schlegel, denn er hat viel Empfänglichkeit. Von seiner productiven Kraft aber habe ich eine geringe Idee'. Weniger günstig ist Körners Urteil — wohl mit Recht — über ‚Die entführten Götter', denen Schiller auch ‚viel Gutes' nachgerühmt hatte: ‚Die entführten Götter schwatzen so vielerlei durcheinander, daß man eigentlich nicht recht weiß, was sie wollen. Die letzte Strophe ist gut, aber das Übrige hängt nicht genug damit zusammen'. — Daß die Franzosen seit 1797 berühmte antike Bildwerke wie die Laokoongruppe nach Paris verschleppten, hat mehr als ein Gedicht veranlaßt; auch eines von Gries, ‚Die Gallier in Rom', das in den Horen gedruckt wurde. Daß Schlegels Gedicht Eindruck auf Schiller machte, ist darum interessant, weil so Schlegels Einfluß auf Schillers 1803 gedrucktes Gedicht ‚Die Antiken zu Paris' unzweifelhaft wird [3]). Schlegels Beiträge zum Almanach auf 1799 —

---

1) 6. Oct. 1797 an Goethe; 20. Oct. an Körner; vgl. Humboldt an Schiller 7. December 1797.

2) 7. December 1797.

3) Die von Körner gelobte Schlußstrophe der ‚Entführten Götter':

> Wer würdig uns zu ehren weiß,
> Trägt uns in seiner Brust sein eigen.
> Doch trittst du ungeweiht in unsern Kreis,
> So deckt uns Nacht und die Orakel schweigen.

Schiller ‚Die Antiken zu Paris':

> Ewig werden sie ihm schweigen,
> Nie von den Gestellen steigen
> In des Lebens frischen Reihn.

im letzten fehlt er — sind im Ganzen schwach. Den Stoff zu der balladenhaften aber wieder recht kalten und matten ‚Kampaspe‘ verdankt er seinem Studium der älteren englischen Literatur (John Lily ‚Alexander and Campaspe‘). Iffland, der als Gast in Weimar in Rousseaus Pygmalion aufgetreten war, wird in einem Sonett als der neue Pygmalion gefeiert — zu Goethes besonderm Vergnügen (28. Juni 98 an Schiller), weil sich Schlegel schon zum zweitenmal am Pygmalion vergriffen habe — übrigens ist Pygmalion in Schillers Almanach wirklich ein häufiger Name, denn der auf 1799 bringt auch ein schwaches Gedicht ‚Der neue Pygmalion‘ von Matthisson, von Schillers ‚Idealen‘, wo er auch vorkommt, ganz abgesehn. — Leichte Ware sind die Verschen an Friederike Unzelmann als Nina, und in den ‚Lebensmelodien‘ findet Körner — und dies muß doch das Endurteil über Schlegels Beiträge zum Almanach wie über seine ganze Poesie sein — nichts Eigentümliches in den Ideen, und nichts Neues in der Einkleidung. Das Machwerk ist wieder gut, die Verse fließend und wohlklingend, die Reime verständig gewählt‘. Übrigens gehören ja auch die in andern Huldigungen überbotenen Verse an Friederike Unzelmann und das Sonett an Iffland zu jener romantischen Gattung von Gedichten, die ‚ein Kunstwerk zum Object der Darstellung‘ haben und im Ganzen doch von einem Überwiegen der künstlerischen Kultur über Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit zeugen.

Etwas überrascht horchen wir auf, mit welch auffallend frischem, hellem, eigentümlichem Ton ein andrer Romantiker, der wahrhaftig auch kein großer Lyriker werden sollte, wenngleich er Schlegel an dichterischer Begabung übertraf, in Schillers Almanach einsetzt. Von den Gedichten, die *Ludwig Tieck* zum vierten Almanach

Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen —
Dem Vandalen sind sie Stein.



beitrug, ist ja das eine, das Herbstlied ‚Feldeinwärts flog ein Vögelein' noch heut nicht ganz vergessen. Das beste aber ist wohl der ‚Neue Frühling'; zwar tritt darin Goethes Einfluß deutlich zu Tage, der ‚Besuch' und die ‚Morgenklagen' haben nicht nur das Metrum hergegeben, aber das Gedicht trägt viel weniger das Gepräge einer Nachahmung als etwa Bürdes im selben Almanach zwanzig Seiten vorher stehende ‚Überraschung'; es ‚hat eine eigene jugendliche Lieblichkeit und erscheint als das Werk eines einzigen glücklichen Moments', lautet Körners Urteil. Daneben verdient die sapphische Ode ‚Kunst und Liebe' Auszeichnung, im Gedanken verwandt etwa jenem Satze Sainte-Beuves: ‚Il existe chez les trois quarts des hommes un poète mort jeune à qui l'homme survit' oder Adalbert Stifters Wort von den ‚erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper wie das leere Fach der Seele hinfristen', auslaufend in ein Gebet an die Gottheit, ihm das Jugendleben zu wahren, daß er nie in nüchternem Hohn voll Mitleid über sich selber lächle. Schwach ist Tiecks vierter Beitrag ‚Auf der Reise', der schon etwas von seiner eindruckslos tändelnden Formspielerei zeigt.

Abseits und ziemlich im Hintergrunde unter den Mitarbeitern des Almanachs steht der Dichter, der von ihnen neben Goethe und vor Schiller der größte Lyriker war: *Friedrich Hölderlin.* Kaum je nennt einer der zeitgenössischen Kritiker des Almanachs seinen Namen mit Auszeichnung, Körner beurteilte seine Beiträge wohlwollend, erkannte aber die Bedeutung dieses Dichters so wenig wie Schiller selbst. Das darf uns nicht Wunder nehmen: die Zahl von Hölderlins im Almanach erschienenen Gedichten war zu gering. Schmerzlich aber berührt es um Schillers wie um Hölderlins willen, wenn wir bedenken, daß gerade in jenen Jahren die Entwicklung von Hölderlins Lyrik ihren Gipfel erreicht, und davon im Musenalmanach so gar keinen Reflex wahrnehmen. Eine Reihe von Gedichten Hölderlins — beide

Fassungen des ersten Diotimagedichts, ‚An die klugen Ratgeber' in zwei Fassungen, ‚Dem Sonnengott', ‚Der Mensch', ‚Vanini' — blieb in Schillers Redactionsbüreau liegen, die beiden letzten wurden erst fast ein Jahrhundert später gedruckt. Mochte Schiller immerhin Hölderlin darum mit besonderem Mißtrauen gegenüberstehen, weil er in ihm zu viel Verwandtschaft mit sich selbst fand, womit es ja auch zusammenhängt, wenn er ihn vor philosophischen Stoffen warnt — die völlige Verschiedenheit zwischen seiner und Hölderlins ganzer Anlage, die immer deutlicher wurde, hätte er im Laufe der Zeit doch bemerken müssen, wenn er ihm etwas mehr Aufmerksamkeit und Teilnahme geschenkt hätte.

Der erste Almanach bringt von Hölderlin ein Gedicht: den ‚Gott der Jugend'. Seinen eigenen Ton hat der Dichter hier freilich noch nicht ganz gefunden, es ist noch etwas Matthisson darin, wir begreifen es schließlich, wenn Friedrich Schlegels Kritik Hölderlin — von dessen Bedeutung später doch sein Bruder in einer guten Stunde etwas erkannte [1]) — nicht eben mit besonderer Hochachtung mit Neuffer zusammen nennt, und doch: wie rein und rührend klingt dieses stille, fast verhaltene Bekenntnis junger Lebensseligkeit schon aus dem Chor der Dichter des Almanachs heraus! um so ergreifender für uns, die wir wissen, wie bald dem Sänger ‚alle Geister des Todes auf den Saiten des Herzens spielen' sollten. Und freilich war Hölderlin ein viel zu großer und viel zu persönlicher und subjektiver Lyriker, als daß nicht auch die paar Beiträge zum Schillerschen Almanach eine Ahnung von seinem Wesen geben sollten. ‚Ich verstand die Stille des Äthers, der Menschen Wort verstand ich nie', heißt es ein andermal von seiner Kindheit, und den Vater Äther, der ihn treu und freundlich erzog, preist

1) A. W. Schlegels Recension von Neuffers ‚Taschenbuch für Frauenzimmer auf das Jahr 1799' in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung 1799 (Sämtliche Werke XI 363).

das Gedicht im dritten Almanach (‚An den Äther‘). Der folgende Almanach bringt dann noch zwei kleine Oden. In der einen, ‚Sokrates und Alcibiades‘ findet hellenischer Kult des Schönen, dem sich auch die Weisen am Ende zuneigen, seinen Ausdruck; ‚An unsre [großen] Dichter‘, dem Körner eine weitere Ausführung wünschte, die es in der späteren Variation ‚Dichterberuf‘ auch erhielt, die Dichter preisend, die wie Bacchus mit heiligem Wein die Völker vom Schlafe wecken, macht den Abschluß. Als der Almanach auf 1796 erschien, betrat Hölderlin grade zuerst das Gontardsche Haus; als der letzte, der Beiträge von ihm brachte, herauskam, verließ er es wieder.

Wir haben uns die Beiträge der beiden Größten in Weimar und Jena bis zuletzt aufgespart und mit den ihren die eines dritten, der, wenn er auch ein viel geringerer, ja im höchsten Sinne überhaupt kein Dichter war, ihnen doch an Bedeutung der Persönlichkeit wie an Ansehen am nächsten stand, obgleich seine Verdienste schon damals historisch geworden waren. Aber ehe wir uns Herder zuwenden, dem größten Übersetzer, der am Schillerschen Musenalmanach beteiligt ist, sei ein Rückblick auf die Übersetzer des Almanachs überhaupt eingeschaltet, und die Gelegenheit zugleich benutzt, einiges nachzuholen.

Man mag im Schillerschen Musenalmanach drei Typen von Übersetzern unterscheiden: einmal solche, wie sie bis dahin vorzugsweise im Kreise des Göttinger Almanachs zu finden waren, in dem ja der Wert der Übersetzungen in den letzten Jahrgängen durch Leute wie Haug und F. L. W. Meyer gestiegen war und man den Originalen wenigstens nicht mehr mit der manchmal geradezu verblüffenden Ungeniertheit gegenüber stand, wie man das früher vielfach getan hatte, zumal man ja die Übersetzungen nicht als solche zu bezeichnen brauchte; also Übersetzer neuerer Dichtung meist leichteren Kalibers, etwa der petite poésie der französischen Alma-

nache, aber auch gewichtigerer Stücke: im Schillerschen Almanach gehören wieder Haug und F. L. W. Meyer hierher, der erste freilich überhaupt sehr wenig, der zweite nur mit *einer* Übersetzung unter seinen Beiträgen beteiligt, dazu kommen noch Kosegarten mit der Drydenschen Ode und Örtel mit dem ‚Exil'. Grade bei dem letzten kann man sehen, wie ganz anders ein Romantiker verfahren wäre: Wilhelm Schlegel hat Örtels Übertragung des ‚Monk' rezensiert [1]) und dabei getadelt, daß er jene Übersetzung, die der Schillersche Almanach vorher brachte, nach dem englischen Gedicht des Romans gegeben habe, während doch dieses nur eine Erweiterung und Umdichtung eines dänischen Originals sei, auf das Örtel habe zurückgehn müssen. Die neue Romantik nun, die in in ihrer Übersetzungstätigkeit viel tiefer in den Geist des Originals, den Geist des Dichters, den Geist seiner Sprache und seiner Zeit einzudringen, sich ihm so weit wie nur irgend möglich zu nähern und die Schwierigkeiten der Übersetzung mit zähester Konsequenz zu überwinden versuchte, die mit einem Wort anstelle der früher künstlerisch-dilettantischen Art des Übersetzens künstlerisch-wissenschaftlich übersetzen wollte, hatte damit schon im Bürgerschen Almanach begonnen und ihre Arbeit namentlich in den Horen fortgesetzt; in Schillers Musenalmanach aber tritt ihre Übersetzungstätigkeit

---

1) Jenaische allgemeine Literatur-Zeitung 1798 und Werke XI, S. 269 ff. An der in der Forderung zum Ausdruck kommenden Tendenz ändert es natürlich nichts, daß sich Schlegel in einem tatsächlichen Irrtum befindet. Er schreibt: ‚Wir errathen nicht, warum der Übersetzer sich an die englische verdünnende Erweiterung der dänischen Ballade gehalten, und nicht die schon vorhandene deutsche Nachbildung des Originals in Herders Volksliedern gegeben hat, woher doch unstreitig Hr. Lewis das Stück entlehnte'. Herders Volkslieder enthalten aber überhaupt nur vier dänische Gedichte: Elvershöh, Nordlands Künste, Der Wassermann, Erlkönigs Tochter. Der Stoff ist eher mit dem der von Fontane übertragenen schottischen Ballade ‚Lord Maxwell's Goodnight' zu vergleichen, die das berühmte Abschiedslied des Childe Harold beeinflußt hat.

wieder zurück, es fehlt ihr Meister, Wilhelm Schlegel, als Übersetzer ganz, und sein allerdings sehr begabter Schüler Gries ist nur mit dem einen Stück Macchiavellis vertreten. Als dritter Typus kommt dann der Übersetzer antiker Dichtung im Sinne Vossens hinzu, im Schillerschen Almanach also Eschen. Hier mag man nun, freilich in einiger Entfernung, auch *Wilhelm von Humboldt* anreihen, der zum dritten Almanach eine Pindar-Übersetzung beitrug [1]).

Wir haben es hier nicht mit Humboldts später — — meist erst posthum — veröffentlichten Gedichten zu tun, die, fast durchweg in den vornehmen Formen des Sonetts und der Ottaverime gehalten, im Ganzen doch allzu reflektiert und erkünstelt sind. Im Gegensatz zu dieser überreichlichen, um künstlerische Durchbildung unbekümmerten eigenen Produktion feilte er um so sorgfältiger an seinen Pindar-Übersetzungen. Schon 1792 hatte er an Schiller eine Übertragung von Pindars zweiter olympischer Ode gesandt in der — freilich vergeblichen — Hoffnung, sie in der Thalia gedruckt zu sehen, schon damals doch ehrlich hinzufügend, eigentlich poetisches Talent habe er nie in sich wahrgenommen [2]). Später schrieb er einmal an Schiller, selbst zum Übersetzer habe er zu wenig natürliche Dichteranlage [3]). Aber grade seine zähen Bemühungen um die Übersetzung Pindars, für den Schiller seinerseits ja wenig übrig hatte, sind doch durch ein stetes Fortschreiten belohnt worden. So brachte denn auch das zweite Stück der Horen 1797 seine Übertragung der neunten pythischen Ode mit Einleitung und Anmerkungen. Bei diesen Übersetzungen hat Humboldt überall ‚die genaueste Treue' zu erreichen ge-

1) Caroline von Humboldt an Wilhelm 26. Mai 1797: Goethe ‚grüßt Dich herzlich, desgleichen Schiller, der Dich bittet, ihm *alle* Deine übersetzten Pindarischen Oden zu schicken'.

2) 8. Mai.

3) 13. November 1795. (S. jetzt Leitzmann, Humboldts Sonettdichtung. Bonn 1912.)

sucht, und nur die entgegengesetzte Klippe, das Undeutsche, gemieden‘ [1]). Wenn Herders Pindarübersetzungen und Goethes Übertragung der — nicht Pindarischen — fünften olympischen Ode ebenso wie etwa neuerdings wieder ein paar interessante Versuche Rudolf Borchardts sich dem Versbau des Originals in ganz freien Metren nur von weitem nähern — im Gegensatz etwa zu Wilhelm Schlegel, der in seiner Übertragung der ersten pythischen Ode das Metrum des Originals genau beizubehalten versucht — so verfährt Humboldt vielfach so, daß er zwar nicht das Metrum selbst, aber wenigstens ‚die Wiederkehr ähnlicher rhythmischer Perioden‘ nachbildet, und in der in Gentz' ‚Neuer deutscher Monatsschrift‘ (December 1795) veröffentlichten Übersetzung des vierten pythischen Gedichts, wo er in der Einleitung dies Prinzip ausspricht, ist die Zahl und Qualität der Silben in den korrespondierenden Strophen so gut wie völlig gleich. In der in den Horen gedruckten Übertragung der neunten pythischen Ode ebenso wie in dem im Balladenalmanach erschienenen Fragment ist das Metrum viel freier, eher in Goethes und Herders Weise behandelt. Das Bruchstück, ein Teil der zehnten nemeischen Ode (‚Die Dioskuren‘), ‚als Übersetzung sehr schätzbar‘ (Körner), ist ein auch außerhalb des Zusammenhanges verständliches, in sich einheitliches und geschlossenes Stück. Ob der großen Mehrzahl der Leser des Almanachs damit gedient war, ist wohl mehr als fraglich: einem genauen Kenner der klassischen Literatur wie Humboldt konnte Pindar neben Homer, Sophokles und Aristophanes ‚Quelle und Muster des griechischen Geistes eigentlich und im strengsten Verstande‘ sein; ein größeres Publikum aber wird dem Griechen doch immer kalt und fremd gegenüberstehn.

Auch wenn man nur die Beiträge zum Schillerschen Almanach heranzieht, kann man von *Herder* sagen, daß er bis zu einem gewissen Grade jene drei Übersetzer-

1) 8. Mai 1795 an Schiller.



typen noch gesteigert und selbständig und eigenartig ausgebildet in sich vereint. Ganz im Sinne der Dichter des Göttinger Almanachs überträgt er (im zweiten Almanach) französische petite poésie (‚Gefälligkeit', ‚Der Entschluß nicht zu lieben', ‚Zauberey der Töne'), sogar ohne die fremde Herkunft anzugeben (wie auch sonst vielfach), so daß wir sie bei zwei andern Gedichten (‚An Aurora, ‚Die Göttergabe'), wo sie wahrscheinlich ist, doch nicht nachweisen können. Und ganz dem Brauch der älteren Almanache entspricht es, wenn er in der Romanze ‚Das erträumte Paradies' nur die erste Strophe dem Französischen nachbildet, das andere frei aus Eigenem hinzufügt. Aus andern Sprachen übersetzt, aber zur selben Gattung gehörig, sind dann auch der ‚närrische' (Humboldt) ‚Herzenswechsel' aus dem Englischen (1796) und manche Übertragungen aus dem Spanischen. Aber gerade bei diesen (dem später auch von Geibel übersetzten ‚Lied eines Gefangenen', den Gedichten ‚Die Entfernte' 1796, ‚Macht der Liebe', ‚Der Wechsel der Dinge', ‚Amors Schicksale', 1797) nähert sich Herder dann doch schon der Romantik, der er in der Art, den Blick aufs Charakteristisch-nationale zu richten, vorangeht. Ist es doch kein Zufall, wenn gerade Friedrich Schlegels Recension die ‚charakteristischen Nationallieder' des ersten Almanachs rühmt, und eines von ihnen ‚Das Roß aus dem Berge' benutzte ja dann noch Clemens Brentano für die ‚Gründung Prags'. So wendet sich Herder auch im Almanach (1800) dem alten deutschen Volksliede zu in seiner freilich nichts weniger als glücklichen und treuen Umdichtung der ‚Sieben Wünsche'. Aus dem Griechischen aber bringt er schließlich eine Fülle von Epigrammen — besonders die Mehrzahl der unter der Chiffre E. im ersten Jahrgang veröffentlichten. Wie extensiv er überhaupt als Übersetzer war, davon gibt der Schillersche Almanach auch sonst ein Bild: da steht in dem auf 1796 auch ein neulateinisches Gedicht nach dem ‚polnischen Horaz' Sarbievius, und selbst Orientalisches fehlt nicht (‚Die

Gegenwart' nach dem Persischen 1796; die Epigramme unter der Chiffre D. im letzten Jahrgang). Die Grenze, was Übertragung und was Originaldichtung ist, kann dabei, wie sich schon aus dem Gesagten ergibt, keineswegs immer scharf gezogen werden. Eine selbständige Romanze Herders (Madera) mit spanischem — auch von Luise Brachmann zu einem Balladen- und Liederzyklus und von Grillparzer in einem Jugendgedicht benutzten — Stoff nannte Schlegel das ‚vorzüglichste' jener ‚charakteristischen Nationallieder', und später erhielt sie von den Herausgebern von Herders Werken den Zusatz ‚Nach dem Spanischen'; in einem dem Tone nach so völlig Herderschen Gedicht wie ‚Die Erscheinung' (1800) ist die Form altdänischen Liedern nachgeahmt. Zu Herders besten Übertragungen wird man die im Schillerschen Almanach erschienenen übrigens nicht zählen. Seinen Originalbeiträgen ist eine gewisse Zartheit eigen, Rosen und Lilien, Morgen- und Abendröte, West und Zephyr, Äther und Regenbogen, Tau und Sylphiden, Amor und Psyche spielen eine Rolle, aber das Ganze hat meist etwas Unklares, nebelhaft Verschleiertes, Schwammiges und Verschwommenes, wozu oft eine große Weitschweifigkeit kommt. Man könnte mitunter geradezu an Matthisson denken, der aber in seiner Art einheitlicher und künstlerischer wirkt. Manches hat Herder auch in eigener Dichtung mit der Romantik gemeinsam: die romanische und romantische Form der Ottaverime steht ihm nahe, Kunstwerke werden verherrlicht (‚Die Farbengebung ein Gemälde der Angelica Kauffmann', Alm. auf 1796, u. a.); ihm wie den Romantikern und den Xeniendichtern wird die Poesie zum Vehikel für Kritik und Polemik —, facit indignatio versum Qualemcumque potest' konstatiert Schiller[1]: ‚Die verschiedene Weise der Moral', die der Vertreter einer Gefühlsmoral gegen Kant richtet, von Schiller liberal in den Xenienalmanach

1) 23. Juli 1796 an Goethe.



aufgenommen, der hinten den Ruhm Kants verkündete, ‚Reim, Verstand und Dichtkunst', ebenfalls im Xenienalmanach, ‚An den Kunstprosector', das Heinrich Meyer auf sich bezog, im letzten Jahrgang. Auch bei Herders Epigrammen wären an sich Originale und Nachdichtungen (nach dem Griechischen und Morgenländischen) kaum zu trennen, seine eigenen sind zumeist ganz im Charakter der griechischen Anthologie. Auch ihnen ist dieselbe Zartheit wie den größeren Gedichten eigen, nicht umsonst kommen so oft Rosen und Schmetterlinge darin vor, aber

Bald ist der Schmetterling nicht, bald auch die Rose nicht mehr:

man mag die kleinen Stücke anmutig finden, während man sie liest, aber sie hinterlassen keinen Eindruck, man mag sich an der Fülle, der Buntheit, dem Duft dieser Blüten im Augenblick freuen, aber sie vergehen zu rasch, sie ‚halten nicht aus in Sommern und in Wintern', sie geben nur dem Auge und dem Geruch etwas, aber keine herz- und nahrhaften Früchte zum Beißen. Man käme kaum je in die Verlegenheit, sie mit Goethischen und Schillerschen Epigrammen zu verwechseln. Im Ganzen trifft auf Herders Beiträge doch jene von den Xeniendichtern verspottete Recension Friedrich Schlegels besser zu, als die allerdings etwas befremdliche Ausdrucksweise zunächst vermuten läßt: ‚Fehlte es diesen Dichtern' (Herder war unter mehreren Chiffren verkappt) ‚nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters würdig'.

Die Zeit der Musenalmanache zeigt Schiller und Goethe in engster Verbindung. Nicht nur die Gruppen von Epigrammen, die im Musenalmanach beide zugleich unterzeichnen, sind gemeinsame Arbeit, auch sonst, wie bei den Balladen, befruchtet und fördert die gegenseitige Teilnahme ganz unmittelbar die Produktion beider. Schiller

besonders wird in Stil und Diktion stark von Goethe beeinflußt: schon die Romantiker spotten über den ‚Goethesken' Ton im Prolog zu Wallensteins Lager. Und wie Goethe den Freund bei der Redaktion selbst unterstützt, so betrachtet er es auch als ganz selbstverständlich, den Almanach mit eigenen Produkten auszustatten, so weit es ihm nur irgend möglich ist. *Wir* müssen doch immer einen Monat auf den Almanach rechnen, heißt es einmal im Dual in einem Briefe an Schiller [1]), und von den Romantikern wird der Almanach öfters als ‚Goethes und Schillers' oder selbst als ‚Goethes Almanach' bezeichnet.

Wenn *Goethe* viel später einmal zu Eckermann gesagt hat: ‚Was habe ich mit Schiller an den ‚Horen' und ‚Musenalmanachen' für Zeit verschwendet! Gerade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir alles recht lebendig geworden, und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folgen waren' — so dürfen wir diese Äußerung einer unmutigen Stunde nicht zu tragisch und nicht zu wörtlich nehmen; dürfen es um so weniger, als er sich später selbst widersprochen und in einem Briefe an Staatsrat Schultz das grade Gegenteil gesagt hat: [3]) ‚Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Hätt' es ihm nicht an Manuscript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämmtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im Allgemeinen wie im Besondern wäre gar manches anders geblieben'.

---

1) 3. Februar 1798.

2) 3. December 1824.

3) 10. Januar 1829.

Die italienische Reise und das Verhältnis zu Christiane Vulpius hatten zum Bruche mit Frau von Stein geführt — auf Iphigenie und Tasso folgten die römischen Elegien. Was Goethe für die Frau fühlte, die er mit Shakespeare in einem Atem nennen konnte: Euch verdank ich, was ich bin, hatte den alten Euripideischen Dramenstoff mit neuem Leben erfüllt; für seine Empfindungen der kleinen Blumenarbeiterin gegenüber war ihm die von den römischen Elegikern ausgebildete Form ein angemesseneres Gefäß. *Eines* bleibt dem Dichter der Iphigenie und dem der römischen Elegien und venetianischen Epigramme gemeinsam: wie er später den Kern der Iphigenie in jenem ‚Alle menschliche Gebrechen Heilet reine Menschlichkeit' zusammenfaßte, so stellen die Elegien und Epigramme aller vergänglichen und konventionellen Moral das rein Menschliche der Antike gegenüber. Aber dem nach seiner Rückkehr aus Italien vereinsamten und verstimmten Goethe hat sich dieser Gegensatz und damit der zwischen ihm selbst und seiner Zeit verschärft, er ist bewußter geworden und findet nun klaren, unbekümmerten, rücksichtslosen, auch höhnischen und schroffen Ausdruck. Feiern die in den Horen erschienenen römischen Elegien, aller Konvention ins Gesicht schlagend, auf bis dahin unerhörte Weise in antiker Nacktheit den sinnlichen Genuß, so ergießt sich die Fülle solchen Unmuts in die zierlichen Gefäße der venetianischen Epigramme, die dem ersten Almanach anonym, aber selbstverständlich überall als Goethisches Eigentum erkannt, hinten aufgepackt wurden.

Daß es kein geringes Wagnis des Herausgebers war, dem Almanach diese Kontrebande mitzugeben — in Wien wurde der Almanach auch verboten, — und daß Körner ganz Recht hatte, wenn er den Epigrammen kein großes Publikum versprach, bewies sogleich die Aufnahme. Caroline Schlegel zwar hatte ihre Freude an den ‚in ein Kövchen allein gesperrten jungen Ferklein': ‚Es sind

muntre Dinger und ich mag sie gern'[1]). Aber Humboldt, der selbst an dem antichristlichen 66. (67.) Epigramm Anstoß nahm und es gern gestrichen gesehen hätte[2]), schrieb dann nach dem Erscheinen des Almanachs aus Berlin, Goethe müsse sich unter den Mitarbeitern die härteste Kritik gefallen lassen, besonders der Epigramme wegen, ‚für die nun freilich auch der Standpunkt, aus dem sie beurteilt werden müssen, am schwersten zu finden' sei[3]). Und in den öffentlichen Recensionen waren es doch nicht allein die Philister, die die Aufnahme der Epigramme in den Musenalmanach tadelten, während sie ‚mit jenen den Horen ebenso unglücklich einverleibten Elegien ein Bändchen Gedichte dargeboten haben würden, wie es in der deutschen Poesie noch gar nicht giebt'[4]); rein komisch berührt es ja, wenn in der im Ganzen durchaus rühmenden Rezension der Jenaer ‚Allgemeinen Literatur-Zeitung' dem drittletzten Epigramm eine ‚zartere und feinere Haltung' gewünscht wird. Aber auch Tieck weiß in seiner Kritik im Berliner ‚Archiv der Zeit' mit den Epigrammen nichts Rechtes anzufangen, wenn er an ihnen vielfach ‚das Epigrammatische oder auch nur jenes Ausgezeichnete, welches den Dichter berechtigt, den Einfall niederzuschreiben und drucken zu lassen', vermißt. Demgegenüber nahm nun freilich Friedrich Schlegel, Schillers Liberalität rühmend, in Reichardts ‚Deutschland' grade die Aufnahme der venetianischen Epigramme in Schutz, die ihm wie seiner Schwägerin freilich besonders zusagen mußte: ‚Man recensiert an diesem Büchlein nicht lange, aber im Lesen kommt man nicht davon'. Daß nur ein sehr kleiner Kreis wirklich

1) 4. Sept. 1796 an Luise Gotter.

2) 20. Nov. 1795 an Schiller.

3) 29. Dec. 1795 an Schiller.

4) ‚Deutschland' 1796, 1. Band 3. Stück (Braun, Schiller im Urtheil seiner Zeitgenossen II, 188) — wogegen sich dann Friedrich Schlegel wandte (Minor, Schlegels prosaische Jugendschriften 2. Band, Seite 1 ff.).

imstande war, die venetianischen Epigramme wie die römischen Elegien zu genießen, ist von vornherein klar, und Nietzsches Satz, Goethe sei den Deutschen immer anstößig gewesen, er habe ehrliche Bewunderer nur unter Jüdinnen gehabt, behält in weitem Umfang seine Geltung.

Als ‚Amors Triumvirn' hatten die römischen Elegien Catull, Tibull und Properz gefeiert, und den Spuren desjenigen von ihnen, der ihm wohl der nächste war, des Properz, folgte Goethe auch sonst: nicht bloß in elegischer Form, wie später in der ‚Euphrosyne', sondern auch in den fünffüßigen Trochäen des ‚Besuchs' im ersten Almanach. Gehört dies Gedicht der Stimmung wie der Entstehungszeit nach in die Nähe der römischen Elegien, so zeigen Goethes Beiträge zum ersten Almanach überhaupt, daß die Jahre unmittelbar vor der Freundschaft mit Schiller dichterisch unfruchtbar waren: nur der Prolog zu dem Schauspiel ‚Alte und neue Zeit', das Goethe halbamtlich als Leiter des Weimarischen Theaters verfaßt hatte, ist sicher in dieser Zeit entstanden — im Almanach auf 1798 folgt dann noch ‚Der neue Amor'. Sonst aber liegen die im ersten Almanach erschienenen Gedichte Goethes, so weit sie überhaupt genauer zu datieren sind — und ‚Meeresstille' und ‚Glückliche Fahrt' verdanken ihre Entstehung vielleicht auch erst dem Bedürfnis des Almanachs —, entweder weiter zurück (‚Verschiedene Empfindungen an einem Platze', die kophtischen Lieder, ‚Antwort bei einem gesellschaftlichen Fragespiel') oder fallen in das Jahr vor dem Erscheinen des Almanachs (‚Nähe des Geliebten'). Unter allen wurde ‚Der Besuch' mit gutem Grunde von der privaten und der öffentlichen Kritik besonders ausgezeichnet [1]).

Inzwischen hatte die Freundschaft mit Schiller Goethe eine ‚zweite Jugend' gegeben, jenen ‚neuen Frühling', in

1) Eigentlich sollte auch die ‚Spinnerin' in den ersten Almanach kommen, die auf den Wunsch Herders fortblieb (Goethe-Jahrbuch IX, 303).



welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Das große gemeinsame Manifest der Xenien zeigt im zweiten Jahrgang den Bund zwischen Goethe und Schiller schon in aller Festigkeit. Daneben stehn in ihm drei mit ‚G. und S.' unterzeichnete Reihen von Epigrammen, von denen zwei ‚Vielen' (später ‚Frühling' in den ‚Vier Jahreszeiten') und ‚Einer' (später ‚Sommer') Goethe allein gehören, während er an den Votivtafeln sehr geringen Anteil hat: die Unterschrift stammt noch aus der Zeit, da die Xenien, deren Kreise ja auch diese Zyklen ursprünglich angehören, sämtlich als gemeinsame Arbeit veröffentlicht werden sollten. Unter Goethes Namen erschien ‚Die Eisbahn', der spätere ‚Winter' der vier Jahreszeiten, während eine Anzahl anderer Distichen, meist praktisch-politischen Inhalts, erst nachmals mit Goethes Besitztum aus den Votivtafeln und verstreuten Xenien zur dritten der ‚Vier Jahreszeiten', dem ‚Herbst' vereinigt wurde. Überhaupt ist der Almanach auf 1797 für Goethe noch mehr als für Schiller ein Distichenalmanach. Nur jene Parodie, ‚die einem das Herz im Leibe bewegt' (Caroline Schlegel), die ‚Musen und Grazien in der Mark', doch mehr gutmütig als ärgerlich den allzu biedern und natürlichen märkischen Idylliker Pastor Schmidt von Werneuchen verspottend, für den neben andern weniger entschiedenen Verteidigern (Fontane) Theodor Storm vielleicht gar nicht so mit Unrecht nicht trotz sondern grade wegen dieses Gedichts eine geheime Vorliebe Goethes annehmen wollte, mußte der größeren Wirksamkeit zu Liebe auf das klassische Gewand verzichten, während ein anderes erweitertes Xenion, zunächst gegen Jean Paul gerichtet, ‚Der Chinese in Rom', auch durch die Form neben den Xenien steht. Der schönste Beweis dafür aber, daß die Schule der Griechen noch offen blieb, eröffnet den Almanach: die Idylle von Alexis und Dora, an der Friedrich Schlegel schon brieflich ‚die Mischung des Weisen und Sinnlich Süßen

mit der Leidenschaft' verzückt pries — ‚Wer so dichten kann, ist glücklich wie ein Gott!'[1]) —, um dann in seiner Rezension wieder an ihr ‚das wesentliche Merkmal der Idylle im griechischen Sinne des Worts', die ‚Mischung epischer Fülle mit lyrischer Glut', als die eigentümliche Schönheit des Gedichts zu rühmen.

War die ‚Eine', der eine der schönsten Epigrammenreihen in diesem Almanach zugeeignet ist, wieder Christiane Vulpius, so gehört ihr — wie das im Vossischen Almanach veröffentlichte ‚Wiedersehen' — auch die Elegie, die der Almanach auf 1798 an erster Stelle bringt. Freilich, wie die römischen Elegien der Geliebten nur in fremdem Kostüme huldigen durften, so bekommt ‚Der neue Pausias und sein Blumenmädchen' eine gelehrte Anmerkung aus Plinius mit auf den Weg, um ganz als antiquarische Spende zu erscheinen und so wenig wie möglich von dem Persönlichen zu enthüllen, das ihm zu Grunde lag. — das ‚Blumenmädchen' freilich blieb verräterisch. — Aber ohne solche Vorsichtsmaßregel betont und beklagt der ‚Amyntas' im folgenden Almanach die Unzertrennlichkeit von der Geliebten. ‚Es existiert vielleicht nichts in der ästhetischen Welt, wo Sinnlichkeit und Seele inniger ineinander verwebt sind', urteilt Körner von solchen Produkten. Nur die diesen Almanach eröffnende ‚Euphrosyne', vielleicht die schönste von Goethes Elegien und die schönste Nänie in deutscher Sprache, ist dem Andenken derselben allzu früh verstorbenen Schauspielerin gewidmet, der der im ersten Jahrgang veröffentlichte Theaterprolog in den Mund gelegt war. Aber selbst die Elegie, mit der Goethe die ‚wohlwollenden Gemüter von Freundinnen' zur Teilnahme für die Metamorphose der Pflanzen gewinnen wollte, von der doch Körner urteilte, sie setze ‚einige Bekanntschaft mit Botanik und besonders mit Goethes Schrift voraus', nennt gleich zu Anfang die Geliebte und endet

1) 15. Juni 1796 an Wilhelm.

in einem ‚lebendigen Gleichnis', das ‚unsere schöne vollkommene Neigung steigerte und vollendete'.

Naturwissenschaftliche Stücke hatten ja schon die venetianischen Epigramme wie die Xenien gebracht. Überhaupt hatten manche Keime, die später noch Frucht tragen sollten, schon in den venetianischen Epigrammen gelegen: nicht nur den Xenien hatten sie manches vorweggenommen, auch die Kerngedanken mehrerer Balladen, die dann das Balladenjahr entstehn lassen und der Balladenalmanach an die Öffentlichkeit bringen sollte, hatten sie schon in aller Kürze ausgesprochen. Mit denselben Augen, die in der Spelunke zu Venedig aufleuchteten, wenn sie Menschen menschlich sahn, betrachtet dann Mahadöh, der Herr der Erde, wieder die Welt und die Bajadere. Und jenem antichristlichen venetianischen Epigramm folgt nun, mit schneidender Schärfe formuliert, die große Antithese der ‚Braut von Korinth':

Salz und Wasser kühlt
Nicht, wo Jugend fühlt.

Es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß Goethe im Gegensatz zu Schiller eigentlich nur *eine* seiner Balladen in die antike Welt verlegt — denn von dem ja ebenfalls im Balladenalmanach erschienenen ‚Zauberlehrling', der zwar ein antikes Motiv benutzt, aber ganz ort- und zeitlos gehalten ist, muß man natürlich absehn — und daß diese einzige eine gespenstische Sage des ausgehenden Altertums behandelt: die eigentliche balladenhafte Stimmung, die Schiller zu erzeugen weder versuchte noch vermocht hätte, jenes Nebelhafte, Verschleierte, Mysteriöse war der durchsichtig klaren, sonnigen Luft, wie sie für uns doch im Ganzen über der Antike liegt, nicht recht abzugewinnen. So ist Goethe in seinen Balladen lyrischer als der auch hier immer in erster Linie Dramatiker bleibende Schiller — der ‚Schatzgräber' im Balladenalmanach und das Gedicht vom Blümlein Wunderschön und die vier Müllerinlieder im nächsten Jahrgang nähern sich schon ganz dem eigentlichen lyri-



schen Liedcharakter — und er ist zugleich epischer, in der eingehenderen Ausmalung des Einzelnen (die freilich abseits stehende ‚Legende' im Balladenalmanach), wofür dann auch die Ratschläge, die er Schiller für die Kraniche des Ibykus gibt, besonders die von Schiller nicht befolgten für den Schluß, bezeichnend sind.

Während Schillers Beteiligung an den letzten Jahrgängen seines Almanachs immer geringer wurde, nahm die Goethes eher zu. Am Almanach auf 1799, dem letzten freilich, zu dem er beitrug, hatte er weitaus den Hauptanteil. Das Gebiet der Lyrik war ja seine eigentliche Heimat, während es für Schiller, wie er selbst es einmal ausgedrückt hatte, mehr ‚ein Exilium als eine eroberte Provinz' war, von dem er sich immer mehr in *sein* Reich, das des Dramas, zurückzog. Schon am Almanach auf 1798 ist Goethes Anteil mit dem neuen Pausias und den Balladen nicht erschöpft. Hatte er für den vorhergehenden Jahrgang Schillers Hoffnung, eines der Mignonlieder im Almanach zu sehen, nicht erfüllt (schließlich war es ja doch in den Musikbeilagen erschienen), so brachte nun der Balladenalmanach als kaum geringeren Ersatz das Gedicht ‚An Mignon', dem sich — abgesehen von dem schon erwähnten ‚Neuen Amor' — noch zwei andre rein lyrische Stücke, ‚Erinnerung' und ‚Abschied' (‚Zu lieblich ist's'), anschließen.

Was Goethe im Almanach auf 1799 veröffentlichte, verdankt er zum größten Teil der Schweizer Reise des Jahres 1797. Die ‚Euphrosyne' wurde auf ihr begonnen, sie gab den Anlaß zum ‚Amyntas', von den Müllerinliedern wurden drei unterwegs an Schiller gesandt, das vierte, das weitaus bedenklichste und hübscheste, ‚Der Müllerin Verrat', wenigstens schon angelegt; auf derselben Reise fand Goethe in Tschudis Chronik das Volkslied, das er zum ‚Blümlein Wunderschön' umdichtete; dazu kommen jene wundervollen Distichen ‚Am 1. October 1797', als zu Uri im Anblick der Alpen den Achtundvierzigjährigen — wie ein Vierteljahr zuvor, als er

die Zueignung zum Faust dichtete — ein Schauer des nahenden Alters traf. Nur die ‚Stanzen' (auf den Frieden von Campo Formio; ursprünglich für einen Weimarer Maskenzug — ‚Der lang ersehnte Friede nahet wieder'), die ‚Metamorphose der Pflanzen' und zwei von den Gedichten, die Goethe doch wohl in der Erkenntnis, daß sie hinter den andern an poetischem Wert zurückständen, nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Pseudonym Justus Amman veröffentlichte, fallen ganz nach der Reise. Wir wollen es Körner nicht übel nehmen, wenn er von den Stücken Justus Ammans, deren Verfasser er nicht kannte, jene beiden in seiner Briefkritik ziemlich scharf mitnimmt. Besser kommt mit Recht das dritte ‚An meine Lieder' (jetzt ‚Am Flusse') fort, das älteste Gedicht Goethes, das der Almanach überhaupt brachte, völlig 30 Jahre alt, als ‚ein tragisches Epigramm, das, wie mich däucht, ziemlich gelungen ist'. Dagegen ist Körners Urteil über ‚Die Musageten' vielleicht sogar etwas *zu* hart: ist auch der Gedanke für ein Gedicht von solcher Ausdehnung wirklich zu dürftig — Körner verweist dem gegenüber ganz hübsch auf das venetianische Epigramm von der Langeweile — so ist doch die Ausführung Goethes nicht unwürdig. Daß aber der befreundete Kritiker über die ‚Sängerwürde' (der Name rührt von Schiller her; später ‚Deutscher Parnaß'), die in breiter und unklarer, mißverständlicher Weise noch einmal Gleim und die alte Garde aufs Korn nahm, nur den Kopf schütteln konnte, begreifen wir wohl. —

Goethe hätte wegen einer großen Arbeit, die er unter den Händen habe, dieses Jahr für den Almanach doch nicht viel tun können, schreibt Schiller an Cotta [1]), als er ihm die Absicht mitteilt, den Almanach auf 1800 bloß durch die Aufnahme der ‚Schwestern von Lesbos' zu erledigen: es ist das Frühjahr, in dem die Achilleis durch den Faust verdrängt wird. Als dann der Alma-

1) 13. April 1799.



nach doch noch einen Anhang kleinerer Gedichte bekommen soll, verspricht Goethe zwar auf Schillers Bitte, sein möglichstes zu tun, aber viel Hoffnung macht er von vornherein nicht, und am 26. September muß Schiller an Körner schreiben: ‚Leider erscheint diesmal von Goethe gar nichts im Almanach, alle Productivität hat ihn diesen Sommer verlassen'.

Dem Almanach auf 1798 hatte Goethe noch ein besonderes Geschenk gemacht mit zwei Dichtungen aus hinterlassenen Papieren des Straßburger Freundes *Jacob Lenz*, die er in Händen hatte. Die erste ist die bekannte ‚Liebe auf dem Lande', in der ergreifend die verlassene Friederike Brion dargestellt wird. Körner, der von den zu Grunde liegenden Erlebnissen natürlich nichts wußte, urteilte über das Gedicht folgendermaßen: ‚Ein zarter Stoff, fein gefühlt, aber in einem plumpen Ton dargestellt. Im Ton der Erzählung hört man zu sehr den Studenten; den Versen fehlt es oft an Leichtigkeit und Wohlklang, und selbst die ununterbrochenen männlichen Jamben geben dem Ganzen eine gewisse Härte'. Das ist gewiß alles richtig und hängt einfach mit Lenzens Gleichgültigkeit aller künstlerischen Durchbildung gegenüber zusammen, aber gerecht wird Körner dem Gedicht damit nicht: vielleicht tragen selbst diese Mängel zu dem tiefen Reiz ganz persönlicher Unmittelbarkeit bei, die das Gedicht in seiner Art unter den Beiträgen zum Almanach nur den Goethischen nahe bringt. Bei der zweiten Dichtung von Lenz, dem Dramolet ‚Tantalus', konnte Körner, veranlaßt durch die Selbstironie und die genialisch unbekümmerte, unantike Haltung des Gedichts, sogar von ‚drolligem Humor' reden, ‚dem man es verzeiht, daß der Ton manchmal feiner sein könnte'. Der ‚Tantalus' gehört zu jenen 1776 in Berka entstandenen Gedichten, über die Goethe damals an Merck schrieb, Lenz habe ‚Sublimiora gefertigt'[1] — eine bittere Selbst-

1) 16. Sept. 1776.

persiflage des Dichters, der in Weimar oft genug zum Spott der Hofgesellschaft werden mußte, verbunden mit den Erinnerungen seiner unsinnigen Leidenschaft für Henriette von Waldner. Das Ganze, zum Teil wirklich von sublimer Poesie, ist zugleich als Huldigung für die Herzogin Luise gedacht, als solche freilich befremdlich genug und ohne Kenntnis der zu Grunde liegenden persönlichen Erlebnisse des Dichters so schwer verständlich, daß, in einer seltsamen Ironie des Zufalls, der spätere erste Herausgeber von Lenzens Schriften (in die die ‚Liebe auf dem Lande‘ freilich noch nicht einging), Tieck, als Recensent des Schillerschen Musenalmanachs schreiben konnte: ‚Was Herr Lenz mit seinem Tantalus oder Dramolet sagen will, habe ich nicht begreifen können; die Liebe auf dem Lande habe ich verstanden, aber sie hat auch dadurch um so mehr mein Mißfallen erregt‘.

Wenn Goethe von sich schrieb, er habe in den Jahren vor der Verbindung mit Schiller beinah aufgehört, Dichter zu sein, so hätte *Schiller* dasselbe von sich sagen können, nur daß es für ihn, bei dem die Poesie nicht unmittelbares Leben und nicht so ganz vom Leben abhängig, sondern Beruf, bewußte Aufgabe war, der sie daher auch wirklich kommandieren konnte, von viel geringerer Bedeutung war als für Goethe. Seit den im Februar 1789 vollendeten ‚Künstlern‘ hatte er sich ja ganz der Geschichte und dann der Philosophie und spekulativen Ästhetik zugewandt, bis der Almanach ihm den ersten Anstoß gab, zur Poesie zurückzukehren. Freilich ganz ohne Mühe ging der Übergang auf das fremd gewordene Gebiet nun doch nicht ab, aber das waren eben nur die ersten Schritte. Einen Monat, nachdem er geäußert hat, sein Beitrag werde sich schwerlich über drei Gedichte erstrecken, spricht er die Absicht aus, wenigstens fünfundzwanzigmal im Almanach genannt zu sein[1]: vierundzwanzigmal ist er es wirklich, und dabei ist noch zu

1) 20. Juli 1795 an Körner und 21. Aug. 1795 an Humboldt.

bedenken, daß eine Anzahl damals entstandener Gedichte nicht in den Almanach, sondern in die Horen kam. Wenn Schiller einmal an Wilhelm Schlegel schreibt[1]), all seine poetischen Beiträge zum Almanach und zu den unmittelbar vorher erschienenen Horenheften seien erst vom Juni bis September 1795 entstanden, so trifft das bis auf eine kleine Ausnahme — das Gedicht ‚Einer jungen Freundin ins Stammbuch' war schon 1788 für Charlotte von Lengefeld gedichtet worden — durchaus zu.

Jeder unter Schillers ‚vier Kunstrichtern' — Goethe, Herder, Humboldt und Körner — hatte unter seinen damals entstandenen Produkten einen besonderen Liebling erkoren: Goethe, übereinstimmend mit der Mehrzahl der zeitgenössischen Leser, die auch uns wohl am nächsten stehenden ‚Ideale', Herder den ‚Tanz', Humboldt die ‚Macht des Gesanges', Körner das — in den Horen erschienene — ‚Natur und Schule' (‚Der Genius' — das auch Schiller selbst das liebste war). Anders als die Urteile der Freunde lauteten freilich die der Romantiker, von denen ja Friedrich Schlegel in Reichardts ‚Deutschland' in einer wirklich schlecht disponierten und unklar geschriebenen Rezension, die den Spott der Xenien schon herausfordern konnte, öffentlich das Wort ergriff: sehr rühmend, nur mit einzelnen Ausstellungen, die sich Schiller für spätere Änderungen auch zu Nutze machte, über die ‚Ideale', daneben, womit wir gern übereinstimmen, die ‚Stanzen an den Leser' (‚Sängers Abschied') besonders auszeichnend, schärfer schon über den ‚Tanz', der für ein Epigramm zu lang, während für eine Elegie ‚die Einheit nicht poetisch genug' sei, ganz absprechend aber über den — von Körner schief beurteilten — ‚Pegasus in der Dienstbarkeit', dem der Mangel an ursprünglicher Fröhlichkeit, an einer wie von selbst überschäumenden Fülle sprudelnden Witzes, an Grazie und Urbanität vorgeworfen wird, und über

1) 9. Januar 1796.

die ‚Würde der Frauen', die, wie Wilhelm soufflierte, ‚gewinnt, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze Strophenweise rückwärts liest'. Im selben Sinne, nur noch rückhaltloser, hatte sich schon Caroline brieflich über ‚die hochfahrenden Poesien, die gereimten Metaphysiken und Moralen und die versifizierten Humboldeschen Weiblichkeiten' ausgesprochen: ‚Schillern hängt *das Ideal* gar zu sehr nach — er meint, es ist schon gut, wenn ers nur ausspricht'[1]).

Der Almanach auf 1797 zeigt Schiller ebenso wie Goethe — auch abgesehen von den Xenien im engeren Sinne — als Epigrammendichter: außer den unter seinem Namen veröffentlichten Stücken gehört ihm noch der Hauptanteil an den Votivtafeln. So vergeblich hier auch vielfach die Versuche der Chorizonten bleiben mußten, Goethes Anteil von dem seinen zu sondern, so lassen vielfach doch selbst die Epigramme das Wesen beider Dichter in ihrer Verschiedenheit erkennen. Das bemerkte schon Friedrich Schlegels Recension, freilich mit einem bedenklichen Mißgriff, wenn der Kritiker auch aus dem Goethe allein gehörigen Distichenzyklus ‚Einer' ‚zwei verschiedene und ungleichartige Kränze flechten' will, und mit der deutlichen Tendenz Schiller herabzusetzen, wenn er urteilt, unter den Votivtafeln seien manche ‚nicht sowohl Gedanken der Art, die aus dem Leben entsprungen, ihren Eigentümer auch wieder, wie lebendige Freunde, durchs Leben begleiten, als versifizierte Antithesen und Gemeinplätze, die von den Vorposten oder aus dem Train irgend einer philosophischen Rede desertiert zu sein scheinen'. Das ist einseitig und ungerecht, und wenn Friedrich Schlegel für die Chorizonten sichere Kriterien gefunden zu haben glaubte, irrte er sich doch. Aber man sehe nur einmal die Überschriften Goethischer und Schillerscher Epigramme an: da finden wir bei Goethe etwa ‚An den Selbstherrscher', ‚Der Minister', ‚Der Hof-

1) 10. Februar 1796 an Luise Gotter.



mann', ,Der Ratsherr'; sich so an ganz bestimmte Stände der realen Gegenwart zu wenden, wäre Schillers Sache kaum, er schreibt höchstens ein Epigramm ,An die Gesetzgeber'. Er hat immer den Zug zum Allgemeinen, Abstrakten, Philosophischen. Darin hat Friedrich Schlegel Recht, daß die Lehren der Goethischen Epigramme viel mehr aus der Erfahrung, die der Schillerschen aus der Reflexion stammen. Den gordischen Knoten abstrakt philosophischer Fragen, den Schiller zu lösen versucht, zerhaut Goethe, indem er die Erfahrung zu Hilfe nimmt: Schiller philosophiert nach Kant über den Begriff der Pflicht, Goethe definiert sie als die Forderung des Tages.

Schon der erste Almanach hatte fünfzehn Schillersche Epigramme gebracht, und wir mögen bedauern, daß die im Jahrgang 1798 veröffentlichten — drei, darunter ,Die Peterskirche' unter der Chiffre E., die andern vier, sämtlich auf Werke der Architektur, unter seinem Namen — die letzten sind, die der Almanach überhaupt von ihm bringt: grade solche Epigramme entsprachen doch seiner Begabung in hohem Grade.

Von Schillers umfangreicheren Beiträgen zum zweiten Almanach, die ja zum Teil auch aus den Xenien hervorgegangen sind, hebt Schlegels Recension ,die untadelige Sittlichkeit in den von der Weiblichkeit handelnden Gedichten, die sichtbare Kunst in Pompeji und Herkulanum, den glänzenden Schmuck, die elegante Pracht des Ausdrucks in der Klage der Ceres' schließlich doch mit etwas zweideutigem Lobe und gar zu kurz abfertigend hervor, dabei ein briefliches Urteil, das seine Meinung ehrlicher zum Ausdruck brachte, stark retouchierend, wo er von der ,Klage der Ceres' gesagt hatte, sie habe ihm weder eine angenehme noch eine unangenehme Empfindung gemacht: ,Ohne seinen Namen hätte ich auf Heydenreich oder wenigstens doch auf Matthisson gerathen'[1]. Von den Freunden zog diesmal Humboldt ,Die Ge-

1) 15. Juni 1796 an Wilhelm.

schlechter', Goethe die Votivtafeln vor, während Schiller seine besondere Freude an Körners Urteil hatte, dem ,Pompeji und Herkulanum' und ,Das Mädchen aus der Fremde' (daneben ,Der Besuch' — ,Dithyrambe' — an dem er ,dieselbe Behandlung' fand) besonders gefielen, in denen der Dichter nach seinem eigenen Ausdruck seine ,Manier zu verlassen gesucht' hatte doch wohl in der Richtung auf Goethe zu. Für die pomphaft aufgestutzte ,Klage der Ceres' freilich, der später Heine so übel mitspielte, war es ein schlechtes Lob, daß sie gerade Kosegarten, der für diese Art freilich Verständnis haben mußte, so ausnehmend wohlgefiel. Da zeigte ein wirklicher Künstler, wie es Matthisson immerhin war, doch ein feineres Gefühl, wenn er das ,Bürgerlied' (,Das Eleusische Fest') im Almanach auf 1799 vor allen andern Schillerschen Gedichten pries.

Dazwischen liegt das Balladenjahr und der Balladenalmanach. Hier lernen wir einmal Körners Urteil mißtrauen, wenn ihm die schwächsten Stücke, ,Der Gang nach dem Eisenhammer' und ,Ritter Toggenburg', die liebsten waren. Daß ein Klassizist wie Wilhelm von Humboldt der ,Nadowessischen Totenklage' keinen Geschmack abgewinnen konnte, begreift man. Schwerer wird es uns zu verstehen, daß er den ,Ring des Polykrates' und sogar ,Die Kraniche des Ibykus', denen wir doch unbedingt den Preis geben würden, nicht bloß unter den ,Taucher', sondern sogar unter den ,Handschuh' stellte. Körner, der dem ,Ibycus' ja sogar den Vorwurf der Trockenheit gemacht hatte, urteilte dann viel glücklicher über die Nachlese zu den Balladen im vorletzten Jahrgang, ,Die Bürgschaft' und den ,Kampf mit dem Drachen', über den dafür Friedrich Schlegel in um so impertinenterem Tone sprach [1]). Neben den Balladen steht auch in den letzten Jahrgängen die philosophische Lyrik im Vordergrund, freilich nun vielfach in

1) 29. October 1798 an Caroline.



einer leichteren, populären Art der Behandlung, die manchmal wie in den ‚Worten des Glaubens', bei denen Körner wieder den scharfen Kontrast zu Goethe feststellte, doch hart bis an die Grenzen lehrhafter Leutseligkeit gehen konnte; und auch Stücken wie ‚Licht und Wärme', von Körner ‚mehr rednerisch als poetisch' genannt, und ‚Breite und Tiefe', gegen die der Freund auch ‚manches einzuwenden' hatte, merkt man an, daß sie wohl nur zum Besten des Almanachs gedichtet worden sind. Am höchsten unter diesen leichteren philosophischen Gedichten steht wohl der zweite Spruch des Confucius im Almanach auf 1800; der erste war in dem für 1796 erschienen. — Daneben verfaßte Schiller nun ohne jede persönliche Veranlassung, nur zu Nutz und Frommen des Almanachs auch Liebesgedichte: die ‚Elegie an Emma' (unter der Chiffre S.) und ‚Das Geheimnis' im Almanach auf 1798, und, das gelungenste, ‚Die Erwartung', im letzten. Spürt man es an diesen Gedichten doch, daß sie nicht mehr als ein Spiel der Phantasie sind, so kommt eine um so tiefere, ganz persönliche Empfindung in dem ergreifendsten Gedicht, das Schiller vielleicht überhaupt je geschrieben hat, in der Elegie ‚Das Glück' (Alm. auf 1799) zum Ausdruck, in der das aus Neid und Bewunderung schmerzlich gemischte Gefühl, mit dem er einst Goethe gegenüber gestanden hatte, zur Höhe vornehmster männlicher Resignation gesteigert erscheint. In diesem Gedicht und im ‚Lied von der Glocke', das, 1797 begonnen, erst in den Almanach auf 1798 und dann in den folgenden kommen sollte, bis es endlich im letzten Jahrgang erschien, erreicht Schillers Lyrik in den letzten Jahrgängen noch einmal ihre höchsten Gipfel. Dazu kommen noch die Proben aus dem Wallenstein, das Reiterlied (1798) und der Prolog zum Lager (1799), während ‚Des Mädchens Klage' (1799) ja ursprünglich mit dem Drama nichts zu tun hatte. —

Schließlich noch ein paar Worte über die wenigen

unter ungelösten Chiffren im Almanach veröffentlichten Stücke [1]).

Die beiden im Xenienalmanach unter dem Buchstaben D. erschienenen Epigramme wird man, glaub ich, ohne viel Gewissensskrupel Herder zuweisen dürfen, der auch im ersten Almanach unter diesem Buchstaben Gedichte veröffentlicht hatte und sich 1797 nach seiner Art wieder unter den Chiffren O., T., U., V., W. verbarg. Inhalt und Ton der Epigramme stimmen ganz zu Herder. Das eine, immer noch bessere ‚Die Sachmänner' ist polemisch, das andere ‚Grabschrift' sehr matt und von einem Optimismus, der zwar nicht Herders Temperament, wohl aber seiner Weltanschauung entsprach.

Schwieriger liegt die Sache bei den wieder unter der Chiffre D. im Almanach auf 1799 veröffentlichten Stanzen ‚Die weiblichen Erscheinungen'. Von vornherein abzuweisen ist Goedekes wohl nur auf einer Flüchtigkeit beruhende Angabe, das Gedicht sei von Hölderlin. Es wirkt vag, matt, altmodisch. Man könnte schließlich wieder an Herder denken, der aber an diesem Jahrgang doch wohl gar nicht beteiligt ist. Auch machen der deutlich spürbare Einfluß Schillers und der Inhalt des Gedichtes, das ja im Almanach Vorgänger genug hatte, einen jüngeren Autor wahrscheinlich, der dem Schiller-Humboldtischen Kreise angehört oder wenigstens zu ihm Beziehungen gehabt haben mag; Brinckmann etwa könnte ganz wohl der Verfasser sein. Schließlich scheint aber selbst Amalie v. Imhoff nicht ganz ausgeschlossen; grade das, was man gegen ihre Autorschaft einwenden würde, die Selbstgefälligkeit und Selbstbespiegelung, die sich darin äußerte, wenn eine Frau ein solches Gedicht auf ihr eigenes Geschlecht schreibt, läge ganz im Charakter des pretiösen und prätentiösen Hoffräuleins, auch könnte die formenfreudige Schriftstellerin, die sich weder Distichon noch Sonett entgehn ließ, leicht auch einmal ein

1) Redlichs Chiffrenlexikon läßt die Fragen offen.



Experiment in Stanzen gemacht haben. Für wahrscheinlich wird man ihre Verfasserschaft trotzdem nicht gerade halten, doch ist sie außer dem gleich zu besprechenden A. Gr. und Louise ** (Brachmann) die einzige, die im Almanach auf 1799 auch sonst unter einer Chiffre verborgen ist.

Nicht besser steht es um die alkäische Ode unter der Chiffre A. Gr. im selben Almanach. Den Anfangsbuchstaben nach könnte man allenfalls an den Weimarer Schauspieler Grüner denken, der Schiller nach dem Kalender am 19. Mai 1798 Gedichte schickte, wozu ja auch das Datum, das die Überschrift bildet, ‚Am 30. März 1798‘ paßte. Doch findet sich im Weimarer Archiv die erste Strophe dieses Gedichts mit einer Komposition, das Ganze ‚M. B—t.‘ gezeichnet, ohne daß das für den Dichter oder für einen Komponisten auf eine Spur führte. — —

Daß eine Anzahl auch der bedeutenderen Dichter der Zeit in den Schillerschen Musenalmanachen fehlt, davon war schon die Rede. Trotzdem darf man sagen, daß sie ein vollständiges Bild der Lyrik ihrer Periode geben, ein vollständigeres sogar als einige der ersten Jahrgänge des Göttinger Almanachs, die ihnen darin am nächsten kommen, von der ihrer Epoche. Sie zeigen den höchsten Gipfel der deutschen Lyrik, sie zeigen ihren Durchschnitt in jener Zeit und wohl sogar manches, was unter dem Durchschnitt steht. Von Goethes und Schillers Beiträgen abgesehen, ist freilich die Ausbeute für den Literarhistoriker ergiebiger, als sie sich vom ästhetischen Standpunkt aus darstellt. Der dritte große Dichter des Almanachs, Hölderlin, kam doch kaum zu Wort, und unter den übrigen wird man wohl schon einem Lyriker höchstens dritten Ranges wie Matthisson den ersten Platz geben müssen. So ist und bleibt das Hauptverdienst des Almanachs, die poetische Produktion Goethes und Schillers beschwingt und befruchtet zu haben.

IV.

Erfolg, Ausgang, Nachwirkungen.

Der buchhändlerische Erfolg des Schillerschen Almanachs war offenbar bedeutender, als es bei ähnlichen Unternehmungen der Fall zu sein pflegte. Der Wert einer großen Anzahl der Beiträge oder für die, die ihn nicht zu erkennen vermochten, wenigstens der große Name der Dichter, der Ruf des Herausgebers und dabei das Entgegenkommen den Wünschen der Leser gegenüber, an dem es doch keineswegs fehlte, mußten dem Almanach auch beim großen Publikum den Vorrang vor seinen Konkurrenten geben. Dazu kam beim ersten Almanach der Reiz der Neuheit, beim zweiten die Sensation der Xenien. So hatten diese beiden Jahrgänge denn auch weitaus den stärksten Erfolg. Die Auflage von 3000 Exemplaren, in der Michaelis den ersten gleich hatte drucken lassen, wurde ‚entsetzlich gekauft'; von Berlin, wo die Censur, liberaler als die Wiener, alles auch in den venetianischen Epigrammen hatte passieren lassen, berichtete das gleich nach dem Erscheinen Humboldt, von Weimar gab Goethe dieselbe Nachricht, in Jena konnte es Schiller selbst beobachten. Stärker noch war begreiflicherweise die Nachfrage nach dem Xenienalmanach (der in Wien natürlich das Schicksal seines Vorgängers teilte): in Berlin riß man sich um ihn, in dem kleinen Weimar und Jena waren keine vierzehn Tage nach dem Erscheinen allein über 100 Exemplare verkauft, auf der Leipziger

Messe war er in kürzester Zeit vergriffen, so daß schon im November eine neue Auflage erschien, der im Februar des nächsten Jahres noch eine dritte folgte; insgesamt betrugen die drei Auflagen wohl wieder 3000 Exemplare. Von einem buchhändlerischen Mißerfolg kann nun auch bei den folgenden Jahrgängen nicht entfernt die Rede sein: es wurden immer 2100 bis 2200 Exemplare gedruckt und wohl auch ziemlich vollständig abgesetzt [1]). Wenn wir aber an die gewiß nichts weniger als unberechtigten Vorwürfe der Xeniengegner denken, die den Erfolg des Almanachs auf 1797 lediglich den Xenien zugeschrieben hatten, so begreifen wir ganz wohl Schillers Verdruß, daß es beim Balladenalmanach, dem umfangreichsten und wohl auch dem reichhaltigsten aller Jahrgänge überhaupt, zu der erhofften und von Cotta schon angekündigten neuen Auflage nicht kam. Diese ‚Kälte des Publikums gegen lyrische Poesie und die gleichgültige Aufnahme des Almanachs, die er nicht verdient hat‘, nehmen Schiller die Lust zur Fortsetzung und lassen ihn schon Mitte August 1798 Körner gegenüber die Absicht aussprechen, dem nächsten Jahrgang nur noch *einen* Nachfolger zu geben. Wiederholt beklagt er sich über die Last der Redaktion, die Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen, die Schwierigkeit, bei dem ungeheuren Zuströmen des Unbrauchbaren auch nur ein paar Bogen leidliche Arbeit zu erhalten. Der Hauptgrund aber ist der, daß die dramatischen Arbeiten, die nebenbei auch die lukrativsten für ihn sind, nun bei ihm alle lyrischen Interessen verdrängt haben: beim Drama will er bleiben und in den übrigen Stunden sich mit theoretischen und kritischen Arbeiten beschäftigen. Trotzdem schwankte er bis zuletzt, veranlaßt wohl auch durch den Widerspruch besonders von Humboldts [2]), daneben von Körners Seite, die die anregende Wirkung des Alma-

1) Wilhelm Schlegel an Tieck 23. Nov. 1800.

2) Humboldt an Schiller 5. September 1798.

nachs auf Schillers und Goethes Produktion ganz richtig erkannt hatten. Aber schon um die Redaktion des Almanachs auf 1800 kümmert er sich dann doch nicht mehr viel und obwohl zu einem Almanach auf 1801 schon Manuskript von Luise Brachmann, Conz, Steigentesch u. a. vorhanden — auch Gries wäre wieder erschienen — und er im Meßkatalog des Herbstes angekündigt war, meldete er schließlich am 10. Juli 1800 dem Verleger Cotta endgültig seinen Entschluß: ‚Die Unentschlossenheit in der ich war wegen des Almanachs verspätete mein Schreiben von einem Posttag zum andern. Jetzt aber kann ich Ihnen nicht länger verbergen, daß es mir nicht möglich ist, Ihnen dieses Jahr den Almanach zu versprechen. Zum Lyrischen fehlt es mir gänzlich an Neigung und ohne diese kann ich nichts leisten. Alle meine Aufmerksamkeit hat sich auf einen neuen dramatischen Stoff gewendet' —. Kurze Zeit bestand dann noch die Absicht, um den Musenalmanach nicht ganz ausfallen zu lassen, die ‚Maria Stuart' für ihn zu benutzen, bis auch das Ende August aus äußeren Gründen aufgegeben wurde; übrigens wurde später die bei Unger erschienene ‚Jungfrau von Orleans' so verwendet —. So endete der Almanach schließlich wie alle Unternehmungen des Redakteurs Schiller.

Von anderer Seite sollte der Schillersche Musenalmanach eine Fortsetzung erhalten. Nach Bürgers Tode hatte auch Friedrich Schlegel daran gedacht, mit seinem Bruder zusammen die Herausgabe des Göttinger Almanachs zu übernehmen, freilich ohne dann weitere Schritte zu tun[1]). Auch später war dieser Gedanke wohl wieder aufgetaucht, doch die Furcht vor den Scherereien der Redaktion und vor der überlegenen Konkurrenz des Schillerschen Almanachs hatten ihn nicht einmal zum

1) Friedrich Schlegel an Wilhelm zwischen 8. Juni und 27. October 1794 (Walzel Nr. 56): ‚Hat Dir Caroline meinen Einfall wegen des Bürgerischen Musenallmanachs mitgetheilt? Ich dächte, die Sache verdiente einige Überlegung'.

Versuch einer Ausführung kommen lassen [1]). Nun aber, da ihnen bekannt geworden war, daß Schiller seinen Musenalmanach aufgeben wolle, nahmen Wilhelm Schlegel und Tieck den Plan wieder auf.

Für 1801 freilich kam der Almanach noch nicht zustande, der Ungewißheit wegen, in der Cotta wie Schlegel bis zum letzten Augenblick über das Erscheinen des Schillerschen schwebten. So erschien er erst für 1802 im Cottaschen Verlage mit Wilhelm Schlegel und Tiecks Namen auf dem Titelblatt, gedruckt in Jena unter Schlegels Aufsicht.

Von einer Fortsetzung des Schillerschen Almanachs kann man hier allerdings nur in einem sehr bedingten Sinne reden, eigentlich nur in dem, daß er im selben Verlage erschien, gleichfalls den Namen Musenalmanach führte und zwei Mitarbeiter, nämlich eben Schlegel und Tieck, mit ihm teilte. Die Sammlung war einfach ein romantischer Fraktionsalmanach, und wenn bei den Romantikern von den Prinzipien der Herausgeber die Rede ist, glaubt man manchmal deutlich die Spitze gegen die älteren Almanache, auch gegen den Schillerschen zu spüren: ‚Auf unhonorirte Beiträge müssen wir schlechthin nicht speculiren, um nicht in das gewöhnliche Musenalmanachswesen zu verfallen' [2]): die Schlegel, Tieck, Novalis, Schelling könnten ihn allein füllen.

Die Zahl der Beiträger ist wirklich viel geringer als bei irgend einem der Schillerschen Almanache, obgleich sie schließlich nicht auf den allerengsten Kreis der Romantik beschränkt blieb. Einige kleinere Leute kamen noch hinzu, darunter Tiecks Schwester und Schwager: Bernhardi mit seiner Frau, Friedrich von Hardenbergs

1) Nov. 1797 (Walzel Nr. 94).

2) W. Schlegel an Tieck 23. Nov. 1800. Doch auch hier das Stichwort der Mannigfaltigkeit: ‚Mannichfaltigkeit wäre also nebst der Vortrefflichkeit das erste Gesetz', Friedrich Schlegel an Wilhelm 2. Februar 1801.

Bruder Karl und Zacharias Werners Freund Mnioch; sogar Fichte gab einen Beitrag. Der Grundcharakter des Almanachs blieb darum durchaus romantisch; um die völlige Verschiedenheit vom Schillerschen zu erkennen, braucht man nur einen Blick auf die Formen zu werfen, die in ihm dominieren: den sieben Sonetten aller fünf Schillerschen Almanache stehn in diesem einen siebzehn gegenüber, Ottaverime, Terzinen, Canzonen, Romanzen in volkstümlichen, vielfach assonierenden Vierzeilern schließen sich an. Oder man nehme die Übersetzungen: ‚Alte Gedichte nach dem Spanischen' fromm religiösen Inhalts gibt Friedrich Schlegel, ‚Hymnen nach dem Lateinischen' — darunter das freilich jeder Verdeutschung trotzende ‚Dies irae' — der Bruder. Über eines wird man sich sogar wundern: daß die Romantiker, von denen das am wenigsten zu erwarten gewesen wäre, ihre Invektive und Satire auf das Schlußspiel der Jahrhundertwende beschränkten. Aber nachdem man die Absicht, Wilhelm Schlegels ‚Ehrenpforte für Kotzebue' hier zu veröffentlichen, hatte aufgeben müssen — gewiß zum Schaden des Almanachs — wurde alles Literarische ausgeschlossen.

Der Schlegel-Tiecksche Almanach hatte offenbar gar keinen Erfolg: einen zweiten Jahrgang erlebte er nicht, und so konnte auch die Hoffnung der Romantiker, Goethe und Schiller würden in Zukunft Beiträge geben, sich nicht erfüllen. Goethe äußerte sich in einem Briefe an Schelling, der ihm den Almanach übersandt hatte, sehr zurückhaltend: ‚Die Theilnehmer befinden sich weder auf Erden, noch im Himmel, noch in der Hölle, sondern in einem interessanten Mittelzustand, welcher theils peinlich, theils erfreulich ist' [1]). Schiller, Körner und Humboldt — der schon vorher gemeint hatte, wenn Schiller seinen Almanach aufgäbe, würde in Deutschland auch kein guter Almanach mehr erscheinen [2]) —

1) 5. December 1801.

2) 5. September 1798 an Schiller.

sprachen ab, am schroffsten Schiller selbst: er habe kein eigentliches Urteil, weil er es nicht über sich gewinnen könnte, mehr als einige Gedichte aus dem Almanach zu lesen: ‚Die Manier dieser Herren, und ihre ganze daraus hervorschimmernde Individualität ist mir so ganz und gar zuwider, daß ich gar nicht dabei verweilen kann'[1].

Solchen Urteilen und der an sich recht wohl begreiflichen Teilnahmslosigkeit des Publikums gegenüber ist unparteiisch festzustellen, daß das künstlerische Gewicht des Schlegel-Tieckschen Almanachs durchaus nicht gering ist. Am schwersten wogen die Beiträge des wenige Monate vor dem Erscheinen der Sammlung gestorbenen Novalis (‚Bergmanns-Leben' und ‚Lob des Weins' aus dem Ofterdingen, ‚An Tieck', die ‚Geistlichen Lieder') und Schellings (‚Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning', ein Meisterstück; das‚Lied': ‚In meines Herzens Grunde' und kleineres). Aber auch aus den Beiträgen der anderen, etwa den Übersetzungen oder Wilhelm Schlegels ‚Totenopfern' für Auguste Böhmer verdient manches Auszeichnung, und selbst unter denen der kleinen Leute, etwa Stefan Schützes (‚Die Tänzer'), befanden sich Stücke, die ohne erheblichen eigenen Wert gerade einem Musenalmanach ganz wohl anstanden.

Dem Schlegel-Tieckschen Almanach tritt nun noch, als Fortsetzung des Schillerschen beabsichtigt, der Vermehrensche, fast möchte man sagen, dem der Romantiker der der Philister zur Seite. Vermehrens redaktionelle Fähigkeiten hat Dorothea Schlegel gerühmt, und sein Almanach brachte es, freilich mit einem Wechsel des Verlages, wenigstens auf zwei Jahrgänge, aber trotz Vermehrens Absicht, ihn ‚in die Fußtapfen' des Schillerschen herauszugeben[2]), kann von einer Fortsetzung des Schillerschen hier so wenig die Rede sein wie bei dem

1) Körner an Schiller 19. December 1801; Schillers Antwort vom 28. December; Humboldt an Schiller 11. Mai 1802.

2) Cotta an Schiller 26. Dec. 1800.

Schlegel-Tieckschen. Freilich teilt er mit ihm eine viel größere Anzahl von Mitarbeitern als dieser. Aber Goethe und Schiller selbst nahmen die unsichern Versprechungen, die sie Vermehren gegeben hatten, bald wenigstens für den ersten Jahrgang wieder zurück (im zweiten erschienen sie dann ebenso wenig), und außer Hölderlin, dessen ‚Menons Klage um Diotima' und ‚Unter den Alpen gesungen' man beinahe mit Ärger in solcher Umgebung liest, sind es nur mehr oder minder die Statisten des Schillerschen Almanachs, die hier wiederkehren und sich zum Teil recht breit machen: Luise Brachmann, Conz, Haug, Amalie von Imhoff, der doch die Chiffre A. v. J., mit der auch die Schwestern von Lesbos erschienen waren, ganz offenbar gehört, Knebel, Kochen, Kosegarten, Sophie Mereau, Nöller, Pfeffel und Vermehren selbst. Was von andern kleinen Leuten hinzukam, darunter wieder Friedrich von Hardenbergs Bruder Karl und auch einige der von Schiller zurückgewiesenen Poeten wie C. G. H. Burdach, Gerning, Messerschmid, Münchhausen, war auch nicht geeignet, den Wert des Almanachs viel zu erhöhen. Aus dem engsten Kreise der Romantik — der eine Anzahl der Beiträger nahe stand, darunter der begabteste August Winkelmann — erschien in beiden Jahrgängen Friedrich Schlegel, der nun etwa im zweiten dem Schillerschen Gedicht in einer Canzone *sein* ‚Lob der Frauen' entgegenstellte. Im ersten aber ist auch der alte Klopstock wieder mit ein paar Beiträgen vertreten. Das alles zeigt schon, daß der poetische Charakter des Almanachs recht neutral und indifferent war. Goethe und Schiller, aber auch die Romantiker Schlegel, Tieck, Schleiermacher, der Physiker Ritter, Brentano werden besungen. Das antike Odenversmaß und das Distichon in Elegien und Epigrammen steht viel mehr im Vordergrund als im Schlegel-Tieckschen Almanach, aber der erste Jahrgang bringt nahezu fünfzig — davon mehr als die Hälfte vom Herausgeber selbst — der zweite an dreißig Sonette, und die übrigen romantischen Lieblings-

formen spielen eine große Rolle. Lebrecht Nöller, der auf der Spur Matthissons Gedichte wie ‚Die Kinderjahre' und auf der der Romantiker Sonette dichtete, etwa das alte Höltysche Motiv, das er schon im Schillerschen Almanach mißbraucht hatte, nun in einem Sonett ‚An ein Schiff, welches die Geliebte trug' verarbeitete, ist der rechte Typus des Vermehrenschen Almanachs; und bei dem Herausgeber selbst lag die Sache ja ganz ähnlich.

Daß dieser Almanach im Kreise Goethes und Schillers und trotz mancher ärgerlichen Äußerungen über das Konkurrenzunternehmen selbst in dem der Romantiker nicht allzu viel von sich reden machte, ist begreiflich. Goethe äußerte ganz nebenbei Schelling gegenüber, neben dem Schlegel-Tieckschen nehme sich der Vermehrensche nicht zum besten aus, auch die ‚Feuerluft' Friedrich Schlegels werde den Ballon nicht flott machen [1]). Friedrich Schlegel, damals ohnehin in gespanntem Verhältnis mit dem Bruder, fühlte sich doch verpflichtet, seine Teilnahme zu entschuldigen [2]): fünfhundert dieser ‚unschädlichen Art von kleinen Filzläusen' schadeten der Poesie nicht so viel wie Schiller. Am ausführlichsten sprach sich Dorothea gegenüber Schleiermacher aus: ‚Vermehren verdient es in mehr als einer Rücksicht sehr wohl, daß man sein Unternehmen unterstützt, denn obgleich er ein mittelmäßiger Dichter, so ist er doch ein guter Redakteur, freut sich mit jedem Beitrag und bezahlt ihn gut und bittet um neue, statt daß man einem Buchhändler sehr viel gute Worte geben muß, eh er einen Almanach von den Schlegel's und Tieck nehmen, und es als eine hohe Gnade annehmen wird, wenn er es thut. Die Leute kaufen nun einmal lieber einen Almanach von Vermehren und Nöller und Haug u. s. w. als einen von Schlegel's und Tieck

1) 5. Dez. 1801.

2) 20. Febr. 1801 an Wilhelm — doch wohl nicht mit ganz gutem Gewissen; Dorotheas ironische Nachschrift: ‚Was sagen Sie dazu, daß Friedrich jetzt alle Kleinen — so in Schutz nimmt?' 21. November 1802.

und diesen Lieblingsdichtern zu Gefallen lesen sie auch gern einmal ein Gedicht von Schlegel; es kommt so in viele hundert Hände und weckt doch wohl manchen Sinn und erwirbt manchen Freund, anstatt daß ein Almanach, der sich unter seinem Namen ankündigt, aus Opposition weder gelesen noch gekauft wird. — In Goethes und Schillers Musenalmanach waren genug solcher Leute dabei. Sie bekommen ganz gewiß keinen Buchhändler zu einem zweiten Almanach, während Vermehren seiner immer fortgehen wird'.

Hierin freilich irrte sich die Schreiberin doch: auch Vermehrens Almanach erlebte nur zwei Jahrgänge, und es ist doch zweifelhaft, ob es der Tod des Herausgebers war, der einen dritten unmöglich machte; denn als Vermehren am 29. November 1803 starb, hätte ein Almanach auf 1804 doch schon erschienen sein müssen. Einen Nachfolger aber fand der Schillersche Almanach auch später nicht. Es war die Zeit, wo auch die andern ältern Almanache eingingen: der Vossische mit dem alten Jahrhundert im selben Jahr wie der Schillersche, der Göttinger wenige Jahre später. Damit mag man einen Abschnitt in der Geschichte der deutschen Almanachliteratur machen. In den romantischen Almanachen, die nun folgten, etwa in den beiden Seckendorffschen, finden sich wohl noch Namen, die auch im Schillerschen vertreten waren, aber sie werden ganz durch andere, neue in den Hintergrund gedrängt, durch die jungen Schwaben zumal, und der ganze Geist der Almanache ist ein anderer geworden wie ja schon im Schlegel-Tieckschen und Vermehrenschen. Der Schillersche Musenalmanach, der den höchsten Gipfel der deutschen Almanachliteratur darstellt, konnte keinen Nachfolger haben, weil er aus einem Zusammentreffen von Umständen hervorgegangen war, wie es sich in Jahrhunderten einmal findet; auch dann bei Uhland und Kerner und selbst in Chamissos besten Zeiten nicht.

Register.

PALAESTRA LXXXI.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe und Erich Schmidt.**

Das Marienleben des Schweizers Wernher.

Mit Nachträgen zu Vögtlins Ausgabe der Vita Marie Rhythmica.

Von

Max Päpke.

BERLIN.
MAYER & MÜLLER.
1913.

Vorwort.

Das erste Kapitel dieser Arbeit ist schon 1908 als Berliner Dissertation gedruckt. Über die Gründe, weswegen das ganze Buch nicht schon vor fünf Jahren erschienen ist, brauche ich mich hier nicht weiter auszulassen. Es genügt zu sagen, daß auch die Reimuntersuchung im Wesentlichen aus dem Jahre 1907 stammt: heute würde ich die Sache anders angreifen, vor allem das vollständige Reimlexikon beifügen. Denn sobald der Benutzer Antwort auf eine vom Bearbeiter nicht vorhergesehene Frage verlangt — und auch der Umsichtigste kann nicht jede Frage vorhersehen —, versagt die beste Reimuntersuchung; das Reimlexikon dagegen erspart in jedem Falle den größten Teil der mechanischen Arbeit. Aber zu einer tiefer gehenden Umarbeitung, die meinen inzwischen gesteigerten Ansprüchen gerecht geworden wäre, konnte ich mich nicht entschließen, weil dadurch der Zeitpunkt des Abschlusses noch weiter hinausgeschoben wäre, und die Langmut von Herausgeber und Verleger schon ohnedies einer schweren Belastungsprobe unterworfen war. Aus demselben Grunde ist es nicht zur Ausarbeitung eines ursprünglich geplanten Abschnittes über Syntax und Stil gekommen. Gewissermaßen als Ersatz für diese Mängel habe ich die Beigaben zum Texte der 'Vita Marie Rhythmica' reichlicher bemessen, als das anfangs in meiner Absicht lag. Für das freundliche Entgegenkommen, mit dem sie mir dies, wie schon früher das

Abschreiben des deutschen Textes, ermöglicht haben, sage ich den Bibliotheksverwaltungen und den Herren Beamten der Handschriftenabteilungen in Heidelberg, München, Wien und Berlin besten Dank. Das hier zugänglich gemachte Material wird vielleicht dem einen oder andern, der künftig desselben Weges kommt, willkommen sein. Sonst wird diese Erstlingsarbeit mehr den Verfasser als die Wissenschaft gefördert haben: was sich in dem Buche hie und da Brauchbares findet, das darf ich der bereitwilligen Unterstützung zuschreiben, die ich ausnahmslos bei der großen Zahl derer gefunden habe, an die ich mich fragend oder bittend wendete. Ihnen allen und namentlich Herrn Professor Roethe, der diese Arbeit angeregt hat und dessen treue Hilfe ihr von Anfang bis zu Ende zugute gekommen ist, der auch im Einzelnen unermüdlich besserte und zu Besserungen anregte, gilt mein herzlicher Dank.

Der Abdruck des Marienlebens in den 'Deutschen Texten des Mittelalters' soll im nächsten Monat beginnen.

Elend im Harz, den 6. August 1913.

Max Päpke.

Inhalt.



I. Wernhers Marienleben und seine Vorlage.

Von dem Marienleben, das uns im Cod. Pal. Germ. 372 erhalten ist, sind nur einige Bruchstücke gedruckt [1]), etwa 1000 Verse von fast 15000 im ganzen. Seit aber Schönbach danach die lateinische Vorlage bestimmt hat [2]), ist uns auch der Inhalt des Ganzen, im allgemeinen wenigstens, bekannt. Wie Marias Geburt ihren Eltern verkündigt, wie sie geboren, im Tempel erzogen und dann Joseph verlobt wird; Verkündigung und Geburt Christi, die Flucht nach Egypten und die Kindheitswunder, die Jünglingszeit, von der wir so wenig wissen; Jesu spätere Wundertaten, sein Leiden und Sterben und Marias Klage; seine Auferstehung und Himmelfahrt, Marias weiteres Leben, endlich ihr Tod und ihre Aufnahme in den Himmel: das alles wird uns hier ebenso erzählt wie in den vier Büchern der 'Vita beate virginis Marie et salvatoris rhythmica' [3]), wie ihr Herausgeber sie genannt hat. Und lange ehe das lateinische Gedicht

---

[1]) v. d. Hagens Germania 8, 239—64. Aus Bd. 6—9 dieser Zs. hat Wilh. Grimm Auszüge gemacht, die Lexer für sein Wörterbuch benutzt hat, aus unserm Marienleben etwa zwei Dutzend seltenerer Wörter. S. auch Germ. 25, 273, und danach im Grimmschen Wörterbuch 7, 514 f. unter *necken*. — Ein Abdruck der Heidelberger Hs. in den 'Deutschen Texten des Mittelalters' ist in Aussicht genommen.

[2]) Zs. 17, 523 [1]).

[3]) Hrsg. v. Vögtlin 1888 = Bibl. d. lit. Vereins in Stuttgart Bd. 180.

veröffentlicht wurde, waren die deutschen Marienleben Bruder Philipps des Karthäusers und Walthers von Rheinau gedruckt, und man wusste, dass sie Bearbeitungen jener Vita waren[1]). Man pflegt unser Heidelberger Marienleben als das des 'Schweizers Wernher' zu bezeichnen, nach einer Bemerkung v. d. Hagens[2]): der Dichter, der sich selbst im Eingang nenne, scheine nicht viel älter als die Handschrift vom Jahre 1382, reime ungenau, und die Reime wiesen nach der Schweiz; von allen andern Dichtern gleichen Namens, namentlich von dem Dichter des alten Marienlebens aus dem 12. Jahrhundert, sei er verschieden.

Die Handschrift ist bei Wilken[3]) und bei Bartsch[4]) beschrieben. Über ihre Herkunft ist nichts Besonderes bekannt, 1816 ist sie mit den andern Pfälzer Handschriften aus Rom nach Heidelberg zurückgekehrt. Auf Bl 1r ältere Signaturen: *C 2* und *374.* Das Papier der ersten Lage hat als Wasserzeichen ein Posthorn, in den andern einen Ochsenkopf, in den Vorsatzblättern: auf einer Pyramide von drei bienenkorbähnlichen Gebilden dreiblättrige Palmette, auf deren Spitze ein *M*, zu den Seiten links *C*, rechts *S*. Das Papier ist bisweilen etwas fleckig, sonst ist die Handschrift gut erhalten. Im Text und an den Rändern öfter moderne Bleistiftstriche, um sprachliche Eigentümlichkeiten hervorzuheben. 105 Blätter nach moderner Zählung, die Lagen durch Kustoden geschlossen; Lagenanfänge: Bl. 1. 13. 25. 37. 49. 61. 73. 83. 95. Höhe des Blatts 28—29 cm, Breite ca. 20 cm; Höhe des beschriebenen Raumes ca. 22 cm, Breite ca. 15 cm. Zweispaltig, in der Spalte 34—40 Zeilen, vom

---

1) Für Phil. (hrsg. v. Rückert 1853) hatte Docen 1806 (Aretins Beitr. z. Gesch. u. Lit. 6, 189 = Docens Miscell. 1, 75), für WvRh. (hrsg. v. Keller 1849—55) Massmann 1826 (Heidelb. Jahrb. d. Lit. S. 1184) zuerst darauf hingewiesen.

2) MS. 4, 514 f. (1838).

3) Gesch. d. heidelb. Büchersammlungen S. 451 f. (1817).

4) Die altd. Hss. d. Univ. Bibl. in Heidelb. S. 112 f. (1887).

Schluss des Marienlebens an mehr, etwa 44. Überhaupt zeigen sich von da an (Bl. 102[vb]) kleine Abweichungen in den Initialen und der Orthographie; doch ist wohl alles von einer Hand geschrieben. Im Marienleben sind die Reimzeilen abgesetzt, sonst die Strophen; die ungeraden Reimzeilen rot (selten blau) gestrichelt; gelegentlich auch im Versinnern bei Eigennamen usw. Grössere Sinneseinschnitte werden durch Alinea und mehrfarbige Initialen bezeichnet: rot, blau, golden; vom Schluss des Marienlebens ab einfarbig rot. Einfacher Pergamentumschlag; auf dem Rücken mit Tinte die Signatur: *372*; darunter: *Poema* | *Sacrum* | *et* | *Rerum* | *Creatarum*; auf einem aufgeklebten weissen runden Papierschildchen gedruckt: *Pal. Germ. 372.*

Das Marienleben beginnt Bl. 1[ra] und schliesst Bl. 102[vb]. Es folgt mit blauer Tinte eine Bemerkung des Schreibers, dass er dies Buch einer Frau zu Liebe, nicht gegen Entgelt, geschrieben habe, dann (rot) drei Strophen eines Minneliedes[1]). Auf Bl. 103[ra], ebenfalls rot, die Schlussschrift: *Volbracht ist dis bůch an dem* | *næsten Gůtemtag*[2]) *vor dem* | *Mayen tag indem Jar do man* | *zalt vō Cristes geburt dru* | *zechenhundert Jar dar nach* | *indem zwai vnd achzigosten Jar* |. Bl. 103[ra] bis 104[vb] folgt dann noch eine geistliche Tageweise[3]), endlich Bl. 105[va] lateinisch der Anfang des Jo-

---

[1]) Gedruckt aus der Hs. HMS. 3, 468[t].

[2]) Über den Gutentag (= Montag) s. Herm. Fischer, Württemb. Vierteljahrshefte f. Landesgesch. N. F. 9, 164 f.

[3]) Gedruckt aus der Hs. HMS. 3, 468[u—z], 36 Strophen. Im Cgm 4997 (Kolmarer Meisterliederhs.) Bl. 824[ra]—825[va] nach moderner Zählung stehen von demselben Lied Str. 1—13. 18. 14. 15. 26. 28. 16. 17. 20. 33, eine Plusstrophe, 34—36, oft stark von dem Heidelb. Text abweichend, unter dem Namen Graf Peters von Arberg. Für die erste Str. sind Notenlinien gezogen, aber keine Noten eingetragen. Das alte Lied ist gekürzt und umgearbeitet, indem die hl. drei Könige auf dem Rückweg von Bethlehem zu Herodes kommen. — Str. 8—14 sind mehrmals als selbständiges Lied überliefert, s. Wackernagel DKL. 2, 377 f. (dazu F. A. Mayer in der Mondsee-Wiener Liederhs. S. 22 unter Nr. 4); die Melodie bei Böhme, Altd. Liederbuch S. 617 f.

hannesevangeliums (1, 1—14)[1]. Da der Dichter des Marienlebens für keines dieser Stücke als Verfasser in Betracht kommt[2], kann ich sie sämtlich beiseite lassen.

Das Marienleben enthält wenig, woraus man auf Ort und Zeit seiner Abfassung schliessen könnte. Als Jesus bei seiner Gefangennahme bittet, seine Jünger gehn zu lassen, vergleicht ihn Wernher mit einem Löwen, der für seine Jungen kämpft, und fährt fort (8723 f.)[3]:

Des ist mê denn ich hân gelesen:
Ich bin selber dâ gewesen
Dâ ich sach und ouch vernam
Daz zwêne lewen, wîp und man,
Woneten sament eine
Und heten kint gemeine;
Doch wolt daz wîp des mannes niut
Bî den kinden lâzen iut:
Des wart ir kamphes[4] *ûf einn tac*
Sô daz der vater tôt gelac.

Könnten wir dies Ereignis zeitlich festlegen, so hätten

---

[1]) Schönbach hat auf den Gebrauch dieses Abschnitts durch die Ketzer aufmerksam gemacht (Studien z. Gesch. d. deutschen Predigt, 3. Stück 1904 S. 93 f. = WSB. Bd. 147).

[2]) In der Tageweise reimt *hô* : *frô, dô* 6, 7 — Wernher reimt kein *hô*; *sang, anevang* : *gedank* 8, 2 — Wernher trennt auslautendes g von k; *ger* : *her* 10, 5 — Wernh. reimt nur *gir* und *har*; *her* : *sêr, lêr* 19, 7 und *her* : *mær, lær* 24, 4 sind also für ihn unmöglich, auch bindet er nicht ë : ê; *wân* (= *wâren*) : *hân, getân* 31, 6 ist ihm gleichfalls fremd. Das Minnelied wird man ihm an sich schwerlich zutrauen, *entwîcht* : *gelîch* 2, 4 wäre mindestens auffallend, man würde *entwîchet* erwarten.

[3]) Da ich auch andere Texte (Philipp, Walther von Rheinau) anzuführen habe, gebe ich der Gleichmässigkeit wegen alles in normalisierter Schreibung. Kleinere Versehen der Handschrift verbessere ich stillschweigend.

[4]) Wenn die Überlieferung richtig ist, so muss der Genitivus partitivus wohl von *sô daz* abhängen. Die Konstruktion erklärt sich am leichtesten aus der Analogie eines negierten Satzes, etwa *des wart ir kamphes doch niht sô daz ir deweder tôt gelac*, indem die substantivische Funktion des *niht* dem Sprachbewusstsein nicht gegenwärtig war.



wir darin für die Abfassungszeit des Gedichts einen terminus a quo. Leider wissen wir aber nicht, wo es sich zugetragen hat, und Wernher ist weit herumgekommen. Bestimmt ist er in Rom gewesen. Als Maria bei Jesu Kreuzigung blutige Tränen weint, fügt Wernher hinzu (10877 f.):

Niut wœnent daz es niut ensî:
Ich bin gewesen ouch dâ bî
Dâ man in grôzen êren hât
Ir bilde noch von der getât,
Daz sante Lucas mahte
Nâch irs leides ahte
Und von ir bitterlîchen pîn,
Ir gestalt und ir schîn
Als si dâ bî dem kriuze was:
Noch hât man ze Rome daz
Und lât ez ze hôchgezîten sehen
Ze den barfuozen, daz wil ich jehen,
Daz wizzen beide junc und alt,
Vil riuweclich ist ez gestalt,
Vil mänic weinen dâ beschiht
Von mänigem der ez ane siht,
Beide arm unde rîch,
Wan ez ist allem leide gelîch. [1])

---

[1]) Gemeint ist wohl das Hochaltarbild von Santa Maria in Araceli, die noch heute den Franziskanern gehört. Es wird auf Lukas zurückgeführt und bewährte seine Wunderkraft besonders bei der Pest von 1348. Maria ist dargestellt *con la destra alzata e con la sinistra al petto, piangente la tormentosa morte del suo divino figliuolo* (Casimiro, Memorie istoriche della chiesa e convento di S. Maria in Araceli di Roma 1736 S. 130). Freilich von blutigen Tränen wird hier nichts gesagt, und nach einer freundlichen Mitteilung Herrn Dr. Wackernagels vom historischen Institut in Rom sind sie auch auf dem Bilde nicht wahrzunehmen, und die Mönche des Klosters wollen nichts davon wissen. — Auf Wernhers römischen Aufenthalt weist vielleicht noch eine andere Stelle hin. Ochs und Esel wollen von dem Heu, worauf das neugeborene Christkind liegt, nicht mehr fressen, und Wernher setzt hinzu (2798 f.):



Auch von den Reliquien in Aachen spricht Wernher wie aus eigener Anschauung (2751 f.):

Maria wand ir kindelîn
In ärmiu kleiniu tüechelîn,
Diu man noch lât ze Ache sehen:
Ich wæn und hân es hœren jehen,
Daz siu mit rehten mæren
Josephes hosen wæren;
Zwei grœwiu tüecheliu dâ sint
Sîner windelîn, diu man dâ vint.

Also irgendwo zwischen Rom und Aachen kann sich die Geschichte mit den Löwen zugetragen haben, da muss uns schon der Zufall einmal helfen. Wernhers Wohnort kommt nicht in Betracht. Freilich kennen wir den auch nicht, es hilft uns wenig, wenn wir erfahren, dass dort der grossus Turonensis galt. Das Gebiet ist zu weit. Wernher erzählt, dass Judas den Priestern anbietet, Jesus zu verraten. Sie versprechen ihm (8102 f.)

Drîzic silberîn phenninge
Der münze diu dâ genæme was.
Etelîche sprechent daz
Ir wæren viere alsô guot
Als nu ein grôzer turnei tuot. [1])

Ez wart gehalten mänigen tac:
Kein vihe sîn nie geruochte,
Swie vil man ez versuochte.

In Rom wurde aber solches Heu gezeigt, s. Nic. Muffels Beschr. d. St. Rom, hrsg. v. Vogt (Lit. Verein) 1876, S. 33 Z. 1.

[1]) Herrn Professor Edward Schröder in Göttingen verdanke ich dazu folgende Bemerkungen: ‘Mit dem grossen Turnei ist leider gar nichts anzufangen: er ist bereits um 1300 bis nach Ostdeutschland vorgedrungen und allgemein verbreitet, im spätern Verlauf des 14. Jahrhunderts beginnt er vor dem Prager Groschen und andern heimischen Groschenmünzen wieder zurückzuweichen. — Für die Umrechnung der 30 Silberlinge in die Landesmünze ist dies wohl einer der ältesten Fälle — später ist sie ganz allgemein: im 16. Jahrhundert rechnete man die Summe aufs genauste in Gulden, Reichstalern und Fürstengroschen aus. Vgl. z. B. den Anhang zum Neuen Münzbuch

Ebensowenig hilft uns eine andere Stelle, die zudem nicht einmal ganz klar ist. Wernher knüpft ein längere Betrachtung an Jesu Todesschrei am Kreuz. Das Rebhuhn will gern viele Kinder haben, es trägt dem andern die Eier weg, wenn es sie findet, und brütet sie aus. Wenn es nun aber die Jungen ausführt, so lockt die rechte Mutter sie mit lautem Ruf, und diese erkennen ihre Stimme und folgen ihr. So verlieren die Rebhühner beide, daher der Name *perdix* 'Verliererin'. Der Mensch soll daran lernen, auf Gottes Lockruf, eben den Todesschrei Jesu, zu merken, von dem Teufel ablassen und ihm folgen (10717 f.):

Etswâ diu selbe getât
Gemâlet bî dem kriuze stât
Durch manen unde lêren
Und ouch ze gote kêren.

Wernher denkt also an ein Bild des Gekreuzigten, worauf irgendwie auch die Rebhuhngeschichte dargestellt war, und dies Bild war *etswâ.* Ist es Zufall oder Absicht, dass er den Ort nicht genauer bezeichnet? War es etwa seinen Zuhörern und Lesern so bekannt, dass es nur dieser Andeutung bedurfte? Dann müsste das Bild an Wernhers Wohnort oder doch nicht allzu weit davon gewesen sein. Leider vermag ich aber ein

---

des Adam Berg (München 1597. 1604). Der Zwang den Lesern eine Erläuterung zu geben, lag besonders nahe mit dem rapiden Sinken des Pfennigwertes, d. h. mit der Verschlechterung von Schrot und Korn. — Die Übersetzung von *argenteus* = *denarius* '*phenning*, *silberin phenning*' war die gegebene und durch Jahrhunderte allein übliche — jetzt fing man an sie zu umgehn und sagte, wie *guldin* = *aureus*, substantivisch *silberin* = *argenteus* (so Matthias von Beheim Matth. 26, 15. 27, 3) oder wie Luther *Silberling* (merkwürdigerweise so schon einmal 700 Jahre früher im Tatian). — Ich bemerke noch, dass es Pfennige, von denen vier auf einen Turnosgroschen (Königsturnos) gehn, niemals gegeben hat: in Deutschland gingen je nach Ort und Zeit 8—18 Pfennige auf einen grossus Turonensis. Diese Silberlinge sollen eben über den Wert deutscher Pfennige wesentlich hinausgehoben werden.'



solches Bild überhaupt nicht nachzuweisen[1]), und so ist auch damit nichts anzufangen. Wir kennen von Wernher nur den Namen. Zu Anfang des Gedichts bittet er Gott um seinen Beistand (10 f.):

Sô wil ich, genant Wernhêr,
Den ungelêrten liuten
Mit wârheit hie betiuten
Ein buoch ze tiuschem alsus
Daz sanctus Dyonisius
Beidiu schrîbet unde seit.

Es wäre vergebene Mühe, die Urkundenbücher zu durchsuchen, der Name Wernher ist zu häufig, wir könnten den rechten nicht herauserkennen, selbst wenn er uns begegnete.

Wie aber kommt Wernher dazu, seine lateinische Vorlage als das Buch des Dionysius zu bezeichnen? Selbstverständlich hat ihm nicht Vögtlins Ausgabe, sondern eine Handschrift der Vita vorgelegen. Wie verhält sich nun diese Ausgabe zu den Handschriften? — Vögtlin ist durch die Beschäftigung mit Walther von Rheinau zu der 'Vita rhythmica' gekommen, ihn interessierte vor allem der Text, der diesem vorgelegen hatte. Er wandte sich zuerst an die ihm von Strassburg aus nächstliegende Karlsruher Handschrift C, auf die Massmann aufmerksam gemacht hatte. Dann glaubte er in den Clmm 12518 (= M) und 7787 zu finden, was er suchte[2]). M war die ältere und bessere der beiden Handschriften, schon Rückert hatte sie auf Schmellers Empfehlung für seine Ausgabe von Philipps Marienleben benutzt und Proben daraus mitgeteilt. So nahm Vögtlin davon eine Abschrift, die

[1]) Herr Professor Rahn in Zürich, den ich um Auskunft gebeten hatte, konnte mir nur mitteilen, er wisse davon nichts, und wiederholte Umfragen, auch bei Herrn Bischof Dr. Jakob Stammler, hätten zu keinem Nachweis eines Bildes mit der Darstellung des Rebhuhns geführt.

[2]) Vögtlin, WvRh. und seine Marienlegende. Strassburger Diss. 1886 S. 46.

seiner Ausgabe zu Grunde liegt. Er zog noch hinzu eine Grazer Handschrift G, die Schönbach gegenüber dem entstellten Text von M bei Rückert gerühmt hatte [1]), und eine Züricher Handschrift Z, aus der Bibliothek des dortigen Carolinums (nicht aus Rheinau) stammend, die in der Tat näher als alle bisher genannten mit der Vorlage Walthers von Rheinau verwandt ist. Vögtlins Abschrift von M hat offenbar schon ziemlich viele Lesefehler gehabt, nun korrigierte er willkürlich allerlei aus den andern Handschriften hinein, ohne durchweg darüber Rechenschaft zu geben, und bei der Revision der Druckbogen wurden zahllose Kleinigkeiten übersehen. So kommt es, dass aus der Ausgabe nicht einmal die Lesarten von M mit Sicherheit zu erkennen sind. Auch Rückerts Angaben über M sind ganz unzuverlässig. So habe ich die Handschrift Wort für Wort mit Vögtlins Text verglichen.

Man sieht leicht, dass M unter den übrigen eine Sonderstellung einnimmt. Von allen, über die ich urteilen kann, gehört nur der Clm 18616 mit M zusammen, und der sehr eng [2]). Schon ehe ich M kennen lernte, hatte ich die Wiener Handschrift 812 verglichen; sie steht C nahe [3]). Wo sie von M abweicht, habe ich den Clm 2651 herangezogen, der mit G verwandt ist [4]): wenn dabei der Clm 2651 mit der Wiener Hs. 812 zusammentrifft, darf man die Lesart für die gemeinsame Vorstufe von C* und G* in Anspruch nehmen [5]). Übrigens

---

[1]) Zs. 17, 523 [1]).

[2]) Vgl. 60 *decebat*; 64 *et animam et*; 75 *sui* fehlt.

[3]) Vgl. 94 *eorum*; 102 *tres* fehlt; 135 *causas tristitie*; 149 *suis* fehlt; 179 *ergo* fehlt; 191 *et* st. *hec*; 215 u. 16: Reimwörter vertauscht; 254—7 fehlen.

[4]) Vgl. 465 *agniculum*; 1002 *Et*; 5182.83. 90.91; 5216.17; 5402.03 fehlen.

[5]) In den ersten 500 Versen finde ich folgende Abweichungen von M (die Lesart von C* G* steht voran): 29 *alii* = *plurimi*; 60 *condecebat* = *decebat*; 64 *animam et* = *et an. et*; 75 *dei sui* = *dei*; 81 *dei per* = *per dei*; 94 *tribuendo* = *largiendo*; nach 110 werden

kenne ich C und G nur aus Vögtlins Ausgabe. — Die Münchener Bibliothek besitzt ausser den drei genannten noch zehn Handschriften unserer Vita. In diesen habe ich (wie schon im Clm 18616) die Verse 1—286 verglichen und ausserdem ein paar Stellen, die mir für Wernhers Text interessant waren; ebenso in dem Berliner Cod. theol. fol. 209, in der Donaueschinger Handschrift 442, der Einsiedler 267 und der schon von Vögtlin benutzten Züricher. Von den Clmm 9716. 23449 und 26744 kann ich danach nur sagen, dass sie nicht zu der durch M vertretenen Rezension gehören, sondern mit C* G* zu einer zweiten. Dasselbe gilt von der Bamberger Handschrift [1]). Der Clm 22252 stimmt oft zum Clm 2651 [2]), gehört also zur Gruppe G*. Der Clm 4683 ist mit dem Clm 18842 eng verwandt, dazu tritt zunächst die (freilich sehr verwilderte) Donaueschinger Handschrift, weiter auch der Clm 18361. Ich bezeichne die Gruppe als D* [3]). Endlich

---

73.4 wiederholt = nicht wdholt; 111 *suam spem* = *spem suam*; 156 *cor suum* = *et se*; 157 *oratione* = *devotione*; 177 *celo* = *celis*; 220 *eius* = *sui*; 241 *cum* = *enim*; 269 *humanum* = *hominum*; 273 *germen* = *semen*; 344 *nos non vult* = *non v. nos*; 357 *patris nostri David* = *D. p. n.*; 369 *maternus* = *materno*; 395 *pervenisset* = *adv.*; 408 *tenens* = *tenes*; 411 *aer ethera* = *ether aera*; 439 *Hic* = *Hec*; 445 *quia* = *quod*. Ich bemerke ausdrücklich, dass Vögtlins Angaben über M (die zu 117 gehört zu 111) zu 81. 110. 121. 286. 381 unrichtig sind. — Ferner sind Druckfehler oder schlecht bezeugte Lesarten zu verbessern: 9 *Retexentes*; 30 *Plura que*; 38 *per prudentes*; 40 *si qua*; 52 *In dei*; 59 *huius*; 65 *Huius nomen Anna*; 78 *legem*; 141 *ad orationes*; 186 *gemitus*; 207 *hanc*; 215 *Nunquam*; 226 *turbatione*; 237 *herbas*; 281 *Misereri . . . misere*; 289 *appellatus*; 326 *Sibi que*; 340 *ac regem*; 371 *cum*; 374 *complexione*; 404 *Benedicebant*; 472 *dilectione*; 476 *per*; 484 *quando* st. *quum hec*; 486 *conservavit.*

[1]) Ich kenne nur die Proben bei Jäcklein, Hugo von Trimberg Verfasser einer Vita Mariæ rhythmica. Programm d. k. neuen Gymn. in Bamberg 1901. S. 27 f.

[2]) Vgl. 3 *Christi dei*; 153 *permanebat*; 158 *maceratione*; 201 *Sed a*; 251 *sunt* fehlt; 252 *sidereum*; 253 *posuisti*; 283 *Ne.*

[3]) Vgl. 10 *et* fehlt; 14 *adhuc* fehlt; 55 *Seculi spurcitias*; 60 *sanctitati sue*; 162 *augebat*; 170 *fluctibus*; 198 *enarrabo.* Sehen wir

lassen sich die Clmm 3578. 7787 (der freilich in seiner letzten Hälfte nicht mehr hierher zu gehören scheint) und 14538 mit den Handschriften in Berlin, Einsiedeln und Zürich zu einer Gruppe Z* vereinigen[1]). Wo C* und G* in ihren Abweichungen gegenüber M zusammentreffen, stimmen D* und Z* auch in den Fehlern meist zu C* G*, nur selten zu M. Das ergibt also folgendes Bild.

Rez. I: Clm 12518 (= M). 18616.

II A) Gruppen:

1) C*: Karlsruhe, Wien.
2) D*: Donaueschingen, Clm 4683. 18361. 18842.
3) G*: Graz, Clm 2651. 22252.
4) Z*: Zürich, Berlin, Einsiedeln, Clm 3578. 7787. 14538.

B) Einzelne Handschriften:

Bamberg, Clm 9716. 23449. 26744.

Ich hoffe, damit eine brauchbare Grundlage für eine künftige, genauere und umfassendere Untersuchung des Handschriftenverhältnisses gegeben zu haben. Hier beschäftigt uns nur die Frage nach der Vorlage Wernhers. Bei Vögtlin heisst es 6784:

Matrona quedam Christiana, Judith appellata.

Wernher sagt 13030:

Cristiana si mit namen hiez.

Ebenso Walther von Rheinau 241, 13:

Ein frouwe Kristiane hiez.

Philipp hat die Geschichte nicht übersetzt. In der Vorlage Wernhers wie in der Walthers war also offenbar

---

von Clm 18361 ab, so ergeben sich noch folgende Übereinstimmungen der drei andern: 73 *lascivit*; 118 *ut Moyses*; 143 *dei* (*eos* D) st. *tali*; 164 *concedere*; 222 *uxorem tuam.*

[1]) Vgl. 55 *De*; 81 *Cuncta*; 111 *suam omnem spem*; 130.1 (nicht 131.2) stehen hinter 138 (im Clm 14538 folgen sich 128. 30. 31. 29. 32); 149 *Cunctis*; 193 *Eiusque*; 199 *Deo . . . sue*; 243 *omnipotens o*; 247 fehlt (ausser im Clm 14538); 258 *statuisti* (der Vers fehlt Z); 267 *Sed*; 1704 *fluxerunt.* (40 *lumen*, nicht *limitem*, Z und drei andere).

der Name Judith ausgefallen. Dieser Ausfall findet sich in den Handschriften der Gruppe Z*, mit Ausnahme von Clm 7787, der wie gesagt in der zweiten Hälfte (vom Lagenanfang Bl. 33 ab, wo die Schrift wechselt, V. 4514?) nicht mehr hierher gehört. Der Vers heisst hier also verstümmelt:

Matrona quedam Christiana appellata.

In der Berliner Handschrift ist die Lücke ausgefüllt:

Matrona quedam Christiana fuit appellata.

— Das Gebet Jesu für seine Kreuziger (Vita 4996 f.) steht bei Vögtlin vor der Klage Marias (5004 f.). Wernher stellt das Gebet (10213 f.) hinter die Klage, wieder in Übereinstimmung mit Walther (179, 58 f.). Auch bei Philipp (7348 f.) ist die Anordnung dieselbe. Diese Umstellung ist wieder eine Eigentümlichkeit der Gruppe Z*, sie findet sich in der Berliner, Einsiedler und Züricher Handschrift; in den drei Münchener Codices habe ich leider versäumt, sie zu vergleichen. — Als Jesus die Buchstaben lernen soll, kommt der Lehrer zum J (Vögtlin 2788). Jesus fragt, was der Buchstabe bedeute, der Lehrer weiss es nicht, und Jesus gibt nun selbst die Antwort (2792 f.):

Jesus ait: 'Egomet atque pater meus
Per ipsam intelligimur, nam I hoc sonat deus.'

Man sieht dabei durchaus nicht ein, wie *J* zu dieser Bedeutung kommen soll. Bei Rückert (Br. Phil. S. 362) steht statt *J* der Buchstabe *A*, womit auch nicht viel gewonnen ist; das *sonat* bleibt unerklärlich. Die Handschrift, die beide, Rückert und Vögtlin, benutzt haben, der Clm 12518, liest an beiden Stellen *L*, und damit ist der Sinn klar: der Buchstabenname 'El' und das hebräische 'El' = Gott klingen überein. Rückert hat das nicht verstanden und geändert mit Rücksicht auf Phil. 4004:

A ein buochstap ist genant.

Ebenso Vögtlin mit Rücksicht auf WvRh. 95, 50, wo das *J* durch den Reim auf *kindelî* gesichert ist. Und

dazu stimmt wieder Wernher (*J: sî* 5003). In den Handschriften der Gruppe Z* scheint zuerst in 2788 das ·*L*· oder ·*l*· als ·*i*· verlesen zu sein. Dies ·*i*· wurde dann als *id est* aufgefasst, im Zusammenhang damit *nuncupatur* in *vocatur* geändert. Die Einsiedler, die Züricher Handschrift und der Clm 3578 lesen also *id ē que vocatur*. In der Berliner ist *id ē* in *aleph* geändert, im Clm 14538 steht dafür *i*, im Clm 7787 *j* auf Rasur. In Vers 2793 haben Clm 3578 und 7787 sowie die Züricher Handschrift *l* bewahrt, in den drei andern steht auch hier *i*.

Danach scheint also die Vorlage Wernhers wie die Walthers zur Gruppe Z* gehört zu haben. Daraus wird sich uns nun auch ergeben, wieso er sie als das Buch des Dionysius bezeichnen konnte. — Als Philipp die Geschichte von dem Stern bei Christi Geburt erzählt, kommt er auf die verschiedenen Ansichten zu sprechen, wann er zuerst erschienen sei (2464 f.):

Nu hebt sich al hie ein vrâge . . .,
Wenne der stern schînen begunde.

Er entscheidet sich schliesslich für die Meinung des Chrysostomus (2480 f.):

Dâ von ein heilege schrîbet sus,
Der ist geheizen Chrysostomus.

Dieser Exkurs hat im Text des Lateinischen keine Entsprechung. Aber Rückert (S. 354) verweist auf eine Glosse und sagt, solche G l o s s e n seien in der Münchener Handschrift sehr häufig. Walther von Rheinau hat sie kaum benutzt [1]), seine Vorlage war wohl spärlich oder gar nicht glossiert. Wohl aber kennt sie Wernher. An unserer Stelle sagt er (3295 f.):

Von disem sternen schrîbet man . . .
Vil ungelîchiu mære.

Und 3321 f.:

[1]) Die einzige Stelle (11, 20 f.), wo Walther nach Hauffen (Zs. 32, 341) eine Glosse benutzt haben soll, scheint mir in ihrer Vereinzelung nicht einmal völlig beweisend dafür. Von hier aus ist es zu verstehen, dass Vögtlin in seiner Ausgabe die Glossen ganz übergeht.



Diu rehten mære schrîbet sus
Sant Johannes Crisostomus.

Vita 1970 f. wird erzählt, dass um die Zeit von Christi Geburt drei Sonnen am Himmel erschienen, die sich dann zu einer Sonne vereinigten. Philipp fügt hinzu (2420 f.):

Ouch dô sach man stên dâ bî
Vollewahsener mânen drî.

Ebenso Wernher (3091 f.):

Drîe mânen ouch alsô
Tâten glîch dem selben dô.

Dass Herodes die Kinder bis zu zwei Jahren töten lässt, erklärt Philipp damit, dass er seine Absicht nicht gleich ausführen konnte, denn (2654 f.):

Der keiser hete daz geboten
Dem künc Herod mit sînen boten,
Daz er drât ze Rome kæme.

Ebenso Wernher (3561 f.):

Wan von nôt muost ez Herodes sparn
Und balde hin ze Rome varn
Von des keisers gebot.

Philipp will beweisen, Johannes habe Jesus schon vor der Taufe gesehen. Elisabeth war Marias Mutterschwester (4258 f.):

Ir beider kint ouch, diu si hêten,
Wâren al eine zwên prophêten.

Ebenso Wernher (6257 f.):

. . . *Und zwên sô grôze wîzagen*
Alleine wâren in den tagen.

In diesen Fällen weist schon die Übereinstimmung zwischen Philipp und Wernher, die durch den Text der Vita nicht erklärt wird, auf gemeinsame Benutzung von Glossen hin. Tatsächlich stehen diese auch in vielen Handschriften (im Clm. 12518 auf Bl. 32r, 30v, 32v, 51r).

Sieht man die Glossen weiter durch, so findet man bald noch mehr Fälle, wo sie benutzt sind. Die Bemerkung, Joseph sei ein Zimmermann gewesen, kein Schmied (Clm 12518 Bl. 19r), hat Philipp allein verwertet (4268 f.).



Nur bei Wernher nachzuweisen ist die Kenntnis einer Glosse über den Sonnenbaum (3225 f.):

Noch mê dâ von liset man,
Daz ich hie niht geschriben hân.

Er erzählt ferner von den Komplexionen (6020 f.):

Ez sint an allen liuten
Conplexiones viere,
Die wil ich nemmen schiere.

Bei der Hochzeit von Kana heisst es (7225 f.):

Etwer wil ez dâ für hân,
Der briutegome wær sant Johan . . .
Doch tuot diu schrift uns des gewis:
'Vocavit eum a nuptiis.'

Das wird dann dahin erklärt, dass Johannes durch die Berufung zum Apostel von allen Heiratsgedanken abgebracht sei. Nach der Salbung durch Maria Magdalena bemerkt Wernher (8041 f.):

Nu seit diu schrift uns alsô, daz
Daz selbe daz ander salben was,
Und hett ez dâ vor ouch getân.

Bei der Kreuzigung erzählt er die ganze Geschichte des Kreuzesholzes (9503 f.):

Dô unser vater Adam
An sîn tôtbette kam . . .,
Er ruofte sînen kinden dar.

Seth bringt das Reis, der Baum wird zu Salomos Tempelbau gefällt, das Holz wird aber verschnitten und zu einer Brücke verwendet. Sibylla weissagt, der grösste König werde daran sterben, Salomo lässt es in den See Siloe versenken, es kommt aber wieder in die Höhe. Jeden Tag berührt ein Engel den See, der davon Heilkraft erhält. Das Holz liegt unbeachtet, bis es zum Kreuze gebraucht wird. Bei Christi Tode spricht Wernher von dem Kometen (11359 f.):

Ein stern Cometa ist genant:
Swenn man den siht, sô ist bekant
Daz etwaz jâmers künftic ist.



Aus dem Briefwechsel des Ignatius teilt Wernher auch noch einen Brief an Johannes mit (13357 f.):

'Dîn langez blîben ist uns leit . . .'

Alle diese Stellen haben im Text der Vita nichts Entsprechendes, wohl aber kenne ich Glossen, die hier mehr oder weniger frei benutzt sind (Clm 12518 Bl. 31^r^, 49^r^, 56^v^, 63^r^, 71^r^, 86^v^).

Hier erkennen wir nun auch, wie Dionysius zum Verfasser der Vita werden konnte. Zu V. 25, wo er unter den andern Gewährsmännern genannt ist, gibt es eine Glosse, worin seine Bekehrung berichtet wird (Clm 12518 Bl. 1^r^). Solche Glossen haben keine feste Stellung im Text, die Schreiber bringen sie unter, wo gerade Platz ist. So ist der Anfang dieser Glosse mit dem Schluss einer Vorrede[1]) zusammengeraten, die das Ganze einleitet: es gebe keine Lebensbeschreibung Marias, wenigstens sei uns keine erhalten; der Verfasser habe daher die einzelnen Nachrichten gesammelt und zu dem vorliegenden Buche verbunden. Diese Vorrede und die Dionysglosse sind im Clm 7787 Bl. 1^r^ wenigstens noch durch ein Paragraphenzeichen getrennt, im Clm 3578 Bl. 53^r^ und in der Berliner Handschrift Bl. 48^r^ gehen sie ganz ineinander über, so dass folgender Zusammenhang entsteht: *Igitur a u c t o r h u i u s l i b e l l i videns vitam memorabilem semper laudande virginis Marie in ecclesia non haberi dedit operam, ut ex diversis libris doctorum non solum Grece vel Latine, sed etiam barbarice scriptis unum opusculum compilaret, quod ad laudem dei matris in ecclesia legeretur et vita beate virginis appellaretur. Sanctus hic est D i o n y s i u s de quo dicit glosa super actus apostolorum* etc. Die ursprüngliche Beziehung des *hic* ist hier nicht mehr zu erkennen, man kann kaum anders als es mit dem *auctor huius libelli* in Verbindung bringen.

---

[1]) Gedruckt bei Jäcklein, H. v. Trimberg Verf. einer Vita rhythmica S. 36 Anm., und bei Rose, Verz. d. lat. Hss. d. kgl. Bibl. zu Berlin II² (1903) S. 858^b^.

Die Prosavorrede, die Wernher seinem Gedicht vorausschickt, ist ganz deutlich eine Bearbeitung der lateinischen: *Ez ist frâgend war umb man sô mäniges heiligen leben und alliu sîniu werc von sînen kintlîchen tagen unz an sîn end geschriben vindet und liset in der cristenheit; und von Marien gotes muoter niuts, wan diu doch über all heiligen ist, als ob ez nie geschriben wurd.* Darauf sei die Antwort so: ohne Zweifel sei Mariens Leben von Gläubigen beschrieben, besonders glaube man das von Jakobus, dem Bruder des Herrn. Es scheine aber, bei den Christenverfolgungen sei das Buch unterdrückt oder bei der Zerstörung Jerusalems mit verbrannt. *Aber in der zît dô Dyonisius wart bekêret und fuor mit sant Paulo gesehen gotes muoter, wan si dennoch ûf ertrîch was, und ouch mit allen zwelfboten, die bî irm end wâren, als er selb schrîbet in dem buoch Jherarchie von himelscher ordnung und gelegenheit; und sider her wol bevant daz ir leben niut was geschriben samenthaft: dô suocht er einen teil zesamen von allen buochen, wâ iut von ir geschriben was und von irm sun in mäniger hand sprâche, und macht ez in latîn ze einem buoch, daz ez allez bî einander wær und man ez sament vindet, der ez wil lesen oder hœren lesen, und hât daz buoch genemmet Marien unserre frouwe leben.* Man wird kaum zweifeln, dass auch in Wernhers Vorlage die Vorrede mit der Dionysglosse verbunden war. Die drei Handschriften, in denen ich diese Verbindung nachweisen konnte, gehören sämtlich zur Gruppe Z*, es bestätigt sich also wieder, dass wir in dieser Gruppe auch Wernhers Vorlage suchen müssen. Wernher erzählt uns in seiner Vorrede weiterhin von dem lateinischen Buch: *Wan diz buoch nu vil selten ist gewesen, darumb schreib ich ez ab in latîn, dô ich ez haben moht, umb daz sîn mê wurd, als ouch beschehen ist. Dar nâch über mänic jâr gedâchte ich ez ze tiusche machen.* Das sieht so aus, als ob Wernher von seiner Abschrift wieder Abschriften nehmen liess, jedenfalls ist das sehr wohl möglich. Wir könnten also



immerhin hoffen, wenn nicht Wernhers Handexemplar, doch eine solche Abschrift zu finden.

Mir ist das nicht gelungen, ich kann nur ein paar Lesarten zusammenstellen, die sich aus Wernhers Übersetzung mit mehr oder weniger Sicherheit erschliessen lassen. Die Erzählung hebt an (75 f.):

In der stat ze Nazareth
Was ein man, hiez Dacheth.

V. 92 heisst es dann von demselben Manne:

Joachim was er genant.

Das stimmt zur Vita (59):

Nomen huius Joachim fuit.

Von einem Dacheth weiss sie nichts, zu Anfang heisst es (47 f.):

In civitate Nazareth de terra Galylea
Homo quidam habitabat, ortus ex Judea
Gente . . .

Wenn 48 geschrieben wurde:

Homo quidā hītabat,

so konnte aus dieser Buchstabenfolge allenfalls ein Dacheth entstehen. Wenigstens weiss ich keine bessere Erklärung. — Bei Vögtlin (173 f.) und bei Walther (8, 43 f.) wird zuerst erzählt, wie der Engel zu Joachim kommt, darauf folgt das Gebet Annas. Wernher (235 f.) und Philipp (155 f.) stellen beide Teile um. In der Erzählung der Wunder bei Christi Geburt lässt Wernher (2983 f.) den Einsturz des Friedenstempels und die Erscheinung der Krone in den Lüften gleich auf die Szene zwischen Augustus und der Sibylle folgen (Vita 1966—9 und 1976.7 hinter 1933). Ebenso macht es Philipp (2308 f.), während Walther (65, 7 f.) der Vita folgt. In beiden Fällen kann das Zusammentreffen Wernhers mit Philipp zufällig sein, d. h. jeder hat unabhängig seine Vorlage verändert. Namentlich im zweiten Falle ist der Grund ja ganz klar: die Wunder, die in Rom geschehen, werden zusammengerückt. Fanden beide, Wernher und Philipp, die Umstellung schon in ihren Vorlagen, so müssen diese ver-

wandt gewesen sein, auch Philipps Vorlage müsste zur Gruppe Z* gehört haben, wie die Wernhers und Walthers. Das ist, soviel ich sehe, nicht unmöglich, so merkwürdig es auch wäre; aber beweisen kann ich es nicht, die Entscheidung bleibt offen. — Vita 1959 liest Vögtlin *luto*, Wernher übersetzt danach *pfuol* (3061). Walther hat statt dessen einen 'schönen grünen Wald' (64, 53), er hat also *luco* gelesen. Dass das richtig ist, beweist auch eine Glosse (Clm 12518 Bl. 30r), die das Wort als *silva* erklärt. Im nächsten Vers heisst es bei Vögtlin (1960):

Ubi gens barbarica d e l u b r a colebat,

Dazu stimmt Walthers Übersetzung, Wernher aber sagt (3062):

Dâ bî daz volc des s p i l e s phlac.

Dass er *delubra* missverstanden hätte, glaube ich nicht. Vielleicht war es, etwa über *ludebra*, zu *ludibria* verderbt. Bei Philipp fehlt die ganze Stelle. — Der egyptische Herzog heisst bei Vögtlin (2386 f.) *Affrodisius*, bei Walther (80, 49 f.) *Affrodosius*, bei Wernher (4127 f.) *Effrodisius*. Bei Philipp steht im Text *Afrodisius*, aus den Lesarten (zu 3391) erfahren wir aber, dass die Handschriften alle stets *Eufrodisius* schreiben. — Bei Vögtlin 4399 wird Gethsemane erwähnt, ebenso auch bei Walther und Philipp. Bei Wernher heisst es statt dessen (8384):

ze B e t p h a i e hiez ein dörfelî.

Ebenso steht Wernher allein, wenn er mit dem Bericht über den Tod des Judas die Pilatusszene nach Vita 4755 unterbricht (Wernh. 9411 f.). Bei Vögtlin (4636 f.) füllt er die Pause zwischen der Szene vor Herodes und der Wiederaufnahme der Verhandlung vor Pilatus, dazu stimmt Walther (161, 17 f.). Philipp hat den Abschnitt ausgelassen. — Es ist von Marias Kleidung die Rede (Vita 6724 f.):

Et quandoque cingulum portabat de retorta
Zona, sicut femine solent, sive c o r d a.

Wernher sagt (12913 f. = H. Germ. 8, 263 Z. 32 f.):



Ir gürtel gewürket in der ram
Oder von l e d e r , als ez ouch zam.

Hat er *corda* mit *corio* verwechselt? Oder stand *corio* in seiner Vorlage? Der Reim schützte das Wort nicht unbedingt, namentlich wenn die Handschrift die Verse nicht absetzte, was häufig genug vorkommt. — Wernher spricht von dem Sarge Marias, der ein hohler Stein war (13969 f.):

Ein teil d e m h o u p t er offenbar
Was, niderthalp beslozzen gar.

Er fühlt, dass man das gerade so wenig verstehen wird, wie er selbst hier seine Vorlage versteht, und fährt fort:

Diu offeni diu was obenan
G e g e n d e m a n t l ü t , als ichz verstân.

Bei Vögtlin ist der Sinn klar (7408 f.):

Parte fuit patulus i n s u p e r i o r i ,
Ex se fundum suum habens in inferiori.

Aber Wernher scheint etwas gelesen zu haben wie *insuper ori*, was freilich schwer zu verstehen war.

Mit Sicherheit können wir hier nirgends entscheiden. Und ebenso vermissen wir die Kenntnis von Wernhers unmittelbarer Vorlage, wenn es sich bei ihm um Z u s ä t z e dem Text der Vita gegenüber handelt. Hat er den oder jenen a u s E i g e n e m gemacht oder verdankt er ihn einer Glosse, die wir nicht kennen? Der Glossenbestand in den einzelnen Handschriften ist sehr verschieden, und wenn der Grundstock auch auf den Verfasser des Textes zurückgehen mag, jedenfalls sehr alt ist, so kommen doch gelegentlich auch neue Zusätze hinzu. — Von Marias Tode erzählt Wernher (13751 f.):

Dyonisius was ouch dâ,
Als er schrîbet anderswâ,
Und was ouch ê bî ir gewesen,
Als man daz hât von im gelesen,
Dô er ze irm pfleger sprach,
Johannese, dô er si gesach:
'Verbirc den hort, umb daz in niut
An sehen unwirdege liut.'

Mit im man wol bewæret daz
Vil liute bî irm ende was,
Als er von der gelegenheit
Thymotheum manet unde seit.

Im Clm 14538 Bl. 141r f. steht eine Glosse, die aus einer Stelle des Areopagiten (Migne PL. 122, 1127) seine Anwesenheit bei Marias Ende beweist. Von einem früheren Besuch des Dionys bei Maria wird aber weder hier noch sonst bei Wernher etwas gesagt. Wohl aber erzählt Philipp davon (8884 f.): als Dionys ankommt, ist Maria gerade bei ihrem Gebete; Johannes gestattet nicht, dass sie gestört werde. Aber Dionys sieht durch ein kleines Fenster in ihr Zimmer: ein helles Licht scheint drinnen, die Engel dienen Maria, Dionys hört sie singen. Das ist etwas anderes, als was Wernher von jenem Besuch berichtet. Immerhin scheint es mir nicht unmöglich, dass eine Glosse zu Grunde liegt, von der jeder nur einen Teil benutzt hat. Was bei Philipp unmittelbar vorhergeht (8870 f.) sieht auch ganz wie Glossenweisheit aus. — Wernher erzählt von Jesu Leiden in Gethsemane (8478 f.):

Dar umb ist sunder frâgen hie
Ûz der schrift von sîner pîn,
War umb und wie daz möhte sîn,
Daz er switzte bluotes sweiz.

Es sei geschehen, weil Jesus immer nur das Notwendigste ass und trank (8498 f.):

Und wan diu nôt niut in im vant
Natûrlich überflüzzekeit.

Die Berufung auf die *schrift* weist wohl auf eine Glosse hin.

An sich könnte Wernher einen derartigen Zusatz ja auch selbständig hinzugefügt haben. Die Art, wie er von den 'ungelehrten' Leuten spricht, zeigt, dass er sich zu den Gelehrten rechnet. Wir dürfen ihn wohl als einen Geistlichen ansehen. Öfter verweist er auf den kirchlichen Brauch, so beim Lobgesang Marias (2371 f.):



Diz lop man singet unde seit
Ze vesper in der cristenheit.

Bei dem 'Gloria in excelsis' heisst es, die Engel sangen ein Lob, wie es (2896 f.)

. . . êweclich diu welt begât
In der heiligen messe.

Nach dem Wunder vom Honigregen bei Christi Geburt fügt er hinzu (3003 f.):

Als man noch singt, sô der tac kumt:
'Hodie celi melliflui facti sunt.'

Das ist im römischen Brevier das Responsorium zu der zweiten Lektion des ersten Nocturn des Weihnachtsfestes: *Hodie nobis de celo pax vera descendit. Hodie per totum mundum melliflui facti sunt celi* [1]). Und endlich beim Lobgesang Simeons (3523 f.):

Daz lop diu welt noch begât,
Als ez der 'Nunc dimittis' hât.

Der 'Nunc dimittis' zur Complete fehlt dem Breviarium Monasticum [2]). Unser Dichter nennt sich Wernher, nicht Bruder Wernher. Wenn auch beides nicht entscheidend ist, so wird man ihn sich doch zunächst unter der Weltgeistlichkeit zu denken haben.

Bibelstellen werden öfter zitiert. Es wäre eine interessante Aufgabe festzustellen, woher sie dem Dichter in jedem Falle geläufig sind. Aber das liesse sich nur in einem grösseren Zusammenhang lösen, hier kann ich nur das Wichtigste aufzählen. In dem Prolog zur Adventsgeschichte heisst es (2157 f.):

Dâ von David tuot fröude uns kunt:
'Letatus sum in his que dicta sunt',
Und sprichet dâ bî mê alsus:
'In domum domini ibimus.'

---

[1]) Breviarium Romanum per Franciscum de Heilbrun et Petrum de Bartua 1477 (Hain *3889) Bl. g 4[va].

[2]) Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon Bd. 2^2 (1883) Sp. 1267.



Das Zitat ist Ps. 121, 1. Nach Christi Geburt sagt Joseph (2639 f.):

Den moht er triuten, hœren, sehen,
Von dem die wîzagen hânt gejehen
Daz sich die himel zarten
Und gœben des si wartten.

Vorgeschwebt hat wohl eine Jesaiastelle (45, 8), die als Eingang der Messe im Advent vorkommt: *Rorate coeli desuper, et nubes pluant iustum: aperiatur terra, et germinet salvatorem.* Wernher führt gelegentlich eine in der Vita verkürzte Geschichte nach den Evangelien weiter aus: so gibt er Jesu Worte über Johannes den Täufer wieder (6240. 6737 f.) und teilt den Inhalt von dessen Busspredigt mit (6732 f.). Bei dem Rat der Juden gegen Jesus erinnert er an das Wort Sap. 2, 12 (7911 f.):

Kument, lânt uns umbegeben
Den gerehten, wan sîn leben
Ist uns widerzœme gar.

Oder er spielt (7963 f.) auf den Eckstein an, den die Bauleute verworfen haben (Matth. 21, 42). Auch ein kleiner Irrtum begegnet ihm einmal. Bei Jesu Gefangennahme erzählt er von dem Jüngling, der entfloh und seinen Mantel zurückliess, und fügt hinzu (8816 f.):

Man wil, ez wære sant Johan,
Der ouch daz selbe schrîbet hie.

Die Geschichte steht aber bei Markus (14, 51 f.). Bei Marias Himmelfahrt wiederholen die Erzengel (14209 f.)

Die alten frâgen von Judith,
Diu bî Holofernen zît
Beschach, dô si kam in daz her
Daz wider si dâ lac ze wer,
Und man si dâ sô schœne sach,
Daz einer zuo dem andern sprach:
'Hât daz volc sô schœne liut,
Die süllen wir versmâhen niut.'

Die Stelle ist Judith 10, 18. Ähnlich ist es bei Christi Himmelfahrt. Wernher berichtet nach der Vita (6442 f.),



dass Christus zur Rechten des Vaters gesetzt wird, *a quo nec unquam antea fuit separatus.* Er fährt fort (12437 f.):

Dar umbe kam und fuogte ouch daz,
Wan sîn dâ kein gebresten was
Und sîn dâ nie vermisset wart:
Des wart ouch frâgen ûf der vart
Von mänigen engeln mære,
Wer der schœne wære,
Der sô wünneclîchen kam
Und hete rôte kleider an.
Des antwurt in der gotes sun,
Als ouch dâ von ist vor vernun:
'Dâ von sint rôt diu kleider mîn,
Wan ich trat den rôten wîn
Ûf der trotten altersein,
Dâ was kein hilfe mir gemein.'

Zu Grunde liegt Js. 63, 1 f.: *Quis est iste, qui venit de Edom, tinctis vestibus de Bosra? iste formosus in stola sua, gradiens in multitudine fortitudinis suae . . . Quare ergo rubrum est indumentum tuum, et vestimenta tua sicut calcantium in torculari? Torcular calcavi solus, et de gentibus non est vir mecum . . . et aspersus est sanguis eorum super vestimenta mea, et omnia indumenta mea inquinavi.* Die Stelle wird auch sonst bei Christi Himmelfahrt herangezogen[1]), und selbst, was zuerst individuell anmutet, die Engel, die Jesu Abwesenheit nicht bemerkt haben, finden wir bei Heinrich von Neustadt wieder. Vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag (Gottes Zukunft, hrsg. v. Singer 1906, V. 4693):

Dâ von, als ich lesen hœr,
Der engel etelîche kœr
Heten sîn vermisset niht.

---

[1]) Schönbach, Altd. Predigten Bd. 3 (1891) S. 108, 15 f. u. Anm. S. 331; Altes Passional, hrsg. v. Hahn 1845 S. 105, 24 f.



Und so ist es allenthalben; was Wernhers Zusätze enthalten, ist theologisches Gemeingut seiner Zeit: die Deutung von Josephs dürrer Rute, die Laub und Blüten bringt, auf Maria (1749 f.), die Bemerkung über die Identität des Räubers in der Wüste mit dem Schächer am Kreuz (3889 f.), die zweite Version der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (5621 f.), die Darstellung der Versuchungsgeschichte als Kampf mit dem Drachen (6822 f.), die Erzählung von der Verzückung des Johannes beim Abendmahl (8284 f.), endlich, wovon schon einmal die Rede war, die Vergleichung Jesu in Gethsemane mit einem Löwen (8696 f.), seines Todesschreis mit dem Lockruf des Rebhuhns (10627 f.), und anderes mehr. Es kommt im Grunde nicht viel darauf an, ob Wernher hier oder da durch eine Glosse angeregt ist, was natürlich sehr wohl möglich ist. In ihrer Gesamtheit weisen uns diese Zusätze doch darauf hin, dass ein Geistlicher zu uns spricht.

Ich fasse zusammen, was sich uns über Wernhers Vorlage ergeben hat. Die 'Vita rhythmica', so wie sie in Vögtlins Ausgabe vorliegt, kann nur mit Vorbehalt dafür gelten. Wenn wir auch die Handschrift, die Wernher vorgelegen hat, nicht kennen, so lässt sich doch beweisen, dass sie einer andern Rezension angehört hat als der bei Vögtlin zu Grunde liegenden. Wernher hat, in Übereinstimmung mit Philipp und im Gegensatz zu Walther von Rheinau, vielfach Glossen benutzt. Soweit sich seine sachlichen Zusätze nicht daraus erklären, ist eine literarische Quelle dafür nicht nachzuweisen. Trotzdem sind sie für die Erkenntnis von Wernhers Individualität nur mit grosser Vorsicht zu benutzen, weil es sich durchweg um wissenschaftlichen Gemeinbesitz der ganzen Zeit handelt.

Die 'Vita rhythmica' hat auf Wernher aber nicht nur durch ihren Stoff, sondern auch durch ihre Form gewirkt. Wir werden diese Form am besten aus ihrer Entstehung begreifen. Den Verfasser der Vita kennen wir



nicht [1]), wir können nur vermuten, dass er im dreizehnten Jahrhundert [2]) im Südosten des deutschen Reichs [3]) gelebt hat. Er fand eine Reihe bis dahin unbekannter Nachrichten über das Leben Marias in lateinischer Übersetzung auf und beschloss, sie der Welt bekannt zu machen (13 f.). Er sammelte, was er sonst darüber zusammenbringen konnte, und verband es zu einem Ganzen (31 f.), mehr harmonisierend als kritisch, wenn auch die starken Widersprüche in der Überlieferung nicht erlaubten, alles wahllos aufzunehmen. Das Gerippe bildet eine Chronologie (7082 f.), die dem Marienleben des Epiphanius [4]) entnommen ist.

---

[1]) Dass es nicht Hugo von Trimberg ist, wie Jäcklein wollte (HvTr. Verf. einer Vita Mariæ rhythmica, Progr. d. neuen Gymn. in Bamberg 1901), hat Wilh. Meyer gezeigt (Ges. Abhandlungen zur mittellat. Rhythmik 1905 Bd. 1, 254 [1])). Dass es nicht, wie M. (ebd. S. 258 f.) vermutet, der Bruder Philipp sein kann, wird hoffentlich im Folgenden klar werden.

[2]) Im Clm 12518 Bl. 87r wird zu V. 5886 f. als Gewährsmann *Jacobus Acunensis archiepiscopus* genannt, d. i. Jacques de Vitry, der 1216—28 Erzbischof von Akkon war. Die Stelle, auf die sich das Zitat bezieht, habe ich leider bei ihm nicht auffinden können; aber im allgemeinen sind derartige Angaben der Hs. zuverlässig, z. B. Bl. 66r zu V. 4431 f. *Johannes Beleth*: vgl. Migne, PL. 202, 101; Bl. 73v zu V. 4960 f. *Petrus Manducator*, d. i. Comestor: vgl. Migne, PL. 198, 1628.

[3]) Dafür spricht der Reichtum an alten Hss. in Österreich und Bayern. Rückert (Br. Phil. S. VIII) nennt bestimmter Istrien oder Friaul (nicht Steiermark, wie Vögtlin S. 3 angibt), wofür ich keinen Grund aufzufinden weiss.

[4]) Hrsg. v. Dressel 1843; bei Migne, PG. 120, 179 f. — Diekamp, Hippolytos von Theben 1898 S. 137, weist zwei lateinische Übersetzungen davon nach. Von der einen, im Cod. Oxon. Coll. Ball. 227 Bl. 146v f., habe ich durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. Schaafs in Liverpool Photographieen erhalten. In der kurzen Vorrede widmet ein *P. de Roma* die Schrift, die er aus dem Griechischen übersetzt habe *sicut a beato Epiphanio archiepiscopo Cypri descriptam inveni*, dem Patriarchen von Grado, *H(enricus) Dandolus*. Nach Diekamps sehr wahrscheinlicher Vermutung ist das derselbe Paschalis de Roma, der diesem Patriarchen im Jahre 1158 einen Traktat gegen die Juden aus dem Griechischen übersetzt hat (Clm 5896. 7547. 8184.

Von den sonstigen Gewährsmännern (Rückert Br. Phil. S. 379 f.) sind uns namentlich die drei, die als Germanus, Ignatius und Theophilus bezeichnet werden, ebenso unbekannt wie der Stoff, den sie überliefert haben sollen. Ich finde keine irgendwie sichere Spur davon, die nicht auf die Vita zurückginge. Trotzdem möchte ich nicht behaupten, dass der Verfasser diese Namen nur fingiert hat, um eigene Erfindungen zu beglaubigen. Mir scheint, es liegt nicht in seiner Art, frei zu erfinden. Vielleicht wird ihn die Durchforschung der byzantinischen Hagiographie noch einmal rechtfertigen. Eher könnte man ihn tadeln, dass er die Erfindungen anderer hat verbreiten helfen, und gegen diesen Vorwurf sucht er sich öfter zu verteidigen. Er wolle nicht über Wahrheit oder Unwahrheit urteilen, sondern Maria und Jesus preisen in seinem Gedicht (43 f. 8002 f.). Man dürfe doch wohl etwas, für dessen Wahrheit man sich nicht gerade verbürgen wolle, *pro laudis hymnodia* wiederholen (1908 f.). Was nicht erweislich wahr ist, kann doch wahr sein. Auch 'apokryphe' Schriften können Wahrheit enthalten. Es ist nicht ganz klar, was darunter zu verstehen ist. Eine Glosse (Clm 12518 Bl. 1v) erklärt: *Apocryphum est, cuius auctor ignoratur, unde eius scriptura nec pro vero recipitur nec pro falso reprobatur.* Die Kirche verwerfe keineswegs alle Apokryphen, manche seien von Heiligen gebilligt, ihr Inhalt sei in 'authentische' Schriften über-

---

15133. 15956; aus seiner Widmung ergibt sich nichts Weiteres). Die Epiphaniusübersetzung beginnt (Bl. 146v): *De domina nostra dei genitrice semperque virgine Maria multifarii precesserunt olim doctores. Prophete quidem diversis figuris et nominibus, que de ea sunt, predixerunt* etc. Die andere Übersetzung, wohl nur einen Auszug aus Epiphanius, verzeichnet Bandinius, Cat. Cod. Lat. Bibl. Mediceæ Laurentianæ 1777 Bd. 3, 275 und 4, 474. Danach lautet der Anfang hier: *De dominabili et veraci dei genitrice semperque virgine Maria multi pertransierunt prophete diversis figuris et nominationibus ipsius.* Auch der Schluss weicht von der Oxforder Hs. ab. Welche der beiden Übersetzungen, oder ob gar eine dritte dem Verf. der Vita vorgelegen hat, kann ich nicht sagen.

gegangen, sie würden allgemein gelesen (V. 6062 f.). Es scheint danach, als ob dem Verfasser der Vita nur anonyme Schriften für apokryph gelten, wie etwa der 'Liber de Infantia Salvatoris', dass aber jede Geschichte bei einem Germanus oder Ignatius authentisch ist. Ist diese Auffassung richtig, so musste er, da er ja seinen Namen nicht nennt, sich gefallen lassen, dass sein eigenes Werk unter die Apokryphen gerechnet wurde. Dem suchte er durch die Anführung seiner Gewährsmänner abzuhelfen[1]. Jedenfalls sind ihm die unbekannteren, in unserm Sinne apokryphen Geschichten wichtiger als die allbekannten, die er den Evangelien entnommen hat. Hier lässt er aus (4192 f.) und drängt regestenhaft zusammen (6314 f.):

Ibi ter a Petro Jesus est querens sciscitatus,
Ipsum an diligeret; sed Petrus contristatus
Respondit, quod diligeret ipsum mente pura.

So gibt er Joh. 21, 15—17 wieder. Für sein eigentliches Thema, das Leben Marias, boten ihm die Evangelien ja auch nur wenig: Jesu Geburt und was sich unmittelbar daran schliesst, die Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel, das Wunder von Kana und Marias Gegenwart beim Kreuz — das war alles, was er brauchen konnte. Das eigentliche Marienleben hat sich erst aus dem Leben Jesu entwickelt, es ist von ihm nicht zu trennen, ohne dass es seine Bedeutung verliert, wie ein Rahmen ohne Bild. Gerade in der Mitte wendet sich alles Interesse auf Jesus allein, das Marienleben ist nur Anfang und Ende, kein Ganzes, es hat zwar eine historisch-biographische, aber keine künstlerische Einheit. Sein Schwerpunkt liegt ausser ihm. Der Verfasser der Vita hat sich mit diesen Schwierigkeiten des Stoffes sehr

---

[1]) Vielleicht hat er dies Mittel von Epiphanius übernommen. In der Oxforder Übersetzung heisst es Bl. 146v: *Uniuscuiusque nomen, a quo (aliquid?) accepimus, in fronte signavimus, ut ne putet aliquis detractor tamquam proprium aliquid nos preponere vel supponere.* Die Hs. hat aber solche Namen nicht.

leicht abgefunden. Sein Werk ist eine Mosaikarbeit. Man hat den Eindruck, als habe er zunächst ein Schema entworfen, streng logisch, wo es irgend anging: Joachim ist traurig, ein Engel tröstet ihn — Anna ist traurig, ein Engel tröstet sie. Maria wird geboren: Joachim singt einen Lobgesang — Anna singt einen Lobgesang. Maria soll Joseph verlobt werden, beide weigern sich: Joseph betet, ein Engel erscheint ihm — Maria betet, ein Engel erscheint ihr. Nach Christi Tode klagen um ihn 1) die Frauen A) Maria und Magdalena a) Maria b) Magdalena B) deren Schwestern a) Marias Schwestern b) Magdalenas Schwester 2) die Jünger A) Johannes B) Petrus. Wo es an Stoff für die Erzählung fehlt, wird etwa eine Beschreibung von Marias oder Jesu Schönheit oder ein allgemeines Lob ihrer Tugenden eingeschoben. Die Verbindung zwischen den einzelnen Abschnitten ist manchmal etwas mangelhaft, z. B. wird nach 1637 ganz vergessen zu erzählen, dass Maria nach Nazareth zurückkehrt, wo sie Joseph im folgenden Abschnitt vorfindet. Die Ausarbeitung ist daher wohl nicht in einem Zuge erfolgt, sondern bruchstückweise, auch mag Einzelnes erst später eingeschoben sein. Die Erzählung ist meist wenig geschickt, ermüdend weitschweifig und dann wieder katalogartig dürr, das Beste sind noch die lyrisch-hymnischen Einlagen, die nur oft zu lang geraten und einförmig werden. Aber für sie passt wenigstens das Versmass, das durchaus pathetischen Vortrag verlangt. Und die Begabung des Verfassers liegt mehr auf rhetorischem als auf epischem Gebiet. Trotz solcher Mängel hat das Buch weite Verbreitung gefunden, wie die vielen Handschriften, die uns erhalten sind, beweisen [1]).

---

[1]) Im Kloster Tegernsee wurde daraus zu Tisch vorgelesen, s. Clm 18842 auf dem ersten, noch nicht gezählten Blatt: *Item daz püchil häisst unsser frawen püchil, und man list dar an zü tissch in der heiligen drey kunig wochen und in anunciacione sancte Marie und in unsser frawen wochen asumpcionis.* Bl. 32vb, 38vb, 83vb wird

Unter den deutschen Bearbeitungen[1]) erfreut sich nur die des **Bruders Philipp** einer ähnlichen Beliebtheit[2]). Philipp schaltet mit dem Stoffe, den er bei dem

der Beginn der dann zu lesenden Abschnitte bezeichnet. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass sich in Hss. öfter Excerpte aus der Vita vorfinden, z. B. die 'Regula beate virginis' (V. 6612f.) im Clm 9546 Bl. 208; Wolfenbüttel 3459 Bl. 248; Osegg 13, 6. 30, 4. Eine Übersetzung davon in deutscher Prosa steht im Cgm 848 Bl. 237. Ebenso kommt das Gespräch zwischen Maria und Christus (3450 f.) isoliert vor, in Prag 1268 Bl. 136 und im Cgm 777 Bl. 167. In letzterem ist das Stück überschrieben *Soliloquium secundum Gregorium*. Dieser Name ist aus dem in der Vita so häufig genannten *Germanus* entstellt (Rückert, Br. Phil. S. 384), und so erklärt er sich auch bei Kurzmanns Übersetzung des Gesprächs (Schönbach, Marienklagen 1874 S. 71 f.).

[1]) Ausser den drei uns bekannten sollen dazu nach Massmann (Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1826 S. 1184) gehören das alte Passional (hrsg. v. Hahn 1845) sowie ein Gedicht in einer Strassburger Hs. Das eine ist ein Irrtum, Vita und Passional haben z. T. dieselben Quellen benutzt. Das andere ist nicht mehr nachzuprüfen, da die Strassburger Hs. 1870 mit verbrannt ist. M. bezeichnet sie: 'Cod. argent. Biblioth. Johann. A. 82. N. 3. chartac. 1396. Bl. 1a—85c.' Im 3. Bd. der Kaiserchronik, für den er genauere Mitteilungen verspricht, finde ich nichts darüber. Eine Anfrage an das Kerlersche Antiquariat in Ulm ergab nur, dass M.s Nachlass grösstenteils ins Ausland verkauft ist. Aus der fraglichen Hs. hat M. in Aufsess' Anzeiger 1832 Bd. 1, 25 die grosse Tageweise Peters von Arberg drucken lassen (ebenso Wackernagel im DKL. 2, 332). Witters Katalog der Johanniterbibliothek (1748) verzeichnet: 'A. 82. 1. 2. Miscellanea Historica; Teutonice. Ch(arta). f(olio). 3. **Vita Christi**; Rhythmis Teutonicis antiquis. 4. Unser Frowen Lobsan Gedihte.'

[2]) Das sog. 'Volksbuch von Jesu Kindheit' (Hain *4057 f.) ist im wesentlichen eine Prosaauflösung von Ph.s Marienleben (in Verbindung mit Heinrichs von Hessler Evangelium Nicodemi? s. Beitr. 24, 96). Daneben scheint aber auch die 'Vita rhythmica' direkt benutzt zu sein. Vor der Passion spricht der Verf. von der Herkunft des Stoffes: zuerst sei alles hebräisch aufgezeichnet, *auss dem es geschriben ward in latein, und von derselben zungen fand ich es metrice: von der selben metrice habe ich es pracht zuo guoter teütsch* (Ausg. v. 1491 Bl. 53va). In der Tat werden die Wundergeschichten Vita 1978 f., die Ph. ausgelassen hat, und die mir unabhängig von der Vita nirgends begegnet sind, hier mit erzählt. — So neben anderen Quellen



Lateiner vorfand, völlig frei, er kürzt, lässt weg, ändert, stellt um und fügt hinzu, wie es ihm gut scheint. Rückert (S. 368 f.) macht darauf aufmerksam, dass Philipp sich von der Tempelfahrt des zwölfjährigen Jesus an genau an die biblische Erzählung von Jesu Wundern halte. Ein festes Prinzip ist das aber nicht: von den Erscheinungen Christi nach der Auferstehung z. B. werden die in den Evangelien nicht erzählten sämtlich berichtet, während von den biblischen einige ausgelassen werden. Es ist nur selten möglich, für solche Auslassungen oder für die Umstellungen einen einigermassen wahrscheinlichen Grund aufzufinden. Philipp scheint nicht nach einem von vorne herein feststehenden Plan zu arbeiten, er erzählt viel unbefangener, greift vor, holt nach und vergisst auch wohl etwas, das ihm weniger wichtig ist. Aber die grossen Zusammenhänge sind bei ihm immer klar. In der Vita folgt (nach dem Johannesevangelium) auf die Auferweckung des Lazarus der Rat der Hohenpriester gegen Jesus (der Einschub von 4192 f. wirkt sehr störend) und die Salbung durch Magdalena, wobei sich Judas über die Verschwendung der dreihundert Denare ärgert. Hätte man sie ihm für die Armen gegeben, so hätte er nach seiner Gewohnheit den zehnten Teil davon gestohlen (4253 f.), und um diese ihm entgangenen dreissig Silberlinge verrät er Jesus. Bei Philipp fehlt die Geschichte von der Salbung ganz. Nach der Totenerweckung nimmt Jesus Abschied von seiner Mutter, sie ahnt, dass er in den Tod geht. Jesus tröstet sie und segnet alle (6113 f.):

Er sprach: 'Lât iu enpholhen sîn
Mîn liebiu muoter' und gienc ûz
Von Marthen und Marien hûs.

---

ist die Vita auch benutzt im Grazer Marienleben (s. Schönbach, Zs. 17, 523 f.), in 'Gottes Zukunft' von Heinrich von Neustadt (hrsg. v. Singer 1906, zu V. 1638) und endlich in einer Prosa vom Leben Marias nach Christi Himmelfahrt und von ihrem Tode im Cgm 348 Bl. 108r.



'Ze Jerusalem wir nu gên,
Dâ sol mir ungemack geschên.' [1])

Es folgt der Einzug in Jerusalem, die Reinigung des Tempels, die grosse Strafrede Jesu gegen die Pharisäer (Matth. 23), dann erst die entscheidende Versammlung der Hohenpriester. Durch diese bessere Vorbereitung der entscheidenden Katastrophe gewinnt das ganze Marienleben mehr innere Wahrheit und rundet sich zu einem einheitlichen Ganzen.

Sehr hübsch ist es auch, wie Philipp die Krönung Marias, in die alles ausklingt, vorbereitet hat. Maria weigert sich, einen Gatten zu wählen, sie hat sich dem himmlischen Bräutigam verlobt. In seinem Königreich ist Freude und ewiges Licht, da singen die Engel und tanzen die Heiligen, da wachsen Früchte, wer die isst, bleibt ewig jung (1002 f.):

Ouch sint in dem selben lande
Schœne bluomen maneger hande.
Der bluomen art der ist alsô,
Swer si siht, der ist immer vrô:
Balsamit und Cynamone
Des ist dâ vil ze einer krône.

Und wenn Maria später an das Himmelreich denkt, kehren dieselben Bilder wieder. Sie denkt an die himmlische Musik (8678 f.):

Dâ Jesus Christus vüert den tanz
Und treit von bluomen einen kranz.
Daz kränzlîn heizt Aureola,

---

[1]) Danach im 'Volksbuch von Jesu Kindheit' (Ausg. v. 1491 Bl. 54vb f.): *Wann er was den tag zuo Betania bey seiner muoter und sagt das sein marter was nahent: des morgens wolt er in den tod gen Jherusalem geen. Des gewan Maria gar grossen schmerzen und wainet sere. Er name urlaub von ir und empfalch sy dem engel Gabriel, das er sy leret unnd trœsst. Damitt keret er gen Jherusalem mit seinen jungern und saget den, sein marter wær im nahent.* Dürer hat auf einem Blatt seines Marienlebens diesen Abschied dargestellt. Ob eine Beziehung zu Philipp besteht?

Daz teilt Jesus den heilegen dâ.
Den meiden gibt er hundert bluomen,
Die marterer heizt er zuo im komen.
Den gibt er ouch einen kranz,
Der ist von hundert bluomen ganz.
Den predigern gibt er ouch ze lône
Von hundert bluomen eine krône.
Den witewen gibt er einen huot
Von sehzic bluomen, der ist guot.
Die nu tragent êlîchez leben,
Den sol er drîzic bluomen geben.

Als Maria dann in den Himmel kommt, und die Engel und die Heiligen sie mit Gesang empfangen, als Gottvater sie begrüsst hat, da führt sie Jesus zu dem Thron zu seiner Rechten (10004 f.):

Er satzte ir ûf eine krône
Geziert mit manger slahte lône.
An der krône hundert bluomen
Wâren von ir magetuome.
Sehzic wol gezierte bluomen
Het si von ir witwentuome.
Ouch drîzic bluomen hete diu krône,
Wand Maria was ein kone.

Die Märtyrer und die Lehrer, die Apostel und Evangelisten, Patriarchen und Propheten und Heilige haben ihre Blumen dazu gegeben (10026 f.):

Und von aller engel bluomen
Was Marien kranz volkomen.

Das wirkt gerade in seiner schlichten Einfachheit tiefer als der unechte Wortprunk der Vita. Philipp gibt oft durch einen ganz kleinen Zug mehr, als alle Umständlichkeit der Vita vermag. So wenn Jesu Leichnam vom Kreuz abgenommen wird. Maria empfängt ihn in ihre Arme (7776 f.):

Si kust sîn arme und sîn wangen,
Zäher sach si an den hangen:
Mit ir rîsen si die abe streich.





Auch die Vita (5955) spricht von Tränen auf den Wangen, aber dass Maria sie mit ihrem Tuche trocknet, davon weiss sie nichts.

Am reichsten an solchen kleinen Zügen, durch die eine ganze Szene plötzlich lebendig wird, ist die Kindheit Jesu, die Philipp offenbar mit ganz besonderer Liebe behandelt hat[1]). Er versteht die Kinder und die Menschen überhaupt besser als der Lateiner, weil er mehr Liebe für sie hat. In der Vita ist es das höchste Lob, dass Maria nicht war, wie Kinder sind. Es wird von ihr gerühmt (554):

Teneris sub artibus cor senile gessit.

Und ebenso ist es mit Jesus: schon als Säugling schreit er nicht laut, um nicht etwa die Nachbarn zu stören (2059). Als er zehn Jahr alt ist (2523 f.),

Ridere nunquam aliquid postea consuevit;
Neque puerile quid gessit neque risit,
Et verbum sine pondere nunquam post emisit.

Und wenn er vorher tat wie ein Kind, so geschah das nur, damit der Teufel nicht in ihm den Gottsohn vermute. Auch Philipp gibt diesen Grund an; aber er sagt nicht, dass Jesus nach dem zehnten Jahre oder sonstwann aufgehört habe zu lachen. Er weist die Gegner sehr entschieden zurück (3954 f.):

Si sint esel unde affen
Die daz wellent widerklaffen,
Die sprechent daz er nie erlachte
Noch kindes kurzwîl nie gemachte.

Dass das geradezu gegen die Vita gerichtet ist, kann man nicht beweisen. Aber ich glaube, wenn man die Stelle bei ihm und in der Vita liest, wird man zugeben müssen, dass aus beiden ein ganz verschiedener Geist spricht.

---

[1]) S. u. S. 46.



Philipp hat einen viel stärkeren Wirklichkeitssinn. Er sorgt vor allem für das tägliche Brot. Er erzählt, dass Maria nach ihres Vaters Tode eine Hufe zugefallen ist, die Joseph nun bebaut (3906 f.). Maria erkennt dies Verdienst Josephs ausdrücklich an (7668 f.), während sie in der Vita nur von ihrer eigenen Arbeit spricht (5440 f. 5451). Philipp fügt das Wunder von der Vervielfältigung des ausgesäten Kornes hinzu (4468 f.), ebenso die beiden Versionen des grossen Speisungswunders (5824 f.). Der Segen Gottes ist zunächst eine gute Ernte. Die Egypter sind traurig über die Abreise der heiligen Familie (3790 f.):

'Wand in al den siben jâren,
Dô die heilegen mit uns wâren,
Hât uns geschat nie bœsez weter,
Noch schûr noch wint, ir beider dweder.
Ouch geschach uns schaden nie
Von dem schelm an unserm vie.
Wir sîn alle worden rîch
Von dem kinde tugentlîch.
Gewahsen ist uns korn und wîn
Genuoc von den genâden sîn.'

Und Philipp hält es durchaus für keine Schande, dass es im Hause Josephs nach der Rückkehr aus Egypten etwas knapp zugeht. Elisabeth lädt deshalb Maria ein, mit ihrem Kinde auf ein paar Monate zu ihr zu kommen (4232 f.):

Daz tet Elyzabeth umbe daz,
Wand niuweclîche komen was
Maria von dem ellende
Und het niht vil undern henden
Dâ si sich von möhte betragen.

Philipp hat eine Vorliebe für Familienszenen. Als Jesus geboren ist, und Joseph kommt zurück, sagt Maria nach der Vita gar nichts, von Joseph heisst es: er betete das Kind an und lobte Gott (1756 f.). Der eigentliche Lobgesang, der dem Verfasser bei solchen Gelegenheiten un-

3*



erlässlich scheint, kommt hier sehr 'post festum', da ihm die Hebammen dazwischen gekommen sind (1830 f.). Bei Philipp erschrickt Joseph, als er bei seiner Rückkehr das helle Licht sieht (2059 f.):

Maria ruoft im unde sprach:
'Kum her, Josep, lieber hêrre,
Du solt wesen âne swære.
Sich daz liebe kindelîn,
Des ich nu genesen bin.'

Und Joseph nimmt gleich das Kind auf seine Arme (2072 f.):

Und sprach: 'Wilkomen, künic mîn,
In daz künicrîche dîn!'

Joseph ist ein durchaus vollberechtigtes Mitglied der Familie, Philipp liebt ihn besonders, er hat ihn ja auch zu seinem Werk angeregt (10127). Darum kommen auch seine Verwandten, als Jesus beschnitten werden soll (2430 f.). Der alte freundliche Mann gehört unbedingt mit in das Bild hinein. So im Räuberabenteuer in der Wüste. Die Räuber lauern im Walde versteckt und sehen die kleine Karawane herankommen, sie freuen sich über den Fang und machen sich fertig. Nun können sie die Ankommenden genauer erkennen (2950 f.):

Dô si dâ gesâhen an
Josep, daz der alte man
Vuort mit im als junc ein vrouwen,
Si begunden alle schouwen
Daz si was sô wol getân.
Si sprâchen: 'Der vil alte man
Der hât die schœnen vrouwen verstoln
Und hât si ûz gevuort verholn.
Wir suln in ze tôde slahen;
Die andern sul wir alle vâhen
Die jungen vrouwen mit ir kinde
Und ouch daz ander ingesinde.'

Daran könnte der Verfasser des Laokoon seine Freude



haben. Die Gefangenen werden einem alten Räuber zugewiesen, der sie mit nach Hause nimmt. Und selbst da gibt es Familienleben. Seine Frau — in der Vita tritt sie erst im zweiten Teil der Geschichte auf — fasst eine Zuneigung für das Kind und Maria und empfängt sie freundlich (2991 f.):

Ouch begundes abe strîchen
Dem schâcher sîn ungemüete:
Daz wart gekêrt in ein güete.

Er verspricht Joseph seinen Beistand, es solle ihnen nichts geschehen. In der Vita erfolgt die Sinnesänderung des Räubers, der sie im Hauptsatz gefangen nahm, mit erstaunlicher Geschwindigkeit und gänzlich unmotiviert in einem angeknüpften Relativsatz (2237 f.). — Der Räuber hat sie noch auf den rechten Weg gebracht, aber sie haben sich bald wieder verirrt. Joseph schlägt vor, ans Meer zu ziehen; es ist zwar ein Umweg, aber die Strasse ist doch sicher, sie finden Speise zu kaufen, und Futter und Wasser für ihr Vieh. In der Vita erscheint darauf, ehe Maria etwas dazu sagen kann, ein Engel und verkündet, sie würden die noch übrigen dreiundzwanzig Tagereisen in einem Tage zurücklegen. Philipp gibt wieder eine Familienszene. Maria fängt statt aller Antwort an zu weinen; Joseph ist erschrocken und sucht sie zu trösten. Maria beruhigt ihn, er hat ihr kein Leid getan (3170 f.):

'Ich weine, herr, daz grôze leit
Und die starken arebeit
Die du hâst, herre, durch mich
Erliten, sider daz ich dich
Von anegenge hân erkant;
Und nu durch mich in vrömdiu lant
Muost mit grôzen sorgen varn,
Und ouch durch mîn sô jungez barn.'

Das Jesuskind hat bis dahin im Schoss der Mutter geschlafen, nun erwacht es von den Tränen, die auf sein

Gesicht fallen [1]), und lacht die Mutter an. Wie es aber ihre Tränen sieht, legt es seinen Kopf an ihren Arm und weint leise und heftig. Maria tröstet es und küsst es auf den Mund (3200 f.):

Daz kint mit sîner hant dô greif
Und sîner muoter abe streich
Die nazzen zäher die er hangen
Sach an sîner muoter wangen.

Joseph fragt noch einmal, was sie tun sollen, Maria stimmt seinem Vorschlag bei, und nun erst erscheint der Engel. Das Wunder ist überflüssig geworden, wie etwa der Liebestrank in Gottfrieds Tristan. Überhaupt geht Philipp mit den Wundern sparsam um, namentlich geschehen sie nur einmal, nicht 'öfter', wie der Verfasser der Vita das liebt (2221. 2276. 2680). Und wenn hier auf der Wüstenreise für Brot (2218 f.), Milch (2222 f.) und Schatten (2268 f.) gesorgt wird, so lässt Philipp das ganz weg, wodurch die Mühen und Gefahren bei ihm viel ernster werden. — Die heilige Familie ist glücklich nach Egypten gekommen, die Götzenbilder sind niedergestürzt, der Herzog Afrodisius findet die Fremden bei dem Tempel sitzen. Interessant ist, wie in der Vita zunächst nur von Mutter und Kind die Rede ist (2412 f.), während bei Philipp Joseph gleich mit zur Gruppe gehört (3431 f.) und dann in den Vordergrund tritt. In der Vita braucht Afrodisius nur Maria und Jesus eine Zeitlang anzusehen, dann stürzt er nieder, betet das Kind an und heisst alles Volk ebenso tun. Sie gehorchen, und erst nachher fragen sie Joseph, warum er gekommen sei. Joseph antwortet darauf und erzählt zugleich von Marias unbefleckter Empfängnis. Bei Philipp fragt der Herzog zunächst Joseph, woher sie kommen. Nach der Antwort vermutet er gleich das Richtige, teilt es den

[1]) Derselbe Zug im armen Heinrich 476 f.; Parzival 193, 15 f.; Willehalm 102, 21 f.



Leuten mit und bittet Joseph, ihm das zu bestätigen. Joseph aber wendet sich an Maria (3530 f.):

Josep Marien ane sach,
Verholne in ir ôre sprach:
'Sage mir, vrouwe, waz dir gevalle:
Sol ich vor den liuten allen
Von dem kinde und von dir
Die wârheit sagen und von mir?'
Maria sprach: 'Diu gotes tougen
Der enmac man niht gelougen.
Sage die wârheit als si ist,
Daz mîn kint sî gotes Christ.'

Joseph erzählt nun. Als es herauskommt, dass das Kind wirklich Jesus ist, kann Afrodisius, stolz auf seine Kombinationsgabe, es nicht lassen, auf diese Bestätigung besonders hinzuweisen, und Joseph muss ihn mahnen, doch erst weiter zu hören. Dann erst folgt die allgemeine Anbetung des Kindes. — Dass Joseph bei einem so wichtigen Ereignis wie Jesu erstem Schulgang nicht fehlen darf, ist für Philipp selbstverständlich. Vater und Mutter bitten den Lehrer das Kind zu unterweisen (3993 f.):

Dar umbe wolden si in êren
Als billich wære mit ir lône:
Si bâten daz ern lêrte schône
Und daz er wær mit im gevüege;
Und daz liebe kint niht harte slüege,
Daz er singen unde lesen
Kunde und ein schrîber wesen.

Auch Maria wird manchmal an Szenen beteiligt, wo sie in der Vita nicht vorkommt. Ein Verwandter Josephs ist gestorben, darüber weint auch sie mit. Jesus fragt seinen Vater, ob er (Joseph) ihn wieder lebendig machen wolle. Joseph zweifelt an der Möglichkeit (4086 f.):

Maria sprach: 'Du hœr doch in:
Daz er dir sage, daz vernim.'

Oder sie kommt dazu, wie Jesus mit dem Knecht die Bretter länger zieht, die dieser zu kurz geschnitten hat (4330 f.):

Si sprach: 'Waz tuostu, liebez kint?'
Jesus sprach: 'Diu hölzer sint
Ze kurz, diu sul wir lenger machen.'
Dô begundes tougen lachen.

So werden bei Philipp alle diese Geschichten viel glaubhafter als in der Vita. Dort wird erzählt (2684 f.), wie Jesus zum Brunnen kommt, um Wasser zu holen, dabei zerbricht er seinen Krug. Da schöpft er das Wasser in den Schoss seines Kleides, und es rinnt nicht hindurch. Als das die andern Kinder sehen, wollen sie es nachmachen. Darum zerbrechen sie alle ihre Krüge, aber wie sie nun das Wasser in ihre Kleider schöpfen, rinnt es natürlich hindurch, und es gibt ein grosses Jammern, bis Jesus ihnen die Krüge wieder ganz macht. Übrigens ist ein ähnliches Wunder schon vorher einmal erzählt (2532 f.). Philipp individualisiert wieder, die dutzendweise auftretenden Wunder liebt er nicht. Jesus sitzt beim Brunnen, da kommt ein Kind mit einem Krug zum Wasserschöpfen, es gleitet aus und fällt, und der Krug zerbricht. Wie es nun darüber weint, da tröstet es Jesus und macht ihm seinen Krug wieder ganz. Nun kommen andere Kinder, eine ganze Menge, alle mit Krügen, sie wollen spielen: sie schöpfen und trinken und giessen wieder aus, es ist eine köstliche Plantscherei. Jesus möchte zu gerne mitspielen, aber er hat keinen Krug (4459 f.):

Daz vil liebe kint Jesus
Bî dem prunnen stille saz.
Er enhete niht ein vaz.
Doch nam er sînes rockes schôz
Und den vollen wazzers gôz
Und truoc in sînes rockes gêr
Wazzer, sam ez ein multer wær.

Daz wazzer durch daz tuoch niht ran:
Alliu diu kint des wunder nam.

Sie wundern sich, aber sie versuchen nicht es nachzumachen, und noch weniger schlagen sie erstmal auf alle Fälle ihre Krüge entzwei. Und wie selbstverständlich wächst hier das Wunder aus dem Wunsche des spielenden Jesus hervor! Philipp liebt eben die Kinder, er gönnt ihnen ihr Spiel, so hat er sich denn auch überlegt, mit wem Jesus wohl gespielt hat (4748 f.). Sein Jesus ist ein richtiges Kind, und Maria behandelt ihn auch so. Er ist in der Wüste bei den Löwen gewesen, zum grossen Erstaunen und Ärger der ehrsamen Bürger von Nazareth. Auf seinem Rückweg stehen sie vor den Haustüren und prophezeien, es werde noch ein schlimmes Ende mit ihm nehmen. Jesus kommt zu seiner Mutter, sie fragt, was die Leute gesagt haben. Jesus beklagt sich, dass sie seine gute Absicht nicht anerkennen (4745 f.):

Maria sprach: 'Nu lieber sun,
In ist leit dîn heilic leben.
Sitze, lâ dir zezzen geben.'

Mit der Tempelfahrt schliessen diese Kindheitsgeschichten ab. Zuerst ist grosser Familienrat. Joseph fragt Maria, ob sie nach Jerusalem wollen. Maria fragt Jesus, ob er mit will, und der erklärt, er wolle auch mit zu dem 'Kirchtag' gehen. Nun folgt die bekannte biblische Geschichte. Auf dem Heimweg führt Joseph den Heiland an der Hand, wenn er müde wird. Er will wissen, was er denn nun eigentlich im Tempel gemacht hat, wovon da geredet ist, und er erfährt, dass sie über eine Jesaiasstelle (11, 1 f.) gestritten haben. Aber sie wussten nicht, wer der Mensch ist, auf den Gottes Geist kommen wird und ihn mit aller Weisheit erfüllen (4864 f.):

Joseph sprach: 'Diu selbe schrift
Kanstu wizzen wen si trift? . . .'
Jesus sprach: 'Den gotes Christ,
Verstêst du wol wer der ist?



Waz sol ich dir dâ von sagen?
Du hâst gehaben und getragen
In getrenket und gespîset
Und ouch in vrömdiu lant gewîset.'
Dô sprach Josep: 'Daz bist du,
Daz hœr ich an der rede nu.'

Aber Maria ist noch nicht befriedigt, sie möchte wissen, wer Jesus zu essen gegeben, und wo er des Nachts geschlafen hat. Und erst als sie hört, dass die gute Tante Elisabeth sich ihres Kindes angenommen hat, ist sie beruhigt.

Es wäre verkehrt, wenn man für alle diese kleinen Geschichten nach besonderen 'Quellen' suchen wollte. Philipp schreckt auch vor grösseren freien Erfindungen nicht zurück. In den Evangelien wird von Josephs Tode nichts erwähnt, Philipp erzählt ihn, und Maria hält ihm eine schöne Grabrede (5616 f.). Ja, Philipp weiss sogar, dass Joseph selbst um diesen Tod gebeten hat, damit er von Jesu Leiden nichts mehr zu sehen brauche (5331 f.). Geschichtliche Überlieferung und Hypothese werden nicht auseinandergehalten. Das ist hier auch ganz berechtigt, da Philipp offenbar keinen wissenschaftlichen Nebenzweck hat. Seine Angaben über Gewährsmänner sind sehr spärlich, es ist nichts weiter als eine Form, eine Geschichte einzuleiten. Martin von Kochem hat später von seinem Leben Jesu gesagt, wenn er darin Maria und Jesus sich unterhalten lasse, so solle das nicht heissen, sie hätten nun wirklich so gesprochen, sondern vielmehr, ein frommer Christ dürfe sich wohl vorstellen, dass sie so gesprochen hätten. So wird man auch Philipps Werk betrachten dürfen.

Bei seinen Zeitgenossen hat es mehr Beifall gefunden als bei unsern Literarhistorikern und Philologen. Der Verfasser einer Arbeit über Philipps Sprache meint sogar, dieser gehöre durchaus zu den Dichtern, die nur um ihrer Sprache willen Beachtung ver-



dienten[1]). Das ist nun freilich wohl nicht so schlimm gemeint, ich könnte sonst darauf hinweisen, dass Philipps Marienleben sogar einen Übersetzer in unsere jetzige Sprache gefunden hat[2]), der also wohl anderer Meinung gewesen sein muss. Zum Teil deswegen aber bin ich ausführlicher über Philipp gewesen, als das bei Walther von Rheinau nötig sein wird, mit dem sich zwei selbständige Arbeiten beschäftigen[3]). Der Hauptgrund liegt jedoch darin, dass ein Übersetzer wie Walther an sich weniger interessant ist als ein frei Nachschaffender wie Philipp. Was ein Übersetzer aus der Vita gemacht hat, werden wir noch bei Wernher sehen. Es kam mir darauf an, wenigstens an einem Gegenbeispiel zu zeigen, was für Möglichkeiten er mit der Beschränkung seiner Freiheit gegenüber der Vorlage aufgegeben hat. Wernhers und Walthers Marienleben sind der Vita und daher auch eines dem andern ähnlicher als Philipps Gedicht. Damit ist nun aber nicht gesagt, dass auch ihre Persönlichkeiten dem Verfasser der Vita und also auch unter einander ähnlich wären.

Walther von Rheinau ist unter den vier Bearbeitern des Marienlebens der einzige Laie, ein armer Schreiber, der sich redlich quälte und trotzdem nie auf einen grünen Zweig kam. Mit einem leisen Humor tröstet er sich damit, dass seine Rechnung im Himmel dafür um so besser stehen werde (289, 47 f.). Es steckt etwas von altfränkischer Vornehmheit in ihm, wie man sie nur noch in Büchern findet. Die Idealfiguren des adligen Romantikers sind in der Zeichnung gefälliger als die der Vita, aber neben dem rotwangigen, gesunden Bauerntum bei Philipp nehmen sie sich etwas blass und schwächlich aus. Wenn Philipp realistische Individuen zu geben sucht, so

[1]) Juvet, Beitr. 29, 174.

[2]) Wilh. Sommer 1859.

[3]) Vögtlin, WvRh. u. seine Marienlegende, Strassb. Diss. 1886 (rez. v. Hauffen, Anz. 14, 35 f.); Hauffen, Zs. 32, 337 f.

strebt Walther nach vorbildlichen Typen. Bei Philipp ist Jesus das 'liebe' Kind, Maria vor allem die Mutter, bei Walther ist es das 'zarte' Kind und die edle Frau, die Königin. Die Rhetorik der Vita ist ihm fremd, auch er liebt wie Philipp die ruhige Erzählung. Aber er spricht leiser als dieser, es ist nicht die unbefangene Sprache des Alltags, sondern der gedämpfte Konversationston des Salon, wo die Frau herrscht: gleichmässig und doch voll Abwechselung, manchmal ein wenig geziert und 'geistreich'. Wir finden bei Walther gute Tradition, aber nicht weiter entwickelt, äussere Form, aber keine innere Tiefe. Eine gewisse Ängstlichkeit ist bemerkbar, eine Scheu vor dem Hervortreten mit seiner eigenen Persönlichkeit. Wie es eigentlich um seinen Glauben an all die Geschichten in der Vita steht, können wir schlechterdings nicht sagen. Er gibt eine nach der andern wieder, genau so wie er sie da findet, ohne jemals ein eigenes Urteil auch nur anzudeuten: keine Auslassung, kein Zusatz, keine Umstellung. Die Abweichungen von der Vorlage sind nicht grösser, als sie eben notwendig bei der Übertragung aus lateinischen Vagantenzeilen in die deutschen Reimpaare des höfischen Epos und seinen Stil werden mußten. In der Übersetzung geht kaum ein Wort des Lateinischen verloren; was hinzugetan wird, sind Füllungen, wie sie Reim und Metrum erfordern, einer fertigen Technik entnommen. Das Streben, alles möglichst wörtlich wiederzugeben, verführt Walther manchmal zu Seltsamkeiten, die ohne das Lateinische schwer verständlich sind. Hauffen (Anz. 14, 36) hat schon auf den *blüenden* (155, 3) oder *geblüemeten Jesus* (221, 17) und das Evangelium *der geblüemeten* (49, 46) hingewiesen als Übersetzung von *Jesus Nazarenus* und *evangelium Nazareorum*, nach des Hieronymus Deutung von *Nazareth* als *flos* (Migne, PL. 22, 491). Ähnlich wird das Makkabäerbuch als *der kemphen buoch* bezeichnet (214, 54). Was das *mærebuoch der zühte* ist (Überschr. nach 205, 40), weiss ich nicht, vielleicht die *Historia scolastica* des Petrus Co-



mestor? *Pêter der Essêr*, wie Keller schreibt (Überschr. nach 174, 30), ist natürlich kein anderer als dieser und hat mit den Essäern nichts zu tun. Unter den Engelchören werden die *tougener* (229, 11) oder *tougen engel* genannt (260, 42. 265, 14. 269, 5). Lexer erklärt den ersten Ausdruck als 'Bewahrer der göttlichen Geheimnisse' (2, 1483), und etwas Ähnliches hat sich Walther auch wohl gedacht. Gekommen ist er darauf, indem er das lateinische *archangelus* mit *arcanus* zusammengebracht hat. Ich glaube, dass sich noch manche dunkle Stelle bei Walther in dieser Weise erklären lassen wird, wir müssten nur den Text genauer kennen, den er übersetzt hat. Nur ein Beispiel dafür. Von Maria, die mit tiefem Verständnis die Bibel liest, heisst es (23, 47 f.):

> *Allen diemüetigen sin,*
> *Dâ hôchvart ist gemenget in*
> *Und bezeichenlîche kunst,*
> *Bekande ir sitelich vernunst.*

Die Vita sagt hier (626 f.):

> *Sic quoque cito capiebat intellectum totum*
> *Sensus tropologici, mistici, moralis*
> *Nec non anagogici sive literalis.*

Anscheinend hat also Walther *mistici* statt von *mysticus* von *misticius* (zu *miscere*) abgeleitet. Aber das übrige, namentlich wie er zu dem 'demütigen Sinn' und der 'Hoffart' gekommen ist, verstehe ich nicht. Möglicherweise bot ihm seine Vorlage schon eine entstellte Lesart.

Zwischen der manchmal pedantischen Worttreue Walthers und der unbefangenen Freiheit Philipps liegt Wernhers Verhalten gegen seine Vorlage in der Mitte. Die Einteilung in vier Bücher hat er beibehalten [1]), auch

---

[1]) Vgl. 6621 (= H. Germ. 8, 259 Z. 47) *Nu sint zwei buoch vollebrâht*; 11722 *Hie nimpt daz dritte buoch ein ende.* Der Schluss des ersten bei 2074 wird nicht besonders hervorgehoben. Die Hs. bezeichnet die Buchschlüsse nicht, die Kapitel beginnen mit einer farbigen Initiale. Überschriften, wie wir sie in der Vita und danach bei Walther und Philipp (s. die Lesarten) finden, fehlen.

die einzelnen Kapitel finden wir der Reihe nach fast sämtlich bei ihm wieder[1]), nur dass öfter einem Abschnitt der Vita bei Wernher mehrere entsprechen, und umgekehrt. Aber in diesen Grenzen bewegt er sich doch freier als Walther. Auf je 100 Verse der Vita kommen

bei	Walther[2])	Wernher	Philipp
im 1. Buch	184	140	109
„ 2. „	203	212	175
„ 3. „	208	209	107
„ 4. „	203	162	110

Bei Walther kommen also auf eine Langzeile des Lateinischen zwei Kurzzeilen; für die nicht sehr erhebliche Abweichung des ersten Buches weiss ich keine besondere Erklärung. Bei Philipp tritt das zweite Buch, das die Kindheit Jesu erzählt, kräftig hervor, was zu unsern sonstigen Beobachtungen stimmt. Doch ist zu bedenken, dass wegen der vielen Auslassungen und Änderungen Philipps die Zahlen sich kaum noch mit denen der Vita vergleichen lassen. In geringerem Masse gilt das auch von Wernher. Das zweite und dritte Buch sind zum Teil deshalb so stark, weil hier die meisten und umfangreichsten Zusätze stehen. Indessen wenn man nicht mit Sicherheit behaupten darf, dass es Wernhers Absicht war — er folgte ja oft einfach den Glossen, die er in seiner Vorlage fand —, so ist doch die Tatsache unbe-

[1]) Vor- und Nachwort (Vita 1 f. 7972 f.) sind fast völlig neu gestaltet, sonst fehlt nur hinter 13044 das Vita 6796—6831 Entsprechende. Das Kapitel ist aber schon vorher (12941 f. = Vita 6742 f.) mit benutzt. Eine grössere Lücke (hinter 7432), in die bis auf zwei Verse die Geschichte von Jairus' Töchterlein fällt, hat der Schreiber verschuldet, dem auch sonst kleine Verluste von ein oder zwei Reimpaaren zur Last fallen.

[2]) Für absolute Genauigkeit der Zahlen kann ich hier nicht einstehen. Ich zähle in den vier Büchern 2724; 4356; 5068; 3990; zusammen 16138 Verse, während Vögtlin (a. a. O. S. 1) die Gesamtsumme auf 16290 angibt. Die kleine Differenz lohnt die zeitraubende Nachprüfung nicht.



streitbar, dass bei ihm noch mehr als im lateinischen Text das Leben Jesu über das Marienleben das Übergewicht hat. Das bestätigt sich auch im vierten Buch: im ersten Drittel, bis zum Pfingstwunder einschliesslich, wo Jesus die Hauptperson ist, kommen auf 100 Verse der Vita bei Wernher 191, gegen 155 in den beiden letzten Dritteln, die von Maria handeln. Im Durchschnitt des Ganzen ist Wernher weniger ausführlich als Walther in der Wiedergabe des lateinischen Textes, selbst im zweiten und dritten Buche, wo die Zahlen bei ihm eine Kleinigkeit grösser sind, weil man doch seine Zusätze in Abrechnung bringen muss. Die Totenklage um Jesus, die in der Vita (5330—5807) 478 Zeilen füllt, bei Walther von Rheinau 910, nimmt bei Wernher nur 524 in Anspruch. Mehrfach betont er ausdrücklich sein Streben nach Kürze (2748. 9167. 9287). Aber abgesehen von seinen sachlichen Zusätzen kommen auch sonst Erweiterungen vor, z. B. wächst der kleine Abschnitt von den Tieren in der Wüste von 10 Zeilen in der Vita (3732 f.) auf 136 an (6961 f). Auch bei einander ganz ähnlichen Stücken ist der Unterschied in der Ausführlichkeit der Wiedergabe oft sehr gross, so gibt Wernher z. B. Josephs Gebet, das im Lateinischen (1290 f.) 24 Zeilen zählt, im Deutschen durch 80 Reimverse wieder (WvRh. 48), das Gebet Marias hingegen, in der Vita (1336 f.) 40 Zeilen, drängt er auf 26 zusammen (WvRh. 76). Im allgemeinen kann man vielleicht sagen, dass Wernher zu Anfang einer Geschichte leicht ausführlicher wird, als eigentlich seine Absicht war; sobald er sich dessen bewusst wird, kürzt er und lässt aus, wie um den Schaden wieder einzubringen, um nach einiger Zeit ganz unmerklich wieder breiter und behaglicher in seiner Erzählung zu werden. Das Spiel wiederholt sich beständig, nur die Dauer der einzelnen Phasen wechselt. Man hat den Eindruck, als ob Wernher mit seiner Neigung zur Verbreiterung stets im Kampf liege, ohne sie dauernd unterdrücken zu können.

Wenn Gervinus[1]) tadelt, dass das Ganze 'im Stile der Chronik' ermüdend hinschleiche, so trifft dieser Vorwurf zunächst allerdings die Vita. Aber auch gegen Wernher hat er eine gewisse Berechtigung. Selbst Walther von Rheinau ermüdet uns nicht in dem Masse, trotz all seiner Ausführlichkeit. Nur möchte ich den Grund nicht in dem Chronikstil suchen, der schon der Vita eigen ist, sondern in der grösseren Eindringlichkeit Wernhers. Walther von Rheinau ist ein Unterhaltungsschriftsteller, er erzählt von Jesus und Maria, wie er etwa auch vom König Artus erzählen würde. Es ist nichts Besonderes, aber man hört ganz gern zu, wenn man gerade nichts Besseres zu tun hat. Der Vers gleitet leicht dahin, und die Sprache ist zierlich. Anders bei Wernher. Gervinus hat Recht, wenn er sagt, dass die Heiligkeit und Grösse des Gegenstandes empfunden werde (2169 f.):

Wâ sint nu künsterîchiu wort,
Diu hôher sælden grôzen hort
Mit lobe kunnen prîsen wol,
Als man billich nâch wirde sol?
Ez kunnen vil spilliute
Wol sprechen vil von niute
Durch üppic êre und tumben ruom:
Swer ez nu wol hie kunde tuon,
Als wol mit prîse zæme,
Und sich der red an næme,
Der müeste sælden vil bejagen
Und rîche gâben mit im tragen,
Daz er wol iemer umbe daz
An rîcheit füere dester baz.

Wernher ist ganz durchdrungen davon, dass das, wovon er spricht, die Welterlösung ist, das eine grosse Ereignis, das den Kern der ganzen Weltgeschichte bildet, auf das alles Vorhergehende hinweist, und durch das

[1]) Gesch. d. poet. Nationalit. der Deutschen 1, 440 (1835) = 2^5, 111.



alles Folgende erst möglich wird. Alles Vergangene und Vergängliche, was in der Geschichte und in der Natur geschehen ist und geschieht, ist nur ein Gleichnis dieses Ewigen. Es ist der Höhepunkt der Menschheitsgeschichte, die Mitte zwischen der Schöpfung und dem Sündenfall und dem jüngsten Gericht. Der Mensch kann sich garnicht genug damit beschäftigen, es gibt nichts, das wichtiger für ihn wäre. Davon zu erzählen wäre eine Aufgabe für den größten Dichter. Wernher fühlt, dass er ihr nicht gewachsen ist: ihm fehlen die *kluogen wort* (14834), und es ziemte sich besser, dass einer, *der wol schœne rede kan* (62), sich der Sache annähme. Aber (2183 f.)

> *Wan ez nu anders niemen tuot,*
> *Sô nim, herre, mîn tuon verguot.*

Wernher würde sich freuen, wenn es einer besser machte wenn das Lob Gottes und seiner Mutter zehnfältig würde [1]) (6697 f.):

> *Dennoch solt in ouch daz mîn*
> *Unverseit dar umbe sîn.*

In der Prosavorrede heisst es, er habe das lateinische Buch übersetzt, *umb daz ez ungelêrten liuten ouch nutz möht bringen umb ir sêlenheil und nutz dâ von enphâhen: daz gunde ich mäniclîchem wol, swie vil des wurd.* Als Seelsorger kann sich Wernher natürlich nicht damit zufrieden geben, dass die Leute seine Rede zum einen Ohr eingehen lassen und zum andern wieder hinaus. Wenn sie Nutzen davon haben sollen, so müssen sie wirklich auch alles verstehen, nicht nur nach dem wörtlichen, sondern auch nach dem tieferen Sinn. Es dürfen ihnen vor allem keine Zweifel an der Wahrheit kommen. In

[1]) Der Sinn der Stelle ist nicht ganz sicher zu deuten, die Überlieferung ist jedenfalls fehlerhaft, vielleicht fehlt ein Reimpaar hinter 6694. Man beachte, dass Wernher hier und sonst nicht wie der Verf. der Vita zu Korrekturen oder eventuell zur Vernichtung seines Werkes auffordert (Vita 3656 f.).



der Frage der Apokryphen hält sich Wernher ganz an die Vita, eigene Bedenken hat er durchaus nicht; was der heilige Dionysius selbst geschrieben hat, muss ja wahr sein. Und ausserdem nennt er noch so viele Gewährsmänner mit wohlklingenden Namen. Wernher hat natürlich diese Angaben nicht nachgeprüft, aber er glaubt fest daran, und er weiss, dass man mit etwas gelehrtem Apparat den 'Ungelehrten' am besten imponiert. Bei ihm stehen darum diese Namen nicht wie etwas Nebensächliches am Rande, sondern er flicht sie in seine Erzählung ein. Und wenn der Verfasser der Vita einmal vorsichtig die Verantwortung für die Wahrheit seines Berichts ablehnt, so versichert Wernher, dass man alles durchaus ‚bewährt' finde: von den Wundern bei Christi Geburt heisst es Vita 1910 f.:

De quibus meram veritatem nullam assevero,
Ea quia non presumo scribere pro vero.

Dagegen bei Wernher (2944 f.):

Als man ez mit wârheit hie vint
Bewæret und geschriben stât,
Und man ez an den buochen hât.

Den leisen Zweifel, den der Verfasser der Vita seinem lateinkundigen Publikum gestatten mochte, will Wernher nicht zulassen. Seine Zuhörer sollen glauben, lieber etwas zu viel als zu wenig. Der Ketzer sind so schon genug, alle Vorsicht Gottes hat das nicht verhindert (4383 f.):

Daz wolt versehen allez got
Und wenden aller ketzer spot:
Doch ist sîn leider noch ze vil,
Wan mänigez in niut gelouben wil,
Swie doch hab alle gelegenheit
Got alles zwîvels hin geleit.

Dass es einfach böser Wille ist, davon ist Wernher fest überzeugt. Die Rebhuhngeschichte (s. S. 7) z. B. ist ihm so einleuchtend, dass er meint (10711 f.):

Swer nu daz merken niut enwil
Und lernen bî dem vederspil
Daz er den tiufel fliehe
Und sich ze gote ziehe,
Der tuot im selber grôzen spot
Und scheidet gerne sich von got.

Wernher selbst will sehr stark und ist sich bewusst, dass er will; er fasst viele Vorsätze, nur zu oft hören wir davon, was er nun tun will. In der Vorrede hebt er den 'Fleiss' und die 'Arbeit' hervor, die Dionysius auf dies Buch verwendet, und wodurch er sich den Dank Marias verdient habe. Und durch dieselben Tugenden offenbar scheint Wernher denselben Lohn für sich zu erhoffen. Es ist begreiflich, dass ein Mann, der selbst an starke Willensanspannungen gewöhnt ist, sie auch von andern fordert. Und wie er sich selbst ermahnt, so ermahnt er auch immer wieder seine Zuhörer. 'Hören und merken' sollen sie vor allem. Wernher erzählt nicht, sondern er predigt. Er will ganz bestimmte religiös-ethische Wirkungen hervorbringen. Man mag darüber zweifelhaft sein, ob es für den Menschen gut und heilsam ist, wenn er sich das Leiden Jesu in allen Einzelheiten zu vergegenwärtigen und seine Schmerzen nach- und mitzufühlen sucht. Hier kommt es nicht darauf an, sondern es fragt sich, ob Wernher diesen seinen Zweck erreicht hat. Und ich glaube, das werden wir ihm zugestehen müssen. Wer bei ihm die Passionsgeschichte und die Klagen Marias und der anderen Frauen und Jünger hintereinanderweg gelesen hat, der wird in den meisten Fällen an den äussersten Grenzen seiner Leistungsfähigkeit angekommen sein. Und in geringerem Grade gilt es auch von den andern Partieen, dass Wernher von seinen Lesern mehr geistige Spannung und Anstrengung verlangt, als das Walther oder Philipp tun. Die Ermüdung, die daraus entsteht, ist gewiss für den ästhetischen Genuss ein Schade, aber zum Geniessen ist das Werk nicht geschrieben, und es wäre ungerecht,



wenn wir es allein oder auch nur vornehmlich vom Standpunkte des Ästhetikers und des Künstlers aus beurteilen wollten. Ein religiöses Erbauungsbuch muss man anders werten.

Noch gegen einen andern Vorwurf von Gervinus muss ich Wernher in Schutz nehmen. Mit der Empfindung von der Heiligkeit und Grösse des Gegenstandes, sagt er, werde 'eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden, die nichts scheut und allen Anstand mit Füssen tritt.' Es ist nicht schwer, Stellen aufzufinden, an die Gervinus dabei gedacht haben wird. Von Marias Mutter wird uns etwa erzählt (421 f.):

Diu frouwe schicre nâch der vart
Swanger eines kindes wart,
Daz ouch wart an ir balde schîn,
Niut lang moht ez verborgen sîn,
Durch grœze die von der geschiht
Man an den frouwen allen siht.

Oder von dem Kinde Maria heisst es (586 f.):

Niemer ez entreinete sich . . .,
Trucken, schœne man ez vant,
Als man ez leite von der hant.

Das sind gewiss naturalistische Details, auf die wir lieber verzichten würden. Natürlich weiss Gervinus, dass man zu Wernhers Zeiten darüber anders dachte, aber er meint, hier sei es doch 'ganz original, mit welcher Rohheit und Naivität man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hilflosigkeit des Kindes in den Windeln' bekannt gemacht werde. Dem gegenüber muss ich auf die Vita verweisen (365 f.):

Post tempus ergo modicum Anna fecundatur,
Et per prolem venter eius tumens impregnatur.

Und von Maria (483 f.):

Cum involvebatur
In cunis, vel crepundiis quando ponebatur,
Contra morem puerorum se nunquam maculavit.



'Original' ist Wernher hier also wenigstens nicht, und wir dürfen sogar feststellen, dass er uns in dieser Hinsicht immerhin noch einiges erspart hat, so z. B. (4327 f.) die medizinisch gediegene Beschreibung von der Entwöhnung eines Säuglings (Vita 2510 f.).

Zuzugeben ist, dass rein epische oder gar idyllische Partieen der Vorlage ihm selten gelingen. Wie unlebendig wirkt z. B. die Schilderung von den Tieren in der Wüste von deren Verbreiterung bei Wernher schon die Rede war (S. 47). Sie treiben vor Jesus und ihm zu Ehren ihre Spiele (6995 f.):

Loufen unde springen,
Vehten unde ringen,
Stôzen, bôzen, drangen,
Die kurzen mit den langen,
In mäniger wîse daz ergie:
Wan einz daz ander niut erlie,
Ez müest mit im turnieren,
Schimphen und hovieren.
Vil zühteclich und âne schrei
Gesellecliche zwei und zwei
Sich kamphes underwunden,
Des si dâ vil begunden:
Sô kam loufent ouch daz drite
Zuo den zwein und vaht ouch mite.
Vil dicke in ungelîcher maht
Ein kleinez mit eim grôzen vaht,
Die jungen mit den alten,
Und zuo der erden valten.

Und so geht es immer weiter. Man fühlt, welche Mühe Wernher sich gibt, anschauliche Bilder zu zeichnen, nur wissen wir leider nicht, ob wir nun an Elefanten oder Schakale, an Hirsche oder Füchse denken sollen. Es ist schade darum, denn Wernher liebt die Tiere und wäre an sich wohl fähig gewesen, sie uns lebendig zu machen. Besser gelingt ihm in einer bestimmten, dramatischen

Situation der Löwe, der sich von den Jägern umringt sieht (8707 f.):

Sîn houbet kan er senken
(Vil grim ist sîn gedenken)
Und ûf die erde sîn gesiht,
Daz er kein wâfen sehe niht,
Daz in niut muge erschrecken:
Dâ mit sô wirt er wecken
Vil manlich alle sîne kraft;
Noch mê wirt er unzagehaft,
Daz er si bringet alle
Ze grimmes tôdes valle.

Für das Idyllische fehlt Wernher nicht so sehr das Verständnis und die Liebe, als die Naivität, die zur Darstellung nötig ist. Es ist hübsch, wie er, als der Jesusknabe in die Hände klatscht und die Vögel lebendig werden und wegfliegen, hinzufügt (5298 f.):

Si zugen junge und machten nest,
Als ander vogel sît und ê.

Aber es liegt in der Freude, die Wernher an Tieren und Blumen hat, doch etwas sentimental Weltschmerzliches. Er schildert uns Jesu Schönheit, seine frischen Farben (5792 f. = H. Germ. 8, 241 Z. 60 f.):

Frœlich und wünneclîche gar,
Als ein veltbluom, der ie die nam,
Von allem leide wol scheiden kan,
Und in mit sehen machet frô:
Alsô was er mit schœne dô. [1])

Die Blume, die nichts weiss von Schuld und Sünde, kann fröhlich sein, aber der Mensch muss Leid tragen über sich. Das Naturgefühl Wernhers ist weit entfernt von dem Philipps, der sich über eine gute Ernte freut. Es ist die Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese.

---

[1]) Vita 3147 heisst es nur *sicut flos campi stat iocundus.*



Wir wissen nicht, wo Wernher gelebt hat, aber ich würde bei ihm zunächst an eine grössere Stadt denken. Der Ton seiner Predigt passt nicht für eine Dorfkirche, dafür ist er nicht schlicht genug. Man höre nur, wie er die Adventsgeschichte beginnt (2145 f.):

Nu hœrent waz ich sprechen wil.
Vil billich allez seitenspil
Und lop von allen zungen
Mit danke got erklungen
Und sich neicten gen der zît
In der unser sælde lît,
Als sich got wolt erbarmen
Über uns verloren armen
Und komen ûf dis erden,
Mensche wolte werden:
Sô minneclîche wart verkorn
Sîn lange wernder grimmer zorn.
Dâ von David tuot fröude uns kunt[1]*):*
'Letatus sum in his que dicta sunt',
Und sprichet dâ bî mê alsus:
'In domum domini ibimus.'
Er hete guote mær vernomen
Und was von leid in fröude komen
Umb den vil sældenrîchen trôst,
Daz etwenn wurden wir erlôst
Von des tôdes eigenschaft
Mit gotes süezer minnekraft.
Dar umb sîn red alsô gât ûz:
'Wir varen all in gotes hûs.'

Das ist der 'Schwung der Rede', von dem Gervinus anerkennt, dass er 'nicht selten mit einigem Erfolg' gesucht werde. Solcher Rhetorik ist Wernhers Eigenart günstiger als der schlichten Erzählung. Es mag sein, dass auch er, wie sein Jesusknabe, es liebt (5318 f.):

---

[1]) Ps. 121, 1.



Sîne heimlîche hân
Ze wald und ûf gevilde
Bî mänigem tiere wilde.

Aber zu beschaulicher Ruhe kommt er auch dort nicht. Das Bewusstsein, dass alle Wunder der Natur nicht um ihretwillen da sind, verlässt ihn keinen Augenblick (10651 f.):

Und daz si üppeclîchen tuot
Kein werc, ez sî doch sunder guot
Ze etelîchen sachen
(*Alsô ist ir machen*),
Und mugen sich alle liute schämen
Die niut went nutzes dâ von nemen:
Des wirt ir schulden dester mê
Und êweclîchen iemer mê.

Wohl mag Wernher gerade im Ergründen und Durchdenken solcher Wunder auf Augenblicke seine Befriedigung finden (2108 f.):

Dar an vil besunder lît
Und minneclich betrahten:
Wer sîn wol kan ahten,
Dem mac von gotes güete
Fröuwen [1]) *sîn gemüete.*

Aber es sind doch nur Augenblicke, sein eigentliches Leben ist ewiger Kampf und Unrast, Kampf mit der Erbsünde des Menschen, gegen den Teufel, Kampf gegen die Ungläubigen, Ketzer und — dürfen wir wohl hinzusetzen — Juden. Von seinem leidenschaftlichen Naturell dürfen wir keine Toleranz gegen Andersdenkende erwarten. Der Gedanke, dass man auch nur versuchen könnte, sie zu verstehen, liegt Wernher ganz fern und würde ihm geradezu frevelhaft erscheinen. Es ist be-

[1]) Für *fröuwen* = 'froh sein' ist mir sonst kein Beleg bekannt. Will man nicht *sich* ergänzen, so könnte man vielleicht *frouwen* = ahd. *frawôn* einsetzen. S. u. den grammatischen Teil.

kannt, dass die Judenverfolgungen seit der grossen Pest um die Mitte des 14. Jahrhunderts besonders heftig waren: einen Widerschein davon glaube ich in Wernhers Werk zu erkennen. Die Vita bezeichnet die Juden öfter als *impii* (2649. 2728. 4518. 4772), *pravi* (5134), *nefandissimi ac pessimi* (4720), *populus impius* (4743), *iniquus* (4745). Philipp und Walther mildern an solchen Stellen meist, Wernher verstärkt gern die Ausdrücke. Man nehme den Abschnitt *De invidia Judeorum contra puerum Jesum* (Vita 2642 f., WvRh. 90, 37 f., fehlt bei Phil.). Wernher führt das alte Sprichwort an (4693 f.):

Daz nît unde haz
Nie müezic gesaz:
Dâ bî wonet ouch urbunst.

Diese drei sind des Teufels Knechte, wo sie einen Gerechten finden, da tun sie ihm Schaden. So ging es auch dem Jesuskinde: alles, was es Gutes tat, wurde ihm *verkêret* (4721 f.):

Dô konden wol verspotten
Des hellehundes botten:
Gar früeje viengen si daz an,
Kein end ez von in nie gewan,
Unz daz sîn wart mê denn ze vil,
Und des bœsen tiuvels spil
Gar sêre früfelte an gote,
Im und den sînen ze allem spote;
Sô daz si müezen veige sîn
Dar umb und iemer haben pîn,
Daz si in allen freisen sint.

Wer ist ‘des bösen Teufels Spiel’, wer sind ‘des Höllenhunds Boten’? Ganz unmerklich ist Wernher von dem Neid und Hass und der Missgunst auf die Juden übergegangen. Ähnliche Ausdrücke der Entrüstung gebraucht er noch öfter: *des tiuvels ingesinde* (4876. 8783), *daz mortgesinde* (5140), *daz veige gesinde* (5313), *blindez liut* (5365), *daz veige (bœse) liut* (5430. 9059. 9259. 9359.



9407), *daz tiuvellîche liut* (5464) u. ä. Wernhers innere Beteiligung an der Sache ist zu gross, als dass er mit seinem Urteil zurückhalten sollte.

Der Teufel ist ihm sehr lebendig in seinem Treiben, so wenn er die Versuchungsgeschichte vorbereitet (6822 f.):

Nu merkent eben hie den sin:
Wan ez nâhet kamphesspil,
Der ez rehte merken wil,
Ein strîtbœrlîchez reizen
Und ûf der vart erbeizen
Gen dem vil alten dracken,
Der ie gât umbe smacken
Ûf des rîches strâze,
Daz er niemen lâze
Die rehten wege kêren,
Ern welle im schaden mêren.

Keiner konnte ihm entgehen, grimmig verschlang er, was er fand. Darum kommt nun Jesus 'auf die Warte', um sich im Streit mit ihm zu messen. Es ist interessant zu sehen, wie Wernher es liebt, die einfache Erzählung in dieser Weise auszuschmücken. Sein tiefes Sündengefühl spricht sich wohl am klarsten in Josephs Gebet aus. In Adam haben wir alle gesündigt, wir werden in Sünden geboren zu Jammer und Weh, um die alte Schuld zu büssen, die unser Erbe ist. Keiner kann sich dem entziehen (1841 f.):

Daz wære ouch allez borvil iut,
Verluren wir die sêle niut,
Dar umb wir müezen sorgen
Âbent unde morgen,
Und ist ein bitterlîcher strît,
Der in uns vihtet alle zît,
Wie er uns überwinde,
Mit schulden gar verslinde,
Wie er uns bring in angst und nôt
Und êweclîchen in den tôt.



Wieder bemerken wir das Hinübergleiten Wernhers von einer Vorstellung zu einer verwandten: an die Stelle des 'Streits' tritt der Teufel, der ihn erregt, ohne dass das im Ausdruck deutlich erkennbar würde.

In starker Steigerung tritt uns dieselbe Erscheinung entgegen in dem Lied auf Maria, das Wernher bei der Beschreibung ihrer Schönheit einflicht (1015 f.)[1]. Es ist ein Spiel mit Bildern, die eins ins andre zerfliessen: Maria, die edle Frau, die Gottesmutter, ist das Paradies, das der Schöpfer geziert hat, der Baum des Lebens (Gen. 2, 9), die Palme des Hohenliedes (7, 8). Gott kommt in seinen Garten, von seinen Äpfeln zu essen, daran entzündet sich seine Liebe, er ist der Bräutigam des Hohenliedes, die Äpfel, die Datteln der Palme, sind Marias Brüste, und Gott ist dann wieder das Jesuskind, das daran trinkt.

Trotz seines engen Anschlusses an die Vita in der Komposition ist Wernher doch in seiner ganzen sonstigen Technik von ihr unabhängig. Die starken Einwirkungen, die seine Sprache vom Lateinischen erfahren hat, gehen nur zum kleinsten Teil von hier aus. Es handelt sich um einen viel allgemeineren Vorgang, um die Bildung des deutschen Prosastils durch Geistliche und Bürger, im Gegensatz zu dem Stil der höfischen Reimpaarerzählung der mittelhochdeutschen Blütezeit. Die neue Sprache, mit ihren vielen Nebensätzen der Ausdruck eines stärker komplizierten und konzentrierten Denkens, wuchtig und ungelenk, widerstrebt noch lange dem Zwang des Verses. Sie leidet darunter Schaden an ihrem Besten. Wernher steht schon mit beiden Füssen auf dem Boden der neuen Sprach- und Stilentwicklung. Aber den Vers aufzugeben hat er sich doch nicht entschliessen können, die Tradition war noch zu stark. Vom künstlerischen Standpunkt aus muss man das bedauern; nach der kleinen Probe, die

[1]) = H. Germ. 8, 261 Z. 95 f. — 262, 101 ist das überlieferte *ie* wohl zu streichen, ebenso 262, 103 *lôn* in *leben* abzuändern.



uns Wernher in seiner Vorrede gibt, ist kaum zu bezweifeln, dass sein Werk in Prosa um vieles besser sein würde. So wie es ist, scheint es bei seinen Zeitgenossen kaum Beifall gefunden zu haben. Aber für die philologische Forschung stellt es eine merkwürdige Phase unserer Literatur- und Sprachentwicklung dar. Ich gebe zu, Wernher ist nicht interessanter für uns als viele seiner Zeitgenossen; aber er ist auch nicht uninteressanter. Und wenn uns jedes Schriftwerk, das aus dieser Zeit erhalten ist, viele andere ersetzen muss, die verloren gegangen sind; wenn wir aus jedem einzelne Züge gewinnen, die wir für das Gesamtbild brauchen: so dürfen wir wohl hoffen, dass uns das auch bei Wernher gelingen wird.

II. Die Sprache des Marienlebens nach den Reimen.

I. Zur Metrik.

1) Wie die mittelhochdeutschen Dichter der klassischen Zeit, so unterscheidet auch Wernher noch scharf zwischen stumpfen und klingenden Reimen. Es ist sehr auffallend, daß 6533 reimt:

als die hânt von mir geschriben,
des wirt unervolt niut blîben.

werden in Verbindung mit Inf. oder Part. Präs. ist bei Wernher der gewöhnliche Ausdruck des Futurums; für die Annahme des Part. Perf. *bliben* fehlt mir jede Parallele.

Etwas anderes ist es natürlich, wenn ursprünglich geminiertes *tt* auf ursprünglich einfaches *t* gereimt wird. Hier hat der spätere Lautwandel die alten Unterschiede verwischt, und man kann praktisch sagen, daß für Wernher einfaches und geminiertes *t* gleichwertig sind: die Reime nach kurzem Vokal gelten nach Bedürfnis bald als klingend, bald als stumpf. Der Typus *-ate* ist nicht belegt (ebensowenig *-ęte, -ute, -üte*); im Typus *-ëte* (*bete* Subst. und Verb, *gebete* Dat., *hete* und *tete*, beide Ind. und Konj., *lachete, kriuzegete, bezzerete, betete*, alle meist apokopiert, 55 Bindungen) ist kein klingender Reim mit Sicherheit nachzuweisen; 3271

daz iemen kumber hette
von iutem daz ez tette

ist wohl *hæte : tæte* zu lesen. Für die Typen *-ite, -ote, -öte* gebe ich die Belege vollständig; klingende Reime sind gesternt.



mite : drite 147. 7007, *: site* 693. 4345. 4565. 4637. 4689. 4859. 4999*. 6127. 9611. 11 449. 12 301. 12 597. 13 101. 13 843. *biten*, *gebiten : siten* 1547*. 2697. 7341. 14881. *erliten : gestriten* 8589. *enmitten : siten* 989*. 5575. *vermiten : ungesniten* 5501, *: versniten* 9549*, *: siten* 1061. 1667*. *besniten : siten* 873*. 3277. 4319*. 5805*. 6013*. *gesniten : siten* 12 863. *riten* (Subst.) *: siten* 7285*. 7843. *striten : siten* 843. *siten : Egypten* 5421*. *bote : gote* 307. 2211. 2229. 13 483. 14 511. *gebote : gote* 83*. 119*. 341. 1459. 1485. 1585. 1779. 3487*. 11 999. *zwelfbote : gote* 13 255. 14 047*. *gote : spotte* (Subst.) 4727. *boten : verspotten* 4721*. *erboten : spotten* 8891*. *gebotes : gotes* 2261*. *göte : gespötte* 4093. 4163*.

Ähnlich wie bei *t* liegt die Sache bei einfachem und geminierten *m*. Ich gebe wieder die Belege.

gamen : namen 1171*. *namen : zesamen* 123*, *: schamen* (Subst.) 1865. *schämen*, *geschämen : nemen* 311. 10 655. *ime : stimme* 3939*. 3951*. *komen* (Inf.) *: genomen* (*kun : genun?*) 5231. 8885. 11 091. 12 389. 12 609, *: vernomen* 1481. 2533. 2543. 4083. 6871. 10 345. 12 023. 12 803. 13 329. *komen* (Part.) *: benomen* 14 751, *: genomen* 2117. 3185. 4101*. 4177. 6377. 6465. 7887. 8587. 8681. 10 443. 11 707. 11 983. 11 447, *: vernomen* 1325. 2161. 9189. 9501. 14 523. *nâchkomen* (Subst.) *: genomen* 9409. *willekomen : vernomen* 5383. *überkomen* (Part.) *: genomen* 6481. *kumen* (Inf.) *: frumen* (Subst.) 4621. *kumen* (Part.) *: frumen* (Inf.) 4143.

Möglicherweise liegen bei *n* die Dinge ebenso wie bei *m* und *t*, aus den Reimen läßt sich freilich keine sichere Entscheidung gewinnen: *granan* (Inf.) *: zanan* 10 135 ist stumpfer Reim, sonst sind nur klingende bezeugt (*inne, minne, sinne, versinne, gewinne; innen, beginnen, hinnen, minnen, spinnen, sinnen, versinnen, götinnen, gewinnen; beginnet, gewinnet* 17 mal. *begunnen, erkunnen, sunnen, gewunnen* 2 mal. *künne* (Subst.), *wünne* 5 mal).

2) Der Prozentsatz der klingenden Reime[1]) schwankt

1) Vgl. Kochendörffer Zs. 35, 291; Zwierzina ebd. 44, 36.



zwischen nicht ganz 31% (Vers 1—1000) und reichlich 12% (Vers 10000—11000) und beträgt im Durchschnitt fast genau 20%. Die überwältigende Mehrheit dieser rund 1500 Verspaare ist zweifellos dreihebig; vierhebige Verse mit klingendem Ausgang können nur in 20—25 Fällen in Frage kommen und sind meiner Meinung nach überhaupt nirgends in unserm Gedicht anzuerkennen. Freilich ist hier jede Entscheidung schwer zu begründen, wenn auch die Seltenheit ihres, wenigstens möglichen Vorkommens gegen vierhebige klingende Verse spricht. 3649 ist überliefert:

die kâmen mit grimlîchem muote
gegen dirre samenunge guote.

Unflektiertes *guote* mit anorganischem *e* wäre bei Wernher nicht unmöglich, noch weniger Bedenken böte vielleicht ein Reim *muote: guoten*; anderseits ist Apokope des *e* im Dativ masculini so reichlich bezeugt (s. u. S. 82), daß gegen *muot: guot* auch nichts einzuwenden wäre. 927 heißt es:

ir fînez hâr man glîchet schôn
dem edeln stein topasiôn.

Auch für das Adverb ist Apokope des *e* durch den Reim gesichert; und ich sehe nicht ein, warum der Dichter nicht gelegentlich auch zwei apokopierte Formen mit einander gebunden haben sollte. Die apokopierten und synkopierten Formen der mittelhochdeutschen Gedichte sind doch, wenigstens im 14. Jahrhundert und im alemannischen Sprachgebiet, schon durchaus das Normale, alltäglich Mundartliche, gegenüber den literarischen, nur durch die Schriftsprache erhaltenen oder wiederhergestellten Vollformen, und es ist mir sehr zweifelhaft, ob es richtig ist, dies Verhältnis gerade umzudrehen, wie wir das in unsern grammatischen Darstellungen gewöhnlich tun. In dem Reimpaar 989:

sinwel und enmitten
ein grüeblî nach kluogem sitten



ist der erste Vers sicher dreihebig, und sein klingender Ausgang nötigt uns, auch *sitten* als klingend aufzufassen, das aber den Reim eines Vierhebers bildet. Die Bindung eines dreihebigem mit einem vierhebigen Verse anzuerkennen, ist bedenklich. Vielleicht darf man ändern:

ein grüeblî kluoger sitten.

Ähnlich 4685:

und sasten ez mit frœlichem schalle
ze künege über si alle.

frœlichem könnte gestrichen werden. Das Recht zu derartigen kleinen Textänderungen aus metrischen Gründen kann man sich unserer Handschrift gegenüber mit gutem Gewissen nehmen; freilich ist zuzugeben, daß damit und mit der Annahme von Apokopen und mehrsilbiger Auftakte schließlich jeder vierhebige Vers in einen dreihebigen sich verwandeln läßt. Man wird prüfen müssen, wie oft solche Mittel notwendig werden. Ich verweise zunächst auf V. 1399. 1709. 2197. 2367. 4201. 8169. 8431. 9813. 10 325. 11 163. 11 263. 12 229. 12 343. 12 403. 12 717. 14 393. 14 655.

3) Wenn wir von dem gleichmäßigen Wechsel von Hebung und Senkung als der Regel ausgehen, so müssen wir folgende Abweichungen davon feststellen.

a) Auflösung der Hebung in eine kurze betonte und eine unbetonte Silbe:

an allen tŭgenden was gelîch 99
und vŏgel da aller næste flugen 257
den jŭden man dô tôt ligen sach 5104
wan dû tuost ŭbelz und guotes niut 5463
und săgent dem wirt alsô von mir 8121
der zwên und sĭbenzig jungern vil 11 631.

b) Zweisilbiger Auftakt:

und wirt rίchsend in her Jacobs hûs 2239
wan mîn oúgen hânt gesehen daz 3517
als er vórhte werden tuon daz kint 3553



der sîn trínken, ezzen nemmen sol 6099
und so víerzic tage verendet sint 6586
da fünfhúndert gsamnet wâren 6662.

Auch drei Silben kommen vor:

daz er in vór eim jâr erschinen was 3317
daz man erschrœ́k niut von dem wunder 4375
und umb versúochen ez zem munde bôt 4773
über fünftúsent jâr wil got iuch geben
das olei sínęr erbärmde: sô wirt leben 9531
hie nimpt das drítte buoch ein ende 11721.

c) Synkope der Senkung nach der dritten Hebung:

alters unde kíntheìt 35
buten gâbe und ríchèit 1299
würken guoten zéndàl 1179
der dürren ruote bíschàft 1751
ez wær der selbe scháchmàn 3890
in der helle fréissàm 14591
mînen jungern tróstlìch 6569
kumen dar mit únrècht 8761.

Vielleicht ist diese Synkope auch noch an andern Stellen des Verses anzuerkennen:

von den lántliùten wît 4005
Pêter, mínnèst du mich 12243
tôdes úrteìle gie 13098.

Auf alle Fälle handelt es sich dabei um ein Überbleibsel älterer Technik, das noch mitgeschleppt wird, von einer besonderen deklamatorischen Verwendung ist nichts zu bemerken.

4) Die Entscheidung darüber, ob es richtig ist, die Einsilbigkeit der Hebungen und Senkungen für Wernher als Regel anzunehmen, wie ich das im Vorhergehenden getan habe, hängt wesentlich an zwei Fragen: erstens, wieviel an nicht sinngemäßer Betonung wir Wernher zutrauen wollen; und zweitens, ob wir ihm auch stärkere Verkürzungen oder Verlängerungen seiner Wort-

formen zuschreiben. In beiden Punkten wird man natürlich weiter gehen, wenn man, wie ich persönlich das zu tun geneigt bin, die Regelmäßigkeit des Verses annehmen will, als im entgegengesetzten Fall.

5) Von Wernhers gewöhnlichen Versen sind scharf zu trennen einige wenige Fälle, die prinzipiell davon verschieden sind. Bei den Grüßen der Erzengel bei Marias Himmelfahrt heißt es 14185:

Von einem stât geschriben dâ,
Si sprâchen: 'Que est ista
Que ascendit per desertum
Consurgens ut aurora
Et fulget plus quam sidera
Celi pulchriora?'
Und ander schœne rede vil,
Die ich betiuten ouch hie wil.

Das ist offenbar eine einfache Herübernahme aus der Vita 7532:

Que est ista que procedit consurgens ut aurora,
Que fulget plus quam sidera celi pulchriora —

mit einer leichten Umformung der ersten Zeile nach Cant. 3, 6. Danach werden wir 1409f. als Nachbildung lateinischer Vagantenzeilen auffassen dürfen:

Moyses (und) Abraham
Mit Davîde singent
Und ir süezez seitenspil
Wünneklich erklingent,
Dâ die edeln Cherubin
Tanzent unde springent,
Mit gesang in jubilo
Ir flügele erswingent.

Werden die Weisen untereinander gereimt, so entsteht kreuzweiser Reim, wie er 2119f. vorliegt oder doch leicht herzustellen ist — es ist ja begreiflich, daß diese Durchbrechungen des üblichen Schemas besonders leicht verderbt wurden:



Als von dem êwangelio
Genant Nazareorum
Und von dem anderen (*alsô*)
Genemmet: Hebreorum,
Das sanct Ieronymus vil gar
Ouch ze latîne brâhte
Und nam der wârheit rehte war
Keins valschen er gedâhte.

Etwas schwieriger ist die Überlieferung 2135 f.:

Eusebius etwaz schrîbet dâ
In sînre Ecclesiastiken historia
Und ouch sant Egesippus,
Affricanus, Josephus, Orosius und Philippus.

Die letzte Zeile ist fast wörtlich Vita 1511 und also wohl zweifellos im deutschen Text ebenso als Vagantenzeile zu lesen. Aber die zweite macht Schwierigkeiten: für eine Zeile scheint die Taktfüllung reichlich stark, zum Zerlegen in zwei reicht die Silbenzahl nicht aus; man müßte schon ergänzen, etwa:

In sînr Ecclesiastica
Historia (*genemmet sus*).

Will man das nicht, so kann man darauf hinweisen, daß an zwei Stellen, wo an Vagantenzeilen nicht zu denken ist, 4288 und 6654, Ähnliches überliefert steht:

seit Ecclesiástica Historia
in Ecclesiástica Historia.

Freilich hätte der Vers 2136 immer noch eine oder zwei Silben mehr. — Da die Vagantenzeile klingenden Ausgang verlangt, so müssen wir 2267 f. wohl einfach vom Einschieben einer Weise reden:

Und von irm aller besten,
Reinsten, edeln bluote wart
Gotes süeziu minneklichiu
Mennescheite zart.

— 3520 heißt es:



Ein lieht der welte fürgeleit
Ze künden iemer offenbar,
Und günlichî dîns volkes von Israheles schar.

Die letzte Zeile zerlegt sich leicht in zwei Hälften: 3 klingend + 3 stumpf. Ähnlich vielleicht, 3 stumpf + 3 stumpf, könnte man 12301 lesen:

Toufent wer geloubt an mich
Im namen vaters sunes und heiliges geistes: der site
Sol allen toufern wesen mite.

Statt *der site* ist das unsinnige *dâ mite* überliefert. Endlich noch 6330 f.:

Waz êrsten nemmet Moyses,
Von dem er alsô schrîbet,
Daz himel und erde da mit geschaffen belîbet,
Als er seit, der gotes werde:
In dem êrsten geschuof got himel und erde.

Auch hier möchte ich die letzte und die drittletzte Zeile durch Zäsuren hinter *got* und *erde* teilen.

6) Wie das Vorkommen sozusagen verdoppelter Zeilen überall erwogen werden muß, wo die Länge der Zeile über das gewöhnliche Maß hinausgeht, so ist umgekehrt für die Beurteilung auffallend kurzer Zeilen das Vorkommen von zweihebigen Halbversen von Bedeutung. Sie kommen in dem S. 59 erwähnten Lied auf Marias Schönheit (1015 f.) vor und am Schlusse des letzten Engelchors (14555 f.). Aus diesem ein Beispiel (14567 f.):

Der vertribnen fluht,
Der mägde zuht,
Ze dîner fruht
Gang mit genuht
Und sitz gemeit
Mit sœlikeit
In êwekeit
Bî gote der drîvaltikeit.

Der besondere Schmuck der Vierreime, den diese Stelle hat, kann natürlich auch fehlen. Daß die letzte Zeile



wieder vierhebig ist, ist wohl nicht zu bezweifeln. Und danach darf man vielleicht 2215 f. als einen mit einem Vierheber reimenden Zweiheber betrachten:

Mit dir ist got,
In frouwen dû gesegenot.

Unentschieden möchte ich es lassen, ob auch das offenbar aus fester Tradition übernommene Sprichwort von Wernher zweihebig gesprochen ist, oder ob hier ältere Betonungsweise mit häufigen Synkopen anzunehmen ist (4691 f.):

Nu ist ein altgesprochen wort,
Als man vil dicke hât gehôrt,
Daz nît unde haz
Nie müezec gesaz.

7) Von besonderen Reimkünsten kennt Wernher eigentlich nur die Häufung desselben Reims. Vierreime finden sich 1063. 1409. 1429. 1793. 3235. 3713. 4925. 4985. 6073. 6983. 8029. 8189. 8683. 9713. 9981. 10193. 10297. 11915. 12427. 12593. 12727. 13769. 13803. 14223. 14287. 14413. 14635. 14837; zwei (drei, acht) Vierreime hinter einander 14567. 1015. 1035. 14301; ein Sechsreim 1049, Achtreim 14813, Zehnreim 14133. Ob 1383:

sîn bette stât in liehter wât
mit rôsen, lylien wol besprât

der Binnenreim in der ersten Zeile beabsichtigt ist, möchte ich bezweifeln; vgl. 925. 941. 959. Auch der rührende Reim, wo er vorkommt, ist hier nicht wie bei Walther von Rheinau ein Kunstmittel, sondern ein Zeichen der Kunstlosigkeit. Viel häufiger noch sind identische Reime.

8) Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß in den deutschen Text gelegentlich lateinische Zeilen eingestreut sind, deren Metrik manchmal etwas zweifelhaft ist. Geringe Silbenzahl kommt nur 3953 vor:

Ave rex, ave rex

Häufiger die hohe Silbenzahl:



Benedixisti terram tuam, domine 2194
Audiam quid in me loquatur dominus 2196
Magnificat anima mea dominum 2374.

Vielleicht sind viersilbige Auftakte anzunehmen.

2. Lautlehre.

Vokalismus der Stammsilben.

Mit Sicherheit dürfen wir von vorneherein Wernher als einen Alemannen des 14. Jahrhunderts ansprechen, vielleicht mit v. d. Hagen[1]) als einen Schweizer. Über die Vokaldehnung in den alem. Mundarten handelt Ritzert, Beitr. 23, 131 f. Reime von ***a* : *â*** sind (nach Zwierzina, Zs. 44, 11) bei den älteren Alemannen sehr selten; häufig dagegen im 14. Jh. bei Boner[2]) und bei Walther von Rheinau[3]). Ihnen schließt sich Wernher im allgemeinen an. Selbstverständlich ist das nicht, denn der Turgauer Konrad von Ammenhausen reimt in über 19000 Versen nur 9 mal *an* : *ân*[4]); Wernher dagegen in fast 15000 Versen 57 mal, und Walther von Rheinau in mehr als 16000 Versen 93 mal. Dabei ist zu bemerken, daß Wernher in dem ganzen Typus (*am*, *an*, *âm*, *ân*) 128 konsonantisch ungenaue Bindungen gegen 415 konsonantisch genaue hat, Walther nur 37 gegen 485. Diese größere konsonantische Reinheit seiner Reime beschränkt natürlich die Reimmöglichkeiten Walthers gegenüber Wernher. Wenn trotzdem die Zahl der wirklichen Bindungen Walthers so

---

[1]) S. o. S. 2.

[2]) Balsiger, Zs. f. hd. Maa. 5, 45 f.

[3]) Vögtlin, WvRh. und seine Marienlegende, Straßburger Diss. 1886, S. 23 f. Sehr notwendige Ergänzungen durch Hauffen, Anz. 14, 37 f.

[4]) Nach der Ausgabe von F. Vetter (1887 f.): *an* : *lân* 9121, : *getân* 12575, (: *stân* 1959). *kan* : *getân* 11735. *man* : *gân* 17475, : *getân* (9007.) 13991. 17503. 17883. An den beiden eingeklammerten Stellen steht in den Laa. *hân*, das sonst noch gegen 190 mal auf Kürze reimt.

viel höher ist, so ist das nur seiner vokalischen Ungenauigkeit zuzuschreiben, die also noch größer ist, als es zunächst den Anschein hat.

Es fragt sich nun, ob wir Wernhers Bindungen von *a* : *â* als seiner Mundart entsprechend, oder aber als traditionell erlaubt, mundartlich unrein, aufzufassen haben. Da wir seine Heimat nicht kennen, so wage ich die Frage nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Umgekehrt aus seinen Reimen von *a* : *â* einen Schluß auf die Heimat des Dichters zu ziehen, halte ich mit Bohnenberger (Beitr. 20, 553) für sehr mißlich. Anders läge es, wenn der 12151 überlieferte Reim *dô* : *anderswô* zu Recht bestände; aber offenbar hat der Dichter lokales *dâ* gemeint, und so ist auch *anderswâ* zu verbessern. Es bleibt mir also nur übrig, das Material nach den Typen geordnet vorzulegen [1]).

---

[1]) Zum Vergleich füge ich die Belege aus Walther von Rheinau hinzu. Wo die Zitate nicht stimmen, bitte ich Kellers und Vögtlins (S. 8f.) Angaben über die Laa. der Karlsruher Hs. zu vergleichen, denen ich durchweg gefolgt bin.

ach : *âch*. *sprach* : *nâch* 124, 15. *sach* : *nâch* 116, 17. 156, 28. *geschach* : *gâch* 202, 10, : *nâch* 254, 27.

al : *âl*, *alt* : *âlt*. *überal* : *twâl* 8, 9. 31, 22. 78, 36. *ervalt* : *getwâlt* 67, 11.

am, *an* : *âm*, *ân*. (*be*)*kam* : *gân* 53, 22, : *entstân* 23, 45. — *sorcsam* : *ân* 255, 13. — *allesam* : *getân* 20, 7. 139, 37. — *stam* : *getân* 208, 6. — *an* : *gân* 14, 55. 135, 18. 138, 5. 207, 43. 263, 14, : *hân* (= *hâhen*) 180, 33, : *lân* 8, 45, : *zerblân* 111, 21, : *erslân* 159, 25, : *enphân* 277, 9, : *getân* 16, 19. 30, 53. 66, 13. 85, 33. 126, 39. 140, 3. 173, 32. 191, 29. 238, 15. 248, 43. 276, 17, : *stân* 35, 4. 80, 20. 208, 40. 241, 7; 37, : *wân* 21, 46. 39, 31. 286, 43. — *dan* : *gân* 84, 39. 154, 31, : *lân* 144, 50, : *slân* 163, 11, : *enphân* 124, 39. 286, 27, : *getân* 48, 7. 128, 20. — *van* (vexillum) : *stân* 207, 3. — *kan* : *getân* 77, 17. 186, 39, : *stân* 190, 17. 287, 20. — *man* : *gân* 10, 16. 32, 10. 52, 1. 118, 33. 127, 35. 151, 9. 165, 1. 197, 17. 236, 48. 245, 17, : *lân* 262, 36, : *slân* 162, 48, : *enphân* 204, 48, : *getân* 33, 41. 35, 30. 38, 47. II. S. 74. 86, 7; 31. 88, 5. 98, 52. 100, 15. 106, 32. 108, 24. 121, 45. 138, 31. 141, 17. 162, 30. 166, 17. 279, 55, : *stân* 22, 47. 100, 31. 126, 15. 136, 25. 137, 51. 187, 25; 35. 206, 31. 208, 44, : *wân* Subst. 45, 41, : *wân* (= *wâren*) 64, 10. — *ran* : *getân* 172, 49. — *gewan* : *stân* 66, 33. 236, 26, : *wân* 132, 32.

ar : *âr*. *bar* : *jâr* 117, 41, : *wâr* 42, 17. — *gebar* : *jâr* 6, 57. 252,



***ach* : *âch*.** *sprach* : *nâch* 6587. *sach* : *nâch* 4215. 5361. 5415. 6171.

***aht*, *ahte* : *âht*, *âhte*.** *maht* Subst. : *unverdâht* 10905. *gemaht* (factus) : *gedâht* 11613. *unmaht* : *unverdâht* 9679. 10053. *vermaht* (potes) : *gedâht* 7563. *naht*: *volbrâht* 2563. *ambaht* : *andâht* ist wohl als klingender Reim zu lesen, 753. 1115. *mahte* (fecit) : *gedâhte* 9541.

***al* : *âl*.** *überal* : *zendâl* 1179, : *mâl* 9969. 12161. 12175. *val* : *mâl* 3525. *zal* : *mâl* 11377.

am*, *an* : *âm*, *ân (mit Ausschluß der Bindungen von *hân*, von Eigennamen und Endsilben). *kam* : *gân* 3485. 11969, : *getân* 5545. 7601. 10775. 12413, : *stân* 6787. 9919, : *wân* 11079. 12399. — *nam* : *wân* 1091. — *lobesam* : *gân* 1237. 14637, : *getân* 1049. 9105. 14589, : *stân* 795, : *wân*

12, : *wâr* 113, 26. 122, 44. 215, 5. — *dar* : *hâr* 111, 11. 177, 17, : *jâr* 7, 10. 20, 1, : *altâr* 19, 33. 22, 9, : *wâr* 26, 5. 123, 43. 216, 5. 247, 6, : *swâr* 148, 37. — *(ge)var* : *hâr* 108, 34, : *wâr* 108, 18. — *ungegar* : *hâr* 118, 31. — *schar* : *jâr* 252, 2. — *(ge)war* Prät. : *hâr* 113, 36. 207, 37. — Unsicher: *sunderbar* : *dar* 4 mal, : *gar* 6, : *war* Prät. 1, : *war* Subst. 1, : *klâr* 1 (59, 24). — *gar* : *bar* 10, : *gebar* 4, : *dar* 28, : *var* Imp. 2, : *(ge)-var* 12, : *har* 2, : *nar* 2, : *schar* 13, : *war* Prät. 5, : *(ge)war* 7, : *vâr* 2 (6, 33. 41, 51), : *hâr* 4 (109, 38 a. 114, 10. 196, 19. 233, 3), : *jâr* 7 (49, 17. 64, 56. 126, 9. 127, 19. 138, 11. 189, 45. 192, 41), : *klâr* 2 (25, 30. 63, 10), : *altâr* 3 (39, 7; 37. 205, 31), : *wâr* 8 (50, 7. II. S. 74. 130, 34. 143, 13. 166, 21. 237, 62. 251, 11. 281, 56), : *zâr* 1 (210, 47). — *klâr* : *sunderbar* 1 (s. o.), : *dar* 3 (62, 22. 68, 35. 86, 39), : *(ge)var* 2 (25, 26. 109, 5), : *gar* 2 (s. o.), : *war* 1 (82, 6), : *wâr* 2.

arte(n) : *ârte(n)*. *zarte* : *beswârte* 18, 43. 30, 11. *êwarten* : *vârten* 152, 31. *zarten* : *gebârten* 90, 47.

as, az : *âs, âz*. *was* : *underlâz* 213, 18. *vürbaz* : *antlâz* 150, 29. (*az* reimt nur auf Kürze : *daz* 68, 5, : *saz* 201, 21.)

at : *ât*. *stat* : *gât* 226, 39, : *rât* 234, 39, : *tât* 255, 11, : *stât* 51, 9. 95, 48.

hân. *hân* Präs.	: *an* 24 mal,	: *ân* 20
Inf.	: *an* 25	: *ân* 36
hânt 2. u. 3. Pl.	: *ant* 5	: *ânt* 0
hâst	: *ast* 0	: *âst* 1
hât Präs.	: *at* 23	: *ât* 48
Prät.	: *at* 1	: *ât* 4
hate(n), hater	: *ate(r)* 5	: *âte(n)* 22.

2513. 14203. — *an* : *gân* 9471. 12917, : *gelân* 4587, : *getân* 5445. 9419. 11643, : *stân* 2573. 3659. 7787. 11431, : *wân* 11849. 13589. — *dan* : *getân* 11693. 11985, : *wân* 11965. — *kan* : *wân* 10517. — *man* : *gân* 609. 5151. 5629. 12319, : (*ge*)-*lân* 2401. 13221, : *getân* 4071. 4919. 5165. 5209. 6261. 6579. 8043. 8833. 11199. 11203. 13661. 14057, : *stân* 2221. 10227, : *wân* 6469. 12307.

ant* : *ânt (mit Ausnahme von *hânt*). *zehant* : *gânt* 7403. *bekant* : *gânt* 12297. *gewant* : *gânt* 8473.

ar* : *âr. *gebar* : *jâr* 13445. *schar* : *wâr* (Hs. *wær*) 5551. *barn* (Hs. *har*) : *jâr* 4315. Bei folgenden Wörtern können über die Quantität Zweifel bestehen: *offenbar* : *gebar* 1 mal, : *dar* 1, : *gar* 3, : *har* 1, : *schar* 1, : *war* 2, : *jâr* 2 (7829. 7861). — *sunderbar* : *gebar* 1, : *dar* 7, : *gar* 24, : *har* 1, : *schar* 10, : (*ge*)*war* 8, : *jâr* 1 (2085), : *wâr* 2 (6659. 8317). — *gar* : *gebar* 4, : *dar* 43, : *var* (= *vart*) 1, : (*ge*)*var* 11, : *har* 7, : *schar* 35, : *anderswar* 1, : (*ge*)*war* 11, : *barn* 1, : *jâr* 2 (3063. 13459), : *hâr* 1 (5937), : *klâr* 5 (855. 5791. 10897. 11515. 12113), : *altâr* 1 (1573), : *wâr* 1 (9267). — *klâr* : *dar* 1 (13945), : *gar* 5 (s. o.), : *har* 1 (14709), : *adelar* 1 (951), : *schar* 2 (909. 13771), : *war* 1 (1039), : *hâr* 1, : *wâr* 3.

as*, *az* : *âs*, *âz. Die Quantität von *az* ist zweifelhaft. *az* : *daz* 4769. 9537, : *was* 2587. 4793. 6097. 6119. 6851. 12127. 12545, : *underlâz* 213.

at* : *ât. *blat* : *gesât* (von *sæjen*) 947, wenn nicht *gesat* (von *setzen*) zu lesen ist, was freilich sonst bei Wernher nicht belegt ist. S. u. den Abschnitt über Konjugation.

hân.	*hân* Präs.	: *an* 27 mal,	: *ân* 16
	Inf.	: *an* 50	: *ân* 46
	hânt 2. u. 3. Pl.	: *ant* 16	: *ânt* 4
	hâst	: *ast* 2	: *âst* 4
	hât Präs.	: *at* 14	: *ât* 58
	Prät.	: *at* 7	: *ât* 2
	hâte(*n*)	: *ate*(*n*) 0	: *âten* 9.

Es ist immerhin beachtenswert, daß der Typus *aht*(*e*) : *âht*(*e*), die eine von den beiden Bindungen *a* : *â*, die Walther von Rheinau gegenüber Wernher fehlt, auch bei Boner



nicht belegt ist, sich aber bei dem sonst so genau reimenden Konrad von Ammenhausen findet[1]). Es ist hier wohl die Gleichheit des Reims durch Verkürzung des langen Vokals vor der Doppelkonsonanz zu erklären, ebenso wie in *gânt*:*ant*, das sich wieder bei Ammenhausen, aber nicht bei Walther belegen läßt. Freilich auch die Annahme, daß diese Kürzung vor der Diphthongierung des *â* zu *au* eintrat, erklärt nur das Auftreten der Bindungen bei Ammenhausen und Wernher (vorausgesetzt daß dieser dem Diphthongierungsgebiet zuzuweisen ist), nicht aber ihr Fehlen bei Walther und Boner. Über die *e*-Laute s. u. S. 78.

R e i m e v o n *i* : *î* sind bei den Alemannen, namentlich in späterer Zeit, ja nichts Ungewöhnliches, aber das Maß, in dem die einzelnen Dichter sie zulassen, ist doch sehr verschieden. Boner, dem der Reim *an* : *ân* völlig unanstößig ist, bindet *in* : *în* nur 6 mal (Zs. f. hd. Maa. 5, 54). Konrad von Ammenhausen, der *an* : *ân* meidet, läßt *in*: *în* etwas häufiger, aber doch nur in 23 sicheren Fällen zu[2]). Bei Wernher ist die Zahl dieser Reime dreimal so groß, nämlich 73, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß er über 4000 Verse weniger hat als Konrad; und

---

[1]) *maht*: *andâht* 6091. *naht*: *andâht* 5867, : *verdâht* 5527. — Außer den S. 70 Anm. 4 erwähnten finde ich noch folgende Reime zu verzeichnen: *gemant*: *gânt* 18 055. *genant* : *zergânt* 15 033. — *offenbar* : *dar* 7949, : *gar* 315. 7593. 12 959. 13 203, : *getar* 12 455, : *(ge)war* 2471. 8111, : *wâr* 3811. 7621. 12 841. *gar* : *wâr* 577. 1481. 1513. 4279. 5451. 5523. 9061. 16 969, : *swâr* 8905. — *az* : *daz* 575, : *vaz* 9417, : *genas* 15 791, : *saz* 16 599, : *was* 9411, : *niderlâz* 12 207, : *vrâz* Subst. 581. — *stat* : *missetât* 4529, : *arzât* 14 731.

[2]) *in* Pron.: Adj.-Suffix *-în* 4793, : *-lîn* 477. 15 153, : *sîn* Pron. 689. 15 665, : *sîn* Verb 2491. 7013. 12 425. 12 647. 16 149. 16 207. — *bin* : *-lîn* 1653, : *mîn* 9425. 14 137, : *sîn* Pron. 16 887, : *sîn* Inf. 9339. — *hin* : *in* Adv. 16 137, : *-lîn* 9535, : *sîn* Pron. 15 179. — *sin* : *-lîn* 119. 19 159. — *gewin* : *in* Adv. 17 981, : *mîn* 17 977. Das Adverb *in*, das 16 137. 17 981 auf Kürze reimt, wird sonst über 30 mal mit Länge gebunden. Das Femininsuffix *-în* erscheint über 20 mal nur lang, ebenso *drîn* 'tribus' : *sîn* 1485. 14 383.

Walther von Rheinau [1]) endlich kommt auf die dreifache

---

[1]) *iht* : *îht*. *geriht* : *bîht* 287, 34.

im, in : *în*. *im* : *sîn* Pron. 69, 1. — *ich nim* : *sîn* Inf. 123, 10. — *in* Pron. : *in* Adv. 218, 29, : Fem.-Suffix *-in* 31, 38; 52. 76, 7. 228, 38. 244, 32; 38, : Adj.-Suffix *-în* 175, 7. 211, 51, : *menegîn* 159, 19, : *-lîn* 11, 53. 19, 9. 39, 3. 58, 9. 69, 56. 80, 42. 90, 33. 240, 46. 286, 39, : *mîn* 54, 26. 99, 7. 100, 19. 124, 1. 142, 34. 170, 13. 219, 20, : *pîn* 75, 37. 144, 46, : *bilgerîn* 221, 6, : *sîn* Pron. 74, 25. 87, 23. 88, 17; 45. 102, 40; 48. 103, 6. 104, 9. 105, 43. 116, 52. 117, 27. 118, 1. 119, 17. 128, 8. 129, 14. 130, 32. 132, 44. 133, 33. 136, 11; 49. 137, 45. 138, 19. 140, 43. 147, 44. 154, 55. 156, 46. 157, 43. 161, 5. 162, 2. 181, 3. 187, 19. 197, 55. 211, 23. 212, 48. 217, 9. 218, 37. 226, 15. 229, 43. 230, 21; 43. 234, 33. 248, 27. 257, 40. 260, 47. 261, 5. 283, 24, : *sîn* Inf. 23, 1. 61, 42. 80, 16. 102, 4. 150, 49. 196, 37. 205, 39. 224, 47. 226, 3. 247, 48. 263, 46, : *gesîn* 11, 37. 119, 1. 162, 28. 213, 24, : *schîn* 57, 17. 76, 28. 108, 10. 226, 9, : *wîn* 150, 21, : *swîn* 135, 54. — *bin* : *in* Adv. 54, 5, : *dîn* 122, 36. 194, 13, : *mîn* 123, 29. 141, 11. 151, 55. 191, 5; 11; 19. 193, 51. 219, 32. 222, 40. 223, 45, : *sîn* Pron. 150, 35. 204, 18, : *sîn* Inf. 150, 9. 222, 28. — *hin* : *in* Adv. 230, 7. 263, 6, : Fem.-Suffix *-in* 58, 51. 177, 8. 196, 5. 236, 32. 237, 58. 241, 35. 270, 13. 273, 39, : Adj.-Suffix *-în* 148, 5. 167, 40. 267, 8, : *dîn* 259, 8. 270, 7. 271, 7. 272, 15, : *-lîn* 10, 38. 53, 20. 69, 18. 70, 16. 71, 20; 38. 79, 23. 82, 30. 86, 45. 91, 50. 92, 33. 96, 39. 181, 35. 198. 41. 224, 31. 272, 35. 281, 46, : *mîn* 96, 13. 100, 27. 170, 1. 171, 47. 172, 55. 192, 23. 193, 25. 219, 12. 256, 13, : *pîn* 179, 22, : *sîn* Pron. 8, 41. 19, 31. 42, 15. 57, 47. 84, 9. 97, 42. 101, 46. 105, 25. 116, 22. 118, 15. 122, 56. 141, 19. 142, 44. 149, 4; 26. 150, 39. 152, 43. 153, 5; 47; 51. 154, 13. 155, 56. 160, 44. 163, 7; 47. 167, 54. 170, 59. 175, 1; 21. 188, 37. 203, 28. 221, 38. 229, 1. 244, 26. 253, 8. 259, 22. 261, 13. 266, 5, : *sîn* Inf. 80, 34. 135, 8. 203, 46. 214, 36. 235, 41. 243, 47. 253, 12. 256, 21, : *schîn* 61, 28. 95, 34. 141, 59. 269, 18, : *megetîn* 9, 48. 47, 22, : *swîn* 135, 60. — *sin* : *in* Adv. 23, 47. 120, 34, : Fem.-Suffix *-in* 28, 12. 87, 11. 176, 33, : *dîn* 271, 1. 288, 18, : *-lîn* 23, 21, : *mîn* 45, 37. 123, 11 e. 196, 11, : *sîn* Pron. 111, 27. 146, 54, : *sîn* Inf. 44, 31. 133, 1, : *megetîn* 23, 11, : *wîn* 133, 23. 230, 49. — *wizzetin* : *sîn* Inf. 21, 50. — *gewin* : *in* Adv. 96, 45, : *-lîn* 10, 46, : *mîn* 193, 3, : *sîn* Pron. 55, 4. 276, 7, : *sîn* Inf. 88, 1.

int : *înt*. *sint* : *hînt* 151, 45.

ist : *îst*. *bist* : *gîst* 12, 23.

it : *ît*. *nit* : *sît* 162, 6.

Das Adverb *in* reimt 17 mal auf Länge, 7 mal auf Kürze, 2 mal indifferent auf das Femininsuffix *-in*. Dieses selbst wird 50 mal mit Länge, 17 mal mit Kürze gebunden. *drîn* 'tribus' reimt 4 mal stets lang.



Höhe Wernhers. Ich gebe auch hier das Material vollständig, indem ich den Typus *ich* : *îch* zunächst übergehe.

***il* : *îl*.** *vil* : *kurzwîl* 10029.

***in* : *în*.** *in* Pron. : Femininsuffix *-in* 3595. 14119, : *-lîn* 3463. 5615, : *mîn* 11001. 12247. 12255, : *pîn* 7819. 9027. 9141. 9247. 9377. 9689. 10535. 11927, : *drin* 'tribus' 8423, : *silberîn* 3455, : *sîn* Pron. 7641. 8909. 8969. 9349. 10219. 10299. 12017. 12323. 12341. 12367, : *sîn* Inf. 1201. 2507. 5221. 8235. 8389. 11019. 12291, : *schîn* 3413. 3911. 8625. 11433. 12263, : *wîn* 7219, : *swîn* 7397. — *bin* : *mîn* 4907. 11997. 12021. — *hin* : *dienerin* 13025, : *-lîn* 621. 3799. 4307. 4913. 4989. 5157. 5285. 5295, : *pîn* 7327. 8683. 9759. 9879. 10425. 13099, : *bilgerîn* 12067, : *sîn* Pron. 6079. 11717. 13071, : *sîn* Inf. 3417. 3713. 3969. 6619. 6941. 7857, : *schîn* 2849. 3893. 11971. — *sin* : *mîn* 6691.

***ist* : *îst*.** *ist* : *gîst* 14879.

In dem zuletzt angeführten Beleg ist wohl verkürztes *gist* anzusetzen. Dazu stimmt, daß Wernher niemals *gît* in den Reim setzt (Walther 10 mal), wohl aber *kît* 2007 und *lît* 975. 2107. 2139. 2149. 2567. 5069. 6243. 8213. 9233. 9593. 11491. Der Typus *it* : *it* ist nur durch *antlit* : *mit* 12921 vertreten. — Das Adverb *în* reimt niemals auf sichere Kürze, es liegt mithin kein Grund vor, kurzes *in* als Nebenform anzunehmen. *în* Adv. : Fem.-Suffix *-in* 1013, : *d(a)rîn* 11955, : *schrîn* 5609, : *sîn* Pron. 2521. 2705. 10331. 11959, : *sîn* Inf. 8763. 11651. 12275. — Das Femininsuffix *-in* wird 3 mal mit Kürze, 7 mal mit sicherer Länge gebunden: daraus läßt sich weder für die Kurzform *-in* etwas entnehmen noch dagegen. Fem. - Suffix *-în* : *in* Pron. 3595. 14119, : *hin* 13025, : *în* Adv. 1013, : *mîn* 10937. 14789, : *sîn* Verb 13603. 13675. 14391. 14453, : *gesîn* 13543. — Der Dativ von *drî* reimt 5 mal auf Länge, 1 mal auf Kürze. *drîn* : *in* Pron. 8423, : *fîn* 11851, : *-lîn* 3403, : *gesîn* 3085, : *schîn* 3569. 8535.

Zum Typus ***ich*, *îch*** ist zunächst zu bemerken, daß für die Länge als einziges sicheres Reimwort das apokopierte *lîch* 'corpus' belegt ist, das 13835. 13847 auf das

Suffix *-lich* reimt (der Unterschied zwischen Adjektiv und Adverb ist oft schon verwischt). Als sichere Kürzen dürfen wir die Pronomina *ich*, *mich*, *dich*, *sich*, das Substantiv *gerich* und die Verbalformen (1. Sg. Präs. oder 2. Sg. Imper.) *vergich*, *brich*, *sprich*, *sich*, *versich* ansprechen, die unter einander 40 mal reimen. Zweifelhaft ist die Quantität bei dem Suffix *-lich*, *gelich* und Komp. (*mängelich*, *tägelich*), *rich* Subst. u. Adj., *esterich*. Als Reimwort kommt hier endlich noch *milch* in Betracht [1]). Es reimt nun

-lich: sicherer Länge 2 mal
: sicherer Kürze 81
: in sich 27
: *gelich* u. Komp. 43
: *rich* Adj. u. Subst. 38
: *milch* 3

gelich u. Komp.: sicherer Kürze 14 mal
: *-lich* 43
gelich: *mängelich* 6
: *esterich* 1
: *milch* 2

rich Subst. u. Komp.: sicherer Kürze [2]) 4 mal
: *-lich* 23
: *mängelich* 3

rich Adj.: sicherer Kürze 2 mal
: *-lich* 15
: *gelich* u. Komp. 7

esterich: *sich* Pron. 1 mal
: *gelich* 1

Einen vollkommen zwingenden Schluß vermag ich dem Material nicht zu entnehmen; wahrscheinlich ist mir, daß wir Doppelformen: *-lîch* und *-lich*, *gelîch* und *gelich*, *rîch* und *rich* anzusetzen haben. Bei Walther von Rheinau [3])

---

[1]) S. u. den Abschnitt über Konsonantismus.

[2]) Subst. *rîch* : *ich* 8217, : *mich* 6933, : *sich* 13 803. *himelrîch* : *dich* 7627. Adj. *rîch* : *dich* 2035, : *mich* 14 677, : *sich* 2003.

[3]) Subst. *lîch* : *gelîch* 109, 47, : *mich* 170, 47. Sichere Kürzen reimen in sich in 79 Bindungen. *-lich* wird 112 mal mit Kürze, 11 mal

nud Konrad von Ammenhausen[1]) scheinen die Dinge ähnlich zu liegen.

Die Reime von ***o*** : ***ô*** und von ***u*** : ***û*** bieten nichts Interessantes, ich zähle sie einfach auf. Eigennamen übergehe ich, für die Endsilben verweise ich auf S. 81.

enbor : *kôr* 14109. 14497. *dort* : *gehôrt* 2909. 11349. *mort* : *gehôrt* 10943. *wort* : *hôrt(e)* 3177. 4323. 4639, : *gehôrt(e)* 1081. 4691. 5613. 8141. 8895. 9091. 9165. 10563. 10915. 11497. *worten* : *(ge)hôrten* 1469. 5719. 14527, *got* : *nôt* 1939.

nun : ***sun*** 10191. 10207. 10411. 10805. 10841. 10917. (***nu*** : ***du*** 1031. 1893. 6491. 8543. 9053. 9875. 10999. 11033. 13721, : *Jesu* 8395. 13855.) *alsus* : *ûz* 2739.

Reime von *ö* : *œ* oder von *ü* : *iu* sind nicht belegt.

Bei den ***e***-Lauten hat für Walther von Rheinau Zwierzina, Zs. 44, 293. 302, den größten Teil des Materials zusammengestellt. Seine Darlegung ist durchaus zutreffend: Walther bindet *ä* und *ë* mit *œ*, anderseits *ę* mit *ê*; aber die unregelmäßigen Bindungen *ë* : *ę*, *ë* : *ê*, *œ* : *ę* und *œ* : *ê* sind ziemlich häufig. Ob Walther freilich als Repräsentant der jüngeren Hochalemannen gelten darf, wie Zwierzina will, ist mir zweifelhaft. Wenigstens Wernher ist genauer. Er reimt *ä* : *ë* : *trähen* : *sehen* 3255; *gewähen(en)* : *versehen* 1909; *geslähte(e)* : *(ge)reht(e)* 79. 741. 1673. 2357; *brähten* : *vehten* 8097, : *knehten* 5701. Auch *gehäbt* : *gebet* 11415, *(ge)schämen* : *nemen* 311. 10655, *stät* (civitates) : *het* (habet) 3973 gehören hierher. Weiter reimt *ë* : *œ* : *der* : *helfebœr* 8241; *erde* : *gebœrde* 2577; *werde* : *gebœrde* 871. 1653, : *gevœrde* 1079. 5687; *swert* : *gelœrt* 14319. Wahrscheinlich ist auch der Reim 14625 so aufzufassen:

Ysaac sprach: 'Si ist das vel
Da mitte Jacob sich tet hel'.

---

in sich, 14 mal mit *gelich* u. Komp., 10 mal mit *rich* gebunden. *gelich* reimt 20 mal zu Kürze, 14 mal zu *-lich*, 6 mal zu *mängelich*, 3 mal zu *rich*. *rich* (Adj. u. Subst.) : Kürze 11, : *-lich* 10, : *gelich* 3 mal.

[1]) *-lich* : Kürze ca. 190, : *rich* 15 mal. *gelich* : Kürze 40, : *rich* 3 mal. *rich* : Kürze 21 mal.



Neben dem allgemeinen *schîn tuon* wäre *hœle tuon* nicht unverständlich, obwohl ich es sonst nicht belegen kann. Sonst müßte man *heln* lesen, was des Reimes wegen zwar unbedenklich wäre, aber Wernher kennt die Umschreibung des Verbum finitum durch den Infinitiv zwar in Verbindung mit *werden*, aber eigentlich nicht mit *tuon*. Für den Reim *ẹ* : *ê* ist nur ein Beleg da: *mẹr* : *hêr* 4223. Das sind alles Bindungen, die der Regel entsprechen.

Nun die regelwidrigen. Als Beleg für die Bindung *ë* : *ẹ* [1]) braucht man **einhëllekeit* (Hs. *ain hailikait*) : *gesẹllekeit* 6061 nicht anzusehen, es reimt nur *keit* : *keit* identisch, wie sonst noch öfter. Wenn es hier unreine Reime gibt, so stehen sie im Typus *et*. *tet* ist ja stets zweifelhaft: Wernher reimt es zu *bëte* Subst. 5 mal, zu *bëte* Imper. 1 mal, zu *gebët* 32 mal; aber 6909 reimt es zu *überrẹt* (Part.). *het* 'habet' reimt 8419 zu *gebët*, *het* 'haberet' 7535 zu *bëte* (Subst.); sind beide Reime rein, so müßte das *e* in *het* 'habet' und in *het* 'haberet' gleiche Qualität haben; aber die heutigen Mundarten machen Unterschiede: s. Singer, Zs. f. hd. Maa. 2, 8. Niemals reimt Wernher *ë* : *ê*, von den Reimen der Eigennamen *Elisabeth*, *Nazareth*, *Seth* müssen wir natürlich absehen [2]). Für *æ* : *ẹ* bietet weder er noch Walther ein Beispiel. Aber auch den 21 Fällen der Bindung *æ* : *ê* bei diesem [3]) hat Wernher nichts entgegenzusetzen. Denn bei 725

umb das dú gnadenbære
da ir gëspile wære

---

[1]) Bei Walther von Rheinau haben wir *er* : *mẹr* 120, 48. 146, 4, : *wẹr* 42, 7. *behalter* : *mẹr* 17, 9. *entwërt* : *verhẹrt* 255, 5, : *erwẹrt* 199, 42. *(ge)kneten* : *lẹtten* 101, 6; 48. Von *firmament* : *ungewẹnt* 267, 30 darf man wohl absehen.

[2]) WvRh. *ër* : *sêr* 198, 23. *behalter* : *mêr* 251, 35. *hërt* (humus) : *gerêrt* 264, 18.

[3]) WvRh. Maskulinsuffix *-ære* : *êre* 17, 7. 103, 14. 130, 8, : *hêre* 128, 14, : *lêre* 106, 48, : *mêre* 100, 53, : *sêre* 216, 11. Adjektivsuffix *-bære* : *êre* 232, 35, : *lêre* 33, 29, : *mêre* 22, 45. *mære* : *êre* 69, 14. *wære* : *hêre* 270, 45, : *mêre* 217, 37, : *sêre* 209, 43. 222, 30. *gewære* : *lêre* 142, 42. *swære* (Subst.) : *sêre* 162, 58. 244, 8. 262, 14. *mæren* : *hêren* 132, 34.



hat der Schreiber zwar *bœre* punktiert und *here* daneben geschrieben, bei dieser Vereinzelung möchte ich aber doch bei dem ursprünglichen Text bleiben.

Der Typus *-ẹbe-* ist weder bei Wernher noch bei Walther vertreten. Das Adverb *eben* reimt Wernher einmal zu *gëben* (5007)[1]). Der Typus *-ẹge-* fehlt ihm ganz[2]). Es kommt kein *lẹggen* vor, *ligen* zeigt einfaches *g* : *ligen* : *angesigen* 7027, : *geswigen* 9551, : *verswigen* 12225. Statt *mẹgen* kennt Wernher nur *mugen*, statt *wẹgen* zweimal *wagen* (10533. 11257). Auch ein *gägen* ist nicht zu belegen. Die Typen *-ende-*, *-enge-*, *-enke-* kommen nur mit Umlauts *-e* vor, umgekehrt *-eme-* nur als *-ëme-* oder *-äme-*. Zu einer Bindung von Umlauts-*e* mit Brechungs-*e* vor Nasal kann es also nicht kommen[3]). Daß Wernher das einzige *-ẹt* mit *tet* bindet (*überrẹt* : *tet* 6909), ist schon S. 79 erwähnt.

Diphthongierung des *î* zu *ei* kommt nur einmal in Frage, 4979 f. heißt es vom Jesuskinde:

So hankte es an der sunnen schein
Sinen krůg und zoch in hain.

In der Vita 2783 steht:

Et post se solem sicut funem cum vasculo tetendit.

Danach dürfen wir wohl lesen *schîn* : *hin*. — Aus *ege* kontrahiertes *ei* reimt ohne Unterschied auf altes *ei*. *age* wird nicht kontrahiert. Neben *seit* steht *sagt*, neben *leit* ist kein *legt* belegt. Neben dem starken Verbum *tragen*

---

[1]) WvRh. reimt das Adverb *eben* 14 mal auf *gëben, lëben, rëben*: 2, 7. 14, 1. 19, 35. 22, 51. 39, 5. 66, 11. 94, 54. 112, 36. 113, 34. 147, 32. 167, 38. 230, 29; 39. 241, 3. Außerdem *ebene* : *lëbene* 3, 4. 70, 26. 269, 44. Daß man aber vorsichtig sein muß, aus der Seltenheit von *eben* im Reim auf *ẹben* zu schließen, zeigt Philipp, der überhaupt kein *eben* reimt, obwohl er *(er)hẹben* unbedenklich mit *lëben* und *klëben* bindet (1057. 5354. 5456. 6914. 6980. 7292. 8598).

[2]) WvRh. *(ge)lẹgen* : *slẹgen* 79, 51, : *mẹgen* 37, 6, : *wẹgen* 210, 25. *slẹgen* : *rẹgen* 163, 17.

[3]) WvRh. belegt außer den genannten noch *-ẹmde-*, *-ẹnne-*, *-ẹnt* und *-ëmpel, -ën, -ënt*. Er reimt nur *gewẹnt* : *firmamënt* 267, 30.

ist vielleicht auch das schwache anzusetzen. Es handelt sich nur um eine Stelle, 3051 f.:

Glich als ain bilde von ainer magt
Dú an ir arm ain kindelin tragt.

Oder will man lieber lesen *meit*:*treit?* *meit* wäre ebenso vereinzelt wie *tragt*. An *megd*:*tregt* ist kaum zu denken[1]. — Reime von *ie*:*i* vor *h* und *r*, wie sie sich bei Ammenhausen (1887. 2713) und bei Boner (41, 35. 51, 15. 62, 43. 68, 3) finden, kennen Walther und Wernher nicht. Wernher stimmt aber darin zu Boner, daß er kein *uo*:*u* reimt, was Walther von Rheinau (Vögtlin S. 27) und auch Ammenhausen (Vetter S. LVIII) tun.

Vokalismus der Nebensilben.

Als v. d. Hagen Wernher für einen Schweizer erklärte, hat er sich namentlich auf die vollen Vokale der nebentonigen oder unbetonten Silben berufen. Durch den Reim gesichert sind folgende Fälle: *geswestera* (: *Maria* 7745, : *Ismaria* 1635); *geiselan* (: *slân* 9277), *osteran* (: *begân* 8111, : *hân* 11 929); *tavelun* (: *kun* = *kumen* Part. 10 333). *obenan* (: *kam* 7505, : *undenan* 5997, : *stân* 14 635, : *verstân* 13 971), *vornan* (: *hân* 10 007); *kristan* (: *man* 13 005). *wærin* (: *in* Dat. 153); *kriuzegon* (: *von* 9249); *gewîssagot* (: *got* 13 443), *geleidegot* (: *tôt* 12 345), *bestætegot* (: *got* 1539), *verwandelot* (: *got* 11 921), *ungezwîvelot* (: *got* 12 179), *geordenot* (: *got* 275. 1813. 3187. 12 793), *geoffenot* (: *got* 2977), *gesegenot* (: *got* 465. 2215. 2323. 2809), *gesamenot* (: *gebot* 2855, : *got* 13 635), *vereinbærot* (: *got* 2273), *gesunderot* (: *got* 14 821); *gesegenot* (Prät., : *bôt* 12 365).

Nebentoniges *e* in der Reimsilbe findet sich

[1] WvRh. reimt sicheres *meit* 36 mal, sicheres *treit* 11 mal. Da er nun aber auch das Partizip *getragt* reimt (s. u. S. 93 A. 2), so sind Reime wie *magt*:*tragt* (55, 50. 64, 40) und *meit*:*treit* (272, 33) durchaus zweideutig; auch bei *meit*:(*ge*)*seit* (38, 3. 123, 11 c. 264, 24. 287, 10) gegenüber *magt*:(*ge*)*sagt* (57 mal) kommt man nicht zu völliger Gewißheit.



an vier Stellen: *lachet* (Prät., : *tet* 1095), *kriuzeget* (Prät., : *het* Konj. Prät. 9479), *bezzeret* (Prät., : *tet* 12551), *anbetet* (Prät., : *tet* 9573). Natürlich braucht man hier keine Apokope anzunehmen.

Apokope von *e* wird häufig durch den Reim erwiesen.

Substantiv. Nom. Sing. masc. *behag* (: *mag* 10681), *nam* ('nomen', : *kam* 1025), *han* ('gallus', : *an* 8989, : *kan* 8369). — Dat. Sing. masc. und neutr. *ungemach* (: *sprach* 8441. 10189. 10511, : *sach* 10179), *gewalt* (: *alt* 6505, : *vervalt* 10959, : *umbestalt* 8789, : *gestalt* 6445, : *ungestalt* 11691, : *gezalt* 6365), *glanz* (: *ganz* 929), *tanz* (: *ganz* 1417), *mâl* (: *val* Subst. 3525), *rât* (: *gât* 6847), *unreht* (: *kneht* Nom. 8761), *gelt* (: *welt* Akk. 6501), *geriht* (: *phliht* 11383, : *siht* 9071), *grim* (: *im* 8843), *kint* (: *vint* 2943), *schîn* (: *in* Dat. Plur. 3911, : *pîn* 3715, : *drîn* Dat. 3569), *latîn* (: *dîn* 14829), *wîn* (: *mîn* 7179), *lîp* (: *wîp* Nom. Sing. 2675), *prîs* (: *in tûben wîs* 1577. 1727), *gebot* (: *got* Nom. 3563. 4179, : *gesamenot* 2855), *got* (: *gebot* Akk. 2559, : *bestætegot* 1539, : *spot* Nom. Akk. 229. 6675. 9099. 10715), *lôz* (: *grôz* 1193), *funt* (: *munt* Akk. 1045), *hûs* (: *ûz* 1211. 1219. 1995. 2073. 3645 u. ö., 17 mal), *trût* (: *überlût* 1771), *volleist* (: *geist* Nom. Akk. 327. 449. 1735. 1765. 2277. 2431. 6575. 6605. 6805. 9429. 12423. 14763), *underscheit* (: *gotheit* 6363, : *drîvaltekeit* 3235, : *leit* Adj. 13357, : *seit* 3443), *liut* (: *niut* 141. 9059. 12019), *muot* (: *guot* 3649*. 3757, : *bluot* 'sanguis' Akk. 9281. 9371). — Sing. fem. *aht* (: *naht* 2953. 8581. 13667. 13739), *ram* (: *kam* 12785, : *zam* 12913, : *gezam* 775), *scham* (: *kam* 9999, : *minnesam* 1107), *bet* (: *Seth* 9525), *stim* (: *im* 2309. 2441. 2449. 2919. 4263 u. ö., 38 mal; : *Joachim* 463, : *grim* Adj. 10667. 13849), *gelîch* (: *mäneclich* 6791. 6807, : *muglîch* Adj. 7485), *kurzwîl* (: *vil* 10029), *port* ('porta', : *dort* 5349, : *mort* 14557), *mein* ('sententia', : *hein* 5411), *gemein* (: *ein* 13897), *freis* (: *veiz* 6051), *fuog* (: *genuog* 1183), *huot* (: *tuot* 13617), *ruot* (: *guot* 14661). — Plur. *stät* (: *het* Präs. 3973), *geist* (: *allermeist* Adj. 7379), *geiz* (: *weiz* 3685); Gen. *swîn* (: *in* Dat. 7397), *liut* (: *iut*,

niut, *betiut* Ind. Präs. 1009. 1089. 1661. 1753. 2093 u. ö., ca. 100 mal), *gelegenheit* (: *geseit* 11751).

Adjektiv. Unflektiert: *hæl* (: *vel* 14625), *helfebær* (: *der* 8241), *hêr* (: *mẹr* 4223, : *kêr* 6141), *grim* (: *im* 3385. 5345. 8525*. 9195), *rîch* (: *dich* 2035, : *sich* 2003, : *-lîch* Adj. 743. 1271. 1379. 3447. 4361, : *gelîch* 87. 551. 10893. 14235, : *mänelîch* 6719. 12559), *klein* (: *erschein* 1035), *rein* (: *bein* 11569, : *helfenbein* 5891, : *hein* 2011, : *erschein* 1035, : *mein* 1913. 14223, : *schein* 14737, : *erschein* 2597. 10451, : *stein* 999. 13963. 13977). Flektiert: *die gnadenrich* (Akk. Sing. fem., : *mich* 14677), *du gesegenot* (fem., : *got* Nom. 2215); *daz allerbest* (: *du hest* 2335), *daz meist* (: *geist* 6367); *mänelîch* (Dat., : *sich* 5707. 12555); *der jungern sumlîch* (Nom. Plur., : *gelîch* unfl. 8631).

Adverb. *vast* (: *hast* 7357, : *gâst* 11025), *ân* (: *stân* 1063), *hæl* (: *vel* 1763), *reht* (: *unzelleht* 5715, : *kneht* 12713), *sleht* (: *ûfreht* 11407), *geswint* (: *kint* Akk. 9841), *-lîch* (: *ich*, *dich*, *mich*, *sich* u. a. 277. 489. 585. 665. 681 u. ö.), *gelîch* (: *ich* 8177, : *esterîch* 4139, : *sich* 5519. 5925. 8661. 9305. 11281), *schôn* (: *trôn* Akk. 14757), *um* (: *êwangelium* 7721. 10329, : *dominum* 2373, : *hominum* 5757, : *Lazarum* 6643, : *Jesum* 7969. 8069. 8091. 8107. 8321. 8605. 8637. 9241. 9445. 9489. 11517. 11541. 11807. 11977), *ûz* (= *ûze*, : *hûs* Akk. 735. 3629. 4039), *schier* (: *tier* Akk. Plur. 3303).

Verbum. 1. Sing. Ind. Präs. *brich* (: *mich* 1445), *sprich* (: *mich* 9063), *kum* (: *Egyptum* 3537), *erbiut* (: *iut* 57), *betiut* (: *niut* 12871). — 3. Sing. Ind. Prät. *klaget* (: *maget* 1923), *saget* (: *maget* 13687), *verdaht* (: *gestraht* Part. 12901), *maht* (: *unverdaht* 5789), *staht* (: *gemaht* Part. 10339), *ermant* (: *erkant* Part. 13015), *sant* (: *hant* Subst. 6163), *gewant* (: *hant* Subst. 12433), *hât* (: *bat* 12451, : *sat* 6103, : *stat* 8109. 8343. 8779. 9651. 9753, : *getât* 12747, : *wât* 12925), *gert* (: *wert* Adj. 865. 5711. 12457? 13263), *begert* (: *wert* Adj. 3743. 12889, : *gewert* Part. 7061. 7335, : *ungewert* 12945), *het* (: *Elisabeth* 1641, : *gebet* Akk. 8387, : *Nazareth* 2503. 4629. 5031. 5205. 5325), *tet* (: *Elisabeth* 2319, : *gebet* Nom. Akk. 247. 253. 373. 481 u. ö., 16 mal, : *Nazareth*

657. 4609. 5339. 5435. 6259. 8669, : *überręt* Part. 6909), *wist* (: *brist* 11771, : *frist* 833. 5549, : *Krist* Dat. 41), *ervolt* (: *du solt* 5079), *wolt* (: *ervolt* Part. 6287, : *holt* Adj. 4419. 4465. 4661. 7739, : *du solt* 14161), *hôrt* (: *wort* 3177. 4323. 4639), *gehôrt* (: *wort* 5613), *gesegenot* (: *bôt* 12365), *verschult* (: *gedult* 4647), *kust* (: *brust* Sing. 11567), *arbeit* (: *sneit*. 4285), *leit* (: *stætekeit* 12593, : *kleit* 12891, : *breit* 11641), *geleit* (: *kintheit* 6009, : *überstreit* 14139), *seit* (: *bescheidenheit* 1087, : *sælekeit* 10803?). — 3. Sing. Konj. Präs. *betiut* (: *niut* 5005). — 3. Sing. Konj. Prät. *het* (: *Elisabeth* 2289). — 2. Sing. Imp. *beit* (: *leit* Subst. 10991), *betiut* (: *niut* 2243. 6305. 6357. 6369).

Synkope von *e*: *einz* (: *erbeiz* 4425), *keinz* (: *heiz* 6091), *dekeinz* (: *sweiz* 8481), *enkeinz* (: *veiz* 943*. 5875); Part. *gemant* (: *hant* Subst. 8577), *ermant* (: *hant* Subst. 13799, : *si hant* 14857), *gelært* (: *swert* 14319); Prät. *ermant* (: *erkant* Part. 13015). Synkope von *-le-* und *-ne-*: *gestilte* (: *milte* 13143); *gespant* (: *hant* Subst. 9981). Über *kun*, *genun* s. S. 92 f., über *vân*, *gît*, *lît* S. 98.

Ekthlipsis bei *-tet-*: *trahte* (: *mahte* 'faciebat' 8693), *betrahte* (: *mahte* 'faciebat' 263*), *wartten* (: *zarten* Konj. Prät. von *zerren*, 2641), *viht* (: *geschiht* Subst. 11275), *überviht* (: *siht* 8765), *ûfgeriht* (: *giht* 1241, : *geschiht* Subst. 10223), *rihte* (: *erkihte* 12967), *brist* (: *ist* 357, : *wist* Prät. 11771), *gebrist* (: *ist* 69. 301. 1397. 4861. 5491. 10551. 10861. 11745. 14833. 14897, : *vergist* = *vergibest* 499), *fristten* (Prät., : *kristen* 13223), *verbiut* (: *niut* 6927), *betiut* (: *liut* 1753), *gebeit* (: *geseit* 11711), *arbeit* (Prät., : *sneit* 4285), *bereit* (: *wirdekeit* 14415, : *êwekeit* 13797, : *geleit* Part. 3519), *gespreit* (: *gelegenheit* 8125, : *geleit* Part. 12927, : *kleit* 5775, : *breit* 5847), *beitten* (: *arbeiten* Subst. 11355), *bereitten* (: *geleiten* Prät. 11599, : *kleiten* 709). Ekthlipsis bei *-det-*: *gelat* (: *stat* 7175, : *hat* 14351), *überręt* (Part., : *tet* 6909), *vint* (: *kint* 2943. 3539. 4559. 10813, : *blint* 11509, : *sint* 1395. 2141. 2757. 3445. 3695. 6651. 9173. 11437. 11729. 11753. 12737. 13375. 13699. 14265. 14419. 14437), *bevint* (: *sint* 8187), *erwint* (: *kint*

14837*), *vermît* (: *hôchgezît* 14855), *ermort* (: *hort* 10789), *verwunt* (: *ungesunt* 6191, : *stunt* 6527), *bekleit* (: *treit* 14387), *kleitte* (: *leite* Prät. 5529), *kleitten* (: *bereitten* Prät. 709). Ekthlipsis bei *-nen* (*-nnen*): *den han* (: *began* 9007), *gewähen* (: *versehen* 1909), *verwun* (: *sun* 10427).

Krasis: *mirz* (: *wirs* Komp. 8533), *irn* (: *mirn* 9131).

Unorganisches *e* kommt in einigen, mehr oder weniger unsicheren Fällen in Frage: *gotte* (Akk. Sing., wenn es nicht durch Textänderung als Dat. zu fassen ist) : *gebotte* (Gen. Plur. 119), *aller mänecliche* (Nom.) : *geliche* (Adv.) 1467, *gerehte* (Nom. masc. unfl.) : *geslähte* (Dat.) 79, *arbeite* (Fortsetzung von *arabeiti?* Akk.) : *leite* 13975; — vielleicht auch *junge* : *samenunge* 1501, : *geziugunge* 1767, und *guote* : *huote* 9527, falls wirklich unflektierte Adjektiva vorliegen und nicht schwach flektiertes *jungen* und *guoten* mit ungenauem Reim anzunehmen ist.

Konsonantismus.

Konsonantisch ungenaue Reime sind bei Wernher viel häufiger als bei Walther. Man erinnert sich, daß dieser von Beruf ein Schreiber war, so ist ihm der Augenreim wichtiger. Es reimt bei Wernher ***b*** : ***d***: *gâbe* : *genâde* 12481; *scherben* : *erden* 4055. 4837; (*er*)*sterben* : *erden* 7957. 9563, : *werden* 6457. 6529. 13499; *übertriben* : *liden* 9631; *beliben* : *mîden* 7713; *verdorben* : *worden* 4097; (*er-*), *gestorben* : *worden* 6077. 6581. 7679; *sturbe* : *wurde* 3545. 10601. Weitere konsonantische Verschiedenheit zeigen *lamber* : *einander* 13563; *ambaht* : *andâht* 753. 1115. ***b*** : ***g***: *grabe* : *klage* 7425; *gegeben* : *phlegen* 7151; *gelouben* : *ougen* 14065; *ungeloubenheit* : *tougenheit* 8287. ***b*** : ***h***: *gâben* : *sâhen* 4467. ***b*** : ***m***: *halben* : *salmen* 8453. ***d*** : ***g***: *junger* : *sunder* 11137. 13283. ***g*** : ***h***: *tagen* : *slahen* 3581 (ist *slagen* anzusetzen?); *phleger* : *verseher* 10753; *fluhe* : *zuge* 199*. ***l*** : ***n***: *verurteilet* : *bemeinet* 10231. ***ft*** : ***st***: *geschrift* : *ist* 2095. ***s*** : ***t***: *in zornes wîs* : *hôchgezît* 5275, wenn nicht *in zornes nît* zu bessern ist. Also wir dürfen Wernher in



dieser Hinsicht gewiß manches zutrauen. Aber wenn 1625f. überliefert ist:

Kúnsch und rain ainvaltige,
Demûtig warhaft milte —

so geht das doch wohl über das erlaubte Maß hinaus, und man wird *einvaltechlich* : *milteclich* (oder *milte rîch?*) lesen dürfen. Der ursprüngliche Gebrauch der *-lich*-Ableitungen ist bei Wernher schon lange vergessen. Allerdings kommen nun bei Wernher gelegentlich auch reimlose Verse vor, aber sicher nachweisbar nur, wo er lateinische Vagantenzeilen nachbildet, s. o. S. 66.

Auf den Unterschied, den Wernher und Walther in Bezug auf die Bindung von ***m* : *n*** machen, ist schon S. 70 hingewiesen[1]). *Barabbam* : *hân* 9243, : *lân* 9239. *kam* : *an* 1251. 5469. 5787. 6149. 6967. 7353. 7649. 7661. 8157. 8433. 12371. 12443. 12647. 12879. 12969. 13061. 13139. 14179, : *dan* 3465. 3765. 4509. 6931. 14593, : *Jordân* 6763, : *gân* 3485. 11969, : *began* 8445. 10055, : *hân* 1223. 2779. 10591, : *Jôhan* 6705, : *man* 165. 1729. 2001. 2377. 2619. 3983. 4435. 4501. 4613. 4617. 5217. 5441. 6837. 9649. 10729. 14701, : *ran* 9553, : *bran* 8949, : *Lêviâtân* 11689, : *getân* 5545. 7601. 12413, : *stân* 6787. 9919,

---

[1]) WvRh. *Adâm* : *hân* 43, 52. *Abrahâm* : *man* 35, 60. *kam* : *an* 19, 17. 51, 7. 53, 42. 78, 46, : *dan* 111, 5, : *gân* 53, 22, : *began* 237, 44. 280, 21, : *hân* 85, 41, : *man* 8, 51. 39, 49. 97, 48. 104, 35. 186, 31. 237, 14. 242, 3, : *stân* 23, 45, : *gewan* 181, 37. *nam* : *an* 154, 25, : *man* 99, 53, : *bran* 60, 50. *allesam* : *getân* 20, 7. 139, 37. *sorcsam* : *an* 23, 13, : *ân* 255, 13. *lobesam* : *dan* 276, 33, : *began* 287, 4, : *man* 280, 46. *alsam* : *man* 59, 26. *wertsam* : *dan* 69, 44. *stam* : *kan* 3, 26, : *getân* 208, 6. *(ge)zam* : *an* II, S. 74a. 111, 15, : *man* 69, 50. *Jêrusalêm* : *gên* 169, 48, : *(ge)sên* 230, 33. 245, 39. 246, 3. 249, 8, : *(be)stên* 173, 20. 233, 53. 247, 38. 248, 1. *heim* : *dekein* 20, 29, : *enkein* 243, 19, : *klein* 97, 50, : *allein* 91, 40. 103, 56. 105, 31. 281, 48, : *enein* 47, 10; 18. 57, 25. 87, 41, : *rein* 18, 27, : *(er)schein* 20, 19. 70, 6. 93, 15. 237, 40, : *zwein* 106, 30. *honecseim* : *dekein* 45, 57, : *klein* 222, 46, : *überein* 274, 13. *im* : *sîn* 69, 1. *Joachim* : *in* 14, 49. 17, 43, : *hin* 7, 28. 19, 25, : *kindelîn* 7, 50. 16, 17, : *sîn* 8, 47; 53. 13, 44. 20, 27. 280, 32. *kumt* : *stunt* 204, 38. *magetuom* : *getuon* 35, 22.

: *wân* 11079. 12399, : *gewan* 2301. 3125. 6203. 7343. 8527. 9681. 10343. 12585. *nam* : *an* 3935. 4035. 6217. 9491. 10111, : *dan* 2547, : *hân* 12235. 12575, : *kan* 5793, : *man* 1303. 1633. 5243. 8725. 11525. 12721, : *wân* 1091, : *gewan* 1051. 4147. 7155. 9385. 12791. *lobesam* : *an* 3429. 3793. 5839. 5969. 11387, : *gân* 1237. 14637, : *began* 10869, : *hân* 1167. 11777, : *kan* 1065. 14449, : *man* 303. 407. 1519. 1621. 1747. 1755. 2439. 2717. 3459. 10751. 12057, : *getân* 1049. 9105. 14589, : *stân* 795, : *wân* 2513. 14203. *wünnesam* : *man* 5739. *gehôrsam* : *dan* 3707, : *man* 4397. *freissam* : *hân* 14591. *stam* : *gewan* 11443. *gezam* Adj. : *dan* 5437, *gezam* Prät. : *hân* 1209. 3451, : *man* 12669. *ambaht* : *andâht* 753. 1115. *lamber* : *einander* 13563. *arm* : *unervarn* 2677. *heim* : *bein* 13075, : *enkein* 365, : *allein* 569. 5547, : *mein* 5411, : *gemein* 4829. 13183, : *rein* 2011, : *altersein* 5439, : *schein* 4403. *leim* : *allein* 5249. *honecseim* : *mein* 14401. *im* : *mîn* 10495. *nimt* : *kint* 361. 1531. 10851. 10919. 14839, : *sint* 393. 7115. *kumt* : *funt* 14703, : *sunt* 3003, : *stunt* 5279. 6045. 8367. 8567. 9085. 9457. *ruom* : (*ge*)*tuon* 801. 2175. 4363. 6699. 8853. 9253. 14831.

Es mag Zufall sein, daß *uom* : *uon* bei Walther nur einmal, bei Wernher 7 mal reimt: daß *am* : *an* bei Walther 38 mal, bei Wernher 128 mal reimt, ist gewiß kein Zufall. Für die Mundart ist damit freilich noch nichts bewiesen, es kann sich einfach um Verschiedenheiten der Technik handeln. In Wernhers Technik fallen also auslautendes *m* und auslautendes *n* in eins zusammen.

Die mittelhochdeutschen Dichter binden im allgemeinen auslautende Media mit auslautender Tenuis. Daß beide Laute in den Mundarten durchaus nicht überall zusammenfallen, hat zuletzt Bohnenberger hervorgehoben (Beitr. 31, 393 f.) für *g* und *k*. Denn um diese handelt es sich wesentlich. *p* kommt bei Wernher im Auslaut nur als Verhärtung von *b* vor. Ich weiß nicht, ob irgendwo im Mittelhochdeutschen auslautendes *t* von auslautendem *d* geschieden wird. Wernher tut es so wenig wie die große Masse der übrigen Dichter. Aber es findet sich bei ihm

niemals auslautendes ***k*** mit auslautendem ***g*** gereimt, obwohl er Reimmöglichkeiten genug hätte. Er trennt *behag*, *lag*, *pflag*, *slag*, *tag*, *wag* (36 Bindungen) von (*ge*)*smak* : *nak* ('odor') 979. 5917. 14201, : *rak* 1387, : *erschrak* 4775. Ebenso *gang*, *lang*, *rang*, *drang*, *sang*, *twang* (10 mal) von *dank*, *gedank*, *krank*, *trank*, *sank*, *stank*, *wank*, *überswank* (12 mal)[1]).

h : ***ch*** reimen Wernher und Walther im Auslaut anstandslos, wie zu erwarten. Walther reimt es auch im Inlaut[2]). Das tut Wernher im allgemeinen nicht, und deswegen — nicht wegen des überschießenden *t* — sind *flaht* : *ungemach* 9785 und *flâhten* : *brâchen* 9331. 9957 bei ihm etwas auffallend. Dagegen kennt er wie Walther im Präteritum und Partizip von *machen* die Formen mit *ht*: *maht* ('fecit') : *unverdaht* 5789; *gemaht* ('factus') : *bedaht* 12583. 13979, : *gedâht* 11613, : *naht* 2985, : *gestraht* 9971, : *staht* (v. *stecken*) 10339; *vermaht* (v. *vermachen*) : *verdaht* 11963. 13993; *mahte* ('fecit') : *ahte* 10881, : *dahte* 3899, : *gedâhte* 9541, : *trahte* Subst. 6899, : *trahte* Verb 8693, : *betrahte* 263, : *strahte* 7635. 8431, : *erwahte* 6645 (v. *erwecken*); *gemahte* : *trahte* 4785; *mahten* ('fecerunt') : *verdahten* 14079, : *geslahten* 137, : *trahten* 6105. Daneben nur einmal *macheti* : *wacheti* (8307).

Bei den Labialen ist nur auf den Reim *scharf* : *warf* 10099 hinzuweisen.

t wird nach *n* zu ***d*** erweicht[3]): *mande* : *serjande* 8781; *nande* : *helfande* 3681, : *hande* 6053, : *lande* 3203;

---

[1]) Bei Walther von Rheinau dagegen finden wir (*ge*)*smak* : *lag* 133, 15, : *wag* 35, 34. 92, 1. *dank* : *anevang* 48, 57. *gedank* : *betwang* 137, 29. *krank* : *lang* 25, 20. 27, 13. *trank* : *getwang* 114, 50. *sank* : *twang* 73, 39. *stark* : *karg* 113, 60. *strik* : *sig* 161, 39. Wahrscheinlich gehört auch *widerswanc* : *lang* (108, 36) hierher.

[2]) *wachte* : *slahte* 18, 41. *erswachte* : *wahte* Subst. 41, 1. *brâchen* : *sâhen* 92, 29. *sprâchen* : *jâhen* 55, 38, : *sâhen* 19, 37. 157, 35. 209, 7. 219, 8. 240, 6. *bræche* : *geschæhe* 65, 11. *gespræche* : *wæhe* 24. 31. 40, 27. 233, 33.

[3]) Ebenso bei Walther (*be-*, *er-*) *kande* : *hande* 239, 35. 256, 1, : *lande* 66, 9, : *lrande* Subst. 279, 21, : *gewande* Subst. 115, 4. (*ge*)*nande* :

bekanden, *erkanden* : *landen* 3283. 3377. 3669. 4533. 8595. 10455. 12491. Die indifferenten Fälle übergehe ich. Nach *l* scheint keine Erweichung des *t* einzutreten — im Gegensatz zu Walther —, denn der zweimalige Reim *unschuldeclich* : *gedulteclich* 10213. 10955 beweist nichts, da er sich sehr wohl als identischer Reim *-lich* : *-lich* auffassen läßt. Über die Bindungen von einfachem mit geminiertem *t* s. o. S. 61. Überschüssiges oder unorganisches *t* haben wir in den Reimen *ist* : *vinsternis* 8835. *flaht* : *ungemach* 9785. *flâhten* : *brâchen* 9331. 9957 [1]).

Die Spirans *z* wird anstandslos mit *s* gereimt, allein im Typus *az* : *as* über 200 mal. Ob in *erbeizen* : *reizen* 6825. 7033 das *z* schon als Affricata zu sprechen ist, läßt sich nicht erweisen, die Schreibung spricht dafür. Aber *büezen* reimt 1833 zu *müezen*, und *grüezen* 6973 zu *füezen* und 14529 zu *süezen* [2]).

Für die Frage der Aussprache von *st* als *št* ist *kusten* : *wusten* (*wüschen*) 7085 zu beachten [3]).

Abfall von *h* kennt Wernher [4]) nur in *nâ* (13 mal),

hande 102, 44. 230, 27, : *lande* 32, 47 a. *ungenande* : *hande* 11, 11. *gewande* Prät. : *hande* 134, 37. *erkanden* : *banden* 206, 21. Auch nach *l* tritt die Erweichung ein: *alde* : *balde* 39, 23. *manicvalde* : *balde* 181, 39 (daneben *manicvalter* : *salter* 235, 21). *gewalde* : *balde* 160, 42. *welde* 'mundi' : *melde* 20, 45. *solde* : *holde* Fem. 141, 55, : *scholde* 161, 55. 220, 45. *wolde* : *holde* Mask. 58, 13. 212, 6.

[1]) WvRh. *übergangnus* : *gelust* 97, 27. *erkantnus* : *brust* 288, 14. (*al*)*sus* : *âkust* 144, 56. 156, 14, : *gelust* 43, 48. 191, 49. : *verlust* 37, 38. 147, 26, : *brust* 171, 19. 211, 25.

[2]) Bei Walther ist von *büezen* nur *buoste* im Reim zu *wuoste* (*wüesten*) 138, 41 belegt, ebenso reimt *sasten* : *vasten* (ieiunium) 38, 33. Auch für *grüezen* fehlen die Belege.

[3]) WvRh. *er list* : *ist* 214, 44; 54.

[4]) Bei Walther finden sich außer *nâ* (17 mal) noch *hô* : *dô* 265, 39, : *frô* 254, 17; 31, : *alsô* 238, 3. (*ge*)*zô* : *dô* 43, 10. 185, 14, : *frô* 13, 30, : (*al*)*sô* 28, 58. 110, 42. 208, 46. (*er*)*slân* : *an* 159, 25, : *dan* 163, 11, : *vân* 262, 24, : *gân* 261, 33, : *man* 162, 48, : *sâ*(*he*)*n* 178, 7, : *getân* 164, 43. (*er*)*sân* : *gegân* 96, 23, : *getân* 216, 31. *twân* : *hân* 150, 7. *zâr* : *gar* 210, 47. *slât* : *stât* 37, 12. (*ge*)*sên* : *gên* 220, 13, : *Jerusalêm* 230, 33. 245, 39. 246, 3. 249, 8, : *Pharisên* 145, 27. Auch *phat* (=*phaht*) : *hât* 16, 41. 276, 9 wäre hier zu erwähnen.

nicht in *hô*: aber *hœsten* : *grœsten* 747. 8087. Von *vân* und Kompositis abgesehen (worüber unten S. 98) reimt nur *slân* : *geiselan* 9277. Über die Formen von *iht*, *niht* s. u.

Ausfall von *l* vor *ch* scheint vorzuliegen in *bevalch*[1]) : *sprach* 13807, : *beschach* 11395; *milch* : *willeclich* 3783, : *wünneclich* 5949. 5965, : *gelich* 5767. 5873. Dagegen möchte ich *zerteilt* : *gelegenheit* 6375 als einen Fehler der Überlieferung ansehen und *zerleit* schreiben, ebenso wie *behielt* : *heit* 1141 nicht als *behielt* : *hiet* aufzufassen, sondern in *behielt* : *wielt* zu ändern sein wird. — Über den Ausfall von *r* in *si wân* = *wâren*, der Wernher fremd ist, s. u. S. 97 A. 1.

Ausfall von *n* und Nasalierung vor dentaler Spirans wird bezeugt durch die Reime *einz* : *erbeiz* 4425; *dekeinz* : *sweiz* 8481; *enkeinz* : *veiz* 943*. 5875. Walther kennt das nicht, dagegen kommt der Abfall von *n* hinter tonlosem *e* bei beiden Dichtern mehrfach vor: *müge* : *zügen* 51; *stille* : *willen* 1693; *wâren* : *offenbâre* 2707; *lande* : *erkanden* 3283. 3377 u. ö. Schließlich erwähne ich hier noch *hin* : *ding* 5225.

3. Formenlehre.

Verbum.

In den beiden Hauptkonjugationen geht die Endung der 1. Sg. Ind. Präs. bei Wernher wie bei WvRh. im Reim auf *-e*, nicht auf *-en* aus. — Die 1. Pl. von *sîn* lautet bei Wernh. 5403 *wir sint* : *kint*; sonst *wir sîn* : *mîn* 5009, : *pîn* 10985, : *triegerîn* 13603, : *gebieterîn* 14453. Ebenso *wir hân* : *an* 3379. 7321, : *kam* 10591, : *man* 3295. 6239, : *nieman* 9123, : *freissam* 14591, : *getân* 5601. 7879. Auch sonst ist hier niemals *-nt* als Endung nachzuweisen[2]). — Die 2. Pl. endigt durchweg auf *-nt*. *ir sint* : *bevint* 8187,

---

[1]) Bei WvRh. spricht *bevoln* : *unverholn* 234, 27 umgekehrt für Ausfall des *h* in *bevelhen*.

[2]) WvRh. 97, 13 ist überliefert *wir hânt* : *si übergânt*. Der Konjunktiv, der syntaktisch möglich wäre, ist sonst nur als *gên* bezeugt.

: *kint* 5265. *ir hânt* : *erkant* 8979, : *lant* 12053. 12231, : *benant* 809. Ebenso im Imp. *gânt* : *zehant* 7403, : *bekant* 12297 [1]). — Die 3. Pl. Ind. Präs. bildet Wernh. stets auf *-nt* [2]). — Von der 2. Sg. Ind. Prät. eines starken Verbums ist nur ein Beispiel belegt: *du kæmde* : *du benæmde* 11035. Der Reim ist zwar indifferent, aber da das leicht reimbare *du wære* bei Walther 7 mal, bei Philipp sogar 18 mal vorkommt [3]) und Wernher selbst *er wære* 50 mal in den Reim setzt, so geht daraus ziemlich deutlich hervor, daß die 2. Person bei ihm nicht wie die 3. lautete, sondern durch einen Dental erweitert war. — In der 3. Pl. Ind. Prät. läßt sich das *-nt* der Endung zweimal durch den Reim erweisen: *si zugent* : *mugent* Subst. 9985, : *tugent* 659. — Auch das *i* des Konj. Prät. ist einmal durch den Reim gesichert [4]): *si wærin* : *in* 153. — Bei den schwachen Verben geht der Inf. einmal auf *-on* aus, das Part. 19 mal auf *-ot* [5]). Die einzelnen Fälle sind S. 81 angeführt.

Aber auch die 3. Pl. Ind. Präs. geht manchmal auf *-n* aus, s. u. Seite 91 A. 2. Sonst heißt es *wir hân* : *lân* Inf. 146, 14, : *man* 126, 27. 214, 50, : *getân* 34, 44. 106, 16, : *wân* Subst. 287, 30, : *gewan* 207, 39. Ebenso *wir sîn* : *dîn* 278, 27, : *drîn* 'tribus' 120, 56. Aber auch *wir went* 'volumus' : *gesent* 'missus' 83, 14 und *wir mugent* : *jugent* 197, 13. Beides sind ja freilich keine Indikative Präsentis.

[1]) Auch WvRh. sagt *ir sint* : *kint* 4, 23. 191, 9 und *ir hânt* : *zehant* 104, 23, aber daneben *ir wẹlt* : *gezẹlt* 223, 21, und im Imp. *seht* : *kneht* 54, 46.

[2]) Bei WvRh. scheint das *t* manchmal zu fehlen. *si sîn* : *büechelîn* 5, 9. 215, 21. *si stân* : *getân* 2. Buch 49, 5. 145, 33. *si widerstân* : *umbegân* Inf. 11, 23. Freilich *si sîn* : *dîn* 140, 21. 157, 1. 254, 5, : *büechelîn* 289, 25 kann auch Konj. sein, aber *si hân* : *crôn* 278, 4 gehört hierher, wenn *crôn* als *krâm* aufzufassen ist (vgl. Martina 29, 70. 43, 3. 49, 105).

[3]) WvRh. *du wære* : *fridebære* 282, 16, : *fröudenbære* 282, 10, : *sunderbære* 250, 27, : *behaltære* 201, 7, : *gewære* 202, 4. 283, 2, endlich *du wære* : *du gebære* 281, 40. Vgl. Philipp 5104. 5148. 5640. 5646. 5654. 5656. 5674. 5678. 7014. 7314. 7440. 7652. 9036. 9424. 9710. 9792. 9906. 10050.

[4]) WvRh. *si wissetin* : *sîn* Inf. 21, 50.

[5]) Bei WvRh. nichts dergleichen.



Ich gehe die Ablautreihen der starken Verben durch. Das Prät. von *schrîen* reimt Wernher im Sg. niemals, er sprach also wohl *schrei*. So lautet auch das Subst. *schrei* : *zwei* 7003[1]). Plur. *schriuwen* : *riuwen* 13535[2]). — In der zweiten Ablautreihe ist der Konj. Prät. von *ziehen*[3]) als *zuche* : *fluche* 199 überliefert. Da ein Reim von *g* : *h* nicht auffallend wäre, beweist das nichts. Der Pl. Ind. *zugent* reimt zu *flugent* 257, *mugent* 9985, *tugent* 659. — Bei *verliesen* ist der grammatische Wechsel bei Wernh. im Konj. Präs. und im Inf. ausgeglichen[4]): *er verliere* : *schiere* 10689; *verlieren* : *jubilieren* 1405, : *tieren* 5447. — In der 3. Ablautreihe beweisen folgende Reime, daß das *u* des Konj. Prät. nicht umgelautet wird: *wunde* Konj. : *kunde* Ind. 11529; *funden* Konj. : *stunden* 3361; *kunden* Konj. : *stunden* 3009; *erklungen* Konj. : *zungen* 2147. Ferner *wurde* Konj. : *burde* 12651, da 13879 *burden* : *wurden* Ind. reimt; sonst nur indifferent: *verdurbe* : *sturbe* 7953. 13051; *wurde* : *sturbe* 3545, : *ersturbe* 10601; *sturbind* : *erwurbind* 195. — Von *beginnen* ist das Prät. *began* (auch mit nachfolgendem Inf.) 34 mal belegt, der Plur. *begunnen* : *sunnen* 3205; *begunde(n)* 4 mal[5]). — Über *bevelhen* s. o. S. 90. — Von der 3. Sg. Präs. von *komen*, *kunt* : *funt*, *sunt*, (*ze*)*stunt* ist schon S. 87 die Rede gewesen. Hier haben wir uns mit den synkopierten Formen des Inf. und des Part. zu beschäftigen. Beide sind gleich-

---

[1]) WvRh. Subst. *schrê* : *gê* 170, 39, : *wê* 177, 18. 185, 16; 30, : *ôwê* 172, 51. 180, 47. Ebenso, wie schon Zwierzina (Zs. 45, 31) festgestellt hat, das Prät. *schrê* : *ê* 178, 33. 182, 7, : *Galilê* 262, 30, : *mê* 145, 13. 184, 46. 200, 39. 202, 30; 42. 245, 5, : *Sâlômê* 2. Buch S. 74 a, : *wê* 172, 45. 176, 47. 180, 35. 182, 31. 193, 55. 195, 21. 198, 51, : *ôwê* 97, 56. 169, 40. *erschrê* : *ê* 177, 28.

[2]) Derselbe Reim WvRh. 181, 1 *bespiuwen* Part. : *ungetriuwen* 183, 4.

[3]) Über *zô* bei WvRh. s. o. S. 89 A. 4.

[4]) WvRh. *verlieren* Inf. : *tieren* 104, 3. *verlôs* : *kôs* 133, 13.

[5]) *began* bei WvRh. 13 mal, bei Phil. 3 mal im Reim. *begunnen* : *gewunnen* Phil. 72, aber auch *begunden* : *gewunnen* 9619. Sonst *begunden* bei Phil. 28 mal, bei WvRh. 5 mal.

lautend. Der Inf. reimt zu *sun* 2251. 6327. 6609. 6915. 9697. 9739. 9745. 11695. 14243. Das Part. reimt 10333 zu *tavelun*, sonst ebenfalls zu *sun* 1615. 2459. 2621. 2831. 3023. 4741. 4883. 4937. 5117. 6303. 6795. 7303. 7677. 9383. 9687. 10241. 10417. 10749. 10835. 10949. 13785. 13907. 14489. 14595. 14673. 14777. 14907. Auch das Part. von *nemen* reimt zu *sun* : *benun* 12985; *genun* 2823. 4231. 5215. 6169. 6381. 7361. 10771. 10793. 10799. 11581. 13729; *vernun* 1619. 2427. 5223. 5303. 6235. 6291. 6891. 7567. 9073. 9839. 10541. 10975. 11469. 12445. 13315. 14033; *unvernun* 9817*. 11557. Das sind 67 Fälle, denen keine einzige Bindung zu *von* oder *gewon* gegenüber steht. Das beweist, daß wirklich *kun*, *genun*, *sun* anzusetzen sind, und nicht etwa *kon*, *genon*, *son*. Dafür spricht außerdem der Reim *kun* : *tavelun*, und die übrigen Bindungen von *sun* : *nun* 10191. 10207. 10411. 10805. 10841. 10917, : *verwun(nen)* 10427. Der Inf. *komen* reimt 14 mal auf *genomen*, *vernomen*, das Part. *(über)komen* 21 mal auf *benomen*, *genomen*, *vernomen*. Diese Reime sind natürlich indifferent. Sonst reimt 4621 *kumen* Inf. : *frumen* Subst., 4143 *komen* Part. : *frumen* Inf. Ferner *genomen* : *nâchkomen* 9409, *vernomen* : *wilkomen* 5383. Im Prät. reimt nur *kam*, *kâmen* [1]). Zu *geben* ist kein Inf. *gen* belegt, so wenig wie *nen* zu *nemen*. — *genâren* kommt nicht vor, *genas* bei Wernh. 8 mal, bei WvRh. 3 mal. — Über *az*, *âz* s. S. 16. — Das Part. von *tragen* ist stets stark [2]).

[1]) WvRh. hat von synkopierten Formen nur *genon* : *von* 60, 62. 272, 5. Der Inf. *(be)komen, überkomen* reimt zu *nâchkomen* 1 mal, zu *be-, ge-, vernomen* 11 mal, zu *fromen* Subst., Adj., Verb 11 mal. Im Part. sind die Reimwörter *gomen* 2 mal, *be-, ge-, vernomen* 38 mal, *fromen* Subst., Adj. 8 mal. Die Schreibung schwankt: *ich kume* : *frume* Subst. 125, 37, *ich kome* : *frome* Adj. 78, 22. *si kumen* Konj. : *benomen* 98, 32. *er kumet* : *frumet* 9, 10 und *er komet* : *fromet* 98, 10, aber *er kunt* : *stunt* 204, 38. Im ganzen neigt er zum *o*, Wernh. zum *u*. — WvRh. setzt 40 mal Formen von *bekomen* in den Reim, Wernh. nur 3 mal, Phil. 1 mal. Umgekehrt hat Phil. 9 mal *erkomen*, Wernh. und WvRh. haben es beide niemals.

[2]) Zu *tragen* findet sich bei WvRh. öfter das Part. *getragt* im

Über *treit* s. o. S. 80, über *gie*, *vie*, *vân* s. u. S. 56. — *lief* : *rief* 13013; *rief* : *slief* 3533. *ruofte* ist nicht belegt, *rüefen* : *wüefen* 6 mal [1]).

Zur Mischung starker und schwacher Formen verzeichne ich *luot* 'invitavit' : *tuot* 4437; *gelat* Part. : *hat* 14351, : *stat* 7175. *si versmâhent* reimt mit transitiver Bedeutung zu *si vâhent* 1513, dazu das Part. *versmâhen* : *gâhen* Inf. 7891, daneben *versmâht* : *widerbrâht* 14597 [2]). — Vita 6612 heißt:

Maria sibi regulam statuit vivendi.

Wernh. 12739 f. übersetzt das:

Maria ir selber userwielt
Ain regel die si hielt.

Gegen die Konjektur *ûzerwelt* : *helt* spricht der Umstand, daß Wernher das Präsens historicum nicht geläufig ist. Ist aber die Überlieferung richtig, soll man dann in *ûzerwielt* einen lautlichen Übergang von *ẹ* in *ie* annehmen? Wir finden in unserer Hs. öfter *niemen* für *nëmen* geschrieben, was ja auch sonst vorkommt; aber Tagew. Str. 33 steht *schiergen* für *schẹrgen*, also *ie* für Umlauts-*e* wenn es nicht Verschreibung statt *schergien* ist. Oder ist irgendwie das Präteritum *wielt* von *walten* zur Erklärung heranzuziehen? Ich finde keine befriedigende Lösung der Schwierigkeit.

Bei den schwachen Verben ist von *wẹln* sonst nur das Part. *erwẹlt* belegt, das 6 mal zu *gezẹlt* reimt. Neben *gezẹlt* kommen 16 *gezalt* vor. Neben *genẹrt* : *verzẹrt* 13233 steht *genarte* : *sparte* 7293, wo *sparte* doch wohl von *sparn* abzuleiten ist. Von *dẹnnen* ist *gedant* : *hant*

Reime auf *magt* 2. Buch S. 74 b. 62, 26. 63, 30. 227, 7. 242, 45. 243, 37. 245, 23. 249, 34. 260, 19. 266, 17. 268, 7. 271, 51. 272, 29. 286, 45. 287, 38. 289, 13. *betragt* 276, 31. *übertragt* 245, 15. 278, 43. *enttragt* 255, 1. Daneben *getragen* und *vertragen* 6 mal.

[1]) WvRh. *lief* : *brief* 217, 21. *ruofte* : *wuofte* 8, 39.

[2]) WvRh. *luot* : *guot* 86, 33. Ferner ist 175, 43 *klam* mit transitiver Bedeutung zu *scham* gereimt. *zerblân* : *an* 111, 21. *gedrân* : *hân* Inf. 239, 7, : *getân* 26, 27. 27, 25. 111, 51.



9983 belegt. Daß neben den synkopierten Formen, die in der Mehrzahl sind, auch die vollen vorkommen, zum Teil bei denselben Verben, ist nichts besonderes: *gezęrret* : *gebęrret* 10401 neben *gezart* : *wart* 11295, *zartin* : *warttin* 2641; *gehœret* : *zerstœret* 3473 neben *gehôrt* : *dort*, *mort*, *wort* (13 mal), *hôrt(en)* : *wort(en)* (6 mal); *erlœset* : *verbœset* 14599 neben *erlôst* : *trôst*, *getrôst* (5 mal); *ertœtet* : *genœtet* 10337 neben *getôt* : *nôt* (4 mal)[1]. — Wernh. 3261 *vermœrten* : *bewœrten* ist indifferent, *gelœrt* : *swërt* 14319 steht im Vierreim[2]. — Von den Verben mit *j* im Präs. reimt bei Wernh.[3]) *(un)genât* : *hât* 13495, : *stât* 6125, *besprât* : *wât* 1383, *gesprât* : *hât* 5779, *gesât* : *blat* 947, *bluote* : *huote* Subst. 1757. Inf. *blüejen* : *trüejen* 1733 und *müejen* : *tüejen* Konj. 7923, endlich der Konj. *müeje* : *getüeje* 5127. — Die Verben mit *ck* im Präs. verwandeln es im Prät. in *h*[4]: *bedaht* : *gemaht* (v. *machen*) 12583. 13979; *verdaht* : *vermaht* (v. *vermachen*) 11963. 13993; *unverdaht* : *maht(e)* (v. *machen*) 5789; *gestraht* : *gemaht* 9971; *dahte* : *mahte* 3899; *verdahten* : *mahten* 14079; *straht(e)* : *gemaht* 10339; *strahte* : *mahte* 7635. 8431; *erwahte* : *mahte* 6645; *verstriht* : *niht* 1521, : *geschiht* Subst. 6307; *erkihte* : *rihte* 12967. Indifferente Reime sind weggelassen. — Die Belege für die synkopierten Formen von *machen* s. o. S. 88. — Zu *setzen* reimt das Part. *gesetzet* : *ergetzet* 12431.

---

[1]) WvRh. *bezęlt*, *gezęlt* (2 mal) neben *bezalt(e)*, *gezalt* (15 mal); neben *erwęlt* : *gesęllt* 60, 12, : *gestęllt* 35, 16 dreimal *erwęllet(e)* : *gesęllet(e)* 42, 43. 48, 29. 130, 46. *gedant* : *rant* 181, 51. Neben *gehôrt* der Inf. *hôren* : *ôren* 139, 49. 241, 43.

[2]) WvRh. *beswârte* : *zarte* 18, 43. 30, 11; *bewœret* : *geeinbœret* 145, 45, *bewœrt* : *gert* 215, 1; *geeinbœrt* : *wert* 107, 3.

[3]) WvRh. *zerblân* und *gedrân* sind S. 94 A. 2 erwähnt, außerdem *genât* : *nât* 29, 58, : *wât* 253, 46, *nâte* : *gedrâte* 29, 52, *zersât* : *hât* 230, 53, *sâte* : *hâte* 84, 29, *muote* : *huote* Subst. 30, 15, : *behuote* 227, 19. In 42, 22 verstehe ich das *wuote* nicht; wenn dafür *bluote* zu lesen wäre, so hätten wir noch einen Beleg mehr.

[4]) WvRh. *bedaht* : *beslaht* 237, 8. *(be)dahte(n)* : *mahte(n)* (von *megen*) 76, 18. 228, 7. *smahte* : *ahte* 91, 46. Von *machen* reimen: *gemaht* : *aht* 206, 39. 210, 5. *mahte* : *slahte* 111, 47.

gesat[1]) könnte dem Sinne nach in *gesät*:*blat* 947 wohl angenommen werden, aber die Schreibung spricht für das Part. von *sæjen*; auch wäre *gesat*, wenn überhaupt vorhanden, häufiger zu erwarten.

Ich komme zu den Präteritopräsentien. Zu *weiz* bildet Wernh. das Prät. *er wist*:*brist* 11771, :*frist* 833. 5549, :*Krist* 41; *wiste*:*friste* 2973; *wisten*:*êwangelisten* 47. 2091, :*listen* 777, :*fristen* 3579, :*kristen* 21. — Von *kan* reimt der Ind. Prät. *kunde(n)* zu *begunde* 4325. 4717, :*stunden* 6255, :*wunde* Konj. 11529, :*wunden* Ind. 11603. Konj. *kunden*:*stunden* 3009. Inf. *erkunnen*:*gewunnen* 2715. — *sol* 1. 3. Sg. ist 32 mal belegt, Plur. *wir süllen*:*erfüllen* 1551. Prät. *solte(n)* 31 mal. — Zu *mac* bildet Wernher *du vermaht*:*gedâht* 7563, Konj. *müge(n)*:*lügen* Subst. 7571, :*zügen* Subst. 51. 5765. *(ver)mohte(n)*:*tohte(n)* 8035. 12215. *möhte*:*töhte* 11547. — Von *müezen* ist der Konj. Prät. *si müesten*:*wüesten* 7381 belegt[2]).

Die 2. Sg. von *ich wil* geht auf *t* aus: *du wilt*:*bevilt* 1963. 7579. 10515, :*verhilt* 501, :*schilt* 14565. Inf *wellen*:*gesellen* 13365. *wolte(n)* im indifferenten Reim 31 mal[3]).

---

[1]) WvRh. belegt, wie schon Zwierzina (Zs. 45, 45) hervorgehoben hat, nur *gesat*:*phat* 11, 41, :*getrat* 229, 37, :*stat* 125, 39. 129, 32, 228, 1. 248, 29. 276, 37. 278, 20. *entsat*:*stat* 183, 56. Das Prät. heißt *sasten*:*vasten* Subst. 38, 33.

[2]) WvRh. reimt *wisten*:*êwangelisten* 49, 21, aber auch *wisse*:*Amoroisse* 137, 43. Konj. *wissetin*:*sîn* 21, 50. Part. *gewizzen*:Inf. *wizzen* 38, 7. — *si kunnen*:*gunnen* Inf. 50, 40. Ind. *kunde(n)*:*bunde* Subst. 106, 8, :*munde* 246, 33, :*stunde(n)* 8, 35. 25, 2. 28, 36. 30, 39. 33, 21. 64, 8. 91, 24. 95, 56. 101, 43. 130, 6. 175, 47. 179, 8. 186, 29. 231, 6; 36. — *sol* 40 mal, Prät. *sölde*:*holde* Fem. 141, 55, :*scholde* 161, 55. 220, 45, im indifferenten Reim mit *wolde* noch 15 mal. — Doppelformen: *wir mugent*:*jugent* 197, 13. *si mugent*:*jugent* 43, 26. *si megen*:*legen* Inf. 37, 6. *mohte(n)*:*geflohten* 118, 27, :*tohte* 31, 14. *möhte*:*töhte* 57, 41. 126, 11. 152, 33. *mahte(n)*:*ahte* 29, 50. 57, 53. 173, 42. 210, 21. 211, 39. 244, 46. 280, 40, :*dahte* 76, 18, :*bedahten* 228, 7, :*geslahten* 249, 20. *mähte*:*rehte* 180, 41, :*gebrähte* 148, 19.

[3]) WvRh. *du wilt*:*gezilt* 16, 35. *wir went*:*gesen(de)t* 83, 14. *ir welt*:*gezelt* 223, 21. Konj. *welle*:*ungevelle* 285, 33. *wellest*:*ervellest*



Von **tuon**[1]) heißt der Konj. *tuo* : *zuo* 5155. 9245, aber auch *(ge)tüeje(n)* : *müeje(n)* 5127. 7923. Das Prät. *(ge)tet* reimt 82 mal zu *bët(e)*, *gebët*, *lachet(e)*, *het* (Ind. Präs., Prät., Konj. Prät.), *bezzeret(e)*, *betet(e)*; 7 mal zu *Elisabeth*, *Nazareth*; 6909 zu *überrẹt*. In folgenden Fällen ist es sicher Konj.: *tet* : *het* Prät. Ind. 10163. 10909, : *Nazareth* 5435. Daneben haben wir *(ge)tæte(n)* : *bæte(n)* 7339. 11873. 12999. 13059, : *hæte* 3271. 12343, : *gerœte* 3823. In 3271 ist überliefert *hette* : *tette*, was doch wohl ebenso zu deuten ist.

Von **gân** ist die 1. Sg. nicht nachzuweisen. Der Konj. heißt *gê* : *mê* 1647. 7723; *ergê* : *mê* 6949. 9177. Inf. *gân* reimt 49 mal. Imp. *gang* : *lobesang* 14241; *gânt* 2. Pl.: *zehant* 7403, : *bekant* 12297. Von **stân** sind belegt: *ich erstân* : *hân* 6549. 10487, *ich verstân* : *lân* 2749, : *obenân* 13971. Konj. *stê* : *mê* 1441. Inf. *stân* 33 mal. Partizipien *begangen*, *ergangen* 5 mal, *erstanden* 1 mal. *gie* und Komp. reimen auf *ie*, *die*, *hie* Adv., *lie*, *nie*, *knie*, *wie*; die Präte-

---

123, 27. *si wellen* : *gesellen* 9, 54. Prät. *wolde* : *der gotes holde* 58, 13. 212, 6, im indifferenten Reim 20 mal.

[1]) Bei WvRh. nur *(ge)tuo* : *fruo* 10, 2. 103, 28, : *zuo* 56, 40. 242, 47. *(ge)tet, vertet* 27 mal im Reime, ein sicherer Konjunktiv ist nicht darunter, *tæte(n)* ist 6 mal belegt. — Neben dem Konj. *(über)gê* : *ê* 36, 45. 101, 28, : *schrê* 170, 39; *si gên* : *sên* Inf. 220, 13 auch der Inf. *gēn Jerusalêm* 169, 48, daneben 48 mal *gân*. Ebenso Inf. *(be)stên* : *Jerusalêm* 173, 20. 233, 53. 247, 38. 248, 1 neben *stân* Inf. 58 mal. *ich erstân* : *hân* 124, 33, : *lân* 185, 46. Part. *gegân* : *an* 135, 18. 207, 43, : *hân* 186, 45. 240, 14, : *Johan* 218, 19, : *lân* 176, 17, : *man* 118, 33, 127, 35. 245, 17, : *sâ(he)n* 96, 23, : *Satân* 129, 16, : *getân* 102, 16. 169, 52. 222, 26. 223, 39. 264, 1, : *stân* 170, 55, : *wân* Subst. 105, 41, : *wâ(re)n* 96, 55. 224, 11. 265, 41. *ergân* : *hân* 253, 48, : *getân* 217, 19, : *erstân* 151, 35. Daneben *gegangen* 3 mal, *erstanden* 2 mal. — Nach der Karlsruher Hs. reimt 62, 12 *si bint* (= *birnt*) : *si sint*. Plur. Präs. Konj. *si sîn* : *Joachim* 8, 53, : *mîn* 199, 20. *si sîen* : *arzenîen* 139, 43. Part. *gesîn* : *in* 119, 1. 213, 24, : *dîn* 100, 13. 120, 38, : *guldîn* 88, 33, : *mîn* 120, 6. 145, 5, : *pîn* 144, 36, : *sîn* Poss. 117, 39. 158, 3. 234, 25. *gewesen* 134, 17. Inf. *sîn, gesîn* reimt 144 mal, *wesen* 5 mal. Außerdem *si wesent* 3, 18. 287, 24, und *er wese* 287, 12. *si wâ(re)n* : *gegân* 96, 55. 224, 11. 265, 41, : *hân* 233, 13. 244, 48. 263, 44, : *man* 64, 10, : *emphân* 67, 37. 133, 61, : *getân* 180, 25, : *undertân* 251, 53, : *bestân* 265, 5. Daneben 12 mal *wâren*.



rita von *vâhen* und *hâhen* dagegen werden nie mit diesen Wörtern gebunden, sondern nur mit dem Präteritum von *gân:* wir werden also für Wernher die Doppelformen *gie* (50 mal) und *gienc* (40 mal) anzusetzen haben, aber auf der andern Seite nur *vienc* und *hienc*, kein *vie* und *hie*, s. unten S. 99. — Von dem Plur. Präs. Ind. von ***sîn*** ist oben S. 90 f. gesprochen. Der Plur. Präs. Konj. ist nicht belegt. Part. *gesîn* : *dîn* 6315. 6347, : *kindelîn* 5207, : *mîn* 6311. 8917, : *pîn* 10 015. 10 259, : *wîn* 9951; daneben *gewesen* 4173. 7763. 8723. 8861. 10 257. 10 437. 11 773. 12 541. 13 753. Der Inf. *sîn*, *gesîn* reimt 114 mal, *wesen* 15 mal. Der Plur. Prät. Ind. lautet nur *wâren*, 44 mal im Reim. Über *du wœre* s. o. S. 91.

Von Kontraktionen kommen vor: *kît* : *hôchgezît* 2007; *lît* : *wît* 2567, : *zît* 975. 2107. 2139. 2149. 6243. 8213. 9593. 11 491, : *hôchgezît* 5069. 9233; *gist* : *ist* 14 879, *vergist* : *gebrist* 499. Die 3. Person ist nicht belegt, s. o. S. 76. — Über *leit*, *treit*, *seit* s. o. S. 80 f. Von *reden* ist nur das Part. *überrẹt* : *tet* 6909 bezeugt. — Über *slân* s. o. S. 90. Neben *vâhen*, *empfâhen* : *gâhen* 8347. 8751. 14 465 und *si vâhent* : *versmâhent* 1513 sind bei Wernh. belegt: (*ge*)*vân* : *gân* 7919, : *engân* 5047, : *getân* 9635; *vervân* : *getân* 7479;

[1]) WvRh. *gît* : *lît* 38, 1, : *zît* 4, 11. 12, 15. 65, 29. 80, 10. 94, 38. 111, 33. 173, 28. 188, 7. 278, 18. *lît* : *zît* 81, 23. 288, 28, : *hôchgezît* 162, 10. — Inf. *vâhen* : *gâhen* 182, 3, : *hâhen* 203, 44, : *nâhen* 151, 47. 154, 39. *enphâhen* : *gâhen* 254, 13. 275, 42, : *smâhen* 12, 19. *vân* : *gân* 219, 28, : *slân* 262, 24, : *getân* 92, 31. *enphân* : *hân* 61, 44. 127, 43. 263, 26. *er bevât* : *hât* 134, 65. Part. *bevangen* 109, 41. 144, 12. 182, 57. *gevangen* 156, 18. 159, 39. 207, 59. *enphangen* 52, 17. 245, 27. 249, 6. Prät. *vie* : *hie* Adv. 178, 55, : *lie* 204, 24. *bevie* : *hie* Adv. 104, 53. 172, 43. *gevie* : *sie* 239, 29. *vervie* : *lie* 8, 37, : *nie* 29, 46. *enphie* : *ie* 269, 40, : *die* 60, 58, : *hie* Adv. 128, 6. 131, 61. 169, 6. 272, 43. Außerdem 18 indifferente Reime von *vienc* : *gienc*, beide mit Komp. Sicheres *gie* reimt 27 mal. — *hienc* : *gienc*, *enphienc* 95, 29. 187, 7. — *er lât* 5 mal gereimt. *er lâ* : *dâ* 129, 34. Inf. *lân* 20 mal, *lâzen* 3 mal. Part. *gelân* 2 mal, *erlân* 1 mal, *verlân* 6 mal. *lie* 20 mal, *liez* 6 mal. — *e*-Formen von *hân*: *du hest* : *gegest* 11, 9, *er het* : *Nazareth* 155, 12. *er hete* : *Nazarethe* 103, 18, : *sẹtte* 114, 34. Prät. Ind. *hæte*(*n*) 19, 15. 30, 9. 32, 44. 41, 49. 110, 38. 115, 20. 181, 19. 207, 31. 218, 1. Part. *gehân* 165, 41.

wir emphân : *getân* 10575; *er emphât* : *hât* 12305. 14229. 14273; *emphâst* : *hâst* 14435. Von Partizipien kommen nur vor *gevangen* 9121. 9693. 10229; *umbevangen* 10363; *enphangen* 12419. 12607. Das Prät. *vienc* reimt ausschließlich auf (*be*)*gienc, ergienc* 1715. 2201. 4605. 7637. 8341. 8569. 12745. 13839; *umbevienc* : (*be*)*gienc, übergienc* 4893. 5161. 9923; *gevienc* : *gienc* 11801; *vervienc* : *gienc* 9499; *enphienc* : (*be*)*gienc, ergienc* 177. 405. 2265. 2307. 2491. 2579. 2769. 3325. 3509. 3815. 4203. 5371. 6817. 8063. 8653. 11421. 11543. 11957. 12373. 14183. 14521. 14631. 14761, : *hienc* 10245. — *hienc* wird 10245. 10309. 10365. 10531. 11293 nur mit *gienc, enphienc* gebunden. — *du lâst* steht 2 mal, *er lât* 8 mal im Reim. *ir lânt* : *ir hânt* 9231. *er lâ* : *dâ* 1461. *er lâze* : *strâze* 6829. Inf. *lân* und Komp. 21 mal, *lâzen* 1 mal. Part. *gelân* 8 mal; *verlâzen* 955 ist Adjektiv. *lie* 19 mal, *liez* 9 mal. — Über die *a*-Formen von *hân* s. oben S. 73. Von *e*-Formen sind belegt: *du hest* : *brest* 285; *er het* Präs. : *gebet* 8419, : *Elisabeth* 2255, : *Nazareth* 10335, : *tet* 1493. 3253. 5219. 5229. 6211. 7461. 7517. 7833. 8193. 8203. 8299. 8925. 12941; *er het*(*e*) Ind. : *gebet* 1555. 8387. 12395, : *Elisabeth* 1641, : *Nazareth* 2503. 4629. 5031. 5205. 5325, : *tet* 4867. 4943. 5357. 6281. 8597. 8695. 8749. 8991. 9997. 10157. 10163. 10387. 10801. 10909. 12565. 12703. 12763. 12783. 13775. 13933. 14013. 14531, : *getet* 907; *er het*(*e*) Konj. : *bet*(*e*) 7535, : *Elisabeth* 2289, : *tet* 2937. 12043, : *getet* 9003, : *kriuzegete* 9479. Zu einer sicheren Entscheidung über den *e*-Laut kommt man nicht, s. oben S. 79. Part. *gehäbt* : *gebet* 11415; im Versinnern *gehaben* 5220.

Nomen und Pronomen.

Über die Deklination läßt sich aus den Reimen nicht viel entnehmen. Bei den Femininen der *i*-Deklination ist in der Regel im Genitiv und Dativ Angleichung an den Nominativ eingetreten. Ausnahmen sind selten: *der welte* : *gelte* Verb 521, : *gelte* Subst. 14125, *hiute* (Dat. v. *hût*) : *liute* 6001, *der snüere* : *füere* 4981. Bei dem Plural der Neutra ist meist die alte Form bewahrt, es heißt *diu*



tal, *diu kint* usw. Dagegen heißt es von *lit diu* (*ge*)*lider* (: *nider*, *wider* 4603. 6041. 7291. 9823. 9975. 10113. 10867. 11479. 12949), nur 9631 der Dativ *liden* : *übertriben*[1]. Auffallend ist das Fehlen des Umlauts bei *lamber* : *einander* 13563. Im Gen. Plur. erscheint die alemannische Endung *-en*: *jâren* : *wâren* 151, *dingen* : *gelingen* 4705, *liuten* : *betiuten* 6747. -- Bei *man* sind Reste der konsonantischen Flexion erhalten: Gen. Pl. *man* : *hân* 11405, : *gewan* 1637. Dat. Pl. *man* : *an* 4935. Im Dat. Sing. dagegen neben häufigem *man* auch *manne* : *Anne* 97. *vater* kommt bei Wernher nicht im Reim vor[2]. *vriunt* ist nicht belegt. Ob der Pl. *genôz* : *grôz* 535 alte Form oder neue Apokope ist, läßt sich nicht sicher entscheiden. Dat. *genôzen* : *gestôzen* 13249. Zu *vuoz* kommt als Plur. nur *vüeze* vor[3]. *mit gedenken* : *versenken* 1119 kann nicht für den Plural von *gedanc* ohne weiteres beweisen, da er auch den substantivierten Infinitiv *daz gedenken* kennt (8707. 12845)[4]. Zu *got* reimt der *i*-Plural *göte* : *gespöte* 4093. 4163. Von *hûs* ist der Dat. Sg. nur als *hûs* belegt: bei den häufigen Apokopen, und da auf *-ûse* kein Reimwort sonst vorkommt, ist darauf kein Gewicht zu legen. — Feminina auf *-î* oder *-în* sind bei Wernher im Reim nicht nachzuweisen[5]. Ein *sît* neben *site* finden wir nicht, wohl aber *wîs* neben *wîse*[6]. (*de*)*keine wîs* 1887. 3057. 12591, *in tûben wîs* 1577. 1727, *in ander*, *mäniger*, *hôher*, *brûner wîs* 1021. 5125. 5785. 11339, *ze aller wîs* 14859, *in kindes*, *spottes*, *zornes wîs* 5275. 5725. 9329. Ebenso *stunt* neben

---

[1]) WvRh. *lider* 23 mal, aber *lide* : *vride* 227, 45, : *unterschide* 163, 13.

[2]) WvRh. Gen. *vater* : *hat er* Prät. 119, 33.

[3]) Neben sonstigem *vüeze* bei WvRh. Gen. Plur. *vuoze* : *gruoze* 130, 18.

[4]) Bei WvRh. 238, 23 *mit gedenken* : *bekrenken* liegt es anders, da WvRh. solche substantivierten Infinitive nicht gerade liebt. Daneben *mit gedanken* : *gedanken* Inf. 285, 43.

[5]) WvRh. *günlichî* : *sî* 62, 10. *menegîn* : *hin* 159, 19.

[6]) WvRh. *in alle wîs* 24, 25. 26, 11. 28, 44, *dekeine wîs* 110, 44, *ze gelîcher wîs* 17, 3, *in spòttes wîs* 161, 7.

stunde, während *slahte* fehlt[1]). Zu bemerken ist noch der Akk. Sg. *arbeite* : *leite* 13975. — Die Frage nach der starken oder schwachen Flexion, namentlich der Feminina, läßt sich wieder nicht endgiltig lösen, da unser einziges Mittel, der Reim, hier versagt. Es ist schon hervorgehoben (S. 90) daß ein überschießendes *n* nichts Ungewöhnliches ist, und darauf kommt es doch gerade an. Als Beispiel gebe ich die Belege für *erde* vollständig. Gen. *erden* : *werden* 3167. Dat. *erden* : *werden* 3393. 6903. 7307. 7373. 12273. 13673, : *scherben* 4055. 4837, : *ersterben* 9563. Acc. *erden* : *werden* 2153. 3233. 6343. 11453, : *sterben* 7957. Gen. *erde* : *werde* 1821. 2629. 3943. Dat. *erde* : *werde* 1243. 2815. 3503. 13599, : *gebærde* 2577. Acc. *erde* : *werde* 4017. 6145. 6333. Vielleicht kann man sagen, daß *erde* im kirchlichen Sinn (= Gegensatz zu *himel*) stark und schwach flektiert, in den andern Bedeutungen dagegen nur stark. Ebenso schwanken *helle* (Dat. *hellen* : *vellen* 7319, Dat. *helle* : *gevelle* 7383), *mâze* (Dat. *mâzen* : *strâzen* Dat. Pl. 4585, Dat. *mâze* : *strâze* Akk. Sg. 3709, : *strâzen* Dat. Sg. 3977), *sache* (Akk. Sg. *sachen* : *swachen* Inf. 2687, Akk. Sg. *sache* : *mache* 7781), *strâze* (Dat. Sg. *strâzen* : *sâzen* 3931, Dat. Sg. *strâze* : *lâze* 6829). Von schwachen Formen verzeichne ich: *kemenâten* Dat. Sg. : *berâten* 3363, *salben* Dat. Sg. : *allenthalben* 8025, *wîten* Dat. Sg. des Subst. : *sîten* Dat. Plur. 13973, : *zîten* 5523. Dagegen scheint *adelar* stark zu flektieren (Dat. *adelar* : *klâr* 951), ebenso *swil* (Nom. Plur. *swil* : *vil* 5995). — 3215 klagen die fliehenden Dämonen:

Er trîbt uns von den liuten,
Der uns geschuof von niuten.

Wenn nicht *niute* mit ungenauem Reim zu lesen ist, so könnte *niuten* = *niutem* sein, was als adjektivische Flexion zu erklären wäre, wie sie auch 766 (*niutem gestünden*) und 3272 (*von iutem*), freilich nur im Versinnern, bezeugt ist.

[1]) WvRh. *slahte* 18, 41. 84, 35. 111, 47. 159, 47, daneben *dekeiner slaht* : *ambaht* 199, 50.



Von den Pronominibus sind die Formen von *si* anzuführen. Es sind wenige, Wernher scheint im Anfang die Formen zu meiden. Nom. Pl. Masc. *sie* : *hie* 3955. Neutr. *siu* : *driu* 5771. Sg. Fem. Nom. *sî* : *frî* 12601. 13147. Acc. *sî* : *bî* 10187. 13341. *sie* : *die* 13137. 13507. 13745. 14429. 14503. — Der Dativ vor *ir* lautet im Versinnern stets *iuch;* im Reim kommen weder *iu* noch *iuch* jemals vor. — Von Zahlwörtern ist belegt *zwô* : *dô* 11943. 12003, *zwei* (Neutr. Pl.) : *schrei* 7003, *zwein* : *alein* 6371, : *erschein* 12051; *drî* : *bî* 6107, *drie*: *ierarchîe* 14287, : *Marîe* 2291, *driu* : *siu* 5771, *drin* : *in* Pron. 8423, : *fîn* 11851, : *-lîn* 3403, : *gesîn* 3085, : *schîn* 3569. 8535.

4. Zur Wortbildung und Wortwahl.

Verbum.

Als Gruppe treten nur die Verben auf *-ieren* hervor: *flôrieren* 1, *hovieren* 6985. 7001. 14295. 14423. 14695. 14847, *jubilieren* 1405. 6983. 14295. 14695. 14847, *spazieren* 5331, *turnieren* 6985. 7001. — In alphabetischer Reihenfolge verzeichne ich einige Wörter, die in den Wörterbüchern selten oder gar nicht belegt oder sonst irgendwie interessant sind. *bisen* : *disen* 7051. — *bürzen*: *stürzen* 7055 (ebenso Reinfrid 1763, : *schürzen* 11349). — *dagen:* während das Wort bei Walther von Rheinau noch 5 mal vorkommt (62, 52. 133, 47. 145, 31. 171, 33. 249, 50), bei Philipp nur einmal (3785), ist es bei Wernher überhaupt nicht überliefert, muß aber vielleicht an einer Stelle in den Text gesetzt werden. Maria wird mit dem Fell verglichen, womit sich Jakob unkenntlich macht, um den Segen Isaaks zu erhalten (Vita 7795 f.):

Nam divina
Potestas in hac virgine fuit occultata,
Cum per dei filium hec fuit impregnata.



In der Übersetzung (14629 f.)

Als was verborgen und verdakt
Gotes werc in dirre magt

ist der Reim anstößig, weil erstens sonst nicht einmal auslautendes *g* mit *k* gebunden wird (s. o. S. 87), und zweitens das Part. von *decken* u. a. in der Form *gedaht* reimt (s. o. S. 95): nur der Schreiber setzt dafür mehrfach (3899. 6645. 12583. 12901. 13993) die Formen mit *k* ein. Wenn aber eine Änderung notwendig ist, so liegt, da *verdeit : meit* (nach S. 81) ausgeschlossen ist, *verdagt : magt* sehr nahe; das Veralten des Worts würde dann die Änderung des Schreibers erklären. — *dansen* 'ziehen' reimt auf *hansen* 'hänseln' in der Schilderung von Jesu Gefangennahme 8847 f.:

Gezogen und gedanset,
Vil mürdeklich gehanset
Mit spotte, laster, smâcheit.

— *gesten* 'vergleichend beigesellen': Maria verstand sich auf *alle froulîche kunst* so gut (5515 f.),

Daz man ir werc zem besten
Moht allenthalben gesten.

— *erglöuwen* reimt an zwei Stellen zu *erfröuwen*. Maria ist so erschreckt, daß Jesus sterben will (6539 f.),

Ich nœme als lîht mîn ende:
Denne mich dîn urstende
Erkicket und erfröuwet.
Doch ist mîn herz erglöuwet,
Daz ich mag niemer werden frô.

Die Engel preisen Maria als Überwinderin des Teufels (14442 f.):

Du hâst den hellewurm erslagen
Und getreten under dînen fuoz,
Daz er dich iemer fürhten muoz:
Alsô ist er erglöuwet.
Du hâst die welt erfröuwet
Und von dem tôde genomen.



Wenn das Wort zu ahd. *glaw* 'perspicax' (Graff 4, 294) gehört, so könnte es bedeuten 'hellsichtig machen', nach den angeführten Stellen vielleicht mit der Abtönung 'zu einer schmerzlichen Erkenntnis bringen'. Oder ist *glöuwen* = *klöuwen?* s. dies unten. Der lateinische Text der Vita (3578 f. 7686 f.) hilft leider nicht weiter, da die Übersetzung ganz frei ist. — Daß *granan : zanan* 10135 einen stumpfen Reim bildet, ist schon S. 62 erwähnt. Aus einer Ohnmacht erwacht, sieht Maria wieder hin, was die Peiniger mit Jesus tun:

Dennoch sach si in vil zanan
Und ob im ligen, sêre granan,
Und sîne füeze in grôzer pîn
Durchslagen an daz kriuze sîn.

grannen 'frendere' ist aus alemannischen Dichtern bei Lexer 1, 1069 mehrfach belegt. *zanen* gebraucht Wernher noch an einer andern Stelle, wo er von den Tieren spricht, die Jesu zu Ehren allerlei Kampfspiele aufführen, (7046 f.):

So huob sich denn ein roufen,
Zanon und ziehen.

Graff 5, 685 belegt *zanôn* (zu *zan*) in der Bedeutung 'lacerare, dilaniare', was an unsern beiden Stellen gut passen würde. Anders das Mhd. Wb. 3, 849b. — *hansen:* s. o. unter *dansen.* — *hinterstechen* ist bei Lexer nicht verzeichnet. Die Juden sind über das Jesuskind verschiedener Meinung, einige rühmen es, (4734 f.):

So was etlîcher gerœte
Vil gar ein wildez sprechen
Und valschez hinderstechen.

Die Bedeutung ist wohl 'hinterrücks auf einen sticheln'. — *klöuwen:* Der Engel tröstet die kinderlose Anna (376 f.):

Du solt niut mê dînen lîp
Umbe dise sache clöuwen;
Du solt dich iemer fröuwen:
Wan got der hât erhœret dich.

Unter *klewen* gibt Lexer 1, 621 einen Beleg aus der Wiener Magdalena und aus Reinfrid von Braunschweig

24603, wo es, wie schon 14967, auf *lewen* reimt, beidemal als substantivierter Infinitiv. Transitiver Gebrauch ist sonst nicht bekannt. Bartsch (zu Reinfr. 14967) stellt es zu *klûwen* (mhd. Wb. 1, 850[a], *kliuwe* Lexer 1, 1627) 'Knäuel, Kugel, Klumpen'. Wie mich Herr Professor Roethe belehrt, gehört es eher zu *klouwe* (*klâwe*), also *klöuwen* = 'kratzen'. — *razzen:hazzen* ist wieder Reinfr. 11161 und Teufels Netz C 8260 (*: gazzen*) belegt. Wernher bei Jesu Kreuzigung 9627 f.:

Ander in dô schulten,
Ir spot alsô erfulten
Mit grînen und mit razzen:
Alsô leit er ir hazzen.

— *gestünden* fehlt bei Lexer. Wernher zählt die Pflichten der Jungfrauen im Tempel auf: alles rein halten, die Altäre schmücken, (765 f.):

Die liehter enzünden
Und niutem gestünden
Waz dâ wandelbære
In dem tempel wære.

Bei Konrad von Ammenhausen kommt das Wort an drei Stellen vor (*: vriunden* 8201, *: sünden* 8447, *: künden* 17295), und der Herausgeber Vetter erklärt es zu der letzten (S. 733/34 Anm. 744) wohl mit Recht als 'stunden', 'Zeit gewähren'. — *trüejen* 'gedeihen' ist im Register zur Martina und danach bei Lexer 2, 1537 nur einmal belegt, reimt aber in diesem Gedicht häufiger (15, 103. 23, 39. 71, 77); vgl. Elsäss. Idiot. 2, 747. Bei Wernher von Josephs Rute (1732 f.):

Sîn dürriu ruote grüene wart,
Louben unde blüejen,
Sô rehte wol trüejen.

— S. 56 A. 1 ist intransitives, nicht reflexives *fröuwen* erwähnt. Herr Professor Sievers machte mich darauf aufmerksam, daß hier *frouwen* gelesen werden könne, was als Fortsetzung von ahd. *frawôn*, *frawên* (Graff 3, 797 f.) anzusehen sei, Wernh. 2110 f.:



Wer sîn wol kan ahten,
Dem mac von gotes güete
Frouwen sîn gemüete.

Dieses hier vermutete *frouwen* wird auch an einer andern Stelle für das überlieferte *fröuwen* zu erwägen sein, wo bei Christi Geburt die Engel vom Himmel kommen (2601 f.):

Und umbestuonden wirdeklîch
Mariam aller gnâden rîch
Mit dienste alle fröuwend,
Aleine dâ ze schouwend.

Leider ist der Sinn nicht zweifellos. — *zanen:* s. o. *granen.* — *zünden* intransitiv. Maria übertraf an Tugenden die andern Jungfrauen (856 f.)

Sam die naht ein sterne klâr,
Und ein lieht daz zündet,
In vinsteri sich kündet.

— Als bequeme Reimworte dienen vor allem einige Formen der Hilfsverben: *was* 243, *hân* 139, *sîn* 115, *wart* 95, *hât* 80, *sint* 69, *ist* 59, *wære(n)* 53, *het* 53, *wâren* 44, *wil* 42 mal; ferner *kam* u. Komp. 124, *sach* 102, *sprach* 91, *tet* 85, *komen* (*kun*) 73, *nam* 73, *genomen* (*genun*) 67, (*ge*)-*sehen* 66, *bekant* 65, (*ge*)*geben* 57, *beschach* 54, *getân* 53, *gân* 49, *genant* 46, *gewan* 46 mal.

Substantiv.

Das Maskulinsuffix *-ære* oder *-er* zeigen folgende Reimwörter: *behalter, bîhter, brediger, gewaltiger, huoter, kriuzeger, lêrer, lügener, marterer, morder, pfleger, Rômer, schepfer, schrîber, schuldener, verkêrer, verseher, zouberer.* Sie stehen in 16 Bindungen auf *-ære(n)* (darunter 3 identische) und 7 auf *-er* (2 id.); der Reim greift über das Suffix hinaus bei *behalter : alter* (2 mal), *huoter : muoter* (2 mal) und wahrscheinlich auch bei *pfleger : verseher.* — Daß beim Femininsuffix *-in* Kürze und Länge sich nicht scheiden lassen, ist S. 76 erwähnt. Belegt sind: *götin, keiserin, künegin; dienerin, gebieterin, læserin, sünderin, triegerin, træsterin, freiserin.* Von den 18 Bindungen sind

5 identisch; erweiterter Reim in *keiserin : freiserin* 14123. Auffallend ist, daß die Form *-inne* im Reim überhaupt nicht, im Versinnern selten (2961. 9566. 14337) begegnet. — Von den abstraktbildenden Suffixen ist *-heit, -keit* im Reim das häufigste: *got-, kint-, kristen-, mensch-, ungelouben-, vermugen-, wunderheit; gelîch-, gewon-, kiusch-, klâr-, lôs-, rîch-, schôn-, sicher-, smâch-, sunder-, tougen-, valsch-, wâr-, wîsheit; bescheiden-, betrogenheit* ('phantasma' 5025 = *betrogen schîn* 4380), *gelegen-, verlâzen-, volkomenheit; almähtec-, drîvaltec-, durnächtec-, einhellec-, êwec-, gegenwirtec-, gesellec-, grimmec-, heilec-, sælec-, senftmüetec-, siuftec-, überflüzzec-, üppec-, fiuhtec-, freidec-, widerwärtec-, wirdecheit; bitter-, blœde-, einbære-, herte-, milte-, rehte-, reine-, snel(le)-, snœde-, süezekeit.* Das sind 54 Wörter in mehr als 270 Bindungen, von denen 65 identisch sind. Erweiterter Reim liegt vor in *blœdekeit : snœdekeit* 2649, vielleicht auch in *einhëllekeit : gesëllekeit* 6061, *heilekeit : reinekeit* 2437. 2457, *ungeloubenheit : tougenheit* 8227. Zur Vergleichung führe ich an, daß Philipp, dessen Marienleben um ein Drittel an Umfang geringer ist, 20 verschiedene Wörter auf *-heit* in 77 Bindungen hat, worunter 32 identische. Während bei ihm also durchschnittlich in jedem 65. Reimpaar ein *-heit*-Abstraktum vorkommt, ist das bei Wernher schon in jedem 28. der Fall. — Mit *-schaft* sind gebildet: *bî-, bote-, eigen-, geselle-, heiden-, mahel-, meister-, wirtschaft*, in 16 Bindungen, darunter eine identisch. — Auf *-unge* reimen: *berüerunge, geziugunge, narunge, wonunge, samenunge;* unter 6 Bindungen ist eine identisch. — Von Deminutiven liegen vor: *äpfellîn, dörfelîn, esellîn, hendelîn, Jesuslîn, kindelîn, krüeglîn, lämbelîn, röcklîn, trägelîn, tüechelîn, turteltiubelîn, vingerlîn, wängelîn, wîgerlîn.* Bei 11 identischen Reimen ist das Suffix *-lîn* in 39 Fällen gesichert, *-lî* 5 mal: *bî : kindelî* 4401, *: dörfelî* 8383, *: wîgerlî* 5041. 5051; *frî : kindelî* 3583. — An vereinzelten, des Suffixes wegen beachtenswerten Wörtern verzeichne ich noch: *siechtage* 3581. 4025. 7583. 7747. 9439. 12977; *vinsternist :*



ist 8835; *vernunst : kunst* 5509. 5573; *armuot : guot* 13225, *armüete : güete* 2783.

altâr (*: Isachar* 167, *: gar* 1573) erscheint auch als *alter*, mit verschiedener Betonung *: fridebœr* 11311 und *: behalter* 11315 gereimt. — *antlit : mit* 12921 widerspricht dem im Versinnern gegen 20 mal gebrauchten *antlüt*, das nie im Reim steht, obgleich *iut*, *niut* und *liut* häufige Reimwörter sind. — Neben *barn* (*: varn* 11697) ist wohl auch *bar* (*: gar* 7809, *: jâr* 4315) anzuerkennen. — Der Reim *burden* Nom. Sg. *: wurden* Ind. entscheidet gegen den Umlaut; neben der auf ahd. *burdîn* zurückgehenden Form ist aber auch *burde* Nom. Sg. *: wurde* Konj. 12651 bezeugt. — *ebendol* 'Mitleid' fehlt bei Lexer; Wernher reimt es häufig, *: hol* 11639, *: vol* 675. 1149. 3813. 5671. 7769. 8019. 8251. 8539. 9087. 9829. 10125. 10479. 10499. 10933. 11271. 13019. 13571, *: wol* 1663. — Für substantivierte Infinitive wie *gebâren* hat Wernher eine solche Vorliebe, daß es oft schwer zu entscheiden ist, ob der verbale oder der nominale Charakter überwiegt (633. 1623. 4377. 4529. 4627. 5373. 12757. 13681. 14519). Daneben steht, teilweise in der Bedeutung sich deckend, *gebœrde* (*: erde* 2577, *: werde* 871. 1653). — *gedrende : enge* 2859 ist wohl nur Schreibfehler, 7439 steht *gedrenge : enge*. Daneben scheint auch *gedrange* anzusetzen, wegen 14470:

Da mohte sîn gedrange,

das auf *lobesange* reimt. *in dem gedrange : lange* 8811 könnte ja ebenso gut von *gedranc* abzuleiten sein. — Das etwas veraltete *ginge* ist auch noch einmal belegt (*: bringe* 289). — *gir* reimt 17 mal zu *ir*, *dir*, *wir*, *begir*, 2 mal zu *ir*. *ger* und *beger* fehlen völlig, ebenso *girde*, *begirde*; aber *begirdeclich : wirdeclich* 571. Im Versinnern auch *begirlich* 'desiderabilis' 4655. 11707. — *herre*(*n*) reimt 8 mal zu *verre*(*n*). 3675 ist überliefert

Und buttend irm herren
Zucht mit allen eren.

Auch 2791. 8865 reimt *herren : êren*, doch kann hier auch substantiviertes Adjektiv angenommen werden, wie es



359. 4487. 4687. 4751. 5381. 9209. 10243. 12421 *der hêre* heißt, dem bei Frauen ebenso häufig *diu hêre* entspricht. Bei dieser Vereinzelung scheint mir ein wirkliches Substantiv *der hêre* bei Wernher doch nicht anzunehmen zu sein, und ich würde lieber 3675 ändern:

Und buten irm schepfer hêren
Zuht mit allen êren.

— Zwei in den Wörterbüchern nicht verzeichnete Wörter bietet uns der Reim 1097, wo von Marias Lachen gesprochen wird:

Daz tet si âne kachtel,
Mit zuht ân allen schachtel.

kachtel gehört wohl zu *kachen* 'laut lachen', Grimms Wb. 5, 13. 14. *schachtel* weiß ich nicht hinzubringen. Ist es Synonym von *kachtel*, oder ist *âne schachtel* eine Verstärkung von *mit zuht?* — Neben dem Mask. *kêr* (*: hêr* 6141, *Wernhêr* 9) haben wir im Kompositum das Fem. *bekêre* (*: êre* 13197), *widerkêre : sêre* 3881. — Der zweimalige Reim *malâzen : hâten* (7277. 7845) ist wohl in *malâten : hâten* zu ändern. — *nac* 'odor' *: smac* 979. 5917. 14201 ist Germ. 25, 273 von Bech besprochen, der es aus v. d. Hagens Proben unseres Gedichts kannte. Vgl. auch Schweiz. Id. 1, 163 unter *Ack.* — *Pharises*, öfter im Versinnern, reimt 10039 *: des.* — *rak* ist bei Lexer nur dreimal aus 'des Teufels Netz' belegt. Maria schildert das Königreich ihres himmlischen Bräutigams (1387 f.):

Bî im ist aller edler smac,
Triuwe, frid ân allen rac.

Wenn es zu got. *rikan* 'aufhäufen' gehört, so wird es etwa 'treuloses, gewalttätiges Zusammenraffen' bedeuten. Vgl. auch das Schallwort *Ragg*, Schweiz. Idiot. 6, 766. — *schachtel :* s. o. *kachtel.* — 14405 reimt *morgensterne : mandelkerne; sterre* ist nicht mehr zu belegen. — Auffallend ist, daß 10611 *swam : nam* reimt, aber kurz vorher *swum : ysopum* 10607. — *underscheit* steht 10 mal im Reim, *mit underscheide : beide* 11505; *underschit* kommt nicht vor. — *mit valscher urteile : veile* 9485 beweist für



das Femininum. — Neben häufigerem *vart* (über 60 mal) reimt Wernher auch *var : dar* 2857, *: gar* 3721, *: schar* 2905. 12411, *: war* 4517. 7079. — *fuog : genuog* 1183 ist fem., *: genuog* 3733. 3773. 4965. 7575, *: truog* 441 masc. Der Unterschied scheint zu sein, daß das Masc. 'Sitte, Schicklichkeit' bedeutet, das Fem. 'Zusammenfügung', und so wird von den an sich zweifelhaften Stellen 2551 dem Mask., 5923 und 11417 dem Fem. zuzuzählen sein. Nicht apokopiertes *fuoge* ist nicht belegt. — Daß *welt : gelt, velt* 7 mal, *welte : gelte* 2 mal reimt, ist in dieser Zeit fast selbstverständlich. — Im Reim kommt *wirde* nicht vor, da kein passendes Reimwort zur Verfügung steht; *werde* ist immer der Dat. des Mask. Auch der Reim *wirdeclich : begirdeclich* spricht für *wirde* als Wernhers Form, was die Schreibung bestätigt (auch *wirdekeit* stets). — *wünne* reimt nur auf das Subst. *künne* 2813. 4657. 5737. 6413. 14269. — Ausdrücklich bemerke ich noch, daß *menegîn, megetîn, twâl* bei Wernher überhaupt nicht, und daß *zan* nur im Versinnern vorkommt.

Die häufigsten Substantive im Reim sind *man* und Komp. 154, *nôt* 106, *liut* 101, *schar* 100, *sun* 77, *vart* u. Komp. 73, *got* 71, *kint* 64, *tôt* 60, *stunt* 59 (*zestunt* 15, *stunden* 26), *lant* 54, *wunder* 50, *hant* 26 (*zehant* 49), *muot* 42 (*muote* 15).

Adjektiv.

Sehr häufig sind die *-lîch*-Bildungen im Reim. Die Zahlen sind schon S. 77 dafür zusammengestellt, ich führe hier nur die einzelnen belegten Wörter auf, ohne Adverbia und Adjektiva zu trennen. Außer *gelîch, mänec-lîch, tägelîch* sind es 36 auf *-lîch* und 34 auf *-eclîch* : *adellich, unbetwungenlich, bitterlich, eigenlich, unerschrockenlich, ge-meinlich, heimlich, jœmerlich, klägelich, lobelich, meisterlich, menschlich, (un)mügelich, niuwelich, nützelich, offenlich, (un)-sägelich, schädelich, (un)sicherlich, (un)sitelich, smæchlich, spotlich, sumlich, sunderlich, tobelich, untœdemlich, trôstlich, väterlich, verborgenlich, vîentlich, flêchlich, volkomenlich, frä-*

vellich, friuntlich, wîssagelich, unzimelich; *andæhteclich, begirdeclich, behendeclich, dêmüeteclich, einvalteclich, manecvalteclich, erbärmeclich, êweclich, gedulteclich, genœdeclich, gewalteclich, grimmeclich, inneclich, künfteclich, milteclich, minneclich, mürdeclich, (un)reineclich, riuweclich, unschuldeclich, senfteclich, snelleclich, stæteclich, trûreclich, vesteclich, flîzeclich, volleclich, vorhteclich, frühteclich, (un)willeclich, wirdeclich, wîseclich, wünneclich, zühteclich.* Erweiterter Reim in *begirdeclich* : *wirdeclich* 571, *klägelich* : *unsägelich* 10107. 10763. 10907, vielleicht in *gedulteclich* : *unschuldeclich* 10213. 10915, wohl kaum in *minneclich* : *wünneclich* 995. 5683. — Von den 46 Bindungen (4 identisch) der Adjektiva auf *-sam* : *gehôrsam, lobesam, lustsam, minnesam, freissam, wünnesam* entfallen 38 auf *lobesam.* — Außerdem ist hinzuweisen auf das Suffix *-leht* in *dickeleht, grüebeleht, kriuseleht, reifeleht, rœteleht, unzelleht* (7 mal) und auf die Zusammensetzungen mit *-valt* : *manecvalt, tûsentvalt, zehenvalt* (15 mal); mit *-bær(e)* : *dancbære, helfebære, *riuwebære, fridebære, unfruhtbære, wandelbære* (6 mal); mit *-haft* : *berhaft, diensthaft, wonehaft, unzagehaft* (6 mal); mit *-lôs* : *hirtlôs, kreftelôs, vaterlôs, vischelôs, fröudelôs, wazzerlôs, wîselôs* (9 mal); mit *-var* : *bluotvar, liehtvar, missevar* (4 mal).

Auf die Verschiedenheiten im Gebrauche der schmückenden Beiworte bei den mhd. Dichtern hat Steinmeyer hingewiesen (Erlanger Rektoratsrede 1889; Zs. 34, 282). Bei Wernher sind zu beachten: *Jêsus der gehiure* 8881, *der ungehiure* (= der Teufel) 6839; *gemeit*, 9 mal im Reim, wird nur prädikativ verwendet; *klâr*, nur unflektiert, 15 mal (*lieht* fehlt im Reim ganz); *diu frouwe mære* 5507, *diu maget gote mære* 14053; *rein, reine, reinen* reimt 45 mal; *stolz* : *bolz* 14197, : *holz* 1027. 9545; *fîn* : *lîn* 1185, : *wängelîn* 949, : *pîn* 11903, : *drîn* 'tribus' 11851, : *sîn* Poss. 1375. 5813. 5833. 9333. 9959, : *sîn* Inf. 3741. 5977, : *schîn* 997. 1385. 2495. 5257. 5887. 12107. 14439; *frî* verwendet Wernher seltener als WvRh.: *irs lieben herren frî* 11607, *diu gotheit alsô frî* 11687, *er vil hôchgelopte frî* 14507, *diu frîe* (: *Marîe*) 14289, *der edelen und der frîen* (: *Marîen*)

1315; etwas häufiger *alles wandels frî, alles leides* (*zornes, grimmen muotes, schaden*) *frî* u. ä.; Wolframs Einfluß verrät das häufige *wert* : *gert* 865. 1791. 2057. 5711. 13263. 14317, : *begert* 349. 3743. 12889. 14487, *werde* : *gebœrde* 871. 1653, : *gevœrde* 1079. 5687, : *erde* 6333; *zart* 30 mal, *zarte*(*n*) 2 mal.

In lexikalischer Beziehung ist *snôs* interessant, bei Lexer nur aus unserm Gedicht belegt, 5899 von Jesu Zunge:

Wârhaft, gereht, gegen nieman snôs,
Niut gœhe, niut kläffec, niut balt, niut lôs.

Vgl. Stalder, Schweiz. Idiot. 2, 340 *schnausig* 'mit Worten anfahrend, beißig'.

Adverb und Pronomen.

Ohne Umlaut sind belegt: *baz, gedrâte, gâhe, schône, vaste, fruo;* bemerkenswert ist, daß *harte* gänzlich fehlt (übrigens auch das Adj. *herte*). Auch zu den als Adj. vorkommenden *enge, süeze, swœre* sind die Adverbien im Reim nicht nachzuweisen. — Neben regelmäßigem *-lich, -lich* geht das Adverb auch auf *-lîche* und *-lîchen* aus: *vollеclîche* : *lîche* Akk. Sg. 13947, *êweclîche* : *rîche* Adj. Vok. 14397, *klägelîche* : *gelîche* Nom. Pl. 13685; *andœhteclîchen* : *mäneclîchen* Akk. Sg. 631, *êweclîchen* : *mäneclîchen* Akk. Sg. 14725, *sunderlîchen* : *rîchen* Dat. Pl. 5703, *wirdeclîchen* : *rîchen* Akk. 4255. 14021. Kurzes *-lichen* dagegen, wie es im Reinfrid von Braunschweig z. B. vorkommt (187. 2951. 6923. 7453. 10501. 22847), fehlt bei Wernher, da überhaupt der Reimtypus *-ichen* nicht belegt ist. — *garwe* scheint 5811 auf *varwe* zu reimen, da das überlieferte *grâwe* wohl nicht zu halten ist; sonst nur *gar*, möglicherweise *gâr* (s. o. S. 73). — Außer *mê* (109 mal) und *mêre* (13 mal) ist 1399 *mêr* : *hêr* überliefert, was aber in *mêre* : *hêre* zu ändern sein wird; sonst nur *iemer* : *niemer* 477. 577. — *iemen* : *niemen* fehlt im Reim, es heißt stets *ieman* und *nieman*. — *dâ* (61 mal) und *dô* (95 mal) werden in alter Weise getrennt, die Verwirrung 12151 (*dô* : *anderswô*) fällt dem Schreiber zur Last. — *dar* dient 119 mal als

Reimwort. Daß *har* 21 mal reimt, ist nichts Besonderes, wohl aber, daß *her* daneben überhaupt nicht vorkommt. — *nâ* reimt 13, *nâch* 11 mal; außerdem *nâhe* : *gâhe* 7759. — Neben sechsmaligem *nun* : *sun* (s. o. S. 93) auch *nû* : *dû* 9 mal, : *Jesû* 2 mal. — *sâ* : *dâ* 2885. 3209. 5431. 7177, *iesâ* : *dâ* 4991; kein *sân*. — *sider* : *wider* 2299. 3885. 13451; *sît* : *zît* 3867. — 68 *sô*, *alsô* gegen 54 *sus*, *alsus*. — *umbe* reimt nur als *um*, 19 mal (Belege s. o. S. 83). — *von* : *kriuzegon* 9249, : *Salomon* 9539. 9579; kein *van*.

Über die Formen von *si* s. o. S. 102. — *iht* : *phliht* 13663, *iut* : *ich erbiut*, *liut* 17 mal; *niht* : *phliht*, *verstriht*, *(an)gesiht* Subst., *zuoversiht*, *geschiht* Subst., *bœsewiht* 14 mal, : *siht* u. Komp., *beschiht* 11 mal, *niet* : *diet*, *(ver)schiet* 5 mal, *niut* : *(ver)biut*, *liut*, *betiut* 94 mal; indifferent *iut* : *niut* 42 mal. *beniute* : *liute* 6895, *niute(n)* : *liute(n)* 2173. 3215. 12019 (s. o. S. 101); Inf. *verniuten* : *liuten* 661. 7369. 7559. — Einzelne Formen der Personal- und Possessivpronomina sind beliebte Reimwörter: *ich* 17, *dich* 45, *mich* 44, *sich* 65 mal; *im* 55 mal; *in* 85 mal; *ir* 28, *dir* 74, *mir* 72, *wir* 5 mal; *dîn* 27, *mîn* 69, *sîn* 46 mal; ferner *daz* 184 mal, davon 146 mal im Reim auf *was*.

5. Zur Heimatfrage.

Im ganzen wird man sagen dürfen, daß sich bei Wernher mehrfach ein Streben nach genauen Reimen zeigt. Ausschlaggebend scheint mir hier die Trennung von *g* und *k* im Auslaut (S. 87 f.); ferner die, wenn man von dem Zusammenfall von *ä* und *ë* absieht, genaue Scheidung der *e*-Laute (S. 78 f.), endlich die Beschränkung auf eine Wortform: wenn dies Ziel nur angestrebt, nicht erreicht wird, so ist daran zu erinnern, daß dies auch den sorgfältigsten mhd. Dichtern nicht gelungen ist.

Wenn auf der andern Seite von gewissen Reimfreiheiten ein ziemlich ausgedehnter Gebrauch gemacht wird — ich denke an die Bindung ungleicher Vokalquantitäten, besonders *a* : *â* (S. 70 f.) und *i* : *î* (S. 74 f.) — so wird



sich unter diesen Umständen die Vermutung rechtfertigen lassen, daß sie der Mundart des Dichters nicht geradezu widersprachen. Bis zum Erweis des Gegenteils dürfen wir wohl annehmen, daß seine Heimat nicht in dem Gebiete lag, wo *a* und *â* qualitativ stark verschieden waren, d. h. wo sich *â* zu *au* und *o* entwickelt hat. So weit, glaube ich, können wir trotz der S. 71 erwähnten Bedenken jetzt, wo wir das ganze Material übersehen, immerhin gehen.

Daß wir Wernher als einen Alemannen, zunächst im weiteren Sinne, und zwar als einen Alemannen der späteren Zeit anzusehen haben, darüber kann wohl kein Zweifel bestehen. Das bezeugen, um nur das Wichtigste zu nennen, die häufige Erhaltung voller Vokale in nebentoniger Silbe (S. 81), die Reime von auslautendem *m* : *n* (S. 86 f.), die Endung *-nt* in der 2. Plur. (S. 91), das Partizip *gesîn* (S. 97), die Deminutivendung *-lî* (S. 107), auch die Behandlung der *e*-Laute (*ä* : *ë*, sonst Scheidung), — alles Kennzeichen alemannischer Dialekte. Die häufige Apokope des unbetonten *e* (S. 82 f.), die Bindungen von spirantischem *z* : *s* (S. 89), das Übergreifen der Endung *-nt* auf die 1. Plur. und das Prät. (S. 90 f.), das freilich nur zu erschließende Eindringen eines Dentals in die 2. Sg. Ind. Prät. der starken Verben (S. 91) weisen auf spätere Zeit.

Dazu stimmen einige andere Erscheinungen, die nicht dem Gesamtgebiet des Alemannischen eigentümlich sind: *h* : *ch* nur auslautend, nicht inlautend gereimt (S. 88); Reime von *t* : *tt* (S. 61 f.); Erweichung von *t* zu *d* nach *n*, aber nicht nach *l* (S. 88 f.); Ausfall von *n* und Nasalierung vor dentaler Spirans (S. 90); *u* im Konj. Prät. der starken Verben nicht umgelautet (S. 92); bei den schwachen Verben Wechsel von *ck* im Präs. mit *h* im Prät. und Part. (S. 95); *e*-Formen im Präs. von *hân* (S. 99); häufige Reime von *kun* und *genun* : *sun* (S. 93).

Auf diesen letzten Punkt gehe ich etwas näher ein. Im Reinfrid von Braunschweig, wo sich *vernun* : *sun* 17019.

22929 gereimt findet, steht daneben überwiegendes *kon*, *genon* : *von*, *gewon*[1]). Über die Verhältnisse in den heutigen Schweizer Mundarten verdanke ich der Güte von Herrn Professor Bachmann in Zürich folgende Auskunft:

„Der Reim *sun* : *chun* : *gnun* (in der lebenden Ma. *sū* : *chū* : *gnū* mit mehr oder weniger offnem *ū*) ist einzig bezeugt

1) für das Gebiet des Kantons Glarus;

2) für ein kleines geschlossenes Gebiet im Norden des Kantons Zürich (Bülach, Glattfelden, Hüntwangen, Wyl, Rafz, wohl auch in Eglisau, eine positive Angabe für diesen Ort steht aus);

3) nach je einer Angabe für Wartau im St. Galler Rheintal (*sų̄̃* : *chų̄̃* : *gnų̄̃*) und für Schneit bei Elgg östlich von Winterthur.

Wo sonst die drei Formen reimen, ist der Vokal *o* (meist *ǭ* oder *ọ̄*, auch *ọ̆*, *ǫ̆*); hieher das Hauptgebiet der Kantone Schaffhausen (ohne die Stadt), Thurgau, Appenzell, auch Teile von Aargau, Zürich, St. Gallen“.

Das Material für den Sprachatlas des Deutschen Reichs gibt nur über die Verbreitung von *chū* Aufschluß. Herr Professor Wrede in Marburg war so freundlich, mir darüber Folgendes mitzuteilen:

„Am festesten ist die fragliche Form *chū* im südlichen Elsaß: die Nordgrenze dieses Gebietes beginnt an der Reichsgrenze südlich von Maasmünster, zieht von hier nordöstlich auf Sennheim, Ensisheim und geht östlich davon an den Rhein; in diesem Bezirk wird *chū* ziemlich konsequent uns überliefert (d. h. für ca. 150 Orte), und es hat ganz den Anschein, als ob es von hier aus sich auch südwärts nach Basel und Solothurn hinein fortsetze. Rechtsrheinisch setzt sich dasselbe *chū* von Neuenburg und Müllheim über Heitersheim und Staufen

---

[1]) *kon* Prät. (vgl. Konrad von Ammenhausen 8537) : *wir son* (= *suln*) 24211; *kon* Inf. : *von* 4863. 4909. 6459. 9557. 22243. 25101. 26867, : *ungewon* 26589; *kon* Part. : *von* 6079. 7089. 9601. 15921. 16205. 19679. 21875. 25879. *genon* : *von* 17289 21669.



bis gegen Freiburg hin fort. Wie Ihnen für Eglisau und Rafz von Bachmann belegt, so findet sich die Form auch weiter nördlich auf Reichsboden in schmalem Streifen über Stühlingen und Bonndorf und in Ausläufern bis über Lenzkirch und Neustadt hinaus. Dazu kommen vereinzelte *chū* zwischen Radolfzell und Überlingen, sowie am Ostende des Bodensees in Lindaus nördlicher Nachbarschaft und östlicher um Lindenberg u. Weilen. (Das Kartenbild zeigt deutlich, daß die Form auch im angrenzenden Vorarlberg vorkommen wird.) Die Schwierigkeit, Ihre Form auf der Karte fest zu begrenzen, weist darauf hin, daß sie stark im Rückgang begriffen ist und im 14. Jahrh. wesentlich weiter gereicht haben mag."

Wenn wir auch mit dieser Möglichkeit rechnen müssen, so dürfen wir den vorstehenden Angaben doch wohl entnehmen, daß die *kun* und *genun* nicht schwäbisch sind. Das ist von hohem Wert, denn es ist nicht zu leugnen, daß manche der angeführten Charakteristika auf Schwaben hinweisen könnten; ich erinnere ferner an das *-ot* im Part. und einmal auch im Prät. der schwachen Verben (S. 81). Dazu kommt, daß die Handschrift schwäbische Eigentümlichkeiten aufweist, wie die Diphthongierung von *â* zu *ǎ*, *au* und die Trennung des alten Diphthongs *ai* von kontrahiertem *ei* aus *egi*. Aber gerade eine genaue Untersuchung der handschriftlichen Orthographie, wie ich sie mir für die Einleitung zu der Ausgabe des Marienlebens in den 'Deutschen Texten des Mittelalters' vorbehalte, führt uns auf eine andere Erklärung. Es läßt sich nämlich beobachten, daß die Schreibung des Marienlebens nicht gleichmäßig ist: gewisse Eigentümlichkeiten, darunter auch einzelne, die wir als spezifisch schwäbisch ansehen dürfen, sind im Anfange der Hs. sehr häufig und werden später seltener oder verlieren sich ganz. Daß wir das nicht aus der Mitwirkung mehrerer Schreiber zu erklären haben, ergibt sich abgesehen von dem paläographischen Befunde auch daraus, daß die Grenzen der einzelnen Erscheinungen

nicht zusammenfallen, sondern einander überschneiden; auch ist der Übergang von einer Schreibweise zur andern niemals plötzlich, sondern allmählich, durch Übergänge vermittelt: nirgends ein Abbrechen des Alten und Einsetzen des Neuen, sondern dazwischen ein Nebeneinander, wo das eine immer seltener, das andere immer häufiger wird. Handelt es sich danach also um einen Wechsel in der Technik desselben Schreibers, so wird er zu erklären sein als Einwirkung der Orthographie der Vorlage auf die eigene Schreibgewohnheit. Von vorne herein ist bei einem mittelalterlichen Schreiber nicht anzunehmen, daß er dieser Einwirkung bewußt und absichtlich nachgegeben hat; was bei der Abschrift eines modernen Philologen wohl möglich wäre, nämlich daß sie, anfangs ängstlich genau, später aus lässiger Gewohnheit oder auch bewußt in Kleinigkeiten ausgleichend stärker abwiche, das ist im 14. Jahrhundert unwahrscheinlich. Vielmehr wird der Schreiber, der zu Anfang seiner eignen Orthographie folgt, allmählich unter den Bann der Vorlage geraten, die Schriftbilder, die ihm zuerst fremdartig schienen, werden ihm durch die Macht der Wiederholung immer vertrauter, bis er sie schließlich, mechanisch kopierend und nicht durch Ungewohntes zur Aufmerksamkeit geweckt, selbst in gleicher Weise wiedergibt. Daß tatsächlich die späteren Teile des Marienlebens die individuelle Orthographie des Schreibers mehr und mehr zurücktreten lassen, wird dadurch bestätigt, daß in den kurzen Stücken, die noch auf das Marienleben folgen, der Schreiber, von dem Zwange der lange gewohnten Vorlage wieder frei, alsbald wieder zu der Schreibweise zurückkehrt, die er im Anfange des Marienlebens befolgt. Da nun, wie gesagt, unter den Eigentümlichkeiten des Anfangs und des Schlusses der Hs. sich ausgesprochen schwäbische finden, so werden wir daraus schließen, daß die Hs. von einem Schwaben geschrieben wurde; für die Vorlage aber, unter deren Einfluß die schwäbischen Kennzeichen schwinden, ist nicht-schwäbische Herkunft



anzunehmen. Bei der geringen Verbreitung unseres Gedichts, und weil der gute Zustand der Überlieferung es unwahrscheinlich macht, daß zwischen unserer Hs. und dem Original sehr viele Zwischenstufen lagen, gibt das auch für die Herkunft des Originals einen Hinweis, der das aus den Reimen von *kun* und *genun* gewonnene Ergebnis stützen kann: Wernhers Heimat ist nicht in Schwaben zu suchen, wenn sie auch nicht allzu weit davon entfernt gelegen haben wird.

Für das Elsaß lassen sich kaum irgendwelche Gründe ins Feld führen, und so wird v. d. Hagen Recht behalten, der zuerst unsern Dichter als einen Schweizer bezeichnet hat. Vielleicht, obschon eine völlige Sicherheit sich wohl höchstens bei genauerem Studium der betreffenden Lokalmundarten gewinnen ließe, darf man sagen: als Wernhers Heimat kann die nordöstliche Schweiz in der Nähe der schwäbischen Grenze gelten. Auch in der Zeitbestimmung kann ich v. d. Hagen nur zustimmen, der die Abfassungszeit nicht lange vor die Beendigung der Handschrift setzt, die vom Jahre 1382 datiert ist.

Anhang:

Nachträge zu Vögtlins Ausgabe der Vita Marie Rhythmica.



I. Die Glossen.

Bei der Wichtigkeit der S. 13f. besprochenen Glossen teile ich sie nach dem auch von Vögtlin zugrunde gelegten Clm 12518 (= M) mit. Den hier vorhandenen Bestand habe ich ergänzt aus dem Clm 14538 (= z), dem Clm 2651 (= g) und der Wiener Hs. 812 (= c), aus denen auch eine Auswahl von Lesarten beigefügt ist, die vor allem zeigen soll, wo zwei oder alle drei Hss. in einer Abweichung gegenüber M zusammentreffen. Die Hss. sind gewählt als Vertreter der S. 11 unterschiedenen Gruppen Z, G* und C*, und so erklären sich die dafür verwendeten Siglen: nur z ist eine Papierhs., c und g sind wie M auf Pergament geschrieben. Meine Aufstellungen über den Stammbaum kann ich dahin ergänzen, daß c und g (mithin auch C* und G*) unter einander näher verwandt sind als mit z (und Z*).*

Vorrede.

f. 1r. Cum diversorum sanctorum gesta seu vite series ab ecclesia recipiatur, queritur cur vita beate virginis Marie in ecclesia non legatur. Ad hoc teste Germano, hystoriografo temporum Christi, taliter
5 responderi potest: quod beata virgo Maria post ascensionem fili*i* sui annis XXII vixit in hoc mundo, scilicet prope usque ad tempora vasta*ci*onis civitatis Jerusalem, et universi fideles habitantes tunc Jerusalem iam expulsi erant a civitate et per universum

1. vite *fehlt z.* 2. ecclesia catholica *cgz.* beate] bē *M,* beatissime *cgz.* 5. beata] gloriosa mater et *c(g)z.* 6. fili*i* *unleserlich M.* 7. vasta*ci*onis *unleserlich M.* 7. 8. Jerusalem civitatis *cz, aus ursprgl.* c. J. korr. *g.*



orbem dispersi, ita quod in obitu et in assumpcione eius nulli remanserant qui vitam ipsius beatissimam conscriberent. Tamen si ab aliquo conscripta fuerat, in destruccione et ignis vastacio*ne* huius civitatis credi-
5 bile est peri*sse*; quia, ut scribit Theophilus h*is*toriografus gestorum Christi, beatus J*acobus* apostolus, qui vocatus est frater Domini, *adhuc* mansit in Jerusalem, cum ipsa dulcis virgo Maria ab hoc seculo transiit; qui hoc nullatenus obmisit, quin eius vitam memora-
10 bilem conscripserit. Quod autem beata Maria post ascensionem filii sui tot annis vixerit super terram, scilicet XXII, testatur beatus Epyphanius in epistula quam scribit ad ecclesiam Grecorum: ex cuius scriptis dicit se auctor huius libri plurima recepisse. Idem
15 vero Theophilus dicit, et hoc tamen opinando, quod vita beate virginis *scri*pta quidem fuerat, sed ab infidelibus, sive a Judeis sive ab hereticis, suppressa fuit et deleta. Igitur *au*ctor huius libelli videns vitam memorabilem semper laudande virginis Marie in ec-
20 clesia non haberi dedit operam ut ex diversis libris doctorum non solum Grece vel Latine sed etiam barbarice scriptis unum opusculum compilaret, *quo*d ad laudem matris Dei in ecclesia legeretur et Vita beate virginis appellaretur.

25 f. 1r. Iste Epyphanius fuit archiepiscopus in Salamina civitate insule que vocatur Cyprus. — Zu Vita V. 1

f. 1r. [*Über* Ignacius verus *Vers 3 steht*] discipulus Johannis ewangeliste. — V. 3.

f. 1r. Iste Johannes fuit phylosophus et christianus
30 in Grecia. — V. 5.

---

1. eius *fehlt g z.* 4. vastacio*ne unleserlich M.* huius] ipsius *c g z.* 5. peri*sse unleserlich M.* 5. 6. h*is*toriografus *unleserlich M.* J*acobus unleserlich M.* 7. *adhuc unleserlich M.* 8. seculo] mundo *c g z.* 9. dimisit *c g z.* 10. beata Maria] b. virgo *c*, b. virgo M. *g*, virgo M. *z.* 12. beatus *fehlt z.* 14. se dicit *c z.* huius libi *M*, presentis libelli *c g z.* 16. *scri*pta *unleserlich M.* 18. *au*ctor *unleserlich M.* 22. *quo*d *unleserlich M.* 26. Salamania *c z*, Salmania *g.* in insula *c g.* 27. (Iste *z*) Ignacius fuit disc. *c g z.* 29. et *fehlt c g z.*

f. 1r. Usya est divina substancia trine unitatis; et dicitur usyon Grece, substancia Latine. V. 6.

f. 1r. Hic est Dyonisius de quo dicit glosa super actus apostolorum: Qui cum videret obscurari solem 5 in passione Christi, dixit: [f. 1v] 'Hec eclypsis non est ex natura, sed contra cursum nature. Vel mundi machina dissolvetur vel deus nature mortem pacietur'. Unde gentiles construxerunt aram in honorem ignoti dei. Post multum vero temporis veniens sanctus Paulus 10 vidit titulum are ignoti dei et dixit: 'Hic est Deus quem ego predico, Jhesus Christus, de virgine natus, passus, mortuus et sepultus; et tercia die resurrexit a mortuis'. Hec audiens predictus Dyonisius dixit Paulo: 'Si vis ut credamus in deum quem predicas, 15 in nomine ipsius dei Jhes*u* hunc cecum illumines'. Ad hec respondit Paulus: 'In nomine eiusdem Jhesu huic ceco tu precipias ut videat'. Tunc dixit Dyonisius: 'In nomine Jhesu quem Paulus predicat dico tibi, cece, ut videas'. Quod cum dixisset, statim cecus illuminatus 20 est. Hoc facto Dyonisius credidit et omnes Athenienses cum eo. V. 25.

f. 1v. Apocrifum est, cuius auctor ignoratur; unde eius scriptura nec pro vero recipitur nec pro falso reprobatur. Tamen multa apocrifa ab ecclesia reci- 25 piuntur, ut ultima pars Danielis prophete, liber Judicum et Ruth et secundus liber Machabeorum, que teste beato Jeronimo inter apocrifa deputantur; necnon passiones diversorum sanctorum, que, licet apocrifa sint, tamen in ecclesia katholica leguntur. V. 37.

30 f. 2r. Refert Germanus, hystoriographus temporum Christi, quod iste Joachym pater Marie virginis fuit et excessit universos Judeos, tam scribas quam phariseos, moribus et vita ac sancta conversacione: unde V. 59.

---

3. Sanctus hic *z*. 5. Christi] domini *c g z*. 7. patitur *c g z*. 10. tumulum *z*. et *fehlt c g z*. 15. dei *fehlt c*. Jesu] Jhc *M*, *fehlt c g z*. 16. sanctus P. *g z*. 18. eiusdem Jesu *z*. 24. reputatur *z*.

etiam ab ipsis magnam emulacionem et invidiam sustinuit.

f. 2r. Hec Anna et Ysmeria fuerunt sorores; nam Ysmeria genuit Elysabet, matrem Johannis baptiste: Anna vero genuit Mariam, matrem Jhesu Christi. V. 65.

f. 2v. Hec et ea que secuntur scribit Honorius in libro qui dicitur Speculum ecclesie, et beatus Epyphanius. V. 113.

f. 4v. De hiis virginibis habebis supra. V. 211.

f. 5v. Aque super celos sunt psalmista teste: quas ideo Deus ibi creavit, ut earum frigiditate temperetur fervor generatus ex motu firmamenti, ne inferiora destruantur. Et dicit Beda quod glaciali soliditate in more christalli aque supra firmamentum sunt suspense; et dicte sunt celum christallinum, ut dicit glosa super Genesim. V. 251.

f. 5v. Planete sunt VII sidera errantia, que non sunt fixa in firmamento sicut cetera sidera, sed vagantur in ethere et feruntur contra firmamentum motu naturali: tamen violento motu feruntur a firmamento circa mundum semel in die et nocte. Hec sunt Luna, Mercurius, Venus, Sol, Mars, Jupiter, Saturnus. Has planetas statuit Deus in ethere ut obvient firmamento et teneant impetum eius, ne feratur in preceps et mundi machina dissolvatur. V 253

f. 6r. Quatuor elementa sunt: ignis, aer, aqua, terra. Ab hiis quatuor elementis omnis corporalis creatura est naturata et complexionata. V. 259

f. 6r. In sacra scriptura semper invenitur Raphahel missus ad coniugatos, ut habemus testimonium ex Tobya; Gabriel ad virgines, ut patet in Maria. V. 289

---

1. etiam *fehlt* *c g z*. 3. nam *fehlt* *c g z*. 5. vero *fehlt* *c g z*. 9 *fehlt* *c*. habes *g z*. 10. Aque que *c g z*. 14. aque *nach* firmamentum *gestellt* *c g z*. 20. tamen] non *z*. violenti *c g z*. 26—28 *fehlen* *z*. 26. el. sunt] e. s. ista *c*, s. e. scilicet *g*. 27. et terra *c g*. 29. invenitur semper *c g z*. 31. ut *bis* Maria *fehlt* *c g z*.



f. 7v. Bernhardus: Mundo corpori mundissima anima sociatur et universis virtutibus decoratur. V. 377.

f. 8r. Augustinus in libro de spiritu et anima: Humanam animam omnipotens infundendo creat et 5 creando infundit. V. 382.

f. 8r. Theophilus: Nec mirum matrem totius sanctificacionis et crea*tor*is omnium in utero sanctificari, cum legamus plures sanctos, ceu Johannem baptistam et Jeremiam, in utero sanctificatos. V. 385.

10 f. 9v. Crepundia vocantur lecti vel sponde, in quibus positi pueri moventur, ut dormiant. V. 484.

f. 10r. Judei volentes ampliare cultum divinum construxerunt quoddam habitaculum iuxta templum Salomonis, in quo locaverant castas virgines, ut custo-15 dirent templum et tempore suo purgarent et ornarent altaria et vasa libatoria. V. 564.

f. 11v. Omnis sacra scriptura IIIIor modis habet exponi: vel secundum exposicionem anagogicam vel tropologycam vel historicam vel moralem. Verbi gracia: 20 Jerusalem quando intelligitur celestis patria, est exposicio anagogica; quando per Jerusalem presens ecclesia intelligitur, exposicio est tropologyca; quando ipsa civitas Jerusalem intelligitur, hystorica est exposicio; quando fidelis anima intelligitur, moralis est exposicio. V. 627.

25 f. 12r. Triticeus color est mixtus inter albedinem et rubrum. V. 675.

f. 12v. Saphyrus et iacinctus sunt lapides aerei coloris. V. 686.

f. 12v. Differencia est inter evexum et convexum: 30 evexum est quod est recurvatum, convexum est quod est incurvatum; sicut celum est evexum quantum ad angelos, convexum quantum ad nos. V. 693.

f. 13r. Citrinus color est inter croceum et album. V. 723.

f. 13r. Topazius est gemma micans ut aurum. V. 724.

2. decorabitur *z*. 7. creatoris *cgz*, creacionis *M*. 20. 21. exposicio est *cgz*. 26. rubedinem *g*, rubeum *z*.



f. 13r. Trica, trice vocantur capilli feminarum qui V. 725. retorti et inflexi retro pendent super scapulas.

f. 13r. Onichinus est gemma habens colorem humani unguis. V. 748.

5 f. 15r. Coccus est piscis marinus, in cuius sanguine V. 888. decoloratur purpura vel sericum; et vocatur coccus bis tinctus, quia bis intinguitur.

f. 16r. Tres secte fuerunt apud Judeos, scilicet V. 943. Phariseorum, Saduceorum et Esseorum: Pharisei cre-10 debant resurreccionem corporis et anime; Saducei non credebant resurreccionem nec corporis nec anime; Essei credebant resurreccionem anime et non corporis. Hec dicit glosa super Leviticum.

f. 19r. Joseph et Cleophas fuerunt duo fratres. V. 1170. 15 Joseph duxit Mariam, filiam Joachim et Anne. Mortuo autem Joachym Cleophas, frater Joseph, duxit Annam, matrem Marie. Hysmeria fuit soror Anne, matris sancte Marie; et ista Hysmeria genuit Elysabet, matrem sancti Johannis baptiste. Hoc scribit Jeronimus 20 in glosa super ewangelium.

f. 19v. Dicit beatus Jeronimus et etiam legitur in V. 1182 vita sanctorum Sergii et Bachi quod Joseph, sponsus Marie, fuit faber lignarius, scilicet carpentarius; quia, ut dicit Ysidorus in libro Ethymologyarum, quod omnis 25 dolator, tam ferri quam ligni, faber dictus est.

f. 19v. Bene decens erat ut castissimus homo ca- V. 1204 stissime virgini sociaretur. Commendatur enim Joseph de castitate V sensuum corporalium et de castitate omnium virtutum spiritualium.

30 f. 20v. Joseph iste homo erat provecte etatis; et V. 1288 dicit Eusebius in Ecclesiastica hystoria quod uxorem et filios et filias habuerit. Beatus vero Ambrosius contradicit et magister in Scolastica historia: qui di-

---

2. supra *c z*, inter *g*. 3. 4 *fehlen c*. 11. nec corp. nec] corp. nec *c z*, corp. et *g*. 14—20 *fehlen c*. 18. sancte *fehlt g z*. 19. sancti *fehlt g z*. 22. sanctorum *fehlt g z*. 24. quod *Mgz*, *fehlt c*. 30. perfecte *z*.

cunt eum mansisse in virginitate usque ad mortem; quibus pocius credendum est.

[Nota quod in ewangelio facta Jhesu Christi et magnalia non scribuntur nisi solum illa que operatus 5 est a XXVIIII annis etatis sue usque ad ascensionem suam. Tamen incredibile est quin tempore iuventutis infini*ta* miracula et virtutes fuerit operatus: que si in libris autenticis non scribuntur, tamen nullus fidelis dubitat eu*m* tanto tempore multa magnali*a* non peregisse.] V. 1480.

10 f. 24r. Ewangelium Hebreorum transtulit beatus Jeronimus de Hebreo in Latinum, ut ipse testatur in libro qui dicitur liber Illustrium virorum. V. 1501.

f. 24r. Iste Egesippus vixit temporibus apostolorum et scripsit librum Cronicorum inserens omnia facta 15 Jhesu Christi et parentum suorum. Similiter Affricanus, Josephus, Orosius et Phylippus: hii omnes scripserunt de temporibus Christi, ut legitur in eorum cronicis. V. 1510.

f. 27r. Glosa super illum locum: 'Cognovit bos possessorem suum et asinus presepe domini sui' dicit 20 quod Joseph duxit secum asinum et bovem eundo in Bethlehem: asinum, ut gravida virgo in eo resideret; bovem, ut eum venderet pro expensis. V. 1724.

---

2 f. *In z noch folgende Glossen. Zu V. 1290 f.:* Nota: Beata virgo Maria proposuit se servaturam virginitatis votum, sed ipsum votum non expressit ore, sed subiecit se divine voluntati, dum proposuit se conservaturam virginitatem: nisi ei Deus aliter revelaret, promittens ergo virginitatem suam divine disposicioni; consensit in carnalem copulam non illam appetendo, sed disposicioni divine ac inspiracioni in utroque obediendo. Preterea vero, cum genuit filium, quod corde conceperat simul cum viro labiis expressit, et uterque in virginitate permansit. XXVII q. i. Cũ g° (*unsicher*). *Zu V. 1325* 'genus Judeorum': Id est Christum confitentium, quia Judeus dicitur Christum confitens. *Zu V. 1331:* Nota: Utrum fuisset verum (mal cogi *punktiert*) coniugium inter Mariam et Joseph, sicut dicitur super 4m sentenciarum, 4or sunt notanda. Primum est potestas coniugalis et actus coniugii. 2m est .... *Der Schluß fehlt.* 3—9 *fehlen M; nach z.* 7. infini*ta beim Beschneiden weggefallen z.* 9. eu*m weggeschnitten z.* magnali*a weggeschnitten z.* 18—22 *fehlen c.* 18. locum illum (Ysaie *g*) *g z.*



f. 27[r]. Tempore nativitatis Christi Augustus Cesar V. 1730.
universum mundum sibi subiugaverat, et precepit ut
inscriberentur omnes homines per totum mundum, ita
quod quilibet homo unum denarium per se daret in
5 signum subieccionis Cesaris Augusti. Ergo omnes de
provinciis et de villis cogebantur ire ad vicinas civi-
tates, ut ibi assignatis denariis suis singuli inscribe-
rentur. Unde Joseph et Maria iam pregnans ibant in
Bethlehem cum ceteris; et duxit secum asinum et bo-
10 vem, ut Maria in asino resideret, et bovem venderet
ad habendas expensas. Et cum venirent prope civi-
tatem Bethlehem, noctis erat medium et instabat hora
pariendi virginis Marie. Quod cum intelligeret, Joseph
introduxit Mariam in quandam speluncam sub quodam
15 monte et locavit etiam ibi iumenta sua construens eis
presepe sicut potuit. Hec spelunca fuit extra civi-
tatem Bethlehem, ut testatur Johannes Chrisostomus,
et hanc speluncam vocant ewangeliste diversorium. Ibi
Maria filium suum natum locavit in presepio ante
20 bovem et asinum super fenum quod ipsa iumenta co-
medebant. Hec omnia dicit glosa super ewangelium,
et est glosa Johannis Crisostomi.

f. 28[v]. Legitur in Daniele quod rex Nabuchodo- V. 1846.
nosor vidit in sompnis vel in visione statuam, id est
25 ymaginem, que habebat aureum caput, pectus argen-
teum, ventrem eneum, crura ferrea ac tybias, pedes
luteos. Et vidit de monte lapidem precisum sine ma-
nibus, qui cecidit ad pedes predicte ymaginis et com-
minuit eam totam. Lapis precisus de monte sine
30 manibus est filius Dei natus de virgine sine virili
operacione. Hic cecidit ad pedes ymaginis et commi-

---

4. per se daret] mitteret (*vor* unum *g*) Romam *c g z*. 6. et villis *c g z*. 7. suis denariis *c g z* 8. ibat *c g z*. 11. Et cum] cum (autem *c*) *c g z*. 14. 15. monte quodam *c g z*. 15. ibi *vor* etiam *c*, *nach* sua *g*. 24. in sompnis vel *fehlt c g z*. 25. 26. argenteum pectus eneum ventrem ferrea crura et tybias (et *c*) *c g z*.

nuit eam, cum in passione sua Levyathan prostravit et omne regnum suum devastavit.

f. 28v. Legitur in libro Numeri quod, cum filii Israel transirent per desertum, vastabantur a serpentibus. Tunc Moyses mandato Dei fecit serpentem eneum et suspendit eum in pertica; et quicunque ledebatur a serpente, cum respexit serpentem suspensum in pertica, sanabatur a morsu serpentis. Per serpentem eneum suspensum in pertica intelligitur Jhesus Christus suspensus in cruce: quicunque vulneratur a serpente dyabolo, sed cum vera fide et devocione respexerit serpentem suspensum in pertica, id est Jhesum Christum suspensum in cruce, liberabitur ob omni veneno peccatorum. V. 1848.

f. 28v. Legitur in Genesi quod Deus precepit Abraham ut offerret filium suum Ysaac. Quem cum offerre vellet, vidit arietem berentem inter spinas; et dixit ei angelus ut parceret filio suo et offerret arietem pro eo. Per arietem oblatum pro Ysaac intelligitur Jhesus Christus oblatus in cruce pro universo mundo. V. 1850.

f. 28v. Legitur in libro Judicum quod, cum Gedeon deberet inire bellum cum Phylisteis, petivit signum a Deo, utrum vincere deberet an non; et posuit vellus, id est pellem ovinam, in gramine et petivit hoc pro signo, quod vellus ex rore madesceret tota terra permanente sicca. Quod cum factum esset, iterum secunda nocte petivit quod tota *terra* perfunderetur rore vellere sicco permanente: et sic factum est. Per vellus intelligitur incontaminata virgo Maria, in quam filius Dei descendit, sicut ros descendit super gramina nec tamen a rore corrumpuntur. V. 1852.

f. 28v. Moyses, cum ibat in deserto, vidit in monte Syna rubum, id est silvam, comburi igne; et tamen rubus ab igne non consumebatur. Rubus iste est uterus intactus virginis Marie, que, licet videretur V. 1853.

2. devastavit *fehlt cgz.* 11. sed] si *gz,* et *c.* 13. liberatur *cgz.* 17. pendentem *cgz.* 27. terra *cgz, fehlt M.* 35. que *g,* qui *Mcz*



corrumpi in conceptione filii, tamen semper mansit incorrupta.

f. 29r. Moyses, cum construxit archam testamenti mandato Dei, posuit in ipsa archa tabulam testamenti 5 et manna, scilicet panem celestem. Per archam intelligitur virgo Maria, per manna filius Dei, qui in eius utero confectus atque pistus est. V. 1856.

f. 29r. De stella ista legitur in libro Numeri, ubi dicitur: Orietur stella ex Jacob etc. V. 1858

10 f. 30r. Luc*us* est silva, in qua colebant gentiles ydolatriam suam. V. 1959

f. 30r. Romani construxerunt templum mire magnitudinis et tante firmitatis et fortitudinis, quod credebatur persistere usque in finem mundi et appel-15 laverunt illud templum Pacis. Cum autem construeretur hoc templum, supervenit quedam vetula et dicebat: 'Hoc templum corruet, cum virgo pariet'. Hoc audientes artifices quasi pro quodam imposibili scripserunt in superliminari templi: 'Hoc templum nunquam 20 corruet, nisi virgo pariat'. Istud templum corruit, quando filius Dei natus est ex Maria. V. 1966

f. 30v. Scribit sanctus Orosius in Cronicis ad beatum Augustinum quod III soles et III lune ante incarnacionem Christi in celo videbantur; qui paulatim 25 congrediebantur et unum corpus solare factum est et unum corpus lunare. V. 1970

f. 30v. Hec tria signa scribit Germanus, hystoriographus temporum Christi, et Theophilus, scriptor gestorum Christi. Que si sciolus vel garrulus credere V. 1978

(aber 130, 2 incorrupta *Mcgz*). 5. scilicet] id est *cgz*. 5. 6. virgo M. intelligitur *gz*, intell. beata virgo *c*. 6. manna] panem (celestem *z*) *gz*. 7. positus *cgz*. 8. hac stella *cgz*. 10. 11 *fehlt cgz*. Lucer (*auch im Text* luc%o) *M*. 13. firmitatis et *fehlt cgz*. 14. in] ad *cgz*. 15. appellabant *cgz*. 16. vetula quedam *cgz*. 20. pariet *cgz*. Istud] illud *c*, hoc *gz*. 21. est] fuit *cg*. ex M.] de virgine M. *cgz*. 24. videbantur *vor* in *cgz*. qui *M*, que *cgz*. 27. signa] miracula *cg*. *z hat die Worte* Hec . . temp. Christi *mit M übereinstimmend, außerdem* Ista tria miracula *u. die übrige Glosse.*



noluerit, dicat tamen malis gratibus suis nichil esse impossibile apud Deum et multa signa facta per universum mundum ad enunciandum Christi nativitatem et eius incarnacionem; que tamen omnia in libris ne-
5 quaquam scribi poterant.

f. 31r. . Arbores solis et lune sunt arbores de quibus dicit Moyses in penultimo capitulo Deuteronomii super benediccionem Joseph dicens: 'De pomis fructuum solis et lune et de vertice antiquorum montium
10 det tibi Deus'. De hiis arboribus Alexander Macedo magnus rex scripsit in epistola sua ad Aristotilem; et dicit quod utique hee arbores sunt in oriente in finibus Indie altitudine centum cubitorum; et vocantur Indica lingua ebriones. Cum sol oritur et summitatem ar-
15 borum tangit splendor solis, arbores hinc inde movendo se quassantur et flectunt se usque ad radicem: et tunc quicunque scire voluerit de futuris, interrogat responsum ab arboribus et audit ibi futura. Has arbores consuluit Alexander quid sibi futurum esset; et res-
20 ponsum est ei quod intraturus esset Babyloniam et quod ibi veneno interire deberet procurante sorore sua. Pomis harum arborum, que fuerunt magna ad magnitudinem capitis humani, vescebantur homines illius loci et vivebant CCCtis annis illesi. Non licebat alicui
25 intrare ambitum illarum arborum qui fuit animo levis et immundus a contactu mulierum. Ut nemo eis contradicere possit: hec scribit beatus Ambrosius in glosa super Deuteronomium et Liber de naturis rerum et Aristotiles. — V. 2022.

30 f. 31v. Bragmani sunt homines habitantes ultra Gangen fluvium, quos mirabilis religio, innocencia et — V. 2036.

---

7. Deuteronomii] *Das Folgende bis 132, 21 fehlt g.* 12. in oriente sunt *c*, i. o. sint *z*. 13. 14. et *bis* ebriones *fehlt c*. 17. interr. et sumit resp. *c*. 19. esset] foret *z*. 22. arborum *aus* arbores *korr. M*. 23. capitis] corporis *z*. vescebantur *bis* loci *fehlt cz*. 24. illesi] quicunque comedebant *c*. 25. fuit *fehlt z*. 26. 27. Ut *bis* possit *fehlt c*.



vite castitas et boni mores mirifice decorant. Hii antequam Christus veniret in carne, de eius coeternitate cum patre aper*t*e scripserunt. Nam quidam Dyndimus nomine, dydascalus ipsorum Bragmanorum, rogatus ab Alexandro Magno scripsit sibi epistulam de sancta vita et moribus eorum et de cultu unius Dei et de coeternitate filii cum patre dicens: 'Deus verbum est, et verbum illud mundum creavit, et per hoc verbum vivunt omnia. Nos hoc verbum colimus, hoc adoramus. Deus spiritus et mens est, et ideo ipse non amat nisi munda mente'. Hos cum Alexander hortatus fuisset ut peterent ab eo aliquid promittens se daturum eis quicquid peterent, illi habito consilio dixerunt: 'Da nobis immortalitatem, quam super omnia desideramus'. Respondit Alexander: 'Mortalis ego sum: quomodo immortalitatem dare possum?' Qui dixerunt: 'Si mortalem te cognoscis, quare tot mala faciendo tantis periculis et laboribus vane te committis?'

f. 31v. Augustinus: Puer Jhesus defectus humane fragilitatis in ipsius infancia exhibebat, ut eius deitas taliter occultata demonibus lateret. V. 2052

f. 32r. Queritur quando stella nuncia incarnacionis Christi ceperit apparere. Ad hoc diversi doctores diversimode respondent: quidam dicunt quod in ipsa hora nativitatis Christi inceperit apparere; quidam autem quod anno uno ante *nativitat*em apparuerit; quidam quod in incarnacione verbi Dei apparere inceperit. Quod autem in nativitate Christi primo apparuerit, stare non potest: quia reges tres venientes cum muneribus stella duce tercia decima die ad puerum Jhesum venerunt; qui tam brevi spacio ad tam longam V. 2069

---

2. Christus] Jesus Christus *z*, filius dei *c*. 3. aperte] apre *M*. 4. dydascalus] discipulus *cz*. 8. creavit] curavit *z*. 11. mundam mentem *c*, mundas mentes *z*. 20. exhabitat *z*. divinitas *z*. 26. anno uno] uno anno *cg*, anno *z*. nativitatem *cgz*, incarnacionem *M*. 27. apparere inceperit *fehlt z*. 28. 29. apparuerit] apparere ceperit *cz*, ap. inceperit *g*.

viam se expedire non poterant, quia necesse fuit ut primo de via simul cómpromitterent ac deliberarent et cuncta necessaria ad tantam viam prepararent, deinde centum dietas ab oriente, scilicet usque Bethlehem
5 pertransirent, quod in XIII diebus impossibile [fieri fuit. Quodsi dicitur quod in dromedariis, scilicet in camelis velocissime currentibus, venerint, adhuc non est credibile; quia, si ipsi reges dromedarios habere poterant, tamen omnes clientes eorum non habebant:
10 quia cum tanta multitudine venerunt Jerusalem, quod tota civitas commota est in adventu eorum, sicut dicit ewangelium. Unde tenendum est quod dicit Johannes Crisostomus: quod, quando Dei filius de sinu patris intrans in uterum virginis se Deum incarnavit, stella
15 ceperit apparere, scilicet novem mensibus ante partum virginis. Tunc magi primo videntes stellam convenerunt et de via sua deliberaverunt et profecti sunt venientes XIII[0] die post nativitatem Christi.

f. 32ᵛ. Jesus puer unius fuit anni etate, cum ductus V. 2140.
20 est in Egyptum; quia, ut ait Josephus, post adventum magorum statim Herodes vocatus est a Cesare, ut veniret Romam, et sic distulit trucidare pueros in Bethlehem. Cum autem esset Rome aput Cesarem, retulit sibi de adventu trium magorum et de stella
25 et de puero nato; et accepta licencia ab eo indagandi puerum Jhesum et trucidandi infantes venit in Judeam anno revoluto et tunc primo pueros trucidari fecit, et tunc Joseph fugit in Egyptum.

f. 33ᵛ. [*Im Text über* onagri] id est silvestres asini. V. 2182.

30 f. 33ᵛ. Tygris est animal ferocissimum et velocissimum. V. 2183.

f. 33ᵛ. Mauricomoryon, ut ait Arystotiles in libro V. 2183.

---

1. se expedire] expediri *z.* 4. Bethlehem] ad B. *cg.* 5. quod *fehlt z.* 7. venerunt *z.* 11. eorum] *Das Weitere bis Z. 28 fehlt g.* sicut] ut *cz.* ait *z.* 15. inceperit *cz.* 17. et *vor* de *fehlt cz.* 20 est] fuit *cz.* 25. indignandi *z.* 27. trucidare *z*, occidi *c.* 29 *fehlt z.* Onagri sunt silv. as. *c.* 30—134, 15 *fehlt g.*

de animalibus, bestia est in oriente, pene similis leoni, habens III ordines dentium in ore suo; facies eius et oculi et aures ut hominis sunt, cauda eius scorpionis; vox eius, ut si loquatur homo per tubam; devorat ho-
5 mines quos capere potest.

f. 33v. Lamye, ut ait Aristotiles, sunt animalia V. 2184. magna; ambulant super duos pedes; mamillas habent ut femine; brachia fortissima, quibus etiam arbores lacerant.

10 f. 33v. Linx est animal acutissimi visus, quod etiam V. 2184. per solidum murum videre potest.

f. 33v. Onocentaurus, ut ait Ysidorus, animal V. 2185. est habens caput equinum, corpus ut homo, manus habiles ad omne opus, quibus homines interficit proici-
15 endo saxa post *eos*.

f. 33v. Durans est bos silvestris. V. 2185.

f. 33v. Mygale est animal tardum, in lege prohi- V. 2186. bitum.

f. 33v. Pylosus est animal, ut ait glosa in Ysaia, V. 2186.
20 habens caput hominis cum duobus cornibus; pedes habet caprinos.

f. 33v. Panthera est animal decorum et vescitur V. 2186. optimis speciebus: post hoc dormit tribus diebus, et cum surrexerit a sompno, emittit suavem odorem, per
25 quem serpentes moriuntur, cetera autem animalia de- lectantur.

f. 35r. Spytacus est avis viridis coloris, cui natura V. 2288. dedit hoc presagium, ut, si videt regem vel hominem qui futurus est rex, ipsum salutat humana voce di-
30 cens: Ave rex, ave rex.

f. 35v. Yeremias: Ascendet Dominus super nubem V. 2352. levem et ingredietur in Egyptum: et corruent omnia symulachra Egyptiorum.

---

3. ut scorp. *c*. 4. loqueretur *cz*. 8. fortissima brachia *cz*. 10. etiam *fehlt cz*. 12. ait *M*, dicit *cz*. 12. 13. est animal *cz*. 14. habiles] similes *z*. 15. eos *c*, eum *Mz*. 16 *fehlt gz*. Durans] fimicus *c*. 17. 18 *fehlt g*. 19—21 *fehlt gz*. 22—135, 23 *fehlt g*. 28. videret *z*.



f. 37r. Cum rex Assyriorum vastaret Judeam, Je- V. 2432.
remias propheta cum ceteris Judeis fugit in Egyptum
et prophetavit ibi de incarnacione Domini futura.

f. 37r. Sybilla est nomen appellativum et non pro- V. 2437.
5 prium, sicut propheta: unde omnis femina prophetizans
Sybilla dicebatur; et plures erant Sybille, ut dicit
Ysidorus, scilicet Sybilla Romana, Sybilla Troyana,
Sybilla Hebraica, Sybilla Egyptiaca, Sybilla Karta-
ginensis, Sybilla Babylonica, Sybilla Greca, Sybilla
10 Erychtea.

f. 37v. Postquam Joseph duxit puerum Jesum in V. 2478.
Egyptum, vixit Herodes VII annis: et in vindictam
infantum quos trucidavit exacerbatus est contra suos
filios, scilicet Arystobolum et Alexandrum, eo quod
15 suspectos haberet eos quod vellent eum interficere;
et iussit ipsos necari, et postea dolore nimio percussus
a vermibus est corrosus et pessima morte mortuus, et
regnavit Archelaus pro eo.

f. 39r. Cum Jeremyas predicaret in Egypto vir- V. 2592.
20 ginem parituram filium, plurimi Egyptii fecerunt yma-
ginem virginis tenentem puerum in brachiis et po-
suerunt eam in domibus et in cubilibus suis credentes
futuram incarnacionem.

f. 49r. Quatuor sunt humores naturales per quos V. 3292.
25 irrigatur et complexionatur omnis homo, scilicet flegma,
sanguis, colera, melancolya. Flegma est frigidum et
humidum, sanguis calidus et humidus, colera calida et
sicca, melancolya frigida et sicca. Secundum IIIIor
qualitates istorum IIIIor humorum proporcionantur et
30 complexionantur omnia corpora, et ita sanguineus est:

Cantans, carnosus, satis audax atque benignus,

---

4. Nota (quod *c*) Syb. *cz*. 5. unde] vn̄s *M*. 6. et] igitur *cz*. 16. et iussit ipsos] ipsos iussit *cz*. 21. tenentis *cz*. 22. eam *fehlt cz*. domibus et in] oraculis et *cz*. cubiculis *z*. 27. calidus et humidus *cgz*, calidum et humidum *M*. 30. et ita] ut ita *M*, et sic *cg*, et secundum hoc *z*. 31. carnosus etc. Hii versus patent alibi (*das Folgende bis 136, 10 fehlt*) *z*.

Largus, amans, hilaris, ridens rubeique coloris.
Colericus est:
Versutus, fallax, irascens, prodigus, audax,
Astutus, gracilis, siccus croceique coloris.
5 Flegmaticus est:
Hic sompnolentus, piger, in sputamine multus,
Hebes huic sensus, facies pinguis, color albus.
Melancolicus est:
Invidus et tristis, cupidus dextreque tenacis,
10 Non expers fraudis, timidus luteique coloris.
Nulli tamen defectus aliquorum humorum fuerunt in Jesu, sed quicquid melius et purius et mundius fuit in humoribus ad mundissimum corpus Jesu addebatur.

f. 49v. Ex ewangelio probari potest quod Jesus V. 3337.
15 aliquando biberit vinum, raro tamen, quia Judei improperabant ei quod potator vini esset. Comedebat etiam carnes, quod probatur, quia singulis annis agnum paschalem manducabat.

f. 50v. Johannes ait ewangelista: Multa quidem et V. 3410.
20 alia signa fecit Jesus, que non sunt scripta in libro hoc, quia revera nulla miracula vel virtutum opera scripta sunt de Jesu, nisi solum illa, que operatus est a XX et VIIII annis usque ad XXXm et IIIItum annum, quia impossibile est, quod manserit Jesus in sua ado-
25 lescencia, scilicet cum fuit XX annorum, XXIII, XXV et deinceps, sine virtutibus et miraculis et magnorum operum exercitacione.

f. 51r. Mater Johannis baptiste matertera erat V. 3422.
Marie, matris Jesu, et ipse Jesus et Johannes erant
30 contemporanei et invicem cognati et in una provincia non longe ab invicem commorantes et ipsi soli duo prophete erant in terra Galylea. Unde incredibile non est, ut mutuo se viderent ante tempus utriusque

---

11. Tamen nulli *gz*, Sed nulli *c*. 11. 12. aliqu. (*fehlt g*) hum. *nach* Jesu *gz*. 19. ewangelista] in ewangelio *z*. 28. martertera *M*. 32. erant *fehlt cgz*. 32. 33. incredibile non est ut] incr. est quin *cgz*.

predicacionis, maxime cum per spiritum sanctum Johanni de Jesu fuerit revelatum. Unde in sua adolescencia hii duo prophete sepissime conveniebant *et* mutuis se consolacionibus confovebant. Et ut nemo
5 eis contradicere possit: hec scribunt Theophilus et Germanus hystoriographus temporum Christi.

[Dyalogus dicitur a dya, quod est duo, et logus, quod est sermo: et dicitur dyalogus quando duo alterutrum collocuntur; soliloquium vero dicitur quando
10 homo solus cum Deo loquitur.] V. 3450.

f. 51ᵛ. Qui isti dyalogo contradicere voluerit, respondea*t*, si in XXVIIII annis, quibus Maria mater mansit cum filio suo Jesu, ipsa mater cum filio suo Jesu unquam aliquam collacionem habuerit vel aliqua
15 verba consolacionis; et si *d*ixerit quod sic, sciat eos tantummodo de celestibus et divinis scripturis et de misteriis incarnacionis et fidei katholice habuisse sermonem: et sic presens dyalogus aput sciolos et garrulos locum obtinebit. V. 3450.

20 [Johannes ait: In principio erat verbum etc. Intelligendum est non quod verbum patris habuit aliquod principium, id est inicium vel inchoacionem, quia ab eterno fuit aput patrem. Quod autem in Genesi scriptum est: In principio creavit etc. — hoc
25 principium fuit inicium seu inchoativum rei que ante non fuerat. Deus semper erat cum filio et spiritu sancto sine omni inicio.] V. 3462.

[Beatus Jeronimus testatur quod multi scripserunt ewangelia, sicut est Ewangelium Nazareorum, Ewan-
30 gelium Thome, Ewangelium Mathei, Ewangelium Bartho- V. 3622.

2 fuerit] fuerat *g*, fecerat *z*. revelatum] *Das Folgende bis 6 fehlt g.* 3. et *fehlt Mz.* 4. mutuis se cons.] mut. cons. se *c*, se mut. cons. *z.* 7—10 *fehlt Mz; nach g.* 11—19 *fehlt g.* 12. respondeat *cz*, respondeatur ei *M.* in *fehlt z.* 12. 13. mansit *vor* Maria *cz.* 14. vel] vel collocucionem vel (vel *bis* consolacionis *fehlt z*) *cz.* 15. mutue cons. *c.* dixerit] non dixerit *M.* 20—138, 17 *fehlt Mg*; *nach z.* 21. quod *vor* non *getilgt z.* habuerit *c.*



lomei, Ewangelium Nichodemi, Ewangelium Hebreorum, sicut ipse beatus Jeronimus transtulit, Ewangelium Petri, quod scribitur secundum Marcum. Tamen ad confirmacionem fidei sufficiunt quatuor ewangelia, que tenet
5 ecclesia. Sed nullus ewangelistarum invenitur omnia facta Jhesu ad plenum scripsisse, quin aliquid obmiserit, quod alius supplevit, ut probatur de Lazaro et aqua in vinum mutata, que Matheus, Marcus et Lucas obmiserunt, sed pluribus annis post ascensionem Domini
10 a solo Johanne scripta reperiuntur. Sic probatur quod nullus ewangelistarum omnia facta Jhesu ad plenum scripserit ipso teste qui ait: Multa quidem alia signa fecit Jhesus etc. Et Paulus ait in epistula ad Chorinthios: Jhesus postquam surrexit a mortuis visus est
15 Cephe, deinde visus est p*lus* quam *D* fratribus simul, deinde Jacobo. Hec apparicio in nullo ewangelio invenitur: tamen hec omnia vera esse probantur.]

f. 55v. Scriptum est in ewangelio Marci: Et habitavit Jesus cum bestiis. Unde mirandum non est, (V. 3732.)
20 si Jesus cum bestiis habitabat, quia ab ipsis bestiis debita reverencia et obsequiorum exhibicione venerabatur.

f. 56r. Genealogya sancte Marie virginis: Esmeria et Anna fuerunt sorores. Esmeria peperit Elysabeth, Elyu et Amathyam; Anna peperit sanctam Mariam (V. 3764.)
25 virginem. Elysabeth peperit Johannem baptistam, sancta Maria dominum Jhesum Christum, ex testimonio IIIIor ewangelistarum et ex epistula Jeronimi contra Hel*vi*dium. Sancta Maria, mater Domini, et Maria, mater filiorum Zebedei, scilicet maioris Jacobi et Johannis
30 ewangeliste, et Maria, mater Jacobi minoris, Symonis

---

2. sicut] quod *c*. 15. plus *c*, post *z*. D] 1 *z*. 17. *Zu Vita 3698 in c die Glosse.* Dicit glosa super Matheum quod Johannes, cum esset in deserto, apparuit ei Dominus revelans ei de baptismate Jhesu et de aliis mysteriis. 18—139, 18 *fehlt g*. 18. ewangelio Marci] Marco ewangelista *cz*. 20. cum *bis* ipsis] a *c*. quia *fehlt z*. 26—28. ex *bis* Sancta *fehlt c*. 27. 28. Heludium *M*. 30. et Symonis *c*.

et Jude, tres sorores fuerunt. Maria, mater Domini, filia Joachym et Anne fuit. Et Cleophas, frater Joseph, eandem Annam accepit uxorem, Joachym defuncto, genuitque ex ea filiam, quam vocavit Mariam. Hanc 5 Mariam Cleophas et Anna dederunt cuidam Alpheo nomine, ex quo ille minor Jacobus, qui et frater Domini dicitur, natus fuit, et dicitur Jacobus Alphei, id est filius Alphei. Desponsavit autem Cleophas filiastram suam, sanctam Mariam *matrem* Domini et vir- 10 ginem, fratri suo Joseph, qui eius virginitatis custos fuit et solacium et nutritor. Mortuo autem Cleopha quidam Salome eandem Annam accepit uxorem genuitque ex ea terciam Mariam, quam Zebedeus accepit in uxorem et genuit ex ea Jacobum et Johannem. Unde 15 ita intelligendum est: Jacobi, subauditur mater, et Salome, subauditur filia. Tres ergo viros Anna habuit, scilicet Joachym, Cleopham, Salome. Prima Maria virgo permansit, scilicet filia Joachym . . . . .

f. 56v. Dicitur sponsus nupciarum istarum fuisse V. 3800. 20 Johannes ewangelista, et quod Dominus vocaverit eum de nupciis. Sed quia Dominus iamdudum vocaverat *omnes discipulos* in apostolatum et specialiter et generaliter cum ceteris Johannem ewangelistam; et quia iam vocacio apostolorum facta fuit, ideo non videtur 25 consonum, quod Johannes post vocacionem *in* apostolatum redierit et se matrimonio obligaverit.

f. 57v. Apoplexia est subita percussio totius cor- V. 3856. poris.

---

1. et Jude *fehlt cz* Maria *fehlt z.* 4. genuitque] et genuit *c*, generavit *z.* 6. quo *Mcz.* maior *z.* 7. dictus fuit natus est *cz.* 9. matrem *c*, *fehlt M*, virginem matrem *z.* 10. qui eius] cuius *cz.* 12. 13. Salome *bis* ea] S. nomine duxit predictam A. et genuit *c*, S. accepit eandem A. et genuit *z.* 15. 16. et *bis* filia] *fehlt c*, et filia S. *z.* 16. ergo] igitur *z.* 17. Clepham *M.* 19—26 *fehlt gz.* 19. istarum nupc. *c.* 21. Sed] Sed videtur non esse verum *c.* 22. omnes discipulos *c*, *fehlt M.* 24. apostolorum *fehlt c.* ideo *fehlt c.* 25. in *c*, et *M.* 27—140, 2 *fehlen cg.* 27. 28. corporis] corp. et destitucio motus omnium membrorum *z.*

f. 57v. [*Neben* Epylepsia *im Text*] id est caduco morbo. V. 3857.

f. 57v. Lunatici sunt qui in interlunio sensu carent. V. 3861.

f. 57v. Manyaci sunt qui ipsis mortem ingerunt. V. 3861.

5 f. 60v. Hic dicunt plurimi quod Thomas apostolus missus fuerit a Jesu ad Edyssam civitatem, et hoc verum est: tamen ipse Thomas premisit Tatheum discipulum ante se ad curandum Abgarum regem. V. 4076.

f. 63r. Hec inunctio pedum Jesu Christi et lacrima- 10 rum ablucio facta est iam instante passione Christi, scilicet post resuscitacionem Lazari. Sed Lucas ewangelista scribit quod longe ante passionem Maria Magdalena in domo Symonis leprosi lacrimis lavit pedes Jesu et unxit ungento, scilicet quando VII demonia ab ipsa 15 Maria Magdalena eiecit. Unde videntur due fuisse Marie, scilicet Maria Magdalena, que tunc lavit, et Maria, soror Marthe, que modo lavit et unxit. Ad hoc dicendum quod eadem fuit Maria Magdalena, que bis exercuit opus pietatis circa Jhesum, ungendo scilicet 20 tunc et nunc pedes Christi Jesu. V. 4234.

f. 71r. Dicitur quod, cum regina Saba venit Jerusalem audire sapienciam Salomonis, vidit in horto Salomonis arborem quandam, quam prona adoravit. Quod miratus Salomon quesivit cur hoc fecerit. Que re- 25 spondit quod in hoc ligno occidendus esset rex celi et terre et per hoc lignum confundendum esset totum genus Judeorum. Unde rex Salomon succidit arborem et profundissime fodit in terram, in loco ubi nunc est piscina Syloe. Sed tempore Christi erupit hoc lignum 30 de terra et supernatavit in aquis et solebant mulieres V. 4796.

---

3 *fehlt cgz.* 4 *fehlt cg.* inferunt *z.* 5—20 *fehlt g.*
15. Mar. Magd. *fehlt c*, Maria *fehlt z.* fuisse due *z*, due *fehlt c.*
20. *Zu Vita 4438 in g die Glosse:* Bernhardus: O bone Jesu, quam dulciter cum hominibus conservatus es, quam magna et habundanter hominibus largitus es (*Hs.* est), quam dura et aspera pro hominibus passus es, dura verba, duriora verbera, durissima crucis tormenta.
21. Saba *fehlt z.* 24. faceret *cgz.* 27. precidit *cgz.* 30. aqua *cgz.*

in eo lavare vestimenta sua; sed cum crucifigendus esset Jesus Christus, acceperunt Judei hoc lignum quasi vile et inutile et fecerunt ex eo crucem Jhesu.

f. 71[v]. Dicunt quidam quod Symon Cyreneus iuverit V. 4815.
5 portare Jesu crucem suam, ita quod Jesus portaret alteram partem, Symon alteram partem post Jesum, quia scriptum est: Et coegerunt quendam Symonem Cyreneum ut portaret crucem post Jesum.

f. 73[v]. Hic notatur quod Jesus bis coronatus est, V. 4958.
10 primo cum post flagellacionem illusus est, secundo cum crucifixus est; primo spinis, secundo iuncis marinis, qui habent acutissimos aculeos.

f. 86[v]. Cometa est stella que nunquam apparet V. 5846. nisi cum magna prodigia futura sunt; et hec stella
15 vagatur in ethere e*m*ittens radios fumigantes.

f. 89[v]. Vivens deitas nunquam fuit separata a cor- V. 6026. pore Christi in sepulchro nec ab anima descendente ad infernum, sed mansit utrimque et coniunxit utrumque, scilicet corpus et animam. Unde Christus improprie
20 dicitur mortuus fuisse, quia vivens deitas nunquam separata fuit nec a corpore nec ab anima.

f. 90[v]. Postquam deitas reduxit animam Christi V. 6088. ab inferno Levyathan ibi ligato, coniunxit animam

---

4. Hic dicunt *cgz.* iuverit] iunxerunt *z.* 5. Jesu *M.* ihū *gz*, ihm̄ *c.* 6. alteram *bis* partem] (eam *c*) ad unam partem et S. ad alteram (partem *g*) *cgz.* 7. est] est in ewangelio *cgz.* 12. *Zu Vita 4424 in g die Glosse:* Legitur in Scolastica Hystoria in textu ewangeliorum: Ut verus homo Christus horrebat mortem et vellet non mori, si posset esse de iusticia. Habebat enim iusticia patris, ut Christus pateretur et a constitucione mundi hoc sacramentum fuit preostensum. Hec voluntas non moriendi vel nolle mori gloriosos martyres fecit. Non vult carnis sensus nisi quod delectat. Si autem delectaret eos mori, non tantum viderentur promereri; sed quia hanc voluntatem non moriendi subiciunt Deo, merentur. Unde et Christus subdidit: Verumtamen non quod ego *volo* (*fehlt Hs.*), sed quod tu. 14. cum] quando *cgz.* 15. emittens] enitens (*über dem* i *noch ein* t, ebenso 134, 24) *M*, habens *cgz.* 16—21 *fehlt z.* 16. Viva *cg.* 18. utrimque] utrobique *cg.* 22—142, 2. *fehlt g.*

corpori et iacens in sepulchro Jesus Christus Dei filius redivivus surrexit.

f. 91r. Ignacius: Dignum erat ut pius Jesus piam matrem suam omni solamine destitutam per suam resurreccionem et apparicionem consolaretur et se sibi primo omnium presentaret. V. 6130.

f. 91r. Joseph ab Arymathia incarceraverant Judei, quia Jesum sepelierat. Huic apparuit Jesus Christus in carcere statim post suam resurreccionem et consolabatur eum. V. 6142.

[Ambiguitas magne dubietatis hic solvitur, que ex ewangelio satis intricata videtur. In ewangelio enim videntur quasi due Marie venisse ad sepulchrum: uni Marie Jhesus apparuit et eam se tangere non sinebat; alteri Marie apparuit, que accessit et tetigit pedes suos. Ad hoc solvendum presens textus sufficienter declarat quia, cum Maria sola vidit Jhesum in orto, se tangi non sinebat, sed quando cum reliquis feminis ad eum venit, se tangi permisit.] V. 6193.

f. 92v. Hec apparicio in ewangelio non habetur. V. 6242.

f. 95v. Jesus in sua resurreccione misit omnes animas quas eduxit de inferno ad paradysum terrestrem, ut suam ascensionem ibi expectarent; et in sua ascensione transivit paradysum terrestrem et omnes illas animas in celestem patriam secum adduxit. V. 6426.

f. 98r. Hec omnia, que precedunt et que secuntur, que scripta sunt de beata virgine Maria scribunt sanctus Epyphanius, sanctus Ignacius, sanctus Dyonisius, V. 6612.

---

1. et iacens] iacenti *cz.* et Jesus *c.* 4. suam] iam *cgz.* solacio *cgz.* 5. et *vor* se *fehlt cgz.* 6. presentando *cgz.* 7—10 *fehlt z.* 11—19 *fehlt Mg*; *nach z.* 11. Magne ambiguitatis dubietas *c.* 20 *fehlt cgz.* — *Zu Vita 6314 in g die Glosse:* Anshelmus: Parcit Deus peccantibus et non statim properat ad vindictam; quoniam, si statim vindicaret subito, non haberet cui remitteret. 21—25 *fehlt g.* 21. 22. misit *hinter* animas *z*, *hinter* inferno *c.* 24. transivit] ivit ad *cz.* 25. celestem patriam] paradisum cel. *cz.* duxit *cz.* 27. Maria scribunt] M. ut nullus dubium in eis habere possit (habeat in eis *z*), scribunt isti sancti: scilicet (videlicet *c*) *cgz.* 28. Dyonisius] D., sanctus Jeronimus *cgz.*



Johannes Damascenus, Germanus hystoriographus temporum Christi. Qui non credit, legat eorum scripta et sic inveniet.

f. 103r. Multi neophyti qui conversi fuerant in diversis provinciis a sanctis apostolis audientes beatam Mariam, matrem Jhesu, adhuc superstitem manere in Jerusalem, venerunt ad eam, ut ab ea confirmarentur in fide quam susceperant a sanctis apostolis et ut consolaciones spirituales ab ea audirent. Tunc etiam beatus Paulus apostolus, qui nondum viderat Mariam, cum Luca ewangelista venit in Jerusalem ad Mariam et instructus est ab ea in omni fide ewangelica et de misteriis incarnacionis, nativitatis, passionis, resurreccionis et ascensionis. Et Lucas ewangelista ab ea scripsit ewangelium suum, quia ab ore virginis Marie omnem seriem factorum Christi audiebat. V. 6920.

f. 103v. Post dispersionem apostolorum multe sancte mulieres manserunt in Jerusalem cum propter presenciam virginis Marie tum propter locum sanctum una cum beato Jacobo apostolo Alphey filio, qui frater Domini dictus fuerat, et sustinebant ibi magnam paupertatem, quia maxima fames tunc orta fuit per totam Judeam, de qua scribit Josephus etiam in libro suo. Istis fidelibus Paulus apostolus fecit collectas et elemosinam petivit a gentibus quibus predicavit et misit Jerusalem in sustentacionem pauperum ibi manentium. Hoc ipsum testatur apostolus in epistulis suis; hoc idem reliqui apostoli predicantes inter gentes fecerunt: petentes elemosinam collectas fecerunt et miserunt Jerusalem in subsidium pauperum ibi manentium, quia idem fideles omnes possessiones suas vendiderant et V. 6948.

3. *Zu Vita 6732. 33 in z die Glossen:* Sagum, gi dicitur pannus n2. (noster?) sait. Cervical, lis, media producta in ac(cusa)t(iv)o (?), est pulvinar sew cussinus qui cervici supponitur. 5. beatam *fehlt cgz.* 14. 15. scripsit ab ea *cgz.* 15. ipsius virginis *cgz.* 22. maxima] magna *z.* 23. scripsit *cgz.* 26. in Jer. *cg.* morantium *z.* 28. 29. predicantes *bis* miserunt] fecerunt pred. i. g. petebant el. et faciebant coll. miseruntque in *c.* 29. fecerunt coll. *gz.*



expenderant in necessitatibus apostolorum, cum adhuc omnes simul manserunt in Jerusalem. De hoc etiam plenius habes in actibus apostolorum.

[In Ecclesiastica *Hystoria* legitur quod, cum omnes apostoli essent simul Jerusalem in cenaculo post ascensionem, Judei irruerunt in eos et iniecerunt e*i*s manus verberibus et contumeliis eos afficiendo; et unus, qui vocabatur Saulus, qui post apostolus factus est, apprehendit fust*e*m et durissime verberavit apostolos Christi; sed et Judei sanctum Jacobum apostolum precipitaverunt de summitate graduum templi, ita quod crus eius fractu*m* est et claudicabat usque ad mortem: unde cum ceteris apostolis proficisci non poterat, sed semper mansit Jerusalem et Jerosolimorum episcopus factus est.] V. 6990.

[Hec est series epistule quam scripsit Ignacius virgini Marie. Christifere virgini Marie suus Jgnacius. Me neophitum Johannisque tui discipulum confortare et consolari debueras. De Jhesu enim tuo percepi mira dicta et stupefactus sum ex auditu. A te autem, que semper fuisti ei familiarius coniuncta, secretorum eius conscia, desidero maxime fieri certior de auditis. Scripsi etiam tibi alias et rogavi de eisdem. Valeas, et neophiti qui mecum sunt ex te et per te et in te confortentur.] V. 7026.

[Epistula beati Ignacii ad beatum Johannem ewangelistam de virgine Maria: Johanni sancto seniori Ignacius et qui cum eo sunt fratres. De tua mora dolemus graviter a*l*locucionibus tuis et consolacionibus roborandi. Si tua absencia protendatur, multos de nostris destituet. Properes igitur cito venire, quia Fehlt im Verstext der Vita.

---

1. expendiderant *z.* 2. in *vor* Jer. *fehlt gz.* etiam *fehlt cgz.* 4—15 *fehlt Mg; nach z.* 4. Hystoria *c*, *fehlt z.* 6. eis *c*, eos *z.* 8. postea *c.* 9. fustem *c*, fustum *z.* 10. sed *fehlt c.* apostolum *fehlt c.* 12. fractum *c*, fractus *z.* 13. ad predicandum proficisci *c.* 14. Jerosolimorum] ibidem *c.* 16—146, 2 *fehlt Mcg.* 29. a locucionibus *z.*

credimus expedire. Sunt et hic multe de nostris mulieribus Mariam Jhesu videre cupientes et cottidie a nobis discurrere volentes, ut eam videant et contingant, et sanctissima ubera eius, que dominum Jhesum aluerunt, tractent et quedam secretiora eius percunctentur. Ips*a* enim et Salome, quam diligis, fili*a* Anne, quinque mensibus aput eam Jerosolimis commorata fuit et quidam alii noti, qui referunt eam omnium graciarum habundantem et omnium virtutum fecundam; et, ut dicunt ipsi, in persecucionibus et affliccionibus est hilaris, in penuriis et indigenciis non querula, iniuriantibus grata: afflictis condolet et subvenire, prout potest, non pigrescit; contra viciorum pestiferos in pugna fidei disceptans enitescit, nostre nove religionis et penitencie est magistra; humilibus quidem est devota, devotis devotius humiliatur; et mirum ab omnibus magnificatur, cum a scribis et phariseis ei detrahatur. Preterea multi multa alia referunt de eadem, tamen omnibus per omnia non audemus fidem concedere nec tibi referre: sed sicut nobis a fide dignis refertur et narratur, in Maria Jhesu humane nature angelica natura sociatur. Et hec et alia concitaverunt viscera nostra et cogunt valde desiderare aspectum eius, *s*i phas est fari, que est celestis prodigii et sacratissimi monstri concreatrix. Tu autem diligenti modo dispone ut cum nostro desiderio tuam indulgenciam conformem facias, et valeas. Amen.]

[Hec est series epistule quam rescripsit beata virgo Maria sancto Ignacio: Ignacio dilecto et condiscipulo humilis ancilla Jhesu Christi. De Jhesu que a Johanne audisti et didicisti vera sunt. Illa credas, illis inhereas et christianitatis votum firmiter teneas et mores et vitam voto conformes. Veniam autem cum Johanne una te et qui tecum sunt visere. Sta et viriliter age in fide, nec te moveat persecucionis austeritas, (V. 7064.)

3. viderint *vor* viderant *gestrichen z.* 6. Ipsam . . . filiam *z.* 15. penitencie] pnie *z.* 23. et si *z.*

sed valeat et exultet spiritus tuus in Deo salutari tuo. Amen.]

f. 105r. Epistula beati Ignacii ad Johannem ewangelistam. Johanni sancto seniori suus Ignacius. Si licitum est mihi aput te, ad partes Jerosolime volo ascendere et videre fideles sanctos qui ibi sunt, precipue Mariam Jesu, quam dicunt universis admirandam et cunctis desiderabilem. Quem enim non delectat videre eam et alloqui ei, que verum Deum de se peperit, si nostre religionis et fidei fuerit amicus? Similiter et illum venerabilem Jacobum, quem referunt Jhesu Christo simillimum facie et vita et modo conversacionis, ac si eiusdem uteri frater esset gemellus: et dicunt, si eum videro, et ipsum Jhesum viderim secundum omnia corporis eius liniamenta; preterea sanctos et sanctas omnes visitando. Heu quid moror? quid detineor? bone *preceptor*, properare me facias et venire iubeas et in Jhesu eiusdem Marie valeas.

Fehlt im Verstext der Vita.

[Sanctus Epyfanius scribit in quodam sermone de assumpcione virginis Marie quod beata virgo Maria super terram vixit LXXII annis et computat annos hos sic: septem annis erat in domo parentum, in templo VI *annis et dimidium*, in domo Joseph sex menses, et quartodecimo anno annunciatur totius seculi gaudium; et quintodecimo anno peperit Christum et cum filio suo fuit *annis XXXIII; et post ascensionem filii sui fuit* in domo theologi qui Johannes ewangelista vocatur et in domo sancti Syon XXIIII annis. Qui anni in unum computati faciunt LXXII annos.]

V. 7082.

3—18 *fehlt cg.* 10. fidei et relig. *z.* 14. eum *M*, ipsum *z.* 17. preceptor *nachgetr. z, fehlt M.* 17. 18. facias *und* iubeas *vertauscht z.* 19—29 *fehlt Mcg*; *nach z.* 23. annis et dimidium] et deinde *z.* 26. 27. annis *bis* fuit *fehlt z.* *In c zu V. 7110 die Glosse:* Dicit Myletus, ecclesie Sardiniensis episcopus *(Melito v. Sardes? s. Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon Bd. 1² Sp. 1074)*: Cum dominus et salvator noster Jhesus Christus pro totius seculi vita clavis confixus crucis penderet in ligno, vidit circa crucem matrem suam

f. 106r. Legitur in quadam omelia de assumpcione beate virginis: Cum tempus assumpcionis illius sacratissime lagene et dulcissime ma*nn*e advenit, filius eius omnes apostolos, qui erant diffusi per mundum ad pis-
5 cacionem hominum, elevatos per aera singulos de locis suis duxit ad dormicionem sue matris Marie. Qui venerunt conspectores et ministri matris verbi Dei facti. Igitur cum sacro cantico ad datum a Deo thesaurum convenerunt. Et ipse imperator venit re-
10 cipere *propriam* puerperam laudantem et dicentem: 'Fili mi, in manus tuas commendo spiritum meum. Recipe dilectam tuam, animam meam, quam servasti puram; et meum corpus tibi trado, non terre: custodi salvum quod inhabitare dignatus es et nascens vir-
15 ginem conservasti'. Interea sancti qui presentes erant, cum lacrimis lectum vallantes, corpus amplexantes osculantur. Tunc quippe infirmitates curabantur, demones fugabantur. Post linteis corpus lotum involutum lecto reponitur angelis melodyantibus, apostolis
20 odas cantantibus. Tunc archa Dei apostolorum humeris imposita ad sepulchrum deportatur. Cum autem ad descensum montis venerunt ferentes beatum corpus, Judeus quidam, servus iniquitatis et fraudis, apprehendit loculum, id est archam, in terram trahere volens.
25 Sed quia fuit dyabolice audacie, dignam ulcionem recepit, et ambe manus eius aruerunt. Sed miser ad

V. 7120.

---

stantem et Johannem ewangelistam, quem pre ceteris apostolis [ideo] peculiarius diligebat, eo quod ipse solus ex eis virgo esset in corpore: tradidit ei curam sancte Marie dicens ad eum: 'Ecce mater tua', et ad ipsam inquiens: 'Ecce filius tuus'. Et ex illa hora sancta Maria in cura Johannis permansit; quamdiu enim vite huius incolatum peregit et apostoli mundum suis sortibus in predicacionem sumpserunt, ipsa in domo parentum illius iuxta montem Oliveti consedit. 1—148, 8 *fehlt c g.* 1. Legitur *M*, Johannes Damascenus ... scribit (*hinter* virginis) *z.* 3. manne *z*, *in* Marie *korr. M.* 4. qui erant diffusi *M*, diffusos *z.* 7. ministri *M*, min. servientes *z.* 8. 9. thes. a deo *z.* 10. propriam *z*, matrem *M.* 18. corpus linteis *z.* 19. 20. angelis *bis* cantantibus *fehlt z.* 25. 26. accepit *z.*



fidem conversus et penitencia duc*tus* sancto corpori manus eius superposuit et sanus factus est. Deinde venientes apostoli ad Gethsemany sanctissimum corpus conditum aromatibus sepulchro condi*d*erunt. Dehinc
5 die tercia veniens filius eius Jesus cum multitudine angelorum sanctissimam animam sanctissimo corpori coniunctam et in celestem habitacionem traductam super choros angelorum collocavit. Amen.

[Assumpcionem beatissime virginis Marie tam cor- V. 7224.
10 poris quam anime nemo fidelium negare debet, maxime cum beatus Dyonisius Ariopagita in libro quem scripsit de celestibus Jerarchiis asserat se interfuisse cum ceteris apostolis et LXXII discipulis assumpcioni beate virginis Marie, scribens ad Thymotheum, dicens: 'Tu
15 cum ipsis *Deo* acceptabilibus nostris summis sacerdotibu*s* quando et nos, ut nosti, et multi fratrum nostrorum ad visionem vite principalis inchoantis et Deum recipientis corporis convenimus. Aderat et Dei frater Jacobus *e*t Petrus vertex et honorabilissima theolo-
20 gorum summitas. Deinde placuit post visionem laudare summos sacerdotes simul omnes, quomodo unusquisque ydoneus erat, multipotentem bonitatem *divine* infirmitatis'. Et post pauca subiungit: 'Et qu*i*d tibi de hiis, que ibi theologice posita sunt, dica*m*? Etenim non a
25 me ipso loquor, sepe scio a te partes quasdam divinarum illarum ymnodiarum audiens: sic tibi festino et in aperto d*i*vi*n*a persequi; et tibi mistica, et ut multis ineffabilia et ut cognita tibi, relinquamus, quando mult*is* oportebat communicare'. Hec nobis Dyonisius,
30 vie sacre peritissimus indagator, reliquit, que dignum arbitror attentius intueri. Ostendit itaque quod omnis pene sacrorum apostolorum cetus ad illud magnum

1. duc*tus weggeschnitten M.* 2. eius sup. et *M*, superponens *z.* 4. condierunt *M z.* 9—149, 32 *fehlt M c g; nach z.* 15. Deo *fehlt z.* 16. sacerd. nostris *z.* 19. ut *z.* 22. de me *z.* 23. quod *z.* 24. dicantur *z.* 25. *Vor* scio *drei Buchstaben getilgt z.* 27. devia *z.* tibi *z*, ut ibi? *Vgl. Migne, P.G. 3, 684 und P.L. 122, 1128.* 29. multos *z.*

matris Dei convenerit spectaculum, per universam terram dispersos simul collectos discipulos, quorum unus etiam ipse Dyonisius erat cum Thymotheo, quia ipse ait: 'Cum nos, ut nosti, et multi sanctorum fra-
5 trum nostrorum ad visionem principalis vite corporis convenimus'. 'Principalis vite corpus', quid aliud est quam virginale cadaver 'recipiens Deum'? Non enim dominicum corpus esse potuit, quia post passionem primo Dyonisius fidem recepit. 'Deo acceptos sum-
10 mos sacerdotes' apostolos evidenter insinuat, nec ex ipsis LXXII discipulis quemquam deesse arbitror, sicut ipse indicat, cum ayt: 'Et multi sanctorum fratrum nostrorum'. Ait postea: 'Aderat et frater Dei Jacobus et Petrus et eximia theologorum summitas', id est
15 Johannes ewangelista. Mirabitur forte quis subitum eorum conventum: ille consideret omnipotenciam Dei, qui quondam Elyam extulit per igneum currum in celum, et Abacuc et Danielem intueatur. Erant autem ibi ammiranda videntibus, quod supra lectum iacuit
20 exanime splendidissimum virginale habitaculum et illa principalis vite effigies et celestis thezauri custodiarium, eterni regis palacium. Beati oculi qui viderunt hec et audierunt ympnizantia labia cum choris angelorum melodyare! — Hec ex ipso Dyonisio scripta
25 sunt et ex comento super librum Dyonisii de Jerarchiis, ubi etiam scribitur: 'Questio est cur tam venerande migracionis modus a nullo theologorum scriptus sit. Hanc esse causam arbitror, quod divina illa dormicio, scilicet beate virginis Marie, longo tempore
30 facta est post ascensionem et apostolorum dispersionem, quia ad ultimam etatem devenerat cum ex hac vita ipsa virgo Maria migravit'.]

[Legitur in Gestis pontificum Jerosolimitanorum V. 7426. quod christiani construentes ecclesiam sancte Dei ge-
35 nitrici Marie in Constantinopoli accesserunt una cum

1. convenerint *z.* 10. *Vor* nec *ist* ex *getilgt z.* 12. *Vor* indicat *ist* ait *getilgt z.* 33—150, 14 *fehlt M; nach z.*

imperatore ad episcopos qui tunc convenerunt ad synodum Calcedonie celebrandam, rogantes Juvenalium archiepiscopum Jerosolimitanum ut transferret corpus beate virginis Marie in Constantinopolim, quia hoc
5 putabant adhuc esse in ecclesia beate virginis Getsemani. Juvenalius episcopus respondit et dixit: 'Sacratissimum corpus virginis Marie nec habetur in ecclesia Getsemani nec est in sepulchro ubi tumulatum fuit, sed veraciter scimus ipsum corpus cum sacra-
10 tissima anima translatum in celum, quia in eius tumulo nichil inventum est nisi manna purissimum, post tercium diem eius sepulthure'. Et postea retulit ipse Juvenalius omnem modum assumpcionis beate virginis, qui in hoc libello scriptus est etc.]

15 f. 111r. Sacra scriptura dicit IIIIor esse celos, scilicet celum aereum, ethereum, sydereum et empyreum. Dicit tamen glosa super septimum capitulum Deuteronomii quod VII sunt celi, scilicet celum aereum, ethereum, igneum, sydereum, christallinum, empyreum et
20 celum sancte Trinitatis, et hoc est celum celorum. Sed Aristotiles in libro de causis elementorum dicit esse unum celum, ubi ait: 'Celum est elementum quintum, ab aliis elementis naturali proprietate distinctum, quoniam, si esset ex aliis IIIIor, esset corruptibile'. — V. 7478.

25 [Glosa super Cantica canticorum: Cum Jhesu mater inveheretur in celos, omnis multitudo angelorum cum cantibus et iubilacionibus occurrit ad matrem sui creatoris suscipiendam.] — V. 7498.

f. 112r. Hic commendatur Maria de humilitate. — V. 7498.

30 f. 112r. Glosa super illum locum: 'Que est ista que pr*o*ce*d*it' etc.: Angeli in adventu et assumpcione virginis Marie obstupefacti sunt ammirantes de inconsueta et inusitata coruscacione ac nimie claritatis splendore, quo dulcissima anima Marie virginis rutilabat. — V. 7528.

15. esse quatuor *cgz.* 17. Tamen dicit *cgz.* 25—28 *fehlt M*; *nach z.* 29. Hic *M*, A primo choro *cgz.* 31. procedit *gz*, precessit *M.* 31. 32. in ass. et adv. M. virg. *cgz.* 34. virg. M. *cgz.*



f. 112r. Hic commendatur Maria de castitate. V. 7528.

f. 112v. Augustinus in omelia de assumpcione: V. 7558.
Angeli et Archangeli, Principatus et Virtutes cum magno tripudio Mariam ad thronum sui unigeniti de-
5 duxerunt.

f. 112v. Hic commendatur Maria de discrecione. V. 7558.

[Bernhardus: Cum Maria, Jhesu mater, celos as- V. 7588.
cendit, singuli chori angelorum singulas ei laudes decantabant.]

10 f. 113r. Hic commendatur Maria de obediencia. V. 7588.

f. 113v. Glosa super Cantica canticorum: Maria V. 7616.
virgule fumi ex aromatibus comparatur, quia odoris eius suavitas in terris confert veniam peccatorum, in celis restaurat lapsum angelorum.

15 f. 113v. Hic commendatur Maria de paciencia. V. 7616.

f. 113v. Glosa super illum locum: 'Trahe me post V. 7646.
te' etc.: In odore ungentorum filii sui mater tracta est, cum in corpore et anima super celos fuit elevata.

f. 114r. Hic commendatur Maria de misericordia. V. 7646.

20 f. 114v. Hic commendatur Maria de sapiencia. V. 7674.

f. 114v. Hic commendatur Maria de fide. V. 7702.

f. 115r. Hic commendatur Maria de karitate. V. 7730.

---

1 *fehlt cz.* Hic *M,* A secundo choro *g.* 2. Augustinus *M,* Glosa *gz*, Gregorius *c.* 3. Principatus *M,* Potestates *cgz.* 6 *fehlt c.* 7—9 *fehlt M*; *nach z.* 11. canticorum *fehlt cgz.* 16. illum locum *M,* Cantica *cgz.* 18. in *fehlt cgz.* 19 *fehlt g.* 22. *In z noch eine Glosse zu V. 7794* 'pellis edulina': Edulium, lii est alimentum vel cibus aptus ad comedendum.

II. Rubrikeneinteilung und Überschriften.

In der Form der Überschriften weichen die Hss. oft stark von einander ab; ich verzeichne nur Vögtlins Abweichungen von M. Abgrenzung und Stellung der einzelnen Abschnitte ist mit geringen Ausnahmen in allen Hss. dieselbe.

287. per *bis* Raphaelem *cgz*, *fehlt M.* 365. et de inf. sanctissime an. sue *M*, et inf. sanct. an. eius *cgz*. 383. et per *bis* mundatur *cgz*, *fehlt M.* 423. in *bis* sue *gz*, *fehlt Mc.* 563. habitantibus *bis* Salomonis *cgz*, *fehlt M.* 843. beata virgo Maria *M.* 929. talem] beatam *M.* 968. 986. *Beide Abschnitte vertauscht c.* 986. quem *bis* maritum *cgz*, *fehlt M.* 1094. inierunt *M.* 1128. ostendens *cgz*, *fehlt M.* 1584. et *bis* sue *cgz*, *fehlt M.* 1830. 1864. 1908. nativitate *M.* 1864. *Am Rande* Primum signum. *Ebenso* 1872. 1916. 20. 34. 38. 40. 42. 48. 52. 66. 70. 76. 78. 94. 2008. 22. 36 II. III ... XVIII. signum *M*(*cgz*). 2172. draconum *M.* 2410. in *bis* sua *cgz*, *fehlt M.* 2596. Jesus] Joseph *M.* 2640. 41 *stehen in M fälschlich hier, in cgz richtig als Schluß des vorhergehenden Abschnitts.* 3164—3258. *Vögtlins Überschriften stehen in M am Rande.* 3174. *Wie auch die Initiale in M zeigt, beginnt der Vers den neuen Abschnitt.* 3182. Jesu Christi *M.* 3254. digitis Jesu *M.* 3258. pedibus Jesu *M.* 3352. exercuit *gz*, exercuerit *Mc.* 3368. 82. *Beide Abschnitte vertauscht c.* 3622. *Überschr. Z. 4* de *bis* Marie *gz*, *fehlt M.* 3662. de vita *bis* Christi *z*, *fehlt M.* 3936. *Der Abschnitt fehlt g.* 4460. Juda] Judeis *M*, Judeis Juda duce *cgz*. 4636. Quod J. susp. se *M*, Quod J. traditor se ipsum laqueo susp. *z*. *In cg fehlt hier Überschr. und Initiale;*



erstere steht fälschlich über 4644, *wo die richtige Überschr. fehlt.* 4706. et flagellatus *cgz, fehlt M.* 4966. De modo crucifixionis J. *M.* 4996. *Der Abschnitt steht hinter* 5099 *z.* 5728. eius *cgz*, ipsius *M.* 5812. *Am Rande* Primum signum. *Ebenso* 5816. 18. 20. 22. 24. 26. 34. 38. 46. 48. 68. 86. 96. 98. 5900. 04. 08. 26 II. III . . . XVIIII. signum *M*(*cz*). 5912. signa *M.* 6042. quum] quando *M*, cum *cgz.* 6130. *Am Rande* Prima apparicio. *Ebenso* 6142. 60. 90. 6204. 12. 34. 44. 70. 88. 6320. 38. 74 II. III . . . XIII. apparicio *Mcgz.* 6584. Quod *bis* Syon *cgz; fehlt M, doch bezeichnet die Initiale den Beginn eines neuen Abschnittes.* 7064. Exitum] Exemplum *M.* 7378. *Überschr.* Quod ille, qui volebat corpus Marie deicere, credidit (cecidit *c*) et curatus est *cgz*, *fehlt M.* 7498. *Am Rande* Primus chorus. *Ebenso* 7528. 58. 88. 7616. 46. 74. 7702. 30 II. III . . . IX. chorus *M.* 7786 f. *Am Rande die Namen der einzelnen Sprecher*, *so* 7844. Joseph sponsus Marie virginis *M. Statt dessen neue Überschr.* De gaudio et tripudio Joseph, cum vidit sponsam suam Mariam ascendentem (in celum *gz*) *cgz.*

Kleine Druckfehler, an denen die Hs. unschuldig ist, sind noch zu verbessern in den Überschr. 423. 1074. 1232. 1336. 3764. 4620. 5004. 6142. 6429. 7302.

III. Autorenangaben.

Abgesehen von den gelegentlich unter den 'Glossen' (S. 121 f.) begegnenden Angaben über die Quellen, gebe ich hier das Material aus den vier benutzten Hss. vollständig, verzichte jedoch der Kürze wegen auf die Wiedergabe des hs.lichen Wortlauts, zumal man davon bei Rückert, Bruder Philipps Marienleben S. 379 f., ein (freilich nicht durchaus zuverlässiges) Bild erhält. Da die Autorenangaben oft irgendwo am Rande, wo gerade Platz war, beigefügt sind, ist nicht immer sicher zu entscheiden, zu welchem Verse sie gehören.

47. Epiphanius *M*, *fehlt cgz.* 173. Theophilus *Mcgz.* 287. Theoph. *cg*, *fehlt Mz.* 365. Germanus *Mcgz.* 383. Augustinus in libro de perpetua virginitate Marie *Mcgz.* 395. Germ. *Mcgz.* 405. 423. Ignacius *M*, *fehlt cgz.* 449. Theoph. *M*, *fehlt cgz.* 463. Evangelium Nazareorum *M*, *fehlt cgz.* 487. Epiph. *M*, *fehlt cgz.* 557. Epiph. *Mcgz.* 563. Epiph. *M*, *fehlt cgz.* 631. Johannes Damascenus et Ign. *Mcz*, *fehlt g.* 665. Epiph. *Mc*, *fehlt gz.* 761. Jeronimus et Aug. *M*, *fehlt cgz.* 801. Germ. *M*, *fehlt cgz.* 819. Joh. Dam. *Mcg*, *fehlt z.* 843. Aug. de virg. *M*, *fehlt cgz.* 881. Theoph. *M*, *fehlt cgz.* 901. Ign. et Epiph. *Mcz*, *fehlt g.* 929. Germ. *Mcg*, *fehlt z.* 953. Epiph. *Mgz. fehlt c.* 968. Theoph. *M*, *fehlt cgz.* 986. Ign. *Mc*, *fehlt gz.* 1006. Germ. *M*, *fehlt cgz.* 1074. Theoph *Mcgz.* 1088. Ign. *Mcg*, *fehlt z.* 1094. Germ. *Mcg*, *fehlt z.* 1104. Theoph. *Mc*, *fehlt gz.* 1124. Ign. *Mcg*, *fehlt z.* 1128. Ev. Hebreorum *M*, *fehlt cgz.* 1166. Affricanus *Mgz*, *fehlt c.* 1232. Germ. *Mc*, *fehlt gz.* 1272. Theoph. *Mcgz.* 1290. Ign. *Mcgz.* 1314. Germ. *Mcz*, *fehlt g.* 1336. Theoph. *Mc*, *fehlt gz.* 1376. Epiph. *Mcz*, *fehlt g.* 1416. Ev. Ev. Hebr. *Mcgz.* 1426. Epiph. *Mcgz.* 1438. Speculum ecclesie *Mcgz.*

1518. Theoph. *Mcz*, *fehlt g.* 1534. Lucas *c*, *fehlt Mgz.* 1564. Aug. *cgz*, *fehlt M.* 1584. Aug. de virg. Luc. *cgz*, *fehlt M.* 1624. Luc. *cgz*, *fehlt M.* 1638. Luc. *Mcgz.* 1654. Perp. virg. Mar. *Mz*, *fehlt cg.* 1674. Luc. *c*, *fehlt Mgz.* 1702. Glosa super Luc. *Mcg*, *fehlt z.* 1720. Luc. *Mcg*, *fehlt z.* 1726. Ign. *c*, *fehlt Mgz.* 1732. Joh. Chrysostomus *cg*, *fehlt Mz.* 1768. Germ. *Mcg*, *fehlt z.* 1820. Joh. Chrys. *Mcgz.* 1830. Theoph. *Mcz*, *fehlt g.* 1864. Joh. Chrys. *Mz*, Mattheus *g*, *fehlt c.* 1916. Gesta Romanorum *Mcz*, *fehlt g.* Scolastica historia *z*, *fehlt Mcg.* 1920. Scripta Sibylle *Mcz*, *fehlt g.* 1934. Theoph. *Mcz*, *fehlt g.* 1938. Germ. *Mz*, *fehlt cg.* 1940. Glosa s. Luc. *Mcz*, *fehlt g.* 1942. Gesta Grecorum *Mcz*, *fehlt g.* 1948. Egesippus et Josephus *Mcz*, *fehlt g.* 1952. Gesta Hunorum *Mcz*, *fehlt g.* 1966. Cronica Rom. *Mcgz.*

1970. Orosius in cronicis suis *Mz*, *fehlt cg*. 1976. 78. In cronicis *cz*, *fehlt Mg*. 1994. 2008. Germ. *Mc*, *fehlt gz*. 2022. Theoph. *Mc*, *fehlt gz*. 2036. 46. Chrys. *Mcg*, *fehlt z*. 2064. Math. *Mcg*, *fehlt z*. 2100. Ign. *Mz*, *fehlt cg*. 2108. Luc. *Mcz*, *fehlt g*. 2126. Math. *cgz*, *fehlt M*. 2136. Math. *cg*, *fehlt Mz*. 2142. Josephus *g*, *fehlt Mcz*. 2154. Ign. *c*, *fehlt Mgz*. 2172. Liber de Infancia salvatoris *cgz*, *fehlt M*. 2182. Inf. salv. *cz*, *fehlt Mg*. 2192. Inf. *Mcz*, *fehlt g*. 2218. Theoph. *Mcgz*. 2222. Inf. *Mcgz*. 2226. Inf. *cgz*, *fehlt M*. 2234. Inf. *cg*, *fehlt Mz*. 2268. Germ. *Mcg*, *fehlt z*. 2282. In libro Rerum (Hebreorum *c*, Regum *g*) *Mcg*, *fehlt z*. 2292. Germ. *Mc*, *fehlt gz*. 2322. Spec. eccl. *cg*, *fehlt Mz*. 2344. Glosa s. Jeremiam *Mc*, *fehlt gz*. 2386. Germ. *cgz*, *fehlt M*. 2410. Inf. *Mcz*, *fehlt g*. 2452. Inf. *cz*, *fehlt Mg*. 2460. 70. Germ. *Mcg*, *fehlt z*. 2478. Eccl. (Scolast *cg*) hist. *Mcg*, *fehlt z*. 2486. 98. 2510. Ign. *Mcgz*. 2522. Germ. *Mcgz*. 2532. Inf. *cz*, *fehlt Mg*. 2540. Theoph. *Mcgz*. 2544. Theoph. *Mcz*, Josephus *g*. 2556. Glosa super Jerem. *Mcgz*. 2564. Inf. *cz*, *fehlt Mg*. 2568. Math. *Mcz*, *fehlt g*. 2574. Glosa s. Jerem. *cz*, *fehlt Mg*. 2582. Glosa s. Jerem. *Mcz*, *fehlt g*. 2596. Math. *Mcz*, *fehlt g*. 2612. Theoph. *Mc*, *fehlt gz*. 2640. Glosa s. Matheum *Mcz*, *fehlt g*. 2664. 84. 2718. 64. 80. Inf. *Mcz*, *fehlt g*. 2784. Inf. *M*, *fehlt cgz*. 2802. Inf. *Mz*, *fehlt cg*. 2890. Inf. *Mcz*, *fehlt g*. 2924. Inf. *Mgz*, *fehlt c*. 2964. Inf. *Mcgz*. 3046. Ign. *Mcgz*. 3062. Luc. *Mcgz*. 3094. Luc. *Mcg*, *fehlt z*. 3124. Glosa s. Joh. *Mcgz*. 3134. Joh. Chrys. *Mcgz*. 3148. Chrys. *Mg*, *fehlt cz*. 3274. Joh. Dam. *Mz*, *fehlt cg*. 3316. Theoph. *Mz*, *fehlt cg*. 3326. Glosa s. Joh. *Mcgz*. 3342. Beda super Luc. *Mcgz*. 3352. Germ. *Mcz*, *fehlt g*. 3368. Theoph. *Mcgz*. 3382. 88. Germ. *Mcgz*. 3394. Glosa s. ev. *Mcz*, *fehlt g*. 3414. Ev. *Mcg*, *fehlt z*. 3450. Germ. *Mcgz*.

3662. Ev. *c*, *fehlt Mgz*. 3676. Theoph. *Mcgz*. 3682. Theoph. *M*, *fehlt cgz*. 3684. 3706. Ev. *Mcz*, *fehlt g*. 3732. Marcus et glosa s. Marc. *Mcgz*. 3742. Ev. *Mz*,

fehlt cg. 3748. Ev. *Mc*, *fehlt gz.* 3764. Ev. (Nazar. *Mg*) *Mcg*, *fehlt z.* 3800. Joh. ev. *Mcgz.* 3828. Ev. *Mgz*, *fehlt c.* 3868. Ev. *M*, *fehlt cgz.* 3874. Ev. *Mc*, *fehlt gz.* 3892. Ev. *Mcg*, *fehlt z.* 3920. Ev. *c*, *fehlt Mgz.* 3936. Ev. *Mcg*, *fehlt z.* 3982. Eusebius in Eccl. (*über* Scolast. *z*) hist. *Mcz*, *fehlt g.* 4004. Euseb. *cz*, *fehlt Mg.* 4016. Euseb. *Mcgz.* 4052. Eccl. hist. *z*, *fehlt Mcg.* 4074. Euseb. *Mcz*, *fehlt g.* 4144. Joh. ev. *cgz*, *fehlt M.* 4192. Auctor *Mg*, *fehlt cz.* 4214. Ev. *cgz*, *fehlt M.* 4230. Ev. *c*, *fehlt Mgz.* 4302. Ev. *M*, *fehlt cgz.* 4320. 40. *Mc*, *fehlt gz.* 4432. Johannes Beleth *Mc*, *fehlt gz.* 4678. Theoph. *Mg*, *fehlt cz.* 4756. Germ. *z*, *fehlt Mcg.* 4774. Glosa s. ev. et ev. Nicodemi *M*, *fehlt cgz.* 4796. In annalibus antiquis Hebr. *Mgz*, *fehlt c.* 4810. Glosa s. ev. *Mcgz.* 4818. Germ. *Mgz*, *fehlt c.* 4910. Bernhardus *cz*, *fehlt Mg.* 4938. Ign. *Mcgz.* 4950. Ev. *cz*, *fehlt Mg.* 4961. Petrus Manducator *Mcgz.* 4966. Germ. *Mz*, *fehlt cg.* 5004. Ign. *Mz*, *fehlt cg.* 5100. Ign. *Mcgz.* 5108. Glosa s. ev. *Mcgz.* 5114. Ev. Nic. *Mcgz.* 5134. Theoph. *Mcz*, *fehlt g.* 5232. Ign. *Mcgz.* 5262. Ev. et Ign. *Mcgz.* 5306. Ev. *Mz*, *fehlt cg.* 5330. Germ. *Mcg*, *fehlt z.* 5494. Theoph. *Mcgz.* 5516. Ev. Hebr. *Mcg*, *fehlt z.* 5566. Theoph. *Mcg*, *fehlt z.* 5636. Theoph. *Mgz*, *fehlt c.* 5674. Ign. *Mgz*, *fehlt c.* 5728. Germ. *Mc*, *fehlt gz.* 5808. Ev. *M*, *fehlt cgz.* 5816 (*oder* 22?). Oros. *M*, *fehlt cgz.* 5824. Ev. Nazar. *M*, *fehlt cgz.* 5826. Josephus *M*, *fehlt cgz.* 5827. Ev. *M*, *fehlt cgz.* 5830. Glosa (s. ev. et Scolast. hist. *z*) *Mz*, *fehlt cg.* 5834. Oros. *Mz*, *fehlt cg.* 5838. Ev. Nic. *M*, *fehlt cgz.* 5846. Egesippus *M*, *fehlt cgz.* 5848. Ev. Nic. *M*, *fehlt cgz.* 5868. Ev. Nazar. *M*, *fehlt cgz.* 5886. Jacobus Acunensis archiepiscopus *M*, *fehlt cgz.* 5896. Germ. *M*, *fehlt cgz.* 5898. 5900. In gestis Francorum *M*, *fehlt cgz.* 5904. 08. Josephus *M*, *fehlt cgz.* 5938. Germ. *Mcz*, *fehlt g.* 5980. Ev. *Mcz*, *fehlt g.* 5987. Jeron. *M*, *fehlt cgz.* 6004. Ev. et glosa *Mcgz.* 6014. Epiph. *Mcgz.* 6018. Ev. *Mcgz.* 6022. 26. Aug. *Mc*, *fehlt gz.* 6042. Ev. Nic. *Mcz*, *fehlt g.*

6088. Glosa s. ev. *Mcgz.* 6092. Ev. *Mcgz.* 6120. Glosa s. ev. *Mcgz.* 6130. Germ. *Mz*, *fehlt cg.* 6142. Ev. Nic. *Mcgz.* 6374. Ign. *Mgz*, *fehlt c.* 6418. Actus apostolorum *cgz*, *fehlt M.* 6430. Ev. Nic. Glosa s. ev. *Mcgz.* 6438. Aug. *Mcgz.* 6444. Glosa s. ev. *Mcgz.* 6480. Epiph. *Mcgz.* 6500. Joh. Dam. *Mcgz.* 6518. 30. Epiph. *Mcgz.* 6540. Joh. Dam. *Mcgz.* 6556. Epiph. *Mg*, *fehlt cz.* 6572. Germ. *Mcgz.* 6584. 94. 6612. Epiph. *Mcgz.* 6742. 58. Germ. *Mcgz.* 6772. Theoph. *M*, *fehlt cgz.* 6784. Germ. *M*, *fehlt cgz.* 6796. Theoph. *Mz*, *fehlt cg.* 6832. Ign. *Mcgz.* 6870. 90. Germ. *Mcgz.* 6898. 6906. Theoph. *Mcgz.* 6920. Ign. *Mcgz.* 6936. Glosa s. Luc. *Mcg*, *fehlt z.* 6940. Glosa s. epistulam ad Corinthios *Mgz*, *fehlt c.* 6964. 82. Glosa s. act. apost. *Mgz*, *fehlt c.* 7022. Ign. *cz*, *fehlt Mg.* 7026. Ign. *Mcz*, *fehlt g.* 7060. Ign. *cz*, *fehlt Mg.* 7064. Ign. *Mcgz.* 7082. Epiph. *Mcgz.* 7120. Joh. Dam. *Mcgz.* 7137. Cosmas *Mg*, *fehlt cz.* 7148. Juvenalis episcopus *Mg*, *fehlt cz.* 7162. Juvenalis *Mcz*, *fehlt g.* 7166. Cosmas *Mcgz.* 7170. Joh. Dam. *Mcgz.* 7184. Theoph. *Mcgz.* 7188. Cosmas et Andreas episcopus *Mgz*, *fehlt c.* 7224. Dionysius Ariopagita *Mcgz.* 7242. Glosa s. Dion. *Mcgz.* 7254. Germ. *Mcgz.* 7296. Joh. Dam. *Mgz*, *fehlt c.* 7302. Joh. Dam. *Mcgz.* 7316. Cosmas Vestitor *Mcgz.* 7328. Theoph. *Mcgz.* 7334. Joh. Dam. *M*, *fehlt cgz.* 7346. Cosmas *Mcgz.* 7378. 82. 94. 7400. Joh. Dam. *Mcgz.* 7404. Germ. *Mcgz.* 7414. 26. Joh. Dam. *Mcgz.* 7442. Cosmas *Mgz*, *fehlt c.* 7478. Theoph. *Mgz*, *fehlt c.* 7490. Joh. Dam. *Mcgz.* 7498. Glosa s. Dion. *Mgz*, *fehlt c.* 7528. Germ. *Mcgz,* 7739. Augustinus *Mgz*, *fehlt c.* 7772. Glosa s. Dion. *Mcgz.* 7784. Glosa s. Dion. *M*, *fehlt cgz.* 7912. Glosa s. Dion. *Mz*, *fehlt cg.*

IV. Berichtigungen und Lesarten zum Verstext.

Mit der Absicht, vollständig zu sein, verzeichne ich hier die Abweichungen Vögtlins von M und füge die Übereinstimmungen von cgz gegenüber dieser Hs. hinzu, die sich mir aus dem S. 9 geschilderten Verfahren ergeben haben. Wo keine Sigle hinzugesetzt ist, steht die Lesart in M, und cgz stimmen damit überein, oder es weicht wenigstens keine im Sinne Vögtlins von M ab. Stimmt Vögtlins Text zu einer der Hss. c, g oder z, so bemerke ich das stets ausdrücklich; dagegen habe ich seine Übereinstimmung mit M meist nicht besonders hervorgehoben, wenn ich eine Abweichung von cgz zu verzeichnen hatte.

9. Retexentes. 24. redegi *Mc*, collegi *gz*. 29. plurimi] alii *cgz*. 30. Plura que. 38. per prudentes. 40. si qua. reperierint *cgz*, reppererint *M*. 52. In dei. 59. eius *g*, huius *Mcz*. 60. condecebat *cgz*, dec. *M*. 64. animam et *gz*, et an. et *Mc*. 65. Anna nom. huius *c*, H. n. A. *Mgz*. 75. sui *cgz*, *fehlt M*. 78. legem. 81. dei per *cgz*, per dei *M*. 94. tribuendo *cgz*. *Nach* 110 *werden* 73. 74 *wiederholt cgz* (*nicht in M*). 111. omnem spem suam *Mg*, o. su. sp. *c*, su. o. sp. *z*. 141. ad orationes. 156. cor summ *cgz*, et se *M*. 157. oratione *cgz*. 186. gemitus. 207. illam] hanc *Mgz*, *fehlt c*. 215. Nunquam. 220. sui] eius *cgz*. 226. turbatione. 237. Herbas. 241. cum *cgz*, enim *M*. 269. humanum *cgz*. 273. semen] germen *cgz*. 281. Miserere *cz*, Misereri *Mg*. miserie *gz*, misere *M*, miserere *c*. 289. vocatus *z*, appellatus *Mcg*. 326. Sibi que. 340. illa] ac regem (reg. *fehlt c*) *Mcgz*. 344. nos non vult *cgz*, non vult nos *M*. 357. patr. nostri D. *cgz*, D. *vor* patr. *M*. 369. maternus *Mcgz*. 371. eum] cum. 374. completione *cz*, complexione *Mg*. 395. pervenisset *cgz*. 404. Benedicebant. 408. tenes *Mz*, tenens *cg*. 411. aer eth. *cg*(*z*), eth. aera *M*. 439. Hic *cgz*, Hec *M*. 445. quia *cgz*, quod *M*. 472. dilectione (*ebenso* 664. 852. 913. 940. 3982. 5706. 7002). 476. pro *g*, per *Mcz*. 484. quum hec] quando. 486. conservavit. 504.

commendare. 505. aderant *cgz*, fuerant *M.* 514. implesset *cgz*, implessent *M.* 516. 24. promittentes. 524. Red. 537. servare *cgz*, amare *M.* 552. more] modo. 577. templi cust. *cgz*, cust. t. *M.* 578. spurcitiis. 579. conservarent *cz* (*Vers fehlt g*). 592. semper] quoque *cgz.* 598. tunc] sed *cgz.* 602. illarum] illi *cgz.* 607. de *vor* purp. *fehlt cgz.* 608. suo mox *cgz*, mox suo *M.* 610. Cura] Circa *alle.* 627. Sensus *cgz.* 637. innumera-*bi*libus (bi *getilgt*) *c*, in numeralibus *g*, inmineralibus *z.* 648. ac] et *cgz.* 650. laud. div. *cgz*, d. l. *M.* 658. contrahebat. 661. ipsam] hanc *c*(*g*)*z.* 693. evexi. 720. velut *cgz*, sicut *M.* 721. nimis] erat *cgz.* 726. supra. valde] bene *cgz.* 731. Omnique. 742. manentes *cgz.* 745. tornatiles. 748. precise *M*, precisi *cgz.* 749. erat (fuit *g*) eius *cgz.* 751. velox *und* preceps *vertauscht cgz.* 755. procedens *cgz*, procidens *M.* 763. eius oris *cgz*, *umgestellt M.* 783. Raro vero loq. 786. iam] nam. 792. Universa que. 808. amabilem *cgz.* 809. Et tamen *cgz*, Attamen *M.* quandoque. 858. sanctis. 859. anxiebatur. 860. aliqua *cgz.* 874. Flevitque *cgz.* 895. byssum *cgz.* 905. egrederentur. 914. virtutesque] utriusque. 919. procedens *cgz*, procidens *M.* 945. ipsam] eam *cgz.* 947. virtusque] utriusque. 969. in *fehlt cgz.* 977. pulchritudine. 988. qui *cgz*, quod *M.* 991. dei *g*, deo *Mcz.* dilectissima. 1009. indicans (inclicans *M*) virgineum *Mcgz.* 1016. accipere *gz*, rec. *Mc.* 1017. viventibus *gz*, iuvenibus *Mc.* 1052. cymbala] organa *cgz.* 1059. sanctarum. 1066. Suis] Eius *cgz.* 1070. Nam *cgz*, Nec *M.* 1096. illam sic] sic istam *cgz.* 1102. recusabunt. 1131. Sive. 1154. non] nec. 1161. templum] tantum. 1163. virgam suam *cgz.* 1178. mitis. 1180. amabilem a] affabilem se. 1187. et paup. ac. *g*, et paup. et *M*, ac paup. et *cz.* 1205. inspiratione. 1212. caste] atque *cgz.* 1213. et sensus] atque *cgz.* 1218. contempnere. 1220. ut] et *cgz.* 1242. hic. 1248. est] et. 1250. pontificis. 1252. comparens. 1256. tamen] tantum. 1268. A deo. 1271. virtutum. deus] eius *cg*, eam *z.* 1281. nam *cgz*, iam *M.*

1299. multiplicet *cgz*. 1306. Ammodo *gz*, Amodo *Mc*. non] nec. 1332. observabis *cgz*. 1337. servum] virum *cgz*. 1339. suspiriis. 1340. et] o *cgz*. 1347. conservavi *cgz*. 1361. dominus *cgz*, deus *M*. 1363. carus] pater. 1365. mihi solus. 1372. paranymphus. 1374. dilectissime *c*, dulciss. *Mgz*. 1385. que] te *g*, *fehlt cz*. 1400. unquam *cgz*. 1402. incontactam. 1414. que *cgz*, et *M*. 1417. sociatur *cgz*. 1441. castello. 1442. eam *cgz*, ipsam *M*. 1457. preelegit. 1476. comparens. 1477. domum.

1478. Evangeliste. 1488. nam] que *cg*, *fehlt z*. 1495. profutura. 1508. 9. beatus: protestatus. 1510. historiographi. 1522. virgines. 1541. ista *cgz*. 1556. sanctum quod (que *M*) *Mcgz*. 1564. filius dei *cgz*, d. f. *M*. 1565. deus *cgz*, deum *M*. 1577. adunivit. 1581. aurem] auremque *cz*, a. quoque *g*. 1592. qua. 1600. in *fehlt cgz*. 1608. voce. 1617. clausum. 1618. Virgo] O virgo *M*, Ergo *cgz*. 1631. superbos] potentes *cgz*. 1634. Jacob] Israel *cgz*. 1640. territur *cgz*, terretur *M*. 1646. eum morti. 1653. relinquere] dimittere *cgz*. 1654. Maria *vor* dolorem *cgz*. 1663. tam] iam. 1664. angelo *cgz*. 1679. Accipere. 1683. filium. 1685. peccatis] penis *cgz*. 1704. fluxerunt *z*, luxerunt *cg*. 1707. oculos vir aliquis *cgz*. 1708. suam domum *cgz*. 1711. aliquod. 1723. Jesus] Christus. 1729. Cum. 1730. quia (*nach* Cesaris *c*) *cgz*, que *M*. 1742. etiam. 1746. magna. 1754. cantant *cz*, canunt *M*. nascente. 1773. Tamen que *cgz*. 1789. Qua *cgz*. 1796. 97. misereatur: deprecatur *cgz*, misereretur: deprecetur *M*. 1819. Ceu. 1821. in *vor* asini *fehlt cz*. 1822. Noscentes. 1828. sacramenta. 1843. que *cg*, quem *M*, quod *z*. 1848. pertica. 1852. vellus. 1869. sustentamento *cgz*, sustamento *M*. 1875. magnus splendor *cgz*. 1877. sunt *vor* ipsi *cz*, *vor* territi *g*. 1885. latere] labe. 1886. hoc sit *cgz*, *umgest. M*. 1890. que] quod *cgz*. 1895. ut] et *cgz*. 1899. cernunt] viderunt (*vor* supra *c*) *cgz*. 1901. in asini *Mg*, asini *cz*. 1910. nullam ver. meram (meram *fehlt c*) *cgz*. 1917. origine] virgine. 1927. ducitur *Mg*, dicitur (*aus* duc. *in ras. c*) *cz*.

1930. deiecit. 1932. ipsius] suam *cgz.* 1942. nocte *g*, Noe *Mcz.* 1946. nocte] hora *cgz.* 1948. qua. 1952. Ruxia *c*, Ruzia *g*, Rusia *z.* 1959. luto *cgz*, lucꝰo *M.* 1961. liquefiebat. 1964. Jesus. 1969. Ceu. 1977. qui *Mz*, que *cg.* 1981. hec] hic *M*, *fehlt cgz.* poterunt. 1987. structionis *g*, strutionis *Mcz.* 1996. uno. 1997. Cuiusdam herbe. 2011. Perfecte. 2017. Per crucisque (que *fehlt cz*). 2018. Huius. 2020. moriebatur. 2021. tamen *M*, *fehlt cgz.* 2045. Trinum . . . trinum. 2053. a *cg*, *fehlt Mz.* 2062. dulcis. 2064. dies. 2065. perducente. 2076. respondent. Bethlehem *gz*, in B. *Mc.* 2093. eorum *cg*, horum *z.* 2095. ad *M*, *fehlt cg*(*z*). 2097. ipsam (*fehlt cg*) que. 2100. Ipsum. 2105. matrem sal. 2113. donum. 2117. de] deo. 2124. quum] quando *Mcg*, cum *z.* 2140. Cum. 2152. transibant. 2165. timoresque] terroresque *cgz.* 2170. quadr. dies *cg*(*z*). laborabant. 2175. nude] unde. 2177. puer se br. 2179. manibus. 2195. nullum. 2202. qua. 2209. Et *Mcg*, *fehlt z.* 2221. in via *cgz.* 2224. ille conv. 2229. Transeuntem creatorem *cg*, Creatoris transitum *z.* 2238. Compatiens familie *cgz.* 2242. venustate. 2244. Tamen. 2245. quedamque] quedam *cg*(*z*). 2247. mater sua (sua *fehlt z*) *cgz.* balneavit. 2253. quam] qua iam (iam *nach* fuerat *c*, *fehlt z*) *Mcgz.* 2269. nimis *M*, nimius *cgz.* 2275. Illis quoque. 2289. ei] sibi *cgz.* 2305. hoc iter *cgz.* 2307. O *fehlt gz*, *Vers fehlt c.* 2314. Adhuc. 2342. cortex frondes *cgz.* 2352. reperunt *gz*, repererunt *Mc.* 2352. 53. *Reimwörter vertauscht cgz.* 2373. his] eis *cg*, *fehlt z.* 2396. festinanter. 2411. quesivit. 2423. nostros. 2441. mundum . . . orbi (*fehlt z*) *cgz.* 2447. modo] nobis *cgz.* 2479. mater *cg*, *fehlt M*(*z*). 2486. eum] cum. 2494. queant] possint *cg*, possit *z.* 2495. que] quoque *cg*, *fehlt z.* 2499. ann. duorum *cgz.* 2541. quendam. 2549. eundem] eum *cgz.* 2551. mensa *cgz*, mensam *M.* 2559. concedebant. 2568. ei] dei. 2570. Surge. 2575. preparans. 2597. perrexit. 2601. Et *c*, *fehlt Mgz.* raro *nach* fontem *cgz*, *vor* vel *M.* 2602. pluvias *cgz.* 2619. omni] dei *cgz.* 2623. Suisque *cg*(*z*), In suisque *M.* 2638.

pulcher. 2646. vel mor.] seu (*fehlt z*) mor. *cgz*. 2656. hunc vel ang. *cg* (*Vers geündert z*). 2657. vel *cg*, et *M*, *fehlt z*. 2670. deportaret *cgz*. 2672. vellet. 2682. dulcorate. 2685. matri sue *cgz*. 2694. videntes. 2695. aqua. 2698. contristati. 2705. Jesu. 2721. Inmane. 2738. 39. patiemur : meremur. 2740. quis. 2759. mortuis *cgz*, morte *M*. 2780. Jesus puer (*g*), puer J. *Mcz*. 2785. doceret. 2788. 93. J] L *Mcg*, i *z*. 2793. intellegimus *c*, intelligimur *Mgz*. 2809. si] et *Mcg*, *fehlt z*. 2813. singuli. 2815. quas *Mcz*, quos *g*. 2819. piscinam *cgz*, piscinulam *M*. 2829. plus quam. 2830. doceri. 2840. puer J. *cgz*. 2845. et *fehlt cgz*. 2849. dimittit *cgz*. 2860. furentes. 2863. inde *gz*, indeque *Mc*. 2869. Eum. 2880. ibant. 2887. mortuus. 2905. plurimum. 2906. suscitare *cgz*, resusc. *M*. 2922. Hoc *cgz*, Hec *M*. 2928. repererunt *cgz*. 2945. hec] hic. 2946. plus *M*, *fehlt cgz*. 2960. hic vel fil. *cgz*. 2961. aliquod. 2962. est hic *cgz*. 2971. fugerunt *cgz*, fugierunt *M*. 2984. 86 *fehlen cgz*. 2991. pueri. 2996. revertebatur. 3002. Terrore *cgz*. 3016. alios] abire. 3031. magnum] magis. 3037. hoc. 3044. puer J. *cgz*. 3061. hic *cgz*. 3064. Suis] Eius *cgz*. 3069. cum *vor* amicis *fehlt cgz*. 3072. Iverunt] Fuerunt (F *ausradiert g*) *cgz*. 3080. sapientie . . . magistrorum. 3086. nos] te *cgz*. 3088. ait *vor* ad *cgz*. 3090. primis] patris. 3093. manebat. 3106. tristis *und* piger *vertauscht cgz*. 3111. discretus *cgz*. 3112. preceps. 3120. etate. 3121. magnum] magis. 3127. et vultu] atque *cgz*. 3152. stelle *M*, sidus *cgz*. 3154. dulcissimi (dilect. *c*) mitis *cgz*. 3157. Nec *cgz*. 3158. Nigra. 3181. Omnimode *cgz*. 3197. nitentes. 3206. multiloqua. 3207. magniloqua. 3232. colore. 3242. inspiciebat *cgz*. 3244. Inde *cgz*. 3254. Digiti. 3264. calcios *cz*, calceos *Mg*. 3287. spūalis *M*, spiritualis *g*, spālis *cz*. *Nach* 3325 *folgen in cgz die bei Vögtlin für GZ angegebenen Verse*. 3328. diiudicabat. 3337. vel *gz*, et *c*, *fehlt M*. 3347. detinebatur *cgz*. 3363. offerentes *cgz*, def. *M*. 3368. ista. 3377. filium] puerum *cgz*. ut] cum *cgz*. 3400. virtutem *cgz*.

3410. hoc. 3411. Multo plura signa *cgz*, Multa signa *M.* 3413. hec. 3421. aspida *cgz*, hispida *M.* 3433. extitit. 3434. dulce. 3457. presto sum tibi *cgz*.. 3466. quo *Mc*, quod *gz.* 3472. est princ. *Mz*, est hoc princ. *cg.* 3519. presentabas. 3521. videres. 3522. bene fili] f. bone. 3529. Dominio. 3538. fragilitatis. 3544. ubi] tibi. 3550. dicis. 3554. tamen] tantum. 3575. ipsis] impiis. 3578. te] de. 3588. Postquam. 3600. Post.

3629. ab aqua vino *cgz.* 3637. Abgaro *gz*, Abagaro *Mc.* 3644. quingentis. 3655. hic si qua. 3694. et plac.] -que plac. *cz*, conplac. *z.* 3729. tu *cgz*, *fehlt M.* 3732. 33 *umgest. cgz.* 3733. Et univ. *cgz.* 3737. quocumque. 3742. Egressus *g*, Regressus (*die Initiale nicht ausgeführt z*) *cz*, Eegressus *M.* 3748. Johannis. 3749. dominum. 3751. est cons. *cgz*, *umgest. M.* 3757. Dydimum. 3803. hec *z*, hoc *Mcg.* 3804. mi fili *cgz.* 3813. repleatis *cgz.* 3815. septem *cgz*, VI *M.* 3826. demonstravit *cgz.* 3834. Jes. est (est Jes. *c*) post *cgz.* 3847. ipse *cgz.* sonum. 3858. caducum. 3897. Christe. 3913. utrumque *z*, utcumque *Mcg.* 3919. Jesu. 3923. Exportari. 3926. acc. Jes. *cgz.* 3928. ipsum *cgz.* 3933. in gloriam *cgz*, glor. *M.* 3941. eum] cum. 3949. dei facta *cz*, *umgest. M* (*in g fehlt der Abschnitt*). 3969. est. 3974. confessa. 3977. quam *hinter* me *cgz.* 3979. annis est *cgz*, *umgest. M.* 3990. illius *cgz.* 3999. infirmitate. 4005. 06. cuius nunc. | Nom. erat *cgz*, cuius nom. nunc. | Erat *M.* Abgarus *gz*, Abagarus *Mc.* 4031. morbos. 4032. cum tu *cgz.* 4046. Horum *cgz.* 4054. Ei *M*, Eius *cgz.* 4064. cur. lang. *cgz.* 4068. Ad eum de quo *cgz.* 4079. cunctos. 4083. Omnes . . . deditos. 4086. Et dem. *cgz.* 4088. in corde *cgz.* 4137. hec. 4140. aliquod. 4145. hee *cz*, hec *Mg.* 4159. Quadrid. *cgz*, Quatrid. *M.* 4163. sui fr. mort. *cgz.* 4168. compassione. 4181. fet. iac. *cgz.* 4187. exit *z*, exiit *Mcg.* 4202. claudos surdos (surd. *fehlt z*) *cgz.* 4228. cogitare. 4230. Simonis. 4233. esset *cgz.* 4239. fuerat. 4241. fraglavit *Mcg*, flagravit *z.* 4244. hec (*vor* nunc *M*, *vor* fit *c*). 4253. que] quoque *cgz.* 4254. tamen]

tantum. 4255. hoc. 4258. posset. 4261. hoc *gz*, hec *Mc*. 4267. dei. 4277. ꝑ iter *Mc*, Pariter *gz*. 4280. sequimini. 4281. Laudens] Eandem. 4292. Hi *cgz*, Isti *M*. 4300. nunc *cgz*, *fehlt M*. 4302. hac. 4304. plenam *alle*. sibi *vor* plenam *cgz*. 4320. Sumptis Jes. *cgz*. 4323. Vestros (Vrōs) (*ebenso* 4342. 4504. 4599. 6361). 4324. alterius *g*, alterutris *Mcz*. 4332. Sumentes. 4337. animo] amodo. 4356. latus Jesu *cgz*. 4358. Christo. 4365. Quam ut] Quam *cg*, Postquam *z*. 4368. Jes. huic *cgz*, *umgest. M*. 4377. tribulari *hinter* eum *cgz*. 4382. hac. 4389. tecum. 4394. Ant. sit gall. 4395. hac. 4397. oportuerit. 4399. Getsemany. 4411. concurrerunt *c*, cucurr. *Mgz*. 4421. mecumque. 4449. aliud nam] contrarium (*fehlt z*) iam *cgz*. 4459. tradit *cgz*. 4463. Ad. 4469. ipsi *cgz*. 4481. sic nunc *g*, sic *cz*. 4482. quod *M*, quid *cgz*. 4486. Depone *cgz*. 4489. in] mihi. 4502. 28. synagogys *g*, synagogis *Mcz*. 4511. primum *cgz*. 4518. ipsi tunc] impii. 4535. tu me *M*, me *cgz*. 4537. hoc. 4558. suumque *cgz*, suum *M*. 4573. nec mihi] non mihi (*umgest. cg*) *cgz*. 4575. nunc] vos *cgz*. 4576. me *fehlt Mcgz*. 4580. illi *cz*, ille *Mg*. 4590. presides *alle*; pontifices? 4603. quum] quando. 4606. Meum regnum *cgz*. 4641. Judei] ei *cgz*. 4654. vos *cgz*, *fehlt M*. 4656. Sed *fehlt cgz*. 4659. vinculis *cgz*, in vinc. *M*. 4664. Quid. 4679. vinculis *Mcg*, vinclis *z*. 4715. quare] pro qua *cgz*. 4716. aliquod *alle*, aliquid? 4724. crucifigendus. 4730. dixit *cgz*, dixitque *M*. 4743. ipsius] impius. 4754. damnationem *cgz*. 4785. nos. gentemque. 4789. que] quoque *gz*, *fehlt c*. 4817. ut *fehlt cgz*. 4820. quum] quando. 4823. ductus *cgz*. 4827. Esse suum filium captum *cgz*, Captum esse fil. suum *M*. 4837. deduxerunt *c*, deduxerint *Mgz*. 4839. quum] quando. 4841. tamen ut saltem cernam] saltem ut (ut *fehlt g*) cernam ipsum *cgz*. 4843. Jesu pass. ipsa *cgz*. 4855. ipso *cgz*. 4857. bene] vere *cgz*. 4868. nunc] hic *cgz*. 4886. mihique dil. *cgz*. 4893. mihi *cgz*, mihique *M*. 4896. stans] nam *in ras. c*, iam *g*, *fehlt z*. 4900. hominum] omnium. 4907. perrexit. 4910. Hec *g*, Hee *Mcz*. 4912.

Jesumque trahi *cgz*, Jesum protrahi *M.* ipsis *cgz*, illis *M.* 4917. maximum. 4920. traheris] duceris *cgz.* 4931. desistite. 4937. operiendum. 4953. tunc] que. 4955. atque] acre *cgz.* 4967. deiecerunt *cgz.* 4980. et eam *M*, eam *cgz.* 4989. verecundum *cgz.* 4998. cruciebatur *cgz.* 4999. nec verbum] neque *cgz.* 5009. torqueatur. 5027. Mariam *alle.* 5036. Tundit *z*, Tundebat *Mcg.* 5052. 53. demonstrabat: palpitabat *cgz.* 5063. aspexit *cgz.* 5077. verberatum *cgz.* 5078. stridet. 5087. it. sepius *cgz.* 5088f. *Am Schlusse des Verses* mi *hinzugesetzt* (*ebenso* 5094. 98. 5182. 90. 5206. 16. 5358. 74. 5402. 28. 74. 5512). 5105. morte. 5113. in plenum *cg*, ad pl. *M*, plene *z.* 5124. tamen] tantum. 5126. inconsutilem. 5149. que *fehlt cgz.* 5153. pateretur. 5159. vulnerum *cgz.* 5172. tam decentem] dec. *cg*, condec. *z.* 5185. video *cgz*, videam *M.* 5208. Oy *cgz.* 5212. Et mei (me *g*) tu tristissime nunc mis. *cg*, Ut mei mitissime nunc mis. *z.* 5218. magnum *g*, modo *Mc* (Ve mihi nunc gaud. *z*). *Nach* 5229 *werden* 5088. 89 *wdholt cgz.* 5234. benigne] parum *cgz.* 5239. molestS *cg*, molester *z*, molestus *M.* 5249. Ego] Ergo *cg*, *fehlt z.* 5251. Humane generationis in *cg*, Humani generis in *M*, H. in generis *z.* 5260. mea (*fehlt c*) mater *Mcgz.* 5276. Plures quoque. 5277. dominum. 5282. que] quoque *cgz.* 5285. lacrimantes *cgz.* 5304. duceris. 5309. patrem eius (eius *fehlt z*) de celis *cgz*, de cel. patr. eius *M.* 5328. nunquam corpus *cgz.* 5331. quoque *cgz*, que *M.* 5350. manuum. 5376. filium *cgz.* 5377. puerum *cgz.* 5378. rogo *cgz.* 5384. morte] meo. 5401. si *cgz*, quod *M.* 5405. nunc *fehlt cgz.* 5406. celis *cgz.* 5420. coruscantis *cgz.* 5422. quoque *cgz*, que *M.* 5473. esse magis *cgz.* 5475. da mihi mori fili mi *cgz*, ve ve mihi fili mi *M.* 5487. desolatam. 5493. luctu. 5506. involuta. 5520. exclamavit. 5526. ipsii] impii. 5546. Ac misericorditer. 5547. suo. 5560. o *vor* mitis *fehlt cgz.* 5568. dicentes *cgz.* 5587. mundum. 5598. perdocente. 5599. Ipso quoque. 5625. regnum tui patris *cgz.* 5630. quoque *cgz*, que *M.* 5633. potuerunt. 5634. poterunt. 5652. Oy *cgz.* 5675.

planctu luxit *cgz*. 5688. Oy *cgz*. 5689. tuam. 5694. tibi (*vor* quoque *g*) fui *cgz*, tibi *über der Zeile nachgetragen M.* pre ceteris. 5700. tecum. 5702. Quando. 5703. dulcedine. 5746. me non *cgz*. 5750. sue necessitatis. 5752. Tamen cum *cgz*. 5775. ipso *cgz*. 5776. quo *cgz*. 5784. 99. plus quam. 5799. pecci *g*, peccanti *Mcz*. 5800. Nunc *cgz*. 5817. contremiscit. 5821. hac. 5834. hora. 5842. venturum *cgz*. 5854. Sed cum *g*, Sed tunc *Mcz*. 5858. eum] cum. *Nach* 5861: Tunc statuerunt alios fortiores illis, Quibus idem accidit flexis mox vexillis *cgz*. 5863. illos *cg*, alios *z*. 5865. sursum. 5866. prius *cgz*. 5889. qua. 5896. que. 5940. aliquod *Mcz*, aliud *g*. 5962. Osculatur. 5978. mi *cgz*, fili *M*. 5980. Joseph. 5989. qua. 5993. dilecto. 5994. Multe quoque. 6018. permissu. 6019. custodierunt *cgz*, custodiverunt *M*. 6037. de *cg* (*Vers fehlt z*), a *M*. 6059. dimersas *cgz*. 6060. celestem *alle*, terrestrem? *vgl. die Glosse, o. S. 142, 21f. und V. 6426.*

6084. hoc. deleant. 6107. Jesum *alle*. 6111. tim. et pav. *cgz*. 6118. hee. 6135. ultra] fore *cgz*. 6140. Tanto quoque. 6159. hoc *cgz*. 6169. exorabat *cgz*. 6172. Jesus. 6224. veniunt. 6228. cognoverunt] hi nov. *cgz*. 6252. pedes atque manus *cgz*. 6266. pater me misit *cgz*. 6270. Thomas qui vocatur *cgz*. 6276. ianuis *cgz*. 6279. sum *cgz*. 6280. Meos pedes *cgz*. 6296. dicens *cgz*. 6303. dimisit *cgz*. 6331. fore verum *cgz*. 6333. celo *cgz*. 6344. vivum *cgz*. 6361. sum meum *cgz*, *umgest. M*. 6401. hoc. 6402. iam (*hinter* cum) *cgz*, *fehlt M*. 6407. tendentium *cgz*. 6426. introivit *cgz*. 6428. assumens (*hinter* secum *cgz*). 6442. dext⁹a *Mcg*, dextra *z*. 6444. J. s. int. patr. pro dil. *cgz*. 6446. consolatione *M*, consolatore *cgz*. 6447. pro fidei *cgz*, fid. pro *M*. 6451. morarentur. 6462. supra *cgz*. 6466. Prout. 6468. contremiscit. 6487. meditationi. 6503. dilectionis *cgz*. 6504. semper corde *cgz*. 6543. pauperes. 6571. maxime *M*, magne *cgz*. 6598. Jesu mater] Maria *cgz*. 6625. uberibus virgineis *cgz*. 6645. lana. 6646. cuique *M*, cuiquam *cgz*. 6673.

celitus. 6681. orationi. 6687. spiritu. 6689. Dumque] Quinque. 6691. obsequio. 6705. quod *M*, quid *cgz*. 6708. Eius quoque. 6715. sui colli tangens *cgz*. 6718. maxillum *M*, maxilla *c*, maxillam *gz*. artabatur. 6719. subtus *cgz*, *fehlt M*. 6723. pallio *und* tunica *vertauscht cgz*. 6730. Lectus quoque. 6742. cum *cgz*. 6745. Egrotos *cgz*. 6746. ipsam. 6764. pium] dulcem *cgz*. 6773. Discipulus apostolorum *cgz*, Ap. disc. *M*. 6789. flentes et dolentes *cgz*. 6794. perrexit. 6830. et vinculis *cgz*. 6875. eos *cgz*. 6887. Laudantes. 6895. nitebantur. 6902. solvebantur. 6954. quum] quando. 6957. nutire] mittere. 6959. ad hoc. adhortatur *cgz*. 6995. Quod sibi *cgz*. 7002. 03. dilectionem : consolationem. 7019. populos *cgz*. 7053. concesserit. 7059. filii tui *cgz*. 7061. ipsa *cgz*, *fehlt M*. 7074. via] fide *cgz*. 7079. atque. 7089. associebatur *Mcg*, associabatur *z*. 7114. queritur. 7120. tempus. 7138. tertio *cgz*. 7155. tuam animam sanctam *cgz*. 7157. eamque] ipsamque *cg*, ipsam *z*. 7164. virgo Maria *cgz*, *umgest. M*. 7168. illis *cgz*. 7179. Tu] Et *cgz*. 7180. semper ext. nobis *cgz*. 7182. orbamur. 7193. conturbari *cgz*. 7221. sacratissimum. 7238. a] de *cgz*. 7254. matris *cgz*, virginis *M*. 7275. restauratrix *cgz*. 7280. reverenda. 7303. Christus Jesus *cgz*. 7305. Et ang. 7316. sue matri *cgz*. 7321. tibi. 7332. ad *fehlt cgz*. 7343. *Der Vers steht in cgz*, *fehlt M*. 7352. hi pessimi *cgz*. 7353. sacratissimum. 7362. Hic cuius iam ar. *cgz*. 7368. 69. accusabant *z*, accusabat *Mcg* : condemnabat *Mcgz*. 7372. Jesum Christum. 7385. surdos atque mutos *cgz*. 7392. infirmitate. 7395. perrexerunt. 7396. ab] ac. 7399. poterat *cgz*. 7406. quidam *M*, quidem *cgz*. 7413. hoc sanct.] sacratissimum. 7418. Ipsi quoque. 7422. sic] sed *cgz*. 7432. Deducens *cgz*. 7469. precincta. 7470. tumulum aperientes *cgz*. 7494. Occurrerunt etiam *cgz*, Occ. ei etiam *M*. 7505. Hominum et angelorum *cgz*. 7524. beatissima *cgz*. 7533. plus quam. 7537. sibi naturam *cgz*, *umgest. M*. adunivit. 7551. castitate. 7553. celestes. 7588. quartum *vor* mater *cgz*.

7594. generosa. 7626. suum creatorem *cgz*. 7633. Virgineis. 7635. cordisque. 7637. a *cgz*, *fehlt M*. 7645. cum. 7691. conclusisti. 7693. iussisti *cgz*. 7695. venerabitur *cgz*. 7699. Choros. 7703. spiritus. 7704. ei cum dulci iub. *M*, ut eam cum iub. *cgz*. 7705. Susciperent et ducerent *cgz*. 7735. Canentes *cgz*. 7743. et] ei. concentus *cgz*, precentus *M*. 7750. fructus ventris *cgz*. 7757. totum *M*, tuum *g*, tuam *cz*. 7773. beate] locate. 7789. singularis *cgz*. 7793. a] et. 7798. aspexi *cgz*. 7807. florentemque. 7813. ipse nobis *cgz*. 7817. humiliavit *gz*, humanavit *Mc*. 7822. precisus. 7832. cum. 7840. honore. 7850. virginem Mariam *cgz*, *umgest. M*. 7851. cum] in. 7898. martyrum. 7904. tui. 7936. mihi carnem a te *cgz*. 7940. quoque] que *cgz*. 7941. manuum labore *cgz*. 7947. salvasti *cgz*. 7977. que] quoque *cgz*. 7995. ipsis *cgz*, omnibus *M*. 8017. hoc *cgz*. 8021. decessurum. 8023. et] ac.

V. Beschreibung des Clm 12518.

Die Hs., auf der Vögtlins Ausgabe der 'Vita Marie Rhythmica' beruht, ist der Clm 12518 (= M) der kgl. bayr. Hof- und Staatsbibliothek in München. Die gut erhaltene, sehr sauber und zierlich geschriebene Pergamenths. stammt aus dem Kloster Raitenhaslach, Bezirk Altötting, an der Salzach (alte Signatur: Raitenhasl. 18). *Wohl noch 13. Jahrh. (Schmeller gegen Rückert, Bruder Philipp S. VIII); trotz gewisser Unterschiede der Schrift, die manchmal (z. B. Bl. 37ʳ) an verschiedene Schreiber denken lassen, bleiben die Buchstabenformen doch so gleich, daß wohl alles von* e i n e r *Hand herrühren wird (mit Ausnahme der später erwähnten nachträglichen Eintragungen). 120 Bll. (davon das letzte nicht gezählt) nach moderner Zählung, dazu ein Vorsatzblatt. Lagenanfänge: 1. 9. 17. 25. 33. 41. 49. 57. 65. 73. 81. 89. 97. 105. 113. Höhe des Blatts etwa 17½ cm, Breite 13 cm. Höhe des beschriebenen (liniierten) Raums 12—13½ cm, Breite 7½—8 cm; einspaltig; 27 (Bl. 1—8), 37 (Bl. 9—*

48) und 35 (Bl. 49—119) Zeilen auf der Seite. Verse abgesetzt, die Anfangsbuchstaben jedes Verses (ebenso die Eigennamen im Text) rot gestrichelt. Rote Überschriften und am Rande Autorenangaben zu den einzelnen Abschnitten, die Rubrikenanfänge durch Initialen mit rot und blauen Arabesken verziert. Auf dem Rande Glossen, in kleinerer Schrift mit starken Abkürzungen. Holzdeckel mit Pergamentüberzug mit eingepreßten geometrischen Verzierungen; zum Heften sind Pergamentstreifen mit lateinischer Schrift verwendet; Schließen zerstört, nur auf dem hinteren Deckel Metallbeschläge erhalten; Schnitt blaugrün gefärbt. Enthält nur das Marienleben; Anf. Bl. 1r Incipit prologus in vitam gloriose virginis Marie (*rot; dann*) Sanctus Epyphanius doctor veritatis. *Schl. Bl. 119v* Quod completum carmen est huius hymnodie. Amen. (*Dann rot die bei Vögtlin S. 268 abgedruckte Schlußschrift:*) Explicit vita .... virginis Marie que cum filio suo Jesu Christo sit semper benedicta Amen.

Auf dem Vorsatzblatt von einer groben Hand des 15. Jahrh. (mit Auflösung der Abkürzungen):

Interrogacio sancti Bernhardi facta ad quinque fratres suos, videlicet quomodo fidelius deo serviatur.

Primus respondit sancto Bernhardo: 'Odivi mundum'. (T *getilgt.*) Secundus: 'Passus fui semper pacienter tollerans'. Tercius: 'Misereri proximo semper paratus fui'. Quartus: 'Quidquid peccavi, eodem die contritus et confessus sum'. Quintus: 'Nunquam oblitus sum Christi passionem'. — Angelus domini fratribus sancti Bernhardi ad singula respondit. Ad primum fratrem dixit: 'Qui mundum odit, deum diligit'. Ad secundum: 'Qui fuit paciens in tribulacione, deum invenit'. Ad tercium: 'Qui compatitur proximo, deum emit'. Ad quartum: 'Qui sine peccato dormit, animam in celum mittit'. Ad quintum: 'Qui passionem Christi non obliviscitur, deus eius servus est'.



Testamentum sancti Bernhardi abbatis.

Bernhardus moriens hiis doctrinis valedicens:
'Que feci primo vobis facienda dimitto:
Nullum perturbavi, discordes pacificavi,
Lesus sustinui, nec michi complacui.'

Bl. 119v von derselben Hand:

Tu 'Jhesus' in missa quociens audisque 'Maria'
Et flectis genua, dat Johannes tibi papa
Obveniam scelerum viginti nempe dierum:
Hic est vicesimus Johannes papa secundus.
Virginis intacte dum transis ante figuram,
Pretereundo cave nisi prius dixeris 'Ave'.
Non venit ad veniam qui nescit amare Mariam:
Invenenies veniam si vis amare Mariam.
Ut tibi sit vita, semper saligia vita.

Statt saligia *ist wohl, allerdings mit metrischem Fehler,* sacrilēgia *zu lesen. Johann XXII. war 1316—34 Papst. Die Erinnerungen an den hl. Bernhard sind in einem Cistercienserkloster, wie es Raitenhaslach war, leicht verständlich.*

Zusätze und Berichtigungen.

S. 11. Das Handschriftenverhältnis innerhalb der Z*-Gruppe der 'Vita Marie Rhythmica' kann ich jetzt genauer bestimmen. Ich habe den Clm 14538 ganz und den Clm 7787 soweit er zu dieser Gruppe gehört (bis V. 4513, s. S. 11. 12), verglichen. Die Übereinstimmungen beider gegenüber M decken zunächst, wie gesagt, den größten Teil der für C* G* festgestellten Abweichungen[1]). Doch bleibt einerseits ein kleiner Rest von C* G*-Lesarten ungedeckt, der, an sich von geringer Bedeutung, doch die engere Zusammengehörigkeit der Gruppen C* und G* gegenüber Z* erweist[2]); anderseits stellt ein großer Überschuß von Übereinstimmungen zwi-

[1]) S. o. S. 158 f., wo einzelne Irrtümer, die S. 9 [5]) untergelaufen waren, stillschweigend berichtigt sind.

[2]) 177. *celo.* 596. *oris.* 761. *dulcissima.* 803. *nec*] *non.* 808. *Hominibus.* 860. *si aliqua.* 876. *tribulabatur.* 1269. *ipsi*] *sibi.* 1627. *generationes.* 2097. *ipsam* fehlt. 2118. *dimittas.* 2669. *necessarias ac*] *nec. ad.* 2680. *idemque.* 2805. *nobiscum domum.* 2828. *tu tua.* 3060. *hanc indutus* g, *indutam* (: *exutam*) c. 3200. *erant*] *fuerunt.* 3323. *solis sepius.* 3468. *autemque.* 3559. *humanum.* 3567. *Usque in.* 3688. *spir. sanct.* 3832. *comitabantur.* 4165. *fuisset.* 4214. *perfidei.* 4573. *nec mihi*] *mihi non.* 4705. *ferunt* g, *fuerunt* c. 5123. *et*] *que* (hinter *quattuor* c). 5241. *meum nunc* (ñ g). 5467. *pendens.* 5718. *que* fehlt. 6229. *horum.* 6319. *que* fehlt. 6395. *eis ait.* 6438. *spiritus*] *filius.* 6785. *examinata.* 7233. *se susc.* 7359. *confracte.* 7477. *venerant.* 7987. *delere.* Wichtig ist auch der gemeinsame Fehler von cg in der Überschrift 4636, s. u. S. 152 f. Einzelne Kreuzvarianten dürfen nicht irre machen.

12*

schen den Clmm 14538 und 7787 gegenüber M C* G* die Existenz dieser Z*-Gruppe vollkommen sicher: charakteristisch für diese sind die Spuren der Tätigkeit eines Schreibers, der darauf ausging, Wörter und Silben zu sparen, ohne daß dies durch handgreifliche Störungen des Sinnes und des Metrums bemerkbar werden durfte. Das veranlaßte ihn zu zahlreichen Umstellungen und kleinen Abänderungen, so daß die Kollation der Verse 1976—2663 ein ganz unverhältnismäßiges Anschwellen der Variantenangaben ergibt, das sich ganz ähnlich auch in der zweiten Hälfte, von V. 5004—5317 etwa, wieder bemerkbar macht [1]. Für diesen zweiten Teil, von V. 4514 an, wo der Clm 7787 nicht mehr in Betracht kommt, habe ich die Z*-Lesarten durch Vergleichung der Ab-

---

[1]) Zur Probe gebe ich ein paar Verse im Zusammenhang.

1994 *Alter aromaticum ortum complantalum*
1995 *Habuit quo balsamum colit propagatum.*
Uno balsamitico stipite crescebat
Herbe quidam surculus, quam nemo noscebat,
Vitis habens folia, in supremo florem
Iocundum et roseum, rosa pulchriorem;
2000 *Crevitque folliculus floris in supremo:*
Quid portaret germinis, hoc sciebat nemo;
Crescens hic folliculus mox dilatabatur,
Paulatim maturuit, per se rumpebatur:
Prodiit avicula columbe simulata
2005 *Ac humanas edidit voces hec affata:*
'Natus est de virgine deus et creator
Celi, terre, marium, hominum salvator'.

5296 *Unus ex latronibus Jhesum blasphemavit:*
'Te salva, si Christus es, nos tecum', clamavit.
Alter latro ait huic reprehendens eum:
'Es in pena simili, neque times deum?
5300 *Vere digne morimur, hic nil mali gessit,*
Iustus est et innocens, nunquam hic excessit.'
Et ad Jhesum ait hic: 'Memento, care, mei,
Cum in tuum veneris regnum.' Jhesus ei
Ait: 'Amen, dico tibi, hodie duceris
5305 *Ad paradisi gaudium: ibi mecum eris.'*

weichungen des Clm 14538 von M mit dem Clm 3578 zu gewinnen versucht.

Denselben Clm 3578 habe ich (bis V. 4513) auch an den Stellen verglichen, wo die Lesarten des Clm 7787 nicht mit dem Clm 14538 übereinstimmten: auch hier ergaben sich viele Gemeinsamkeiten, die ich wieder mit dem Berliner Cod. theol. fol. 209 verglichen habe, der etwa in der Hälfte aller Fälle mit ihnen zusammengeht[1]).

Wir können also in der Z*-Gruppe drei Stufen der Überlieferung unterscheiden: 1) Clm 14538. 2) Berliner Hs. 3) Clmm 7787 und 3578. Auf dieser dritten Stufe scheinen auch die Hss. in Einsiedeln und Zürich zu stehen, soweit meine Kollation der ersten 286 Verse einen Schluß zuläßt[2]); möglicherweise sind sie noch darüber hinaus untereinander (gegen die beiden Münchener Hss.) verwandt[3]). Schließlich wäre noch zu sagen, daß Clm 7787 (in seiner ersten Hälfte) dem Clm 3578, und ebenso die Einsiedler Hs. der Züricher vorzuziehen scheint; die Berliner Hs. verbessert trotz ihrer Verwilderung gelegentlich alte Fehler der Überlieferung; Clm 14538 ist recht

---

[1]) Nur das Wichtigste aus den ersten zwei Büchern: 4. *filius.* 130. 31 hinter 138. 152. *provectus.* 247 fehlt. 372. *ornatus.* 768. *placidum.* 830. *Ac*] *Has.* 991. *dulcissima.* 1015. *Maria* fehlt (*Illis* Berl. Hs.). 1312. *civitatis* (*trinitatis* Berl. Hs.). 1854. *Hec est virgo* (*Hic est virga* Berl. Hs.) *pullulans.* 1859. *puella*] *Maria.* 1978. 79; 2088. 89 umgestellt. 2140. *Dum.* 2142. *Iam diu.* 2239. *necessitatibus.* 2282. *volucrés sepius.* 2632. 33 umgestellt. 2817. *reparavit.* 3102. *iracundus*] *vagabundus.* 3335. *quartam* und *sextam* vertauscht. 3419. *ac*] *hac* (*h* getilgt Berl. Hs.). 3483. *terra* fehlt. 3577. *de me*] *divine.*

[2]) 40. *lumen.* 154. *cor sibi nimis.* — Den beiden Münchener Hss. fehlen V. 1445. 2205. 3985. 4041. 4288—91. 4335; statt 2019. 20 nur ein Vers: *Post* (*Et* Clm 3578) *triginta tres dies moriebatur.* Sonst erwähne ich: 1020. *fovens.* 1082. *maledictum*] *maculum* (*maculatum* Clm. 3578). 1088. *agebat.* 1261. *inclinando.* 1852. *ros quo*] *que.* 2592. *antea*] *aurea.* 2735. *agebat.* 2831. *tangit.* 2995. *hac*] *ac.* 3231. *habebat*] *valebat.* 3246. *vultum*] *iustum.* 3252. *fenule.*

[3]) V. 258 (der in allen Z*-Hss. das gleiche Reimwort *statuisti* wie 257 hat) fehlt in der Züricher Hs.; die Einsiedler läßt ihn zunächst auch aus, trägt ihn aber am Rande nach.

sorgfältig und durch einzelne deutsche Glossen einer späteren Hand (Mundart bairisch, 15. Jh.) von Interesse für den Germanisten (vgl. oben Lesarten zu S. 143, 3).

Was S. 13 vermutet wurde, daß nämlich die Vorlagen Wernhers und Walthers von Rheinau zur Gruppe Z* gehört haben müßten, läßt sich jetzt durch eine kleine Anzahl von Übereinstimmungen bestätigen, die ihr Text mit den Lesarten der ersten Stufe aufweist[1]). Zur zweiten oder gar dritten Stufe haben die von ihnen benutzten Vitahandschriften jedoch nicht gehört[2]). Auch für Phi-

[1]) Vgl. Wernher 1107 *ir ougen* = Vita 817 *Visus* statt *Risus*. 2492 *sô grôziu klârheit von ir gieng* = V. 1704 *radii fluxerunt* (st. *luxerunt, fulserunt*). 3970 *râtent irs* = V. 2300 *si consulitis* st. *vobis si videtur*. 4054 *har und dar* = V. 2353 *Super terram hinc et hinc* st. *Atque sparsim super terram*. 5668 *verlâzenheit* = V. 3102 *vagus* st. *vanus*. Nach 11 688 fehlt, was V. 6032—41, die Z* ausgelassen hat, entsprechen würde. — Walther von Rheinau 52, 45 *Er reiner* = V. 1572 *mundus* st. *mundis*. 57, 17 *von ir ougen gieng ein schîn* = V. 1704 *radii fluxerunt* (st. *luxerunt, fulserunt*). 77, 45 *râtet ez iuwer sin* = V. 2300 *si consulitis* st. *vobis si videtur*. 77, 50 *markt* = V. 2303 *foro* st. *emenda*. 80, 38 *der tempel herren* = V. 2380 *rectores* (st. *pontifices*) *templorum*. 101, 5 *mit den knaben* = V. 2929 *pueruli* st. *modo puerili*. 106, 53 *witsweif* = V. 3102 *vagus* st. *vanus*. Nach 213, 37 fehlt die Entsprechung von V. 6032—41, die Z* ausläßt.

[2]) Wernher 177 f. zeigt, daß in der Vorlage V. 130. 31 nicht auf 138 folgten. 1873 *heilikeit* = V. 1312 *castitatis* (nicht *trinitatis, civitatis*). 5668 *zorn* = V. 3102 *iracundus* (nicht *vagabundus*). 6533 *von mir* = V. 3577 *de me* (nicht *divine*). Noch weniger kann die dritte Stufe vorgelegen haben: Wernher 2028 entspricht dem dort fehlenden V. 1445, ebenso Wernher 8126 f. = V. 4288—91, die dort ausgelassen sind; ferner 1484 *fluoch* = V. 1082 *maledictum* (nicht *maculum*), 4565 f. *vil lange vor, ê* = V. 2592 *antea* (nicht *aurea*), 5192 *stiez* = V. 2881 *trusit* (nicht *tangit*). Dagegen ist es möglich, daß Wernhers Vorlage noch Lesarten des Clm 14 538 teilte, die über die erste Stufe hinausgehen (aber nach anderer Richtung als die andern Hss.): die Hs. liest V. 6065 *ypocrifa* (st. *apocrypha*), ebenso Wernh. 11 730; V. 7792 *Hec* bis 7794 *ait* fehlt ihr, und Wernher zeigt an der entsprechenden Stelle eine Lücke 14 623 f. — Walther von Rheinau 11, 5 f. entspricht V. 247, der von der zweiten Stufe ausgelassen ist. 15, 11 *geordent* = V. 372 *ordinatus* (nicht *ornatus*). 44, 14 *aller megde* = V. 1312 *castitatis* (nicht *trinitatis, civitatis*).



lipps Vorlage bleibt mir wegen der Umstellung von Vita 4996 f. (S. 12, auch Clmm 14538 und 3578 haben sie) die Zugehörigkeit zur Z*-Gruppe wahrscheinlich (S. 19), obgleich ich neue Gründe nicht anführen kann.

S. 22. *Hodie celi melliflui facti sunt:* s. u. S. 181[1]).

S. 23, Z. 1. 2 soll es heißen: sagt Wernher von Joseph.

S. 24[1]). Vgl. noch Anegenge (hrsg. von Hahn) 39, 71 und was E. Schröder QF. 44 S. 77 dazu anführt: Leben Jesu (hrsg. v. Diemer) 271, 4 f. und Wackernagel, Predigten 2, 54 f.

S. 30[1]). Wie Singer gesehen hat[1]), bestehen zwischen der Vita Marie Rhythmica und Konrads von Fußesbrunnen Kindheit Jesu[2]) Beziehungen, die enger sind als jene, die beide Dichtungen mit dem Evan-

---

60, 52 *bluome* = V. 1854 *flos* (nicht *virga, virgo*). 90, 15—18 zeigt, daß V. 2632. 33 nicht umgestellt waren. 106, 53 *zürnig* = V. 3102 *iracundus* (nicht *vagabundus*). 130, 54 *Jesus* = V. 3753 *Jesus* (nicht *deus*). 132, 60 *den liuten* = V. 3809 *Mundo* (nicht *Modo*). 147, 49 *den dieben gelîch* = V. 4252 *more furum* (nicht *propter furtum*). 156, 3 *alleinen* = V. 4497 *solo* (nicht *ab eo, omnes*). Doch hat, wie 7, 40. 41 zeigt, die Vorlage 130. 31 auf 138 folgen lassen. Mit der dritten Stufe berührt sich Walther 88, 34 *guldîn* = V. 2592 *aurea* statt *antea* (auch 99, 18 f. = V. 2881 *tangit* st. *trusit*? 145, 49 fehlt die Wiedergabe von *surdos* V. 4202, das von der dritten Stufe ausgelassen wird; 148, 46 *daz ezzen* erinnert an V. 4287 *manducandum pascha* st. *necessaria queque*); doch muß das Zufall sein, da die zweite Stufe ja nicht einmal erreicht ist, und andere Stellen den Lesarten der dritten Stufe widersprechen: 34, 39 *durch diu lant* = V. 996 *undique* (nicht *utique*). 37, 12 *fluoch* = V. 1082 *maledictum* (nicht *maculum*). 48, 5 f. entspricht V. 1445, den die dritte Stufe ausläßt. 60, 48 *daz tou* = V. 1852 *Hic est ros quo maduit* (nicht *Hic est que maduit*). 73, 53 f. entspricht V. 2205, der der dritten Stufe fehlt. 126, 49 *vünf hundert* = V. 3644 *quingentis* (nicht *quinquaginta*). 138, 23 f. entspricht dem in der dritten Stufe ausgelassenen V. 3985, ebenso 148, 47 f. = V. 4288 —91, die dort fehlen, und 150, 29 = V. 4335, der ebenfalls ausgelassen ist.

[1]) Prager Deutsche Studien 8, 303 f. (1908).

[2]) Hrsg. von Kochendörffer QF. 43.



gelium Pseudo-Matthaei[1]) verbinden. Beide kennen das Zusammentreffen der hl. Familie mit dem Räuber in der Wüste, wovon das Evangelium nichts weiß. Die Affrodisiusgeschichte spielt in einer Stadt *Splene*, deren Name offenbar aus *Syhene* entstellt ist (Ps.-Math. E liest wirklich *Sihene* gegen *Sotine* der andern Hss.)[2]); auch sonst finden sich hier Anklänge. Beim Abschied ermahnt Joseph die trauernden Egypter im Glauben an einen Gott zu verharren. In der Auswahl der folgenden Wundererzählungen treffen die Vita und Konrad insofern zusammen, als beiden mehrere Geschichten des Pseudo-Matthaeus fehlen; der Überschuß der Vita gegenüber Konrad steht auch nicht bei Tischendorf. Das Wasserholen im Mantel hat eine Fortsetzung erhalten, in der Jesus den andern Kindern ihre zerschlagenen Krüge wieder ganz macht. Die Auferweckung des gefallenen Knaben geschieht als Belohnung dafür, daß er Jesu Unschuld bezeugt. Beim Längerziehen des Holzes ist an Josephs Stelle der Knecht in den Vordergrund gerückt, der zunächst an Jesu Wunderkraft zweifelt. Die verschiedenen Fassungen von Jesu Schulerlebnissen sind durch eine Erzählung ersetzt. Die Geschichte vom Fischfang ist durch ein Gespräch Jesu mit den Kindern eingeleitet, der wiederbelebte Tote wird zur Besserung ermahnt. Der gestorbene reiche Mann wird zu einem Wohltäter der hl. Familie gemacht, die Art der Auferweckung ist etwas verändert. Aus der Geschichte von den 7 Vögeln aus Lehm (im Ps.-Math. sind es 12) ist Joseph ausgeschaltet. Die Szene der Heimkehr Jesu von den Löwen, sein Gespräch mit

[1]) Tischendorf, Evangelia apocrypha (2. Aufl. 1876) S. 51 f. Die im Apparat mit der Sigle E bezeichneten Lesarten, deren Herkunft der Herausgeber S. LXXXVI nicht anzugeben gewußt hat, sind die der Stuttgarter Hs., die Schade als *Liber de infantia Mariae et Christi salvatoris* 1869 herausgegeben hat. Die Vita nennt einen *Liber de infantia salvatoris* als Quelle zu V. 2172—2964 f., s. o. S. 155.

[2]) Die 30 Tagereisen Konr. 1948 stimmen zum Ps.-Math., Vita 2314 sind es 23; 350 Abgötter Vita 2356 und Konr. 1968 (Hs. A) gegen 365 im Ps.-Math. Cap. 22 (doch in Hs. A auch 350).



den Bürgern des Abends am Stadttor ist übereinstimmend ausgeführt.

Die Chronologie beider Gedichte [1]) ist zu wenig gesichert, um, falls unmittelbare Benutzung vorliegt, zu entscheiden, auf welcher Seite sie stattgefunden hat: wäre diese Entscheidung aus andern Gründen möglich, so gewönnen wir damit umgekehrt einen willkommenen Anhalt zur Bestimmung der Abfassungszeit. Singers Meinung, wenn anders ich seine Worte richtig verstehe, geht dahin, daß Konrad eine Rezension der Vita vorlag, die aber mit dem 2. Buch (genauer fast 600 Verse vorher mit V. 3045) abgebrochen haben soll, da Konrad 3009 f. versichert, daß seine Vorlage nichts weiter enthalte. Man müßte weiter annehmen, daß Konrad bei seiner Arbeit sozusagen links die Vita und rechts den Pseudo-Matthaeus aufgeschlagen vor sich hatte, denn er teilt mit diesem eine ganze Anzahl wörtlicher Übereinstimmungen [2]) gegen-

[1]) Nach Kochendörffer S. 1 ist Konrads Werk 'sicher nicht vor dem ersten Jahrzehnt des 13. Jahrh.' anzusetzen, das dritte Jahrzehnt erscheint ihm 'doch etwas zu spät'. Die Abfassung der Vita dürfte kaum vor 1225 erfolgt sein, s. o. S. 26 [2]): Benutzung durch den Pfaffen Wernher, der 1072 gedichtet hat, ist also ausgeschlossen; die Ähnlichkeiten, die Singer bemerkt hat, werden auf eine Rezension des Pseudo-Matthaeus oder eine gemeinsame Nebenquelle zurückgehen.

[2]) Ich beschränke mich auf die letzten Partieen (Konr. 2567 f.), die anderseits Verwandtschaft zur Vita zeigen; übrigens setzt das ganze Gedicht, auch die in A fehlenden, nach Singer interpolierten 1100 Verse im Anfang, den Pseudo-Matthaeus voraus. Konr. 2569 f. = Ps.-Math. 37: *contigit ut quidam iuvenis illi faciendum grabatum cubitorum sex demandaret.* Konr. 2582: *et iussit Joseph puero suo incidere lignum serra* (so in D) *ferrea.* Konr. 2641 f. = Ps.-Math. 40: *cum autem audisset Jesus in civitate plangentes . . . super mortuum, dixit ad Joseph: Quare huic, cum nomine tuo vocetur, tuae gratiae beneficium non praestas? Cui respondit Joseph: Quae est potestas mea . . . huic praestandi beneficium?* Vita 2890 f. fehlt die Klage des Volkes und der Hinweis auf die Namensgleichheit; der Zweifel Josephs (2908 f.) ist etwas allgemeiner gefaßt. Konr. 2673 *terraz* = Ps.-Math. 32 *solarium;* dagegen Vita 2720 allgemeiner *locum eminentem.* Konr. 2678 f. = Ps.-Math. 32 cod. B: *et cum parentes mortui cucurrissent, pueros interrogantes qui eum precipitaverat de solario, unus post alium*



über der Vita. Und schließlich müßte man die gemeinsamen Abweichungen vom Pseudo-Matthaeus, die oben aufgezählt sind, dem Verfasser der Vita zuschreiben, in dessen Art namentlich die kleinen Gespräche Vita 2804f. und 3030f. durchaus nicht liegen (vgl. o. S. 34).

Versuchen wir es mit der entgegengesetzten Annahme, daß der Verfasser der Vita Konrads Gedicht benutzt hat: die Möglichkeit wird man ja wohl zugeben, wenn auch auf die Andeutung der Prosavorrede [1]) kaum Gewicht zu legen ist. Das Abbrechen Konrads mit dem

---

affirmabat quia Jesus praecipitaverat eum. Vita 2726 wird die falsche Beschuldigung mindestens nicht ausdrücklich auf die Kinder zurückgeführt. Konr. 2683 f. = cod. B: *Non potestis manus nostras evadere quin interficiamus vos. Jesus autem tacebat et non eis respondebat.* Konr. 2794 = Ps.-Math. 26: *ego non audeo illi dicere; tu vero mone eum.* Auch finden die Eltern Jesus am Tatort, während er nach Vita 2859 erst gesucht werden muß. Konr. 2813 f. = Ps.-Math. 35: *et erat secus viam crypta prope Jordanis ripam, ubi leaena catulos nutriebat*; *et nullus poterat per viam ambulare* (2822 *dar getorste nieman nâher komen*). Jesus geht ohne weiteres zu der Höhle; in der Vita kommt ein Löwe an die Stadt heran, und Jesus geht zu ihm hinaus und begleitet ihn. Konr. 2836 f.: *Hic nisi gravia fecisset peccata aut parentes eius, non se ultro* (2835 *dankes*) *leonibus obtulisset.* Konr. 2945 f. identifiziert in seinem *Zacharias* den *Zachyas* und *Levi* des Ps.-Math. 30. 31; Vita 2784 f. fehlt die einleitende Zachiasgeschichte, der Lehrer ist namenlos. Konr. 2980 f.: *apprehendens virgam storatinam percussit eum in capite. Jesus autem dixit . . .: Ut quid me percutis? . . . Dic ergo tu primum quid sit Thau et ego dicam tibi quid sit Aleph.* Konr. 2990 *du bist ein warc* = Ps.-Math. 31 *imo in magna cruce dignus es appendi.* Konr. 2991: *operatio huius pueri . . . nihil cum hominibus commune videtur habere.* Konr. 2998 = Ps.-Math. 30: *tu quando natus es, ignoras*: *ego autem solus scio quando nati estis et quanto tempore vita vestra est in terra.* Nur Konr. 2992 erinnert hier an Vita 2798: *scolas meas exeas.* Umgekehrt ist bei den Erzählungen vom Wasserholen und von den 7 Vögeln keine spezifische Übereinstimmung mit dem Ps.-Math. nachzuweisen.

[1]) S. o. S. 122, 18 f.: der Verf. habe das Buch *ex diversis libris doctorum non solum Grece vel Latine sed etiam b a r b a r i c e scriptis* kompiliert: aber nach seiner eignen Angabe V. 13 benutzte er Epiphanius, Ignatius und Damascenus in lateinischer Übersetzung, war also doch wohl des Griechischen nicht mächtig.



Schluß des Pseudo-Matthaeus brauchte dann keine weitere Erklärung. Auch der Verf. der Vita müßte freilich neben Konrad den Pseudo-Matthaeus, und zwar wohl auch den 2. Teil von Kap. 25 an, gekannt haben: aber da er ja ausdrücklich sein Werk als Kompilation bezeichnet (V. 24. 31), so hätte das an sich keine großen Bedenken. Die Übereinstimmungen mit dem Pseudo-Matthaeus[1]) gegenüber Konrad sind zudem spärlich; es ließe sich wohl denken, daß sie auf Erinnerung an frühere Lektüre beruhten, daß bei der Niederschrift, wenigstens von Vita 2568 an, nur Konrads Werk vorlag. Die gemeinsamen Veränderungen gegenüber Pseudo-Matthaeus kämen auf Rechnung Konrads, dem solche Ausmalung des Details sehr wohl zuzutrauen wäre[2]). Wie sollte z. B. der Verfasser der Vita wohl dazu kommen, gegen seine Vorlage die Szene am Brunnen V. 2694 f. hinzuzufügen, mit der er doch nichts Rechtes anzufangen weiß, die bei ihm eine höchst unnötige Dublette ist (s. o. S. 40)? Sehr wohl zu begreifen wäre es dagegen, wenn er sie gewissenhaft aus seiner Vorlage übernahm, ohne freilich den Humor Konrads (V. 2626. 29 AC! 34) recht zu würdigen. Ps.-Math. 23 erzählt, wie die Götzenbilder

[1]) Die wichtigste ist, daß V. 2730 f. Joseph und Maria beteiligt sind, die bei Konr. 2667 f. fehlen. Vgl. sonst Vita 2146 f. *duos boves et totidem asinos* (Konr. 1333 *sîn vihe*); V. 2177 *ex matris sue puer se brachiis excussit,* vgl. Ps.-Math. E: *excussit se* (andere Hss. *descendens*) *de gremio matris;* auch sonst kommen hier wörtliche Anklänge vor. Anders im 2. Teil, wo z. B. Vita 2684 f. *urceus, amfora, vas, vasculum* und *vestis, pannus* gesagt wird, nur nicht *hydria* und *pallium* wie im Ps.-Math. Doch beginnt 2764 wie Ps.-Math. 37: *et cum esset Jesus faber lignarius*; V. 2765 lassen sich die *duo ligna* erklären durch Ps.-Math.: *fecit unum lignum brevius altero*; V. 2890 *locupletatus* = Ps.-Math. 40: *dives valde.*

[2]) In welcher Weise dagegen der Verf. der Vita ändert, erkennen wir bei der Flucht nach Egypten, wo das Jesuskind nirgends sprechen darf, weil es das nach V. 2498 erst mit $1^{1}/_{2}$ Jahren lernte, damals aber nach V. 2140 eben ein Jahr alt war: V. 2170 ist es 40 Tage älter, und daher kann es 2178 f. stehen, was es nach 2486 f. mit 13 Monaten konnte. Kein Historiker kann da etwas tadeln.





bei Jesu Ankunft in Egypten niederstürzten und setzt hinzu: *et sic se nihil esse evidenter docuerunt.* Konr. 1982 f. gibt das wieder *als ob si solden sprechen: 'sît der wâre got ist komen, nu hât ende genomen unser valschiu gotheit'.* Das gibt der Vita Anlaß zu V. 2380 f.: die Priester fragen die Götter nach der Ursache ihres Sturzes:

Responderunt demones quod terram introisset
Deus deorum omnium, quem virgo genuisset,
Dicentes: 'Quia coram eo stare non audemus,
Suamque presentiam sufferre non valemus.'

Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß der Verf. der Vita das aus dem Ps.-Math. gemacht hätte, wenn nicht die Zwischenstufe Konrads (*als ob*) es ihm erleichtert hätte; und ich glaube nicht, daß Konrad, hätte er die Vita gekannt, diese Stelle ins Unvollkommenere zurückgebildet hätte. Wichtig ist endlich eine Stelle in der Geschichte vom Fischfang: der Jude ist tot, auf das Geschrei des Volkes eilen Joseph und Maria hinaus, V. 2862 f.:

Exeuntes ergo simul ad campum concurrerunt,
Ibi Jesum ambulantem hinc indeque viderunt.

Vgl. Konr. 2795 f.:

Nu si ze velde komen sint,
Diu frouwe sach ir liebez kint
Da wider unde für (A: *ûf unde nider*) *gên.*

Die Übereinstimmung in dem Detail, das Ps.-Math. nicht hat, ist schwerlich zufällig. Aber die gleichen Worte haben einen ganz verschiedenen Sinn. Bei Konrad geht Jesus in Erwartung der Entscheidung, die die Ankunft seiner Eltern bringen soll, unruhig auf und ab, die Juden stehen um ihn herum: dieser ganz menschliche Zug ist fein beobachtet. In der Vita ist Jesus vor den bösen Menschen in die Einsamkeit geflüchtet und treibt sich planlos umher; die Eltern fürchten, er könne seinen Feinden in die Hände fallen, sie machen sich auf die Suche und finden ihn, wie Wernher 5159 zutreffend übersetzt, *spacieren alterseine.* Die Abweichung ist vielleicht durch ein Mißverständnis von Konrads Text hervorge-

rufen: V. 2793 *er ist nâhe hie bî* sollte wohl auf Jesus bezogen werden, konnte es mindestens. Die Lesart von C (das 2792 fälschlich *boten* statt *tôten* liest) *er ist neizwâ dâ bî* setzt voraus, daß Joseph, und also wohl auch die Juden, nicht wissen, wo Jesus ist. Aber auch aus der ursprünglichen Lesart konnte der Verf. der Vita auf den gleichen Gedanken kommen: er faßte dann das Feld (Konr. 2795 = *campus* Vita 2862) als Gegensatz zu dem Wasser (Konr. 2702 = *stagnum* V. 2803), was nicht in Konrads Absicht lag; bei V. 2798 freilich mußte ihm der Irrtum klar werden, aber er brauchte diesen Vers nur wegzulassen, und alles war wieder in Ordnung.

Trifft die zuletzt erörterte Vermutung zu, so ist damit die Möglichkeit, daß Konrad und die Vita beide eine Rezension des Pseudo-Matthaeus benutzt haben, die bereits die ihnen gemeinsamen Veränderungen gegenüber Tischendorfs Hss. bot, so gut wie ausgeschlossen. Weiter als bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit vermag ich allerdings mit dem vorliegenden Material nicht zu kommen. Meine Hypothese nimmt übrigens den Ausführungen Singers über das Handschriftenverhältnis der Kindheit Jesu, bei dessen Erörterung er nebenbei auch auf die Quellenfrage zu sprechen kommt, nichts von ihrer Bedeutung. Schließlich ist noch zu sagen, daß die *Narrationes de vita Mariae et salvatoris*, die Kochendörffer S. 40 bei dem Räuberabenteuer als Konrads Fassung am nächsten stehend heranzieht, nichts anderes sind als ein Prosaauszug der Vita[1]).

---

[1]) Die Narrationes, aus einer Gießener Hs. von Schade herausgegeben (Halle 1870), benutzen auch die Glossen der Vita; vgl. Narr. 7, 11f. mit der Glosse oben S. 123, 30f.; Narr. 7, 13f. = Gl. 124, 3f.; Narr. 8, 6f. = Gl. 125, 12; Narr. 11, 28f. = Gl. 128, 1f.; Narr. 11, 36f. = Gl. 127, 18f.; Narr. 12, 13f. = Gl. 128, 13f.; Narr. 14, 26f. = Gl. 131, 6f.; Narr. 18, 16f. = Gl. 134, 31f.; Narr. 19, 8f. = Gl. 135, 4f.; Narr. 25, 6f. = Gl. 141, 13f.; Narr. 25, 27f. = Gl. 142, 3f. Beim Honigregen in der Nacht von Christi Geburt derselbe Zusatz wie bei Wernher (s. o. S. 22 = Narr. 13, 29f.): *Unde canit ec-*

S. 30 [2]). Über das Volksbuch von Jesu Kindheit s. jetzt H. Vollmer, Ober- und mitteldeutsche Historienbibeln S. 20 f. (1912).

S. 81 Z. 3 v. u. ist hinzuzufügen *zwirunt* (: *stunt* 9963).

---

clesia 'hodie per universum mundum melliflui facti sunt celi'. Aus dem Text sind einige Änderungen der 'zweiten Hand' und des Herausgebers selbst zu entfernen. Narr. 12, 27 (Vita 1788 *marcuit*); 14, 33 (vgl. Gl. 131, 22); 21, 21 (V. 2890 *locupletatus*); 23, 5 (V. 3181 *omnimodo*); 23, 17. 18 (V. 3289 *purius et*); 23, 19 (V. 3316 *vel infirm.*); 26, 27 (V. 6722 *trice*); 26, 29 (V. 6731 *ullum*); 27, 5 (V. 6847 *partus*); 27, 16 (V. 6885 *acrisia*). Dagegen wird 24, 6 *collocuciones* (gegen *collaciones* V. 3437) richtig sein: es handelt sich nämlich hier um eine Lesart, die für die Z*-Gruppe charakteristisch ist, zu der die Narrationes auch sonst Beziehungen zeigen (vgl. 14, 34 *corporis* = Gl. 131, 23; Narr. 26, 42 ist der Name *Judith* ausgefallen, s. o. S. 12). Auf jeden Fall ist es ausgeschlossen, daß man etwa umgekehrt in den Narrationes die Quelle der Vita finden könnte.

PALAESTRA LXXXII.
UNTERSUCHUNGEN UND TEXTE
AUS DER DEUTSCHEN UND ENGLISCHEN PHILOLOGIE,
herausgegeben von **Alois Brandl, Gustav Roethe** und **Erich Schmidt.**

Das Alexanderbuch Johann Hartliebs.

Von

Siegmund Hirsch.

BERLIN
MAYER & MÜLLER
1909.

Vorwort.

Der erste Teil dieser Untersuchung ist im September 1908 als Berliner Dissertation erschienen. Ich habe zur Charakterisierung Hartliebs möglichst verschiedenartige Arbeiten des Übersetzers herangezogen, aber doch vor allem eine Einzelstudie über das Alexanderbuch als Prosawerk geben wollen.

Die Bearbeitung des Alexanderstoffes steht chronologisch im Mittelpunkte von Hartliebs Schaffen. Mit Schriftchen mnemotechnischen und astrologischen Inhalts hatte Hartlieb in Wien seine Tätigkeit als Übersetzer begonnen und dann an der Verdeutschung des Andreas Capellanus noch etwas ängstlich und ungelenk seine Kraft versucht. Er war also schon ein Autor von Erfahrung und hatte sich überdies durch die Herstellung einer kleinen Chiromantik der Herzogin empfohlen, als seine fürstlichen Gönner ihm die Aufgabe stellten, das Buch vom grossen Alexander ins Deutsche zu übertragen. Dass die grössere Beweglichkeit, mit der Hartlieb diese Arbeit unternommen hat, eine besondere Behandlung des Alexanderbuches notwendig macht, dass hier in bescheidenem Masse auch der Bearbeiter und Erzähler Hartlieb zu würdigen ist, soll der zweite Teil meiner Untersuchung dartun.

Vielen deutschen und auswärtigen Bibliotheken bin ich für Auskunft und freundliche Hülfeleistung verpflichtet, besonders der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Stadtbiblio-



thek in Frankfurt am Main und der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München, die mir das reiche handschriftliche Material bereitwillig zur Verfügung stellte. Der Direktion des Kgl. Bayrischen Reichsarchivs danke ich dafür, dass sie mir Einblick in die Urkunden aus Hartliebs Zeit gewährte, und Herrn Professor Drescher in Breslau für die Freundlichkeit, mit der er mich seine Photographie des Hartliebschen Cäsarius benutzen liess.

Vor allem aber sage ich meinem verehrten Lehrer, Herrn Professor Gustav Roethe, auch beim Abschluss meiner Arbeit den herzlichsten Dank.

Inhaltsverzeichnis.



Das Alexanderbuch Johann Hartliebs.

Johann Hartlieb, der regsame Übersetzer am Hof zu München, hat neben der Bearbeitung didaktischer Schriften und geheimnisvoll gelehrter Traktate auch ein bekanntes Werk erzählenden Inhalts ins Deutsche übertragen: die lateinische Geschichte von den Heldentaten Alexanders des Grossen, die sogenannte Historia de preliis, die der Archipresbyter Leo im 10. Jahrhundert nach einem griechischen Text abgefasst hatte und die dann im Mittelalter von anderen Händen mannigfache Änderungen und Zusätze erfuhr. Das Werk Hartliebs „das buch der geschicht des grossen Alexanders,“ um die Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben, erschien 1472 in Augsburg bei Johannes Bämler und wurde dann noch vielemale auch anderwärts gedruckt. Die Forschung hat sich ausser dem Artikel von Öfele (in der allgemeinen deutschen Biographie) mit Hartlieb kaum beschäftigt und es bisher noch nicht versucht, auf Grund der Werke Hartliebs die Eigenart seiner Übersetzungstechnik darzustellen. Wir verstehen, warum gerade Hartlieb so unbeachtet geblieben ist: die Materien, die er behandelt hat, sind so verschiedenartig und zum grössten Teil so seltsamer und uns entfremdeter Art, dass es der Forschung weder leicht noch reizvoll erschienen ist, in die Geheimnisse mittelalterlicher Chiromantik und Mnemotechnik hinabzusteigen, durch Lehrschriften scholastischer Medizin und Traktate von verbotener Zauberkunst sich



einen Weg zu bahnen, oder auch in die steifen Anleitungen zu ritterlicher Liebeskunst einzudringen, und aus dieser kuriosen Bücherreihe, die noch durch ein astrologisches Werkchen, durch eine Übertragung aus Caesarius von Heisterbach und durch die Verdeutschung der Brandanslegende vervollständigt wird, ein Bild zu entwerfen von der Tätigkeit des federgewandten Übersetzers. Vielleicht hat auch das grimmige Urteil, das Gervinus über Hartlieb gefällt hat, die Forschung zurückgeschreckt. Sie hielt es nicht für erfreulich oder lohnend, sich eingehend mit der Massenproduktion eines „höchst elenden Schreibers" zu beschäftigen.

Nur auf das Alexanderbuch ist immer wieder und wieder hingewiesen worden. Schon frühe fiel die grosse Verbreitung des Werkes auf, und Panzer[1]) konnte sich nicht genug darüber wundern. Er stand dem Charakter des Buches verständnislos gegenüber und sah in den abenteuerlichen Gebilden der Sage nur abgeschmackte, törichte Fabeleien. Als er in seinen Annalen die siebente Ausgabe anzeigen musste, hielt er seinen Unmut nicht länger zurück, sondern meinte wütend: „Es ist unbegreiflich, wie ein so einfältiges Buch so oft habe gedruckt werden können. Ein sicherer Beweis von dem schlechten Geschmack der damaligen Zeiten." Friedrich Jacobs[2]) hat das Buch nach seinem Aussehen kurz beschrieben und einiges Auffällige, wie die Vorrede und den sonderbaren Schluss, hervorgehoben. Dann hat Toischer[3]) in einer Abhandlung über die Alexandreis Ulrichs v. Eschenbach die Quellenfrage gestreift, und auf diese ist auch Ausfeld[4]) kurz eingegangen, der in

---

[1]) Panzer: Annalen der ält. deutsch. Literatur. Nürnberg 1788 I. S. 369.

[2]) Beitr. z. ält. Literatur oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentl. Bibliothek zu Gotha. Leipzig 1835. I. S. 418.

[3]) Abhandlungen der Wiener Akademie. Phil. hist. Klasse. Bd. 97.

[4]) Über die Quellen zu Rudolfs v. Ems Alexander. Progr. Donaueschingen. 1883. S. 6.

wenigen Zeilen von dem Buche Hartliebs und manchen seiner absonderlichen Stellen berichtet hat. Was Friedrich Wenzlau und Heinrich Becker zur Forschung beigetragen haben, wird später Erwähnung finden.

Auch unsere Arbeit hebt aus der Zahl der Hartliebschen Übersetzungen das Alexanderbuch heraus. Sie will eine eingehende Untersuchung über ein Werk geben, das wenn nicht um seines Verfassers, so doch um seines Stoffes willen unser Interesse verdient. Und vielleicht ist auch eine Betrachtung dieses Buches besonders geeignet, ein Licht auf den wenig gekannten Übersetzer zu werfen, da bei Übertragung eines so inhaltreichen Romanes die Persönlichkeit des Bearbeiters nicht ganz hinter dem Stoff zurücktreten konnte.

Vorerst aber soll uns eine Übersicht über die Handschriften und Drucke zeigen, dass wir uns mit einem beliebten und sehr verbreiteten Buche beschäftigen, und wir werden dabei die Zusammenstellung Goedekes (I, 360) zu berichtigen und mehrfach zu ergänzen haben.

I. Die Handschriften.

An der Wirkungsstätte Hartliebs, in München, befinden sich die meisten Handschriften des Alexanderbuches. Goedeke nennt sechs, jedoch ist Cgm 267 aus seiner Aufzählung zu streichen, denn er enthält einen anderen deutschen Alexanderroman. C. Fr. Neumann[1]) hatte das schon bei Besprechung einer armenischen Version der Alexandersage mitgeteilt, und ich habe mich in München davon überzeugt, dass Cgm 267 nicht Hartliebs Werk, sondern Babiloths Alexanderbuch bietet. Wir haben also 5 Münchener Handschriften.

1) Cgm 581. Pp. Fol. 148 Bl. Mit farbigen Bildern. Im Jahre 1455 von Hektor Mülich zu Augsburg abgeschrieben.

[1]) Münchener Gelehrte Anzeigen 1844.



2) Cgm 338. Pp. Fol. 181 Bl. 1461 von Conrat Landsperger geschrieben.

3) Cgm 272. Pp. Fol. Bl. 1—158. 1462 von Wolfgang Hammer geschrieben.

Die Handschrift ist sehr reich an Zusätzen. Sie beginnt mit dem Register über das Alexanderbuch, bringt aber dann in zwei Kapiteln eine Betrachtung und eine ganz kurze Zusammenfassung von Alexanders Taten. Auf Blatt 159—170 steht eine ganze Reihe von Zusätzen; sie erzählen allerlei, was Hartlieb nicht bringt: Alexanders Zug nach dem Paradies, das Abenteuer mit dem Basilisk, die Begegnung mit Diogenes, die Geschichte vom Giftmädchen und andere Sagen mehr. Aber auch vieles, das Hartlieb schon berichtet hat, wird noch einmal in anderer Fassung erzählt. Oft sind Quellen angegeben: *das puech das da heisset Scolastica, Saturnus, Valerius.*

Zu Cgm 272 gehört

4) Cgm 580. Er enthält dieselben Zusätze. Pp. Fol. Bl. 1—197. Mit einem Titelblatt: *Eusebii History von dem grossen Alexander wie solche auff befelch des durchleuchtigsten Herczog Albrecht in Bayren durch Doctor Johann Hartlieb zu München verteutscht und anno 1473 gedruckt worden.* Auf Blatt 197 schliesst das eigentliche Alexanderbuch mit einer Anrede Hartliebs an die Herzogin; wir finden diese Stelle, wenn auch nicht vollständig, nur noch am Schluss von Cgm 581. Die Zusätze in Cgm 580 sind in etwas anderer Reihenfolge gegeben als die in Cgm 272; sie stimmen aber in Inhalt und Wortlaut mit einander überein.

5) Cgm 288. Pp. Fol. Bl. 1—236. Dann folgt eine alte Prosaübersetzung des Secretum Secretorum, anno 1282 von einer Nonne verdeutscht, mit einer gereimten Vorrede der Übersetzerin. Vgl. Kriesten, über eine deutsche Übersetzung des pseudoaristotelischen Secretum Secretorum S. 19 f. (Berl. 1907).

Als weitere Handschriften kennt Goedeke: zwei in Heidelberg, eine in Dresden und eine in Wien.



6) Heidelberger Handschrift. Pal. germ. 88. Pp. XV. Jahrhundert. 163 Bl. beschrieben. (Bartsch: Die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg. Nr. 52.)

7) Heidelberger Hs. Pal. germ. 154. Pp. Sammelhandschrift aus dem Jahre 1474. Bl. 137—279. (Bartsch No. 95.)

8) Dresdener Handschrift. Mscr. No. 61. Kunigs Alexanders des grossen Puech. Pp. 218 Bl. 1472. (Katalog der Handschriften der Kgl. Bibliothek zu Dresden II. S. 462.)

9) Wiener Handschrift. Pp. Bl. 1—144. 1477. (Hoffmann v. Fallersleben: Verzeichnis der altd. Handschriften der K. K. Hofbibliothek zu Wien. No. 107. S. 201.)

Ausserdem existieren noch drei von Goedeke nicht erwähnte Handschriften:

10) Berliner Handschrift. Ms. germ. Fol. 1066. Pp. XV. Jahrhundert. 229 Bl. Mit farbigen Bildern. Auf Blatt 196—201 b ein grosser geographischer Exkurs, der sich an den Brief über die Wunder Indiens anschliesst.

11) Maihinger Handschrift. In der Fürstl. Oettingischen Bibliothek zu Maihingen. Pp. XV. Jahrhundert. Mit gemalten Initialen und kolorierten Federzeichnungen. (Öttingen Wallensteinische Sammlungen in Maihingen. Handschriftenverzeichnis 1. Hälfte hrsg. v. Dr. G. Grupp. No. 30.)

12) Wernigeroder Handschrift. Pp. XV. Jahrhundert. In der Mitte defekt und vielfach fehlerhaft.[1])

II. Die Drucke.

1) Augsburg 1472. Bei Panzer und Goedeke als erste Ausgabe aufgeführt.

2) Augsburg 1473. *Hienach volget die histori von dem grossen Alexander wie die Eusebius beschriben het.* Am Schluss: *Hie enndet sich die Hystori Eusebii von dem*

[1]) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Bibliothekar Dr. E. Jacobs.



grossen Kunig Alexander Als die der hochgelert doctor Johan Hartlieb zu München durch lieb des durchleuchtigen fürsten Herzog Albrechts Säliger gedächtnuss In Teutsch transferiert und beschriben hat. Getruckt und volenndet durch Johannem Bämler In der keyserlichen stat Augspurg Am montag nach Johannis Baptiste Anno 1473. (Exemplare in Berlin, Darmstadt, Karlsruhe, München, Stuttgart, in der Schermar'schen Stiftungsbibliothek zu Ulm und in Wien.)

3) Augsburg 1478. Am Schluss: *Gedruckt und volenndet durch Anthoni Sorgen am montag vor Viti anno 1478.* (München, Wien.)

4) Augsburg 1478. Gedruckt von Johannes Blaubirer. (Bei Panzer und Goedeke aufgeführt.)

5) Augsburg 1480. *Gedruckt und volenndet durch Anthoni Sorgen am montag nach unsers herren fronleichnamstag Anno 1480.* (Dresden, Göttingen, München.)

6) Augsburg 1482. Bei Goedeke verzeichnet.

7) Augsburg 1483. *Gedruckt und volenndet durch Anthoni Sorgen am mittwoch nächst vor Sant Anthoni des ars do man zelet nach cristi gepurt 1483 iar.* (München.)

8) Augsburg 1486. Bei Goedeke verzeichnet.

9) Strassburg 1488. Titelblatt: *Das buch der geschicht des grossen Allexanders.* Am Schluss: *Gedrucket und vollendet in der loblichen stat Strassburg von Marten Schotten. An Mittwochen nächst nach unserer Frawen tag do sy enpfangen ward. Des jars da man czelet nach Christi gepurt 1488 Jar.* (Berlin, Darmstadt, Göttingen, Heidelberg, Karlsruhe, Mainz, München, German. Museum, Stuttgart, Wolfenbüttel.)

10) Strassburg 1493. Titelblatt: *Das buch der geschicht des grossen Allexanders.* Am Schluss: *Gedruckt und vollendet in der loblichen stat Strassburg von Marten Schotten. An mittwoch vor Viti und Modesti Des jares do man zalt nach der gepurt Christi 1493 jar.* (Berlin, Darmstadt, Dessau, Dresden, Gotha, Göttingen, München, Nürnberg.)



11) Strassburg 1503. *Das buch der geschicht des grossen Allexanders unnd ander hystorien ist durch mich Johann doctor in ertzney und in natürlichen künsten us dem ledtein zu teutschem gemacht mit schönen figuren.* Am Schluss: *Getruckt und vollendet in der löblichen statt Strassburgk auff Grüneck von mir Barthlomess Küstler am frytag vor mitfasten, Des jars do man zalt nach geburt cristi 1503 jar.* (Königsberg, München, Germ. Museum.)

12) Strassburg 1509. *Das buch der geschicht des grossen Allexanders wie die Eusebius beschriben und geteutscht hat new getruckt mit vyl schönen figuren.* Am Schluss: *Hie endet sich die hystori Eusebii von dem grossen Allexander als die der hochgelert doctor Johannes hartlieb des durchleuchtigen fürsten hertzog Albrechts säliger gedechtnuss in teutsch transferiert und geschriben hat. Gedruckt und vollendet in der löblichen stat Strassburg von Mathiss Hüpfuff . . . . Als man zalt 1509 Jar.* (Berlin, Karlsruhe, Wernigerode.)

13) Strassburg 1514. Titelblatt und Schluss wie bei 12. *Am mittwoch vor mitfasten. Als man zalt 1514 Jar.* (Augsburg, Berlin, Cöln, Darmstadt, Donaueschingen, Kassel, München, Strassburg, Wien).

14) Frankfurt a. M. 1573. *Historia Von der Geburt, Leben, Sitten, Künnheit, Tugenden, herrlichen und wunderbaren Thaten, Handlungen, Anschlegen . . . . des unüberwindlichen Alexanders (der Gross genannt) . . . . Damit er die gantze Welt bezwungen und under sich bracht hat. Alles sehr lieblich lustig und kurtzweilig zu lesen. Jetzt auffs neue gebessert und übersehen. Gedruckt zu Franckfurt am Mayn 1573 durch Kilian Han.* (Göttingen.)

Mit dieser Ausgabe schliesst Goedekes Bibliographie. Wir haben aber noch vier Drucke aus dem 17. Jahrhundert hinzuzufügen:

15) Leipzig 1613. *Historia Von dem grossen König Alexander . . . . Jetzo auffs new auss der alten Teutschen Sprache in Druck gebracht.* Am Ende: *Leipzig: Nicol und*

Christoff Nerlich 1613. Auf dem Titel vorn: *Gedruckt im Jahr 1614.* (Danzig.)

16) Ohne Ort 1643. *Alexander des grossen Königs historia.* (Verzeichnet bei Grässe: Trésor de livres rares et précieux. Dresden 1859. S. 71 a.)

17) Nürnberg 1654. *Historia von dem grossen König Alexander .... 1654.* Am Ende: *Nürnberg Gedruckt und verlegt bey Michael Endter. Im Jahr 1655.* (Nürnberg.)

18) Nürnberg 1670. Der weitschweifige Titel, wie ihn diese späten Ausgaben zeigen, lautet: *Historia Von dem grossen König Alexander wie der innerhalb zwölff Jahren mit grosser unglaublicher Eil fast die gantze Welt mit viel Schlachten und grossen Siegen durchwandert und gantz Asien von dem Adriatischen Meer an biss an das Indianische grosse Meer unter seinen Gewalt gebracht hat. Jetzo aufs neu aus der alten Teutschen Sprach in Druck gegeben. .... Gedruckt im Jahr 1670.* Am Ende: *Nürnberg gedruckt und verlegt bey Michael Endter. Im Jahr 1671.* (Berlin.)

Ehe wir uns nun ein Bild von der Eigenart des Hartliebschen Werkes zu entwerfen suchen, müssen wir die Vorlagen feststellen, nach denen Hartlieb sein Buch geschaffen hat. Denn die Historia de preliis liegt uns nicht nur in den weitverbreiteten Drucken von Strassburg und Utrecht, sondern auch handschriftlich in einer grossen Reihe von Bearbeitungen vor. Gustav Landgraf[1]) hat 19 Handschriften der Historia aufgezählt, aber schon in seinen Nachträgen bemerkt, dass er damit nur einen kleinen Teil festgestellt habe, da die Zahl der Historia-Handschriften Legion sei. Paul Meyer[2]) nennt 63 Codices, und selbst damit ist das Verzeichnis nicht erschöpft. Der Utrechter Druck (1473) weicht von dem Strassburger (1486, 1489) nur in Einzelheiten ab,

[1]) Die Vita Alexandri Magni. Erlangen 1885. S. 9 u. 138.

[2]) Alexandre le Grand. II. S. 41 ff. S. 391 ff.



beide aber stellen, mit Hartliebs Werk verglichen, eine wesentlich andere Rezension der Historia de preliis dar, die keinesfalls die Vorlage des deutschen Übersetzers gewesen sein kann. Toischer und Ausfeld haben festgestellt, dass Hartliebs Darstellung auf die Benutzung einer älteren Rezension der Historia de preliis hinweist, und haben auch den Münchener Codex M[1]) als die Form der Historia bezeichnet, die am meisten mit Hartliebs Werk Ähnlichkeit hat. Die Handschrift M ist uns durch die erwähnte Veröffentlichung Landgrafs zugänglich, der die Bamberger Handschrift, B, herausgegeben und die abweichenden Lesarten des fast übereinstimmenden Monacensis (M) beigefügt hat. So beginnen wir unter besonderem Hinblick auf Inhalt, Komposition und Wortlaut dieser Handschrift M und der Drucke (D) eine genaue Betrachtung des Hartliebschen Werkes und versuchen eine Beantwortung der Frage, nach welchen Quellen Hartlieb seine Übersetzung geliefert hat[2]).

Der Inhalt des Alexanderbuchs. Seine Quellen.

Dem Mittelalter galt Eusebius als Verfasser der Historia de preliis. So eröffnet auch Hartlieb sein Buch mit einem prologus Eusebii und übersetzt damit einen Teil der Vorrede, die nicht in den Drucken, wohl aber in den Handschriften B und M der H. d. p. vorausgeht: die Treue der Heiden gegen ihre Götter wird gerühmt und allen Christen die Mahnung erteilt, die Geschichte der Heiden zu lesen, damit sie aus ihren Chroniken lernen. Hartliebs Darstellung beginnt dann mit der Vorgeschichte zu Alexanders Geburt: es ist die Erzählung von Nektanebus, dem ägyptischen König, der vor der Übermacht der Feinde aus seinem Lande flieht, durch Zauberkünste

[1]) M = Clm 23489.

[2]) Die Zitate aus dem Alexanderbuch sind dem Druck von 1473 entnommen worden, der sich von der ältesten Hs. Cgm 581 nicht nennenswert unterscheidet.



die Königin Olympias von Macedonien täuscht und der Vater Alexanders wird.

Mehrfach erscheinen bei Hartlieb Stellen, die man für eigene Änderungen oder Zusätze halten könnte, weil sie in den Drucken (D) fehlen und fast immer bringt der Wortlaut von M die rechte Erklärung. So heißt es von Nektanebus, dass ihn die Feinde *gar schnell als die wolkenbrust überzugen* (Bl. 3b); das Bild fehlt in D, in M dagegen findet es sich: *dicunt de Nectanebo quomodo subito hostes sicut nubes venissent super eum* (Landgraf S. 29). Nektanebus fertigt den ängstlichen Boten kurz ab und *hiess menigklich darauff geen* (Bl. 4a). Dieser Befehl wird wieder nur in M gegeben: *praecepit omnibus ut exirent inde* (S. 30). Aber der König bemerkt durch seine magischen Künste, daß der Kampf für ihn Unglück bringen wird: *do sahe er das all götter der Egypten waren bei den schiffen seiner veind und sy beschirmeten und leiteten* (Bl. 4a). Der Satz lautet im Strassburger Druck *videbat qualiter Egyptii sternebantur impetu classium barbarorum*, in M jedoch: *vidit quia dii Aegyptiorum gubernabant in navibus barbarorum* (S. 31). (In diesem Falle hat allerdings auch der Utrechter Druck das Richtige.) Nektanebus flieht aus Ägypten; er nimmt sein Geld mit sich und nach D auch noch: *quaecunque erant sibi necessaria ad astrologias et ad artes magicas exercendas.* Bei Hartlieb und in M lesen wir davon nichts. Der König wandert aus seinem Reich, *als ein prophet von Egypten und als ein sternseher*, sagt Hartlieb (Bl. 4b) genau wie M: *quasi propheta Aegyptius atque astrologus* (S. 31), während D hier nur *Aegyptius quasi propheta* hat. In Macedonien wird Nektanebus bald berühmt, er erscheint auch vor der Königin Olympias, deren Gemahl auf einem Feldzuge ist, und sie lässt ihn seine Künste zeigen. Er zieht eine Tafel aus seinem Busen, *die kein red auslegen mag, so gross hübsch subtiligkeit het die tafel* (Bl. 6a). Dieser Zusatz, der in D fehlt, weist wieder auf M: *tabulam quam interpretari nulla locutio poterit* (S. 33). Man erwartet nun, dass wie in M

auch in Hartliebs Werk eine genaue Schilderung der Tafel unterbleibt, statt dessen aber werden uns die Sternbilder aus sieben Edelsteinen, die an der Tafel angebracht sind, ausführlich beschrieben.

Der erst was ein Jachant, darinn was ergraben mit hochen künsten das zeychen Saturni, der ander was ein schmaragd darinn was geschnyten mit gar subtiler meysterschafft das zeychen Jupiters. der drit was ein Rubin, darinn was erhaben mit heydnischen lüsten der planet Mars. der vierd stern was gemachet aus einem liechten karfunckel und darinn was geschmelczt mit kunstreycher meysterschafft das zeychen der sunnen. Der fünfft stern was ein Saphir darinnen was gemacht mit schöner kunst die figur und zeychen des venus. Der sechst stern was eyn demant darinn was mit hohen listen erhaben das zeychen und figur Mercury. Der sibent stern was eyn scheynbar Barill. dareyn was geformiert mit meyster synnen die figur und gestalt des Manes.

Bei der Vorliebe des Übersetzers für Astrologie und geheimnisvolle Künste könnte das eine Ausmalung sein, wie seine Phantasie sie ihm eingab, und doch ist auch diese Stelle nicht sein Eigentum. Im griechischen Text des Pseudokallisthenes, aus dessen Alexanderroman die Historia de preliis entstand, findet sich ebenfalls eine Aufzählung von sieben Sternbildern und ging von da in ein lateinisches Werk über, in die Res gestae Alexandri Macedonis von Julius Valerius [1]). Auch dieser Autor beschreibt die *septem stellas quibus singulis metalli species inerat: Jovem quippe inserens aureo lapide nuncupatum, Solem crystallo, Luna adamante, Martem dici sub lapide haematite, Mercurium smaragdo, Venus autem saphirina erat, Saturnus in ophite.*

Nektanebus vollbringt an der Königin Olympias seinen Willen, und sie fühlt sich Mutter; als sie ihre Angst äussert, tröstet sie Nektanebus: *ich will dir zu hilf und stäten komen und in allem layde bei dir sein* (Bl. 8b). Hier verrät sich wieder ein lateinischer Text, der M sehr nahe

[1]) ed. B. Kübler. Leipzig 1888. (Bibliotheca Teubneriana) S. 3. — Julii Valerii Epitome ed. J. Zacher. Halle 1867. S. 5.



kommt: *ego ero in adiutorium tui* (S. 36). Anders in D: dort beruhigt Nektanebus die Königin, indem er sagt, der Gott Ammon werde ihr helfen, und der Eindruck der Täuschung wird so noch vorteilhaft erhöht. Nektanebus hält, was er versprochen hat: er zaubert dem König Philipp ein Traumgesicht vor, das ihm den Gott Ammon bei seiner Gattin zeigt. In D und auch in B vollbringt das Nektanebus durch einen Seevogel, den er abrichtet: *apprehendit avem marinam* etc. Nur M liest hier *apprehendit navem marinam* und dementsprechend erwähnt auch Hartlieb von dem Vogel nichts, sondern erzählt: *der meisterlich zaubrer sass heimlich in ein schiff und fur behend mit seynen lysten zu Philippo.* Die Gefahr geht an Olympias vorüber, und Philipp begrüsst bei der Rückkehr sein Weib mit Herzlichkeit. Er wird von Nektanebus noch weiter getäuscht: der Ägypter erscheint bei einem Gastmahl als furchtbarer Drache, der die Königin zärtlich küsst. Da ruft Philipp erfreut: „Das ist der Drache, der mir geholfen hat, die Feinde niederzuwerfen.“ In D war schon bei der Erzählung von Philipps Siegen dieser Drache erwähnt worden. Bald darauf wird dem König durch ein anderes Wunder das Schicksal verkündet, das seinem Sohn beschieden ist: gewaltige Siegeszüge prophezeit der Seher, der das Geschehnis deutet, aber er fügt auch hinzu, *er wirt ersterben in seinen jungen tagen* (Bl. 10b). Diese Worte stimmen mit dem Lateinischen in M überein: *parvis annis morietur* (S. 38), in D heisst der Ausdruck *velocissima morte morietur.* Das Kind wird geboren, erhält den Namen Alexander und wächst zu einem starken Knaben heran. Während nun von ihm in D gerühmt wird, dass er in der Schule die Andern *tam in literis quam in loquelis* besiegt, spricht Hartlieb nur von seiner Kraft: *er was oft zestreiten mit allen knaben und uberwant mengklichen* (Bl. 11a), und genau so M: *in scholis pugnabat cum pueris atque eos vicit* (S. 39). Auch in der Reihenfolge stimmt Hartlieb bei den nächsten Vorgängen mit M überein. In D schliesst sich besser

der Unmut des Königs über das fremdartige Aussehen seines Sohnes an, Hartlieb und M dagegen erzählen nun erst von dem gefährlichen Pferd, das aus Kappadozien herbeigebracht wird. Dann folgt die Darstellung von Nektanebus Tod, den der Sohn herbeiführt.

Diesen Abschnitt vergrössert Hartlieb durch eigene Ausschmückung. Besonders ausführlich gestaltet er die Klage der Königin um ihre gebrochene Treue, und wir werden auf diese Stelle, die uns die Benutzung einer weiteren Vorlage vermuten lässt, am Schlusse der Quellenuntersuchung noch hinzuweisen haben. Wenn Hartlieb von der Bestattung des Nektanebus sagt: *Alexander tat Nektanabo seinem vatter gar ein kostlich grab machen* (Bl. 13b), so fehlt das in M und steht wieder in dem Text des Julius Valerius. Dort schliesst das Kapitel vom Tode des Ägypters genau so: *Patri quoque filius sepulchrum erigit operosissimum* [1]).

Alexander vollbringt seine ersten Heldentaten: er bändigt das wilde Ross, er besiegt den König Nikolaos. Auch in D wird das alles erzählt, und doch verrät sich immer wieder, dass Hartliebs Vorlage der Handschrift M näher steht. Um zu erklären, dass Alexander imstande ist, den Bukephalos zu bezähmen, sagt Hartlieb: *zu der zeit was Alexander gar küen und starck worden* (Bl. 14a). M hat dasselbe: *Alexander itaque factus est audax et fortis* (S. 43), D aber hebt hier auch die Weisheit hervor, die sich Alexander bei seinem Lehrer Aristoteles erworben hat. Vor dem Zug nach der Peloponnes weist Hartlieb darauf hin: *zu der zeyt was Alexander funffzehn jar alt* (Bl. 14b); dieser Zusatz fehlt in D, findet sich aber in M: *inter haec autem factus est Alexander annorum quindecim* (S. 44). Endlich lässt D Alexander vor der Schlacht mit Nikolaus noch einmal zu Philipp reiten, bei Hartlieb und in M lesen wir davon nichts. Als Alexander von seinem Sieg heimkehrt, feiert

[1]) Epitome S. 20.



Philipp gerade seine Hochzeit mit Cleopatra und hat Olympias verstossen. Alexander, der den Vater von seinem Plan abzubringen sucht, redet Philipp an: *mein vater nim von mir mein ersten sige und die künigliche kron, die ich dir erfochten habe* (Bl. 16a). Das kann nicht die Übersetzung des lateinischen *primae meae victoriae palmam recepi coronatam* sein, wie es in D heisst, und in der Tat hat M hier: *pater recipe a me de priori mea pugna victorialem coronam* (S. 46). Der Fürst Lysias kränkt nun Alexander durch eine höhnische Bemerkung so sehr, dass dieser ergrimmt ihn mit einem Stabe erschlägt. Wütend will sich Philipp auf seinen Sohn stürzen, aber er fällt dabei zu Boden, und Alexander fragt ihn: Kannst Du nicht auf deinen Füssen stehen, *o Philippe, der du hast bezwungen und gewaltigklich erstriten Asiam und Europam* (Bl. 16b). Wieder hat M im Gegensatz zu D die richtige Anrede, M: *Philippe qui subiugasti Asiam et Europam*, D: *Philippe qui Graeciam subiugasti*. Alexander versteht es, seine Eltern wieder mit einander zu versöhnen. Als bald darauf Boten des Darius den üblichen Tribut fordern, weist er sie mit Hohn ab, er unterwirft das aufständische Armenien, findet aber bei der Rückkehr seinen Vater tödlich verwundet. Ein macedonischer Fürst, der Olympias entführen wollte, hat die Tat begangen, *Pansana von dem geschlecht Oreste* (Bl. 18a). Die Drucke nennen ihn Pausanias filius Cereustae oder Pausanias filius Cereastis, M bringt nur den Namen Pausanias. Und doch ist Hartliebs Zusatz *von dem geschlecht Oreste* nicht eigne Entstellung, denn auch in der Seitenstettner Handschrift der Historia de preliis lesen wir, wie Zingerle[1]) angibt, *trahebat genus ab Horeste*. Die Stelle ist aus der Historia scholastica Petrus Comestors in den lateinischen Alexanderroman eingedrungen und mag auch in dem Text, den Hartlieb benutzte, gestanden haben.

---

[1]) Oswald Zingerle: Die Quellen zum Alexander des Rudolf v. Ems. Breslau 1885. S. 23.

Alexander tötet den Verräter, aber auch König Philipp stirbt, der Held besteigt den Thron Macedoniens. An dieser wichtigen Stelle, dem eigentlichen Anfang des Alexanderromans, hat Hartlieb auch seine einzige chronologische Angabe: *das geschach nach Rom stifftung vierhundert und sechsundzweinzig jar* (Bl. 19a). In der Historia de preliis konnte er das nicht finden, wohl aber bei dem Schriftsteller, der uns neben M und Julius Valerius am häufigsten begegnen wird, bei Orosius[1]. In dessen Historia adversum paganos beginnt das 16. Kapitel des III. Buches: *Igitur Alexander anno ab urbe condita CCCCXXVI patri Philippo successit in regnum.* Man wird hier vielleicht einwenden: diese chronologische Angabe kann Hartlieb doch auch nach seiner eignen Kenntnis gemacht und braucht sie nicht aus Orosius entlehnt zu haben. Aber wir werden doch auf Orosius hingewiesen, weil Hartlieb aus demselben Kapitel des Geschichtsschreibers noch einiges andere bringt. Der Historia de preliis folgt Hartlieb noch bei dem Bericht von der Unterredung Alexanders mit seinen Rittern, aber wir sehen auch hier, dass wir mit der Historia allein für die Erklärung des Hartliebschen Textes nicht auskommen. In M redet Alexander seine Völkerschaften mit Namen an und fordert sie auf furchtlos zu sein. Bei Hartlieb sagt Alexander: *ir lieben getrewen ritter welcher mit Alexandro ziechen wölle und rechen helffen die schmäch ... der versprech mir es wann es ist zeyt daz ich euch rech* (Bl. 19a). Das klingt ganz nach dem Wortlaut der Epitome: *En tempus est ut quicunque Alexandro cupit militare foedus inire cum illo festinet.* Als die alten Krieger anfangs nicht mitziehen wollen, haben die ermunternden Worte Alexanders eine gute Wirkung, denn die Ritter versichern ihm ihre Treue, *iung und alt aus einem gemüt Als sy von iren göttern darzu genött waren* (Bl. 20a). Diesen

[1]) Orosius. Historiarum adversum paganos libri VII ed. C. Zangemeister. Wien 1882. S. 171.



Zusatz finden wir nur bei Julius Valerius[1]): *His dictis acquiescit omnis milites ac si divinitus monitus fuisset.* An die Antwort der Soldaten reiht Hartlieb die Belohnung, die Alexander den Treuen spendet: *er tät bald auff schliessen all schäcz seines vaters dye vor langen iaren gesamlet waren und gab gar milticlich allen dye des bedorfften Ross harnasch und zerung.* Auch diese Stelle hat nur bei Julius Valerius eine Parallele: *Tunc Alexander reserans thesauros patris arma opesque distribuit cunctis.* Dann aber geht die Darstellung des deutschen Übersetzers andere Wege, es verrät sich deutlich eine Vorlage, die mit dem Text des Orosius übereinstimmt. Hartlieb berichtet: *da begund Alexander zelen sein volck und fand guter mann zu fuss zwey unnd dreissig taussent, zu ross guter ritter vierczigtausent und hundert und achczig schiff het er.* In der Historia de preliis steht über die Stärke der Heeresmacht nichts, Julius Valerius hat ganz andere Zahlen, Orosius aber erzählt fast übereinstimmend[2]): *in exercitu eius fuere peditum XXXII milia equitum IIII milia quadringenti, naves CLXXX.* Und wie Orosius fortfährt: *hac tam parva manu universum terrarum orbem utrum admirabilius sit quia vicerit an quia aggredi ausus fuerit incertum est*, so schliesst auch Hartlieb diese reflektierende Bemerkung an: *nun mag ein weiser man wol fragen ob daz ein grösser wunder wer daz er alle welt bezwang oder daz er torst alle welt anreyten mit so einem kleinen hör welches das grösser wunder sey das kan ich nicht versteen.*

Orosius hat seine Angabe über die Zahl von Alexanders Truppen dem Justinus entlehnt; es ist dies der römische Autor, durch den uns der Auszug aus dem Geschichtswerk des Trogus Pompeius erhalten worden ist. Wir könnten also in Zweifel sein, ob Hartlieb hier den Text des Justinus oder den des Orosius wiedergibt, aber die Angabe über die Zahl der Schiffe verschafft uns

---

[1]) Epitome S. 27.

[2]) Orosius ed. Zangemeister S. 172.

Klarheit. Justinus spricht von 182, Orosius dagegen von 180 Schiffen, und wie er auch Hartlieb[1]).

Alexander beginnt seinen Siegeszug, Hartliebs Darstellung stimmt auch hier mit der Historia de preliis durchaus nicht überein. Dort wird von der Unterwerfung der Römer, dann aber vom Sieg über die tapferen Chalcedonier, dem Zug nach Afrika und vom Erscheinen des Serapis erzählt. Bei Hartlieb dagegen lesen wir folgendes:

Er nam im gar reichen schacz den künig Philipp gar lange jar gesamlet het. Er lud und beschwäret seine schiff und keret am ersten in daz künigkreich Thracia dasselb beczwang er bald. Und da richtet er alle seine sach nach dem besten und zoch fürbas mit willigem hör in das land Lycaniam das man yeczo heysst Lucania. Wann Egnes gab im denselben namen. das volck in dem selben land ergab sich bald an in. und dye höchsten des lanndes schwuren im undertan und gehorsam ze sein als irem rechten herren. da sanndt er von stund an sein hör in Ceciliam. darnach zoch er in wälsche lannd. dye huldeten im bald die Römer mit aller irer macht das sy im ewigklich unnderthan und gehorsam sein solten. das gefiel Allexandro gar wol dem grossen. er gab Emulio gar vil guter wort und eret in gar kostlich und sanndt in wider heim. Die Römer häten im auch ze hilff gesandtt zwey tausent guter rytter und sechs tausent pfund goldes. zu iärlichem zinss. Da fur er und bezwang mit gewalt das weyt land Lybiam scheybs umb.

Diese Ereignisse erzählt Hartlieb alle genau wie Julius Valerius! Wir zitieren die lateinische Stelle nach der von Zacher herausgegebenen kurzen Fassung, der Epitome[2]), denn Hartlieb schliesst sich deutlich an diesen Auszug an, der verbreiteter und beliebter war als das ganze Werk. Es heisst bei Julius Valerius:

---

[1]) Dass aber ein anderer deutscher Autor dieselbe Stelle direkt aus Justinus entnommen hat, sehen wir an Hans Sachs. Er lässt in seiner „Tragedia von Alexander“ den Fürsten Clitus sagen:

hundert und zwey- und achtzig schiff
zugerüstet mit allen dingen
Die will ich dir zu wegen bringen.

[2]) S. 28.



Tum viae sumptum e Philippi thesauris abundantissimae sumens classique elaborata transit in Thraciam. Illic ergo rebus ad ordinem redactis pergit Lycaoniam cui nunc recens aetas Lucaniae nomen dedit. Igitur eius loci magistratibus ad amicitiam foederatis transmittit protinus ad Siciliam ... Italiam transiens legatione pariter et honore potitur Romanorum. (Per Aemilium quippe qui consul tunc temporis erat, coronam auream ei margaritis insignitam dirigunt ad argumentum amicitiae perpetuo post futurae.) Addunt etiam duo milia militum et argenti pondera talentorum quadraginta. — Hinc igitur pergens omnem Libyam peragrat.

Auf Hartliebs Fehler oder Entstellungen, die sich in der Übersetzung dieser Zeilen finden, werde ich im andern Teil der Arbeit zu sprechen kommen. Hervorzuheben aber ist hier eine scheinbare Änderung des deutschen Bearbeiters: statt der *argenti pondera talentorum quadraginta* hat Hartlieb *sechstausend pfunt goldes.* Diese Änderung ist aber nicht nach eigener Willkür vorgenommen, denn in der Fassung M der Historia de preliis lesen wir, dass die Römer Alexander *sex milia talenti auri* schicken[1]).

Hartlieb erzählt nun im Anschluss an die Historia de preliis Alexanders Aufenthalt in Ägypten und schildert dann die Zerstörung des trotzigen Theben, wobei wieder die Epitome des Julius Valerius seiner Darstellung durchaus entspricht. Hartlieb und Julius Valerius lassen die Thebaner gleich beim Anrücken Alexanders sich zur Gegenwehr rüsten und erzählen nichts davon, daß der Macedonierkönig Hilfstruppen fordert, was M hervorhebt. Wenn die Thebaner bei Hartlieb ihren Kampfesmut heftig äussern — *sy schrien mit lauter stymm wir fürchten nit Alexandrum, ja wan kommt er, warumb ist er so lang auss warumb vacht er den streyt nicht an* u. s. w. (Bl. 21b), so steht auch das in der Epitome[2]): *voce magna clamare iussere ad Alexandrum scilicet uti ... ad bella procederet ...* In der Historia de preliis geht es ruhiger zu: *tentaverunt eum atque dixerunt: Alexander si non recedis*

[1]) Landgraf S. 50.

[2]) Epitome S. 35.



a nobis pugnamus tecum (Landgraf S. 65). Auch die spöttische Antwort Alexanders verrät den Text des Julius Valerius: *ir gar einfeltige streyter ... ir habt verspört euer tor als die flüchtigen und manet mich zum streyt.* Julius Valerius hat *o vos stultissimos dicam qui cum ipsi custodiam murorum vallo teneatis nobis praecepta bellandi praebetis*, M dagegen *fortissimi milites sunt Thebei; Clauserunt se intra portas et sic dicunt pugnare mecum.* Nach der Eroberung der Stadt sucht ein Thebaner Alexander durch Saitenspiel und flehendes Bitten zu rühren. M nennt den Namen des Mannes: Ismineas, Hartlieb und Julius Valerius sagen nicht, wie er heisst. Der Thebaner beschwört Alexander, die Stadt zu schonen:

O allermächtigester künig Alexander reut nicht aus die grundvest diser hochwirdigen stat. wann die untötlichen göter habent dir die gebawen und deinen vorvodern. Gedenck das dein elter Hercules hie erzogen und geboren ist. Schaw auch die kostlichen mauren die do habend gebaut dein mag und freund.

Das alles vermissen wir in M, finden es aber bei Julius Valerius:

O fortissime regum, hancne urbem exscindes quam di immortales prosapiae tuae principes tibi peperere? Reminiscere... hanc Herculis nutricem. Hos etiam muros Amphion Cethusque tuae pars maxima stirpis aedificaverunt.

Alexander verlässt das zerstörte Theben und wird in Korinth freudig empfangen, wo bei den Wettkämpfen ein Sieger ihm besonders auffällt. Der König fragt ihn, wer er sei: *er sprach ich heiss Lytoniacus und bin geborn von fürsten stamm und ich het ein mächtig stat ee du mein künig wardest* (Bl. 23b). Viel drastischer und eindrucksvoller nennt er sich in D und M: *sine civitate.* Dagegen hat Julius Valerius wieder dieselbe Antwort wie Hartlieb: *Clitomachum se nuncupari respondit civitatem vero se habere desisse. Additque olim se civitatem habuisse sed priusquam Alexander regnum adeptus esset*[1]. Alexander gibt dem unglücklichen Thebaner die Erlaubnis seine Vater-

[1]) Epitome S. 37.



stadt wieder aufzubauen *in den eren drier götter. Der erst hiess Herkules der was der best schirmer. und in den eren Mercurii der was der best ringer. und in den eren Poluxis der was der best springer.* Auch diesen Zusatz suchen wir in der Historia de preliis vergebens, er findet sich aber wieder bei Julius Valerius: *in honore trium deorum Herculis qui pugillatus invenerit, et Mercuri qui repertor luctanti cluit, Pollucis etiam qui cestibus sit magister.*

Die Darstellung vom Briefwechsel Alexanders mit Athen und von der Beratung der Athener in der Stadt gibt Hartlieb wieder in sichtlicher Übereinstimmung mit Julius Valerius. So verlangt auch bei Hartlieb Alexander nicht allein Kriegsdienst und Huldigung, sondern auch 1000 Talente jährlich; wie dort kommt auch in dem deutschen Werk vor der Beratung ein neues Schreiben Alexanders, der die zehn Weisen der Stadt bei sich sehen will, endlich stellt sich auch die Besprechung der Athener deutlich als eine Übersetzung nach Julius Valerius dar. In der Historia de preliis (M) äussert nur Demosthenes in einer längeren Rede seine Meinung und rät zum Frieden, in der Epitome des Julius Valerius haben wir drei Reden. Da spricht zuerst Aeschines und ermahnt das Volk, Alexander nicht zu trotzen, dann erinnert Demades die Athener an ihre alten Heldentaten und ruft sie auf zum Kampf, endlich aber weiss Demosthenes durch kluge Worte der Ansicht des Aeschines zum Siege zu verhelfen: die Athener spenden Alexander eine goldene Krone. Genau so ist der Verlauf bei Hartlieb, und die Reden des „Estimes", „Damates" und „Damascenus" kommen der Darstellung des Julius Valerius völlig gleich. Von Athen kommt Alexander zu den Lacedämoniern, *in das land Lacedonia,* wie Hartlieb sagt. Der deutsche Text folgt immer noch der Epitome des Julius Valerius, denn wie dieser hat er nichts von einer Beratung der Lacedämonier, von der M berichtet. Nach Hartlieb schickt Alexander *ein sölich geschrifft daz sy gutes rats pflägen*

und volgeten und die schiff von dannen täten auch den harnasch abtätten und sich mer flyssen seiner liebe und freundschafft wann daz sy ir hail und geluck zu streyt wagten (Bl. 26 b). Genau so in der Epitome: *scribit ad eos uti boni consulerent et navibus derelictis armisque amissis amicitiae suae potius quam armorum caperent experimentum* [1]). M hat hier ein kurzes Schreiben in wirklicher Briefform mit ganz anderen Gedanken. Die Gegenwehr der Spartaner wird von Alexander niedergeworfen; sie ergeben sich und bitten den Sieger, *daz er keinen unwillen noch übel gedencken von in naem.* Auch bei Julius Valerius heisst es: *supplices procedunt Lacedaemonii ne sibi suisque quicquam mali inrogaret.* In der Historia de preliis bitten die Lacedämonier, Alexander möchte sie nicht zu Gefangenen machen. Auch Alexanders Antwort gibt Hartlieb in Übereinstimmung mit Julius Valerius: *ir wisset selber wol daz ich euch gar treulichen geraten hab ee ich für warff in euer schiffung. Jedoch so widersprich ich nit die spaten rew so ir umb euer ungehorsam nempt.* Julius Valerius: *scio me integris etiam rebus id consulere voluisse sed cum vos id post classis vestrae incendia supplicetis non improbo tamen vel serum poenitendi consilium.* Völlig verschieden davon ist die Antwort in M.

Hartlieb leitet dann zu anderen Ereignissen über mit folgenden Worten: *darnach keret Alexander sein hoere und beraitet sich und zoch auff die rechten strass in barbaria und fur durch Ceciliam und kam an darius land.* Auch bei Julius Valerius folgt auf den Kampf mit den Lacedämoniern: *Deinde ingressus est per partes Ciliciae in terram barbarorum.* Aber die nächste Angabe Hartliebs ist in der Epitome nicht zu finden. Hartlieb schreibt (Bl. 27 a):

Des mächtigen künigs dary herczogen sameltent grosse hoer und zugen wider in und lagen zu veld an einem wasser. Als bald daz Alexander vernam er keret eylent zu in und manet

[1]) Epitome S. 42.



die seinen kecken ritter zum streit die alle mit ganczen begirden fröelich die veind anrannten. Da ward grosser streit der persen hoer was gross und dick. die kriechen prachen durch und erschlugen der persen so vil das es unsaeglich ist davon zu sagen. Lydia und Jconia die grossen herczogen wurden beyd sigloss. er zoch aber fürbass und nahet vast dem künig Dario. Er kam an die end heyssen Pamphilia.

Wir sind erstaunt, in Hartliebs Buch das zu lesen. Denn wir haben in diesen Zeilen nur eine ganz kurze Zusammenfassung von Alexanders Kampf mit den Satrapen am Tigris zu erblicken, und dieses Ereignis findet in Hartliebs Buch später eine genaue Schilderung! Auch in der Historia de preliis kann Hartlieb diese knappe Angabe nicht gelesen haben, er muss sie vielmehr einem Werk verdanken, wo von Alexanders Siegen nur in ganz kurzem Überblick berichtet wird. Ein solches Werk ist Petrus Comestors Historia scholastica! Dort handelt das IV. Kapitel des Buches Esther von Alexander, dessen Auftreten in Jerusalem geschildert wird. Vorher aber gibt der Autor in wenigen Zeilen Kunde von Alexanders Erfolgen und berichtet dabei auch:[1] *Congregati sund adversus eum duces Darii qui erant trans flumen et super Granicum fluvium expugnavit eos. Cumque percurrisset Lydiam et Iconiam pervenit ad loca Pamphyliae.*

Alexander ist in die Nähe seines Feindes gekommen und empfängt nun von Darius einen kränkenden Brief mit höhnischen Gaben, weiss aber treffend zu antworten. Nach Hartlieb schreibt Darius: *ich schaff und gebeut dir daz du von stund an wider heym farest zu deinen freunden meinen dienern und daz du lernst etwas manlichs in der schoss deiner mutter* (Bl. 27b). Wir müssen annehmen, dass der Übersetzer immer noch nach Julius Valerius arbeitet: *Mando tibi reverti ad parentes tuos, famulos scilicet meos, atque in gremio matris cubantem doceri virile officium*[2]. Der Wortlaut in der Historia de preliis ist

[1]) Mignes Patrologia Tom. 198. Spalte 1496.

[2]) Epitome S. 30.



anders: *quapropter praecipio tibi tornare gressum et redi ad matrem tuam et requiesce in sinu illius* (Landgraf S. 54). Auch die drei Gegenstände, die Darius seinem Gegner zum Hohn schickt, sind in keiner Recension der Historia de preliis dieselben, die der deutsche Autor anführt. *Darzu sende ich dir ein zügel, bal und beutel mit gold.* Damit gibt Hartlieb den „*waren text*“ des Pseudokallisthenes wieder, wie ihn nur Julius Valerius hat: *ad quam rem habenam scyticam tibi et pilam loculosque cum aureis misi.* Bei Hartlieb und Julius Valerius wird jede einzelne Gabe höhnisch erläutert, in M heisst es nur allgemein, mit den Gegenständen sollst du spielen. Die Historia de preliis und Julius Valerius lassen beide den Darius von seinem unermesslichen Reichtum sprechen. M: *tantum aurum requiescit in Persida quod vincit claritatem solis* (Landgraf S. 55), Julius Valerius: *auri atque argenti haec copia ut . . . totam humum inde consternere possem*[1]). Hartliebs Text schliesst sich an Julius Valerius an, *so hab ich golds und silbers so vil das ich wol zehen künigreich damit bedecken und überstreuen möcht.* Das Schreiben des Darius bei Hartlieb könnte somit völlig als eine Übersetzung nach Julius Valerius angesehen werden, aber der Schluss des Briefes erinnert uns wieder an den Wortlaut der Historia de preliis. *Ist aber sach das du unserem gebot ungehorsam und nit völgig bist so will ich bald zu dir volck senden daz dich gebunden zu mir fürt in mein grosse maiestat. und dich gar jamerlichen schlagen und hanndeln als ein sun Philippi meines knechtes. Ich will dich an meinen galgen hencken und kreuczigen lassen als ein haubtman der schacher und rauber.* Bei Julius Valerius lesen wir: *sin autem iussionibus nostris obaudire distuleris protinus mittam viros qui te vinctum atque contumeliose verberibus affectum maiestati nostrae deducant.* In M heisst es: *dirigo ad te vindicatores qui te apprehendant. Non quomodo filium Philippi sed quomodo*

[1]) Epitome S. 31.

principem latronum affigi te cruci praecipio. So scheinen sich, nicht gerade geschickt, die beiden Vorlagen mit einander zu vereinigen; wenn auch das ganze Schreiben sonst nach Julius Valerius übersetzt ist, so spricht doch in der grimmigen Drohung, die den wirksamen Schluss des Briefes bildet, auch die Historia de preliis zu uns.

Auch in der Ermunterungsrede Alexanders an seine geängsteten Soldaten hören wir wieder beide Vorlagen. Alexander sagt von seinem Gegner: *er redt nun aus übermut und ist nichts hinder im dann lauter geuden und üppigkeyt und gelaubt mir das in im ist kein trost und manheyt* (Bl. 28 b). In M steht davon nichts, Julius Valerius aber hat *quae* (dicta) *arrogantiae quidem vanitatisque habent testimonium non confidentiae probationem.* Dagegen weist der Satz *nun wisst ir doch wol welich hund vast und vil bellent daz die zu keinerley sach nücz oder gut seind* auf die Historia de preliis hin: *quare nescitis quia canes multum latrantes nullum effectum faciunt* (Landgraf S. 55). Julius Valerius hat hier *nam et canibus imbecillioribus mos est quanto plus defuerit virium eo magis latratibus indulgere.* Nach der Historia de preliis will Alexander die Boten, die ihm den Brief gebracht haben, kreuzigen lassen, gewährt ihnen aber dann doch Gnade und will von einem Verrat gegen Darius nichts wissen. Hartlieb dagegen erzählt: *da besandt er die botten künig Darii des reychen und gab in zu schenckung alles das sy im gebracht haten. und darzu grosse kleinat und sant sy wider heim mit gutem gelait* (Bl. 28 b—29 a). Der Übersetzer bietet damit wieder den Text des Julius Valerius: *Persas ergo qui legationis gratia venerant donatos omni eo auro quod secum attulerant remittit in sua* .... Es folgt Alexanders Antwort an Darius; Hartlieb schliesst sich dabei genau der Fassung M an und folgt also wieder der Historia de preliis. Nur an einer Stelle offenbart sich der Text des Julius Valerius: bei dem Satze *intellego hoc per virgam curvam: curvantur ante me potentissimi reges,* setzt Hartlieb statt der virga curva absichtlich habena

ein, weil er doch dieselben Gegenstände bringen muss, von denen er vorher berichtet hat. Hartlieb vergisst aber, dass nun bei seiner Übersetzung der Sinn der Auslegung verloren geht, *du hast mir gesandt ein zügel . . . das bedeut die allerhöchsten und mächtigsten künig von persia und allen landen ire knye vor mir biegen werden* (Bl. 30a).

Darius schreibt an seine Satrapen, erhält aber von ihnen traurige Kunde; die beiden Schreiben schliessen sich deutlich der Recension M an. Nun beginnt ein neuer Briefwechsel zwischen Darius und Alexander, aber der Macedonierkönig antwortet nur kurz, denn er muss zu seiner erkrankten Mutter eilen. Bevor er aber zu Olympias kommt, kämpft er mit dem Hauptmann Amunta und erringt einen gewaltigen Sieg: Alle diese Ereignisse schildert Hartlieb genau wie die Historia de preliis, und hier wie in den folgenden Zügen und Erlebnissen bekundet sich stets die Übereinstimmung seiner Vorlage mit der handschriftlichen Fassung im Gegensatz zu den Drucken. Alexander erobert Achaia und andere Länder, er kommt nach „Perstorpolis", *darinn waren neun der allerbesten buchtichter* (Bl. 34b). In Hartliebs Quelle hat also nicht wie im Strassburger Druck gestanden: *Perscpolis in qua sunt novem milia*, sondern *Persopolis in qua sunt novem musae*, wie es M (und hier auch der Utrechter Druck) hat. Am Skamander ruft Alexander aus: *sälig sein alle dye do habendt dos lob Homerii des doktors* (Bl. 35a). Man ist geneigt, diesen grotesken Titel „Doktor" für eine Hinzufügung Hartliebs zu halten, wenn man in D nur die Worte liest: *beati qui laudes Homeri adepti estis*, aber M hat auch hier *beati estis qui habetis laudem doctoris Homeri* (Landgraf S. 62). Die Antwort Alexanders an den Schmeichler, der seine Taten über die der trojanischen Helden erheben will, verliert auch bei Hartlieb den schroffen Tadel, den ihr D im Gegensatz zu M gegeben. Vom Skamander eilt Alexander zu seiner Mutter und trifft sie gesund; dann zieht er nach Abdita (= Abdera). — — Inzwischen hält Darius eine Beratung mit

seinen Fürsten ab, und sein Bruder Onarius fordert ihn auf, dem Alexander nachzueifern; in D heisst der Bruder Macher, in M dagegen ähnlicher Ocsiather. Die Rede des Darius an seine Krieger zeigt wieder eine Verschmelzung von M mit der Epitome. Allerdings hat M wie Hartlieb eine direkte Rede, aber wenn Darius sagt: *Ich hab gross laid das ich sol wider den zu veld ziechen und streyten der ein schacher und rauber ist und daz ich im oft geschryben hab* (Bl. 36 b), so hat das in M keine Parallele, wohl aber in der Epitome: *Dolebat illum bellicae rei incrementis sublimari quem saepe latrunculum nominasset*[1]). Dass die Epitome keine direkte Rede hat, stört uns nicht. Wir werden sehen, dass Hartlieb es liebt, direkte Rede herzustellen, auch wo das Lateinische einen abhängigen Satz hat. Wenn also in der Epitome steht: *belli consilia quaerebat*, so wird das bei Hartlieb die Einleitung der Rede: *Nun ratt und helfft wie wir die sachen bestellen.* Auch die Worte, die Onorius bei Hartlieb an seinen bestürzten Bruder richtet, entsprechen nicht dem Text von M, sondern weisen uns wieder auf Julius Valerius hin! Nach Hartlieb beginnt Onorius: *Ach wee wee und aber wee lyeber bruder und mächtiger künig Darii. Was bedeutet das oder was meinest du damit daz du Alexandrum lobest und hoch geudest . . . .* Das stimmt mit dem Anfang bei Julius Valerius[2]) überein: *Heu o frater o rex quid hoc tantum rei est quod tantum huic Alexandro laudator testi ades.* In M lauten die ersten Worte ganz anders und enthalten keine Klage darüber, dass Darius Alexander lobt. Auch für folgende Stelle finden wir in M nichts Entsprechendes: *du tust geleichsam du im willigklichen und geren dein kron aufgeben wöllest und hast mut als ob du dich an den Kriechen nymmer rechen wöllest.* Julius Valerius aber lässt den Oxyathrus ebenfalls sagen: *num haec iam tibi meditata sententia est ut illi regno tuo cedas Macedoniamque tibi non vindices.*

[1]) Epitome S. 42.

[2]) S. 42.



Auf die Rede des Onarius folgt eine Beratung, in der ein Satrap Alexanders Wesen schildert und die Aufbietung gewaltiger Heeresmassen anregt, während ein anderer vor allem zu kluger Einigkeit mahnt. In der Epitome des Julius Valerius suchen wir das vergebens, Hartlieb folgt hier wieder einem Text, der unserer Fassung M entspricht.

Nach einem Bad erkrankt Alexander, und sein Arzt Philippus will ihn heilen, aber der Fürst Permenias — hier hat wieder Julius Valerius den Namen, während er in M fehlt — verleumdet den treuen Arzt; er schreibt Alexander: Philippus trachtet dir nach dem Leben, weil Darius ihm für deine Ermordung seine Schwester zur Frau geben will. So heisst es auch in M, während D sagt: er hat ihm seine Tochter versprochen. Nachdem Alexander von seiner Krankheit geheilt worden ist und den Verleumder hat hinrichten lassen, erobert er Medien und Armenien und kommt durch eine Wüste *zu einem land das heysset adria* (Bl. 40 a). Hier ist einer der zahlreichen Fälle, die uns beweisen, dass Hartliebs Vorlage mehr der Fassung M als B entspricht. B hat: *transivit per locum qui dicitur Andriaci*, M dagegen *qui dicitur Adriatici* (Landgraf S. 79). Alexander findet *ein gross wasser das heysst eufrates und ist der vier wasser eins das aus dem paradeiss rinnt und fleusst und darinn entspringt.* In der Historia de preliis und auch in der Epitome des Julius Valerius steht dieser Zusatz von den vier Wassern des Paradieses nicht, wohl aber könnte Hartlieb seine Kenntnis dem mittelalterlichen Werk verdanken, das für die meisten Bearbeitungen der Alexandersage benutzt worden ist, der Historia scholastica. Dort handelt das 14. Kapitel des Buches Genesis: „de fonte paradisi et quattuor fluminibus eius.“

Alexander lässt eine Brücke über den Euphrat schlagen und zieht mit den Seinen mutig hinüber. Dann wird die Brücke wieder abgebrochen. Alexander will nicht wieder heim, bis er alle Barbaren unterworfen hat.



Am Tigris kämpft er mit den Feldherrn des Darius, da kommt ein Perser, als Macedonier verkleidet, an ihn heran und verwundet ihn, wird aber ergriffen. In D fragt Alexander die Seinen, was mit diesem Mann zu geschehen sei, Hartlieb und M haben das nicht, sondern erzählen gleich, dass Alexander den Perser ob seiner mutigen Treue für seinen Herrn lobt und ihn gnädig entlässt.

Hartliebs Darstellung und die Historia de preliis gehen nun wieder auseinander. Alle Fassungen der Historia berichten uns über das Ende des Kampfes mit den Satrapen: Alexander wird Sieger und erobert am nächsten Tage Baktra, wo die Familie des Darius gefangen wird. Hartlieb hält sich hier nicht an diese Vorlage, sondern gestaltet seinen Text nach eigener Auswahl und verwirrt dabei die Ereignisse vollständig. Statt des Kampfes mit den Satrapen bringt er eine Schlacht gegen den Perserkönig selbst und erzählt (Bl. 43b—44a): Darius hofft auf seine Streitwagen, aber sein Heer wird überwunden, er selbst flieht zuerst, und Alexander verfolgt ihn.

> In dem herten nachjagen und eylen fieng Allexander und sein rott das weib Darii die künigin von persia auch sein mutter und sein tochter auch alle sein gezierd und kleineter und gestein daz menig schwär wägen geladen trugen . . . . so schnell und vast eylet A. auff Darium wär die tunckel und der vorder reschwagen nit gewesen da Darius auff sass er het in auch an der fluch gefangen.

Auch hierfür habe ich eine lateinische Belegstelle gefunden: sie steht in der Epitome des J u l i u s V a l e r i u s. Dort[1]) ist im Anschluss an den ersten Briefwechsel der Könige eine Niederlage des Darius geschildert, der die Schlacht begonnen hat, spem primam atque eam maximam in falcatis curribus ponens. Ein Regen, von dem Hartlieb nichts erwähnt, erschreckt die Perser, sie ergreifen die Flucht, und nun ist der Ausgang wie

[1]) S. 34 Kap. 41.



bei dem deutschen Übersetzer: *fit quoque Darius ipse praecursor amisso curru equoque conscenso veloci. Sed enim Alexander . . . . animosius eum insecutus currus quidem atque arma regalia matremque atque uxorem necnon et filias Darii comprehendit, ipsum vero Darium tenebrosa nox et cursus velocitas liberavit.*

Die Gefangennahme der Familie des Darius gibt Hartlieb Veranlassung zu einer allgemeinen Bemerkung: er nennt den Grund, warum Darius Weib und Kind mitgenommen habe, und hebt auch hervor, dass dies damals Sitte im Orient gewesen sei. Oswald Zingerle[1]) hat auf eine Parallelstelle in der Alexandreis Rudolfs von Ems hingewiesen und es damit wahrscheinlich gemacht, dass die beiden deutschen Werke hier dieselbe lateinische Quelle benutzt haben.

Nach dem Bericht von Alexanders Sieg erzählt Hartlieb:

In derselben nacht viel Alexander in sein gedanck daz er nyemer ru noch rast pflegen wölt er hätt dann alles orient vor gewaltigclich bezwungen un gewunnen. darnach bewegt er sein hör in das land Syriam und bezwang Damascum und gewann das gancz land Sydona und besass die statt Tyrus.

Das sind Ereignisse, die sich in der Historia de preliis und auch bei Julius Valerius an Alexanders ersten Aufenthalt in Ägypten anschliessen. Wenn wir uns aber nach der lateinischen Quelle umsehen, die Hartliebs Angabe in ähnlichem Wortlaut enthält, so lassen uns die Recensionen M und B, aber auch Julius Valerius im Stich, während der Utrechter Druck eine ähnliche Mitteilung bringt. Sie begegnet uns aber auch in Comestors Historia scholastica[2]) und ist dort genau so kurz gefasst wie bei Hartlieb: *tunc Alexander intrans Syriam cepit Damascum et subiugata Sidone Tirum obsidebat.*

Die Eroberung von Tyrus wird in der Fassung M mit einem Satz, in D ausführlicher berichtet. Hartlieb

---

[1]) Die Quellen zum Alexander des Rudolf v. Ems. S. 120.

[2]) Mignes Patrologia Tom. 198. Liber Esther Cap. IV.



gibt in seiner eingehenden Darstellung den Text des Julius Valerius. Der Brief Alexanders an die widerspenstige Stadt (Bl. 44 b) sei zum Beweis angeführt.

Ich hab willen und mut gehabt ich solt ewer stat mit keyserlichen gut und milt besessen haben. Aber so ir die ersten seyt die meinem gebot nicht gehorsam seind und das verschmähendt als die widersässigen. Solt ich euch nun mit geuden aufnemen so gebt ir andern steten gar ein grausamlich ebenbild und beyspil. Ich will euch aber sehen lassen was krafft und macht die Kriechen haben in iren henden. Nun thut das allerböst dannoch müget ir nicht gesigen.

Bei Julius Valerius lautet der Brief: *Imperiale videbatur cum clementia ac iustitia me vestrae urbis dominari. Sed cum vos primi omnium extitistis, qui meis iussis insolentius obviaretis, terribile exemplum aliis praebebitis, quid virium sit in Macedonum dextris. Valete si sapitis non enim valebitis si in his perseveratis* [1]).

Die Bewohner von Tyrus aber beharren in ihrem Trotz und töten sogar die Bôten Alexanders. Da nimmt der ergrimmte Held die Stadt im Sturm ein, lässt keinen Menschen am Leben und zerstört Tyrus von Grund auf. Hartlieb (Bl. 45 b) knüpft an dieses furchtbare Strafgericht eine Betrachtung über Alexanders Wesen:

Allexander der hätt auch gar gross tugent an im recht als ein leo. Wer sich an in ergab dem selben trug er so holden mut als im selber und beschirmet in auch vor aller ungerechtigkeyt und hielt auch den seinen allen sölich recht daz nyemant dar wider thun torst. Wer aber daz traczlich prach derselbig ward auch on alle gnad hertigclich gestrafft. Zu dem andern mal hätt Alexander also dye tugent auch an im. Wer sich wider in saczt denselben bezwang er auch mit gewalt und tät demselben keyn genad noch gutt als lang er was in sölicher widerwärtikeyt. Damit so bezwang auch Alexander gar vil lannd und leut.

In keiner der bekannten lateinischen Quellen findet sich diese Stelle, und doch hat sie Hartlieb nicht aus sich heraus hinzugesetzt. Denn in einem deutschen Gedicht, dem sogen. Wernigeroder Alexander, lesen wir im

[1]) Epitome S. 29, 30.



Anschluss an die Zerstörung von Theben folgende Verse:

Er het ain solhen mut
Wer sich an in
Gab mit willen sein,
Daz er den liez walten
Seiner guten alten
Reht und gewonnhait
Und tet in fürbaz kain laid
Mit dem zwang er
Vil land und leut on ser.
Wen er aber mit gewalt
Müst zwingen der engalt
Oft seiner hoffart
Sus was dez herrn art. (V. 1578 ff.)

Hier ist also deutlich dasselbe gesagt, was Hartlieb uns über Alexanders Gemütsart berichtet. In der lateinischen Quelle, nach der das deutsche Epos gedichtet ist, in der Alexandreis des Quilichinus von Spoleto[1]) findet sich für diese Stelle keine Parallele: Hartlieb und der Dichter des Wernigeroder Alexander scheinen demnach aus derselben Quelle geschöpft zu haben. Können wir diesen bestimmten Autor auch nicht ermitteln, so ist es doch für die Beurteilung von Hartliebs Technik unbedingt notwendig, alles das festzustellen, was auch bei früheren Bearbeitern der Alexandersage uns entgegentritt und demnach nicht als Änderung oder Zusatz Hartliebs angesehen werden darf.

An die Zerstörung von Tyrus reiht Hartlieb ein Erlebnis Alexanders, das in M fehlt, dagegen in D ausführlich geschildert worden ist: Alexander zieht in Jerusalem ein, beugt sich vor dem Gott der Juden und erweist dem Volk Achtung und Güte. Den Bericht über dies Ereignis hat die erweiterte Recension der Historia de preliis, D, wieder aus der Historia scholastica entnommen, Hartlieb aber schliesst auch die Episode an, die nicht in D übergegangen ist, sondern nur in der Historia

[1]) Ich benutzte die Handschrift der Bibliothek des Friedrichs-Gymnasiums zu Frankfurt a. O.



scholastica selbst erzählt wird: die Samariter berufen sich auf ihre Verwandtschaft mit den Juden und wollen von Alexander dieselben Freiheiten, werden aber abgewiesen (Buch Esther, Kap. 4). Es folgt bei Hartlieb die Geschichte von den Juden, die wegen Abgötterei in ein hohes Gebirge eingeschlossen worden; auch hier ist der Text der Historia scholastica die Vorlage (Esther, Kap. 5). Die Juden wollen durch Alexanders Hülfe frei werden, der aber gedenkt sie noch fester einzuschliessen und betet zu Gott. Da gehen die zwei höchsten Berge zusammen, das Volk soll ewig gefangen bleiben. Hartlieb (Bl. 49a) schliesst:

> Aber doch list man das sy der endkrist vor dem jüngsten tag herausführen sol. Und aller cristenheit grossen schaden thun. Nun schreibt Josephus und spricht: ach wie wunderlich und wie gross ist got in allen seinen wercken so er ein sölliche grosse sach durch eines heiden willen thet. Was solt er thun durch eines frummen cristen menschen gebetes willen.

Und genau so die Historia scholastica: *et egredientur tamen circa finem mundi magnam hominum stragem facturi. Et ut ait Josephus: deus quid facturus est pro fidelibus suis si tantum fecit pro infidelibus.*

Die Geschehnisse, die nun in Hartliebs Buch dargestellt werden, finden sich auch in M und D, aber auch hier beweisen viele Punkte, dass Hartliebs Vorlage mehr nach dem Wortlaut von M abgefasst war. Auf die Abweisung eines persischen Fürsten, der Alexander anbietet, Darius zu ermorden, folgt die Unglücksbotschaft zweier persischer Hauptleute an ihren Herrn; die Perser heissen bei Hartlieb *Stapsi* und *Ficur*, in M *Stapsi* und *Fictir*, während D die Namen *Staxi* und *Spyothir* bringt. Noch deutlicher zeigt sich die Ähnlichkeit mit M in dem Schreiben des Darius an Alexander, das ganz andere Gedanken enthält als der Brief in D. Nach Hartlieb schreibt Darius an seinen Besieger: ‘du hast meine Mutter gefangen, ich nehme an, sie sei tot und vergessen; du hast meine Frau geraubt, nun ich denke, ich hätte nie



Weib und Kind gehabt, und bin nicht betrübt'. Das alles steht in der Fassung D nicht, wohl aber in dem Brief, den M gibt. Hartlieb bringt dann die Antwort Alexanders und darauf ein Schreiben des Hastadius, der seinem Herrn Darius neue Niederlagen meldet. Zwei Fürsten sind im Kampf gegen den Macedonierkönig gefallen, viele haben sich ihm unterworfen, *die mächtig stat Metriades die hat er ausgebrent und den tempel gar zerstört.* Diese letzte Mitteilung wird in D nicht gegeben, in M aber heisst es: *civitatem Metriadem cum templo igne succendit.* Nachdem Hartlieb, wie auch die Historia de preliis, noch von dem Schreiben des König Porus an Darius und von einem Brief, den des Darius Mutter ihrem Sohn schreibt, berichtet hat, fährt der Übersetzer fort:

> Darnach tätt samlen künig Darius alles sein volck das er gehaben mocht von allen landen und pracht zu wegen . . . das er vil mer volckes hätt dann vor da er geflochen was . . . da man das erhort Alexander das der künig Darius söllich unzalich volck hätt und so starck zu streit geordnet was mit wägen und ander zeugen da tätt er auch in ein samlen alles sein hör und schreib auch Schmandro seinem hauptmann daz er im hilff sendet so er meist möcht (Bl. 52 b.)

Dieses Stück steht wieder nur in der Epitome (S. 34): *Darius igitur recollecto ac contracto post fugam longe auctiori numero in Alexandrum moliebatur. Quod ubi Alexander comperit mox ad Scamandrum ducem suarum partium scribit ac mandat ut sibi auxilia ex diversis locis mittere procuraret.* So lesen wir im ersten Buch der Epitome am Anfang von Kapitel 42, aber was nun bei Hartlieb folgt, Alexanders List mit den Zugtieren, finden wir erst an einer späteren Stelle: im 13. Kapitel von Buch II. Und auch bei dem tollkühnen Abenteuer Alexanders, der selbst als Bote zu dem Perserkönig geht, weicht Hartliebs Erzählung von allen unsern Fassungen der Historia ab und gibt uns wieder den Text des Julius Valerius[1]).

[1]) S. 46 ff.



Aus folgenden Einzelheiten ist das klar ersichtlich. Die Historia de preliis erzählt, dass Merkur (Ammon) Alexander den Rat gibt, als Bote den Darius aufzusuchen und ihm seinen Beistand verheisst. Hartlieb hat diese Erscheinung des Gottes nicht, sondern führt das Abenteuer auf den eignen Entschluss Alexanders zurück: *do gedacht aber Alexander eins grossen listes wie er selber kommen mocht zu künig Dario* (Bl. 53a). Und so sagt auch Julius Valerius nur: *his ergo ferme diebus Alexandro bonum visum est ut ipse pro sese internuntius ad Darium iret.* Beim Gastmahl wird ein Perser auf Alexander aufmerksam und erkennt in ihm den König; in der Historia de preliis heisst der Perser *Anepolis (Anapolus)*, Hartlieb hat mit Julius Valerius den richtigen Namen, der auch im griechischen Text steht, *Pasarges.* Dieser Pasarges hat Alexander früher einmal gesehen, denn er war, wie Hartlieb und Julius Valerius berichten, auf seinen Reisen auch einmal zu Philipp gekommen und von ihm freundlich aufgenommen worden. Die Historia de preliis erklärt die Tatsache, dass der Perser Alexander kennt, anders: er hat Alexander gesehen, als er mit den Gesandten in Macedonien war, um von König Philipp den Zins zu fordern. Auch die Flucht Alexanders und die Gefahr beim Ritt über den gefrorenen Fluss Stranga sind von Hartlieb nach der Darstellung des Julius Valerius geschildert, und endlich fehlt, wie bei diesem Autor, auch bei Hartlieb die Erwähnung eines bösen Omens, das den Darius erschreckt.

In einem furchtbaren Entscheidungskampfe vernichtet Alexander am Granicus das Heer des Darius und weist die Bedingungen zurück, mit denen der gedemütigte Feind den Frieden erreichen will. Bei der Schilderung der Schlacht verbinden sich in Hartliebs Buch wieder die Berichte von zwei verschiedenen Quellenschriftstellern. Wir erkennen bei der Rede Alexanders an seine Soldaten aber auch beim Verlauf und Ausgang des Kampfes, dass Hartlieb sich an die Historia de preliis in der

Fassung, wie sie die Handschrift M darstellt, anschliesst. Aber ausserdem hat Hartlieb einige Angaben, die in der Historia de preliis nicht stehen. So die Mitteilung über die Grösse von Darius Heer: *in dem ersten hauffen het er drey mal hundert tausent man gewapnets fussvolck und hundert tausent guter ritter zu ross mit dem zoch er auch in die erste spicze* (Bl. 56a). Dieselben Zahlen finden wir in dem Bericht des Orosius über den Kampf der beiden Könige, auf den die Gefangennahme des Darius folgt. Orosius[1]) schreibt: *Darius cum trecentis milibus peditum et centum milibus equitum in aciem procedit.* Für die Angabe des deutschen Übersetzers: *Sy stritten auch beyd so hertticlich das sy baid wund wurden* haben wir ebenfalls nur bei Orosius eine entsprechende Stelle: *Ingentibus utrimque animis pugna committitur in qua ambo reges et Alexander et Darius vulnerantur.* In Hartliebs Bericht über den Ausgang der Schlacht hören wir die Vereinigung der beiden Quellen besonders deutlich:

> Der Persen und Inden wurden erschlagen ein hundert tausent und achczig tausent ze fuss. do wurden ze ross erschlagen wol sechczig tausent guter ritter . . . was nun gold und von gestein und von maniger hand zierheyt in den zelten Darii funden ward das mag nyemant wol sagen. . . . an der flucht wurden auch so vil ertödt und mit den wagen zu tod gestossen das sy lagen gestrewet auff dem veld als die samlet der garben in dem schnitt.

Den ersten Teil dieser Angabe können wir bei Orosius lesen, wenn auch Hartlieb nicht genau dieselben Zahlen hat: *ibi tum peditum LXXX milia equitum X milia caesa . . . in castris Persarum multum auri ceterarumque opum repertum.* Die Schlussworte Hartliebs aber decken sich genau mit der Mitteilung der Historia: *Multitudo currum falcatorum fugientes interfecit et cadebant sicut messis in campo* (Landgraf S. 92).

Für die Klage des Darius über sein furchtbares

---

[1]) S. 173.

Schicksal, für die nutzlosen Friedensverhandlungen mit Alexander und auch für die folgenden Ereignisse ist die Historia de preliis, in einer Fassung von der Art des Codex M, die Quelle Hartliebs. Nach seinem grossen Erfolge beginnt Alexander einige Paläste des Xerxes niederzubrennen, stellt aber die Zerstörung bald wieder ein. Er findet eine herrliche Grabstätte, *darinn lag ein toter*, berichtet Hartlieb (Bl. 59 a), wie M: *apparebat corpus hominis* (Landgraf S. 94); D dagegen sagt: es war das Grab des Assyrerkönigs Ninus. Alexander befreit viele unglückliche Gefangenen, die von Darius eingekerkert worden waren und jetzt die Hülfe des Siegers anrufen. Dann bringt Hartlieb den Brief des Darius, der Porus um rasches Herbeieilen bittet. Der Perserkönig verspricht jedem Mann vom Fussvolk drei Schillinge und jedem Reiter fünf Schillinge im Monat. So steht auch in M: *per unum quemque mensem dabo pedestribus hominibus solidos tres, equiti vero quinque;* nach D soll jeder Söldner *aureos solidos decem* bekommen. Am Schlusse des Briefes macht Darius dem Porus das verlockende Versprechen: *und zu allem will ich dir geben zu zins alle jar 180 der schönsten maid mit allen iren gezierden.* Von diesem Geschenk spricht D nicht, wohl aber M: *ubicumque applicatus fueris dabo tibi centum octoginta iuvenculas cum ornamentis earum.*

Bei Hartlieb folgt die weitschweifige Schilderung eines blutigen Kampfes, von dem weder die Historia de preliis noch Julius Valerius erzählt. Alexander schlägt den Darius, dessen Scharen schon durch Porus verstärkt sind, und reibt das feindliche Heer auf; er macht unermessliche Beute und nimmt Persepolis ein. Hartliebs Schilderung gleicht auch hier wieder dem Bericht des Orosius; es ist dort das 17. Kapitel des III. Buches. Hartlieb übersetzt nicht genau Zeile für Zeile, sondern macht die Beschreibung durch allgemeine Bemerkungen, wie sie bei Schlachtenschilderungen gebräuchlich sind,

etwas breiter, aber wir finden doch für die Hauptgedanken die wörtlichen Belege bei Orosius [1]).

Hartlieb	Orosius
Hartlieb: könig Darius bracht aber zusammen guter wäppner ze fuss ze vier malen hundert tausent man und zu ross zwey malen hundert tausent guter ritter mit dem grossen volck zoch Darius engegen zu Alexandro der hät sich auch von Egipten starck besamlet.	Orosius: Darius CCCC milia peditum et C milia equitum Alexandro ab Aegypto revertenti . . . bello opponit.
Hartlieb: die Persen . . . wurden all einig das sy lieber wolten sterben dann iren herrn lassen.	Orosius: . . . Persae nisi vincant mori praeoptantes . . .
Hartlieb: die Kriechen gedachten an ir gross victori und sig . . . sy empfiengen neue krafft.	Orosius: Macedones totiens a se victis hostibus animosi.

Hartlieb erzählt den Ausgang mit folgenden Worten (Bl. 61 b):

Man list das nye geschehen seye so gross plutvergiessen als auf den tag. Nun sahe Darius daz all sein hauffen ertrennt waren er sprach zu etlichen seinen fürsten er wölt nicht fliehen sunder geren in dem streit erschlagen werden. daz wolten nicht die seinen getrewen fürsten sy nöteten in zeflucht. Mit sig des streites was Alexander ganczer künig und herr worden aller der land die in Asia Persia in den künigkreichen und in dem vorderen orient waren. Es was auch nyemand der wider in sein land kund oder mocht. Nun was aber Alexander still ligent vierunddreyssig tag in den tagen het er und die seinen nichcz zeschaffent. dann das sy teylten und peygten den raub und den unsäglichen schacz . . . do selbs von stund an besass er Persipolim die schönsten stat aller welt und auch die genugsamesten die nyemand gesehen hat.

Damit stimmt der Bericht des Orosius völlig überein:

Raro in ullo proelio tantum sanguinis fusum est, sed Darius cum vinci suos videret, mori in bello paratus persuasu suorum fugere compulsus est. hoc proelio Asiae vires et regna ceci

[1]) S. 175, 176.



derunt totusque Oriens in potestatem Macedonii cessit imperii . . . ut post hoc nullus rebellare ausus sit . . . Alexander XXXIV continuis diebus castrorum praedam percensuit. Persepolim caput Persici regni famosissimam confertissimamque opibus totius orbis invasit.

Hartlieb schliesst die Darstellung dieses furchtbaren Kampfes mit der Betrachtung:

Ir sölt wissen das Alexander drey jar krieget mit dem künig von Persia. und in den drey jaren täten sy vermessens fechten drey miteinander. in den drey fechten wurden Dario dem grossen künig zetod erschlagen zeross und zefuss guter wörlicher mann fünfzehn malen hundert tausent guter wäpner . . . nun list man daz darvor in neun jaren durch die macht Exerses auch neun zehen mal hundert tausent man erschlagen wurden.

Auch das findet sich bei Orosius:

Tribus proeliis totidemque annis quinquiens centena milia peditum equitumque consumpta et haec quidem ex eo regno illisque populis unde iam ante per annos non multo plures deciens noviens centena milia profligata referuntur.

Dass Hartlieb hier so richtig den Namen des Xerxes hat, darf uns nicht wundern: Orosius führt auch bei den Kämpfen des Xerxes diese riesenhafte Zahl von Gefallenen an.

Nach dem Bericht von der endgültigen Niederlage des Darius erzählt Hartlieb, wieder mit der Historia zusammengehend, das traurige Ende des Darius, der von zwei ungetreuen Kämmerern tödlich verwundet wird. Der unglückliche König verheisst den Mördern Bestrafung durch Alexander, *wann ein jeglicher rechter fürst wirt von ganzem herzen betrübt wan er sieht oder hort das einem andern fürsten on sein schulde übel geet.* Das könnte ein charakteristischer Zusatz Hartliebs sein, und doch hat er es, wie aus M ersichtlich ist (Landgraf S. 97), in seinem Text vorgefunden: *non est gaudium imperatori invenire mortuum alium imperatorem in fraude.* Alexander kommt dahin, wo der sterbende Darius liegt. In D wird dabei erst die Pracht des Palastes geschildert, den Alexander bewundert. Viel besser wirkt es, wenn Hartlieb und M Alexander gleich zu dem todwunden Darius eilen



lassen. Der Perserkönig stirbt in den Armen seines Feindes, dessen Liebe er die Seinen empfiehlt. Alexander übernimmt die Herrschaft und gibt in einem Edikt an die Perser seinen Willen kund; dann bestraft er die beiden Mörder des Darius. Um ihrer habhaft zu werden, lässt Alexander dem Täter verheissen: *ich schwör bei meinen höchsten göttern und bei meiner lieben mutter ich wil in höher machen dan die aller höchsten in meinem künigreich.* Diese doppeldeutige Verkündigung findet sich in der Historia de preliis nicht so drastisch und wirksam. D lässt ihn den Verrätern dignum praemium versprechen, M hat das Täuschende völlig verwischt: *praeclarissimos atque potentissimos illos facio inter omnes homines.* Wir werden bei der Übersetzung Hartliebs schon wieder auf die Epitome des Julius Valerius[1]) hingewiesen, denn auch dort verspricht Alexander: *per patris matrisque meae maiestatem iuro sublimes illos ac notissimos me facturum.* Nachdem der Held einen Oheim des Darius als Befehlshaber über Persien eingesetzt hat, feiert er seine Vermählung mit der Tochter des Darius und zieht dann zu neuen Taten. Während D und M nun von Alexanders Unterredung mit seinen Griechen berichten, die in Indien nicht mehr weiterziehen wollen, erzählt Hartlieb ganz andere Erlebnisse (Bl. 69 a):

Nach dem tod Darii bezwang Alexander gar zwey mächtig land eins hiess Hyrania das ander Mandas. Darnach do thät er gar ein grossen streit mit dem volck Pratha. die wörten sich gar lang und hörtigklich doch so mochten sy Alexanders macht nit wiedersteen.

Der lateinische Autor, der uns dies genau so erzählt, ist Orosius[2]): *Igitur Alexander post Darii mortem Hyrcanos et Mandas subegit; post haec Parthorum pugnam adgressus quos diu obnitentes delevit.* Hartlieb fährt fort:

Darnach zog er auff die land die do lagen zwischen dem

---

[1]) Epitome. S. 51.

[2]) Hist. adversum paganos liber III. Kap. 18, 19. S. 178 ff.

gebürg Aspara und Bamenos und alle land die do lagen zwischen dem gebürg Cancases. daselbst bezwang er alle land und leut... Er thät da selbs bauen gar ein grosse stat auff einem fliessenden wasser das heisst Thanan. die selben stat nennet er nach im Alexandria. wie vil unsäglicher streit er thät erwarb und gewan noch den mocht in niemant mit menschen plut ersatten das plut käm von veinden oder von freunden. so het Alexander ein gross frolocken in plut vergiessen. darumb het er kleine ru und zoch alweg do er wist streit ze suchen darumb zohe er auff das gar fraisam volck Corosmos Ziachas ... Alexander bestund sy alle... In demselben land fand er ein grossen philosophum der hiess Calisten der was ein gesell gewesen pai Aristoteli und hetten beyd einander gelernet die freyen kunst. do derselbe in nit grüssen und in nit eren wolt als einem kayser zam do thät er in tödten und mit im vil fürsten. darnach zohe Alexander in India... nun het er bezwungen aller welt reiche gen mitternacht vun occian er wolt ye orient auch alles bezwingen.. Er fur in ein grossmächtige stat die hiess Nissan die gewan er auch. do selben was ein hobes gebürg und ein ganzes künigreich das was gar einer so schönen künigin die hiess Cleophilis. die künigin erlediget ir land und leut auch alles gebürg mit sampt den künigreichen wider mit irem leib und mit susser fruntschaft.

Diese Mitteilungen decken sich in Reihenfolge und Inhalt durchaus mit den Angaben bei Orosius:[1])

Inde Drangas Euergetas Parimas Paramenos Adaspios ceterosque populos qui in radice Caucasi morabantur subegit urbe ibi Alexandria super amnem Tanaim constituta. sed ne minor eius in suos crudelitas quam in hostem rabies fuit... Alexander humani sanguinis inexsaturabilis sive etiam sociorum recentem tamen semper sitiebat cruorem. itaque pertinaci impetu in bella procurrens Chorasmos et Dahas indomitam gentem in deditionem accepit. Callisthenem philosophum sibi apud Aristotelem condiscipulum cum plurimis aliis principibus cur eum deposito salutandi more ut eum non adoraret occidit. Post haec Indiam petit ut Oceano ultimoque Oriente finiret imperium. Nysam urbem adiit, Daedalos montes regna Cleophylis reginae expugnavit; quae cum se dedidisset concubitu regnum redemit.

Orosius schliesst an diese Geschehnisse an: Alexander kommt *ad saxum mirae asperitatis et altitudinis, in quod multi populi confugerant.* Dort hat einst Herkules, durch ein Erdbeben gehindert, einen Eroberungszug aufgeben

[1]) S. 178, 179.



müssen. Alexander aber will das Felsengebirge erobern und setzt seinen Plan unter vielen Gefahren auch durch. Was bei Orosius darüber in wenigen Zeilen berichtet ist, wird bei Hartlieb eine breite Erzählung, die vier Seiten füllt, sodass wir geneigt sind, noch eine andere, ausführliche Quelle für Hartlieb zu vermuten. Die schauerlichen Schrecknisse des Felsengebirges erinnern uns an die Vorfälle bei dem Wasser Physon, die Johannes von Montevilla in seiner Reisebeschreibung schildert[1]. Und das Wunderbuch Montevillas ist stark bestimmt durch die Werke, die Alexanders sagenhafte Taten behandeln.

Auch ein anderes Abenteuer Alexanders, von dem der Übersetzer nun erzählt, ist nicht in der Historia de preliis, sondern bei Orosius[2]) mitgeteilt: Alexander hat ein Heer des Porus geschlagen und Mittelindien erobert, nun muss er vor der Stadt „Nambria" am Ozean kämpfen. Viele seiner Griechen werden durch vergiftete Pfeile verwundet, Gott Ammon aber reicht Alexander nachts ein Kraut, mit dem er die Seinen heilt; darauf erstürmt er „Nambria". Bei Orosius ist der Name der Stadt überhaupt nicht genannt, sondern ihr König heisst Ambira, woraus dann bei Hartlieb der entstellte Stadtname geworden ist.

Alexander zieht gegen Porus; Hartliebs Darstellung geht wieder mit der Historia de preliis zusammen und stimmt, wie immer, weit mehr zu der Fassung M als zu D. Der Macedonierkönig ermuntert seine müden Griechen zu neuen Taten, er schreibt Porus auf seinen stolzen Brief Antwort und kämpft dann 20 Tage mit diesem furchtbaren Gegner. In der Übersetzung von Porus Brief an Alexander ist wieder auffallend der Text des Julius Valerius mit dem der Historia de preliis vereinigt. Hartliebs Eingang: *Künig Porus ein*

[1]) Simrock: Die deutschen Volksbücher, Frankfurt a/M. 1867. Bd. 13. S. 138 ff.

[2]) III, 19. S. 182.



künig der Inden enpeut Alexander dem schacher und rauber der alle land beraubet und beschödiget (Bl. 76 b). stimmt deutlich zu den Worten von M: *Indorum rex Porus latroni Alexandro qui latrocinando obtinet civitates* (Landgraf S. 103). Dann aber geht es bei Hartlieb weiter: *von stund gepeut ich dir das du schnell und pald alle unsre land raumest ... wann so du dich nennest ein mensch so solt du gar nichtz mit den göttern ze tun haben. Es ist wol offenbar das wir künig Porus sein auch das nye kein mensch oder got mit macht wider uns gethun mocht.* Die entsprechende lateinische Stelle findet sich in der Epitome am Anfang des III. Buches S. 52: *Incursanti infestantique tibi fines hos mando ut cum te hominem memineris nihil ad deos moliaris. Patet quippe nosse quis ille ego sim Porus et an ulli adversum nos licuerit ex fortitudine.* Der Brief fährt fort: *Vor zeiten ist auch in unser land in India einost komen Dionisius den man nent den freidigen fechter. Aber alsbald schlug wir in aus dem land er entran flüchtiger mit verlust vil seiner leut und gut wann nyemant mag der macht der Indien wider stan.* Diese Angabe suchen wir bei Julius Valerius vergebens, aber in M lesen wir: *Venit aliquando Dionisius qui dicitur diffamatus pugnaturus in India sed terga vertit ante illos et fugit quia sustinere virtutem Indorum non potuit.* Um nicht alle Einzelheiten aufzuführen, sei endlich vermerkt, dass bei Hartlieb die Aufforderung zur Flucht mit dem Wortlaut der Epitome übereinstimmt, während der Schluss des Briefes wieder sichtlich den Text der Historia bietet. Alexanders Antwort an Porus gibt der Übersetzer ganz nach dem Brief, den die Historia hat, nur die Eingangsworte zeigen wieder eine Art Verbindung der Epitome mit M. Sehr breit ausgeführt ist bei Hartlieb der Bericht über das Heer des Porus, über die Elefanten, über die Flucht der Griechen. Was da in der Historia de preliis steht, sind nur wenige Zeilen. Hartlieb erzählt z. B. von Porus: *Er tätt auch bereiten vierhundert helfant mit irer zugehörung*, und das wird dann noch genauer ausgeführt. In M findet sich davon nichts,



wohl aber erzählt die Epistola Alexandri Magni ad Aristotelem von 400 Elefanten, *qui superpositas cum armatis iaculatoribusque turres gestaverant.* Hartlieb scheint in mehreren Quellen über diese Elefanten gelesen zu haben; er hat vorher von 400 gesprochen, sagt aber dann: *derselben helfant waren vierhundert und fünfczig.* Der Kampf der beiden Könige wird wie in M geschildert, nur die List, die Alexander gegen die Elefanten anwendet, ist eine andere. Er lässt nicht glühende Statuen vor dem Heer aufstellen, sondern *hiess giessen gar vil knöpf von kupffer und tät die wol vergülden und mit in füren an den nöten liess Alexander machen vil kolen und tät die glut in die knöpp und stackt die an lang stangen die treib man auff redern voran. da nun die helfant mit iren promusteln und nasen die knöpff also heiss empfunden und glüent da warffen sy sich umb und stiessen die nächsten bey in nider die andern helfant sachen das sy lieffen auch hinder sich und täten sölichen grossen schaden in dem hör Pory das es nyemant wol gesagen mag* (Bl. 79b). Hartlieb scheint hier seine historischen Kenntnisse zeigen zu wollen; er hat selbst die „Cronicken von manigen landen" gelesen und erinnert sich an die Kämpfe der Römer mit Pyrrhus. Auch da spielen die Elefanten eine grosse Rolle, und die Römer wehren sich gegen diese Tiere ähnlich, wie Hartlieb es geschildert hat. Man vergleiche z. B. Orosius Buch IV Kap. 2: *Romani adsueti iam pugnare cum beluis cum malleos stuppa involutos ac pice oblitos uncis super aculeis tenaces praeparavissent eosque flammatos in terga beluarum turresque vibrarent, non difficile furentes ardentesque beluas in eorum excidia quorum subsidia fuerant retorserunt.*

Während D den Bericht über die Schlacht in zwei Teile teilt und andere Abenteuer dazwischen schiebt, bringen Hartlieb und M gleich das Ende des Kampfes. Als Alexander sieht, welche Opfer die Schlacht fordert, ruft er seinen Feind zum Zweikampf heraus, dessen Ausgang sich auch die Heere unterwerfen sollen, und Porus findet dabei seinen Tod. In D ist es Porus, der seinen

Gegner zum Zweikampf auffordert. Wenn Hartlieb vom Fall des Porus sagt: *da sprang zu im Alexander und stach Porum tötlich wunden zu den gemächten ein daz er tot ternider auff die erden vallen begunde*, so entspricht das dem Wortlaut der Epitome[1]): *Protinus Alexander eius inguina gladio transfodit eumque prostravit.* M hat hier: *Alexander vero impetum fecit in eum percutiensque illum gladio vitam finivit.* Und wie sich hier die Epitome verrät, so auch in der Darstellung vom Verhalten der Indier nach Porus Tod und in Alexanders beruhigender Ansprache.

An diese Vorgänge reiht Hartlieb einen Bericht über Krieg und Streit in Kleinasien; wir finden die entsprechende lateinische Stelle wieder bei Orosius (III 17 § 9). Mit den Worten: *niemant sol auch meinen oder gedencken das Alexander allein in Orient geherrschet habe*, leitet Hartlieb zu weiteren Kämpfen über (Bl. 82a), genau wie Orosius: *et ne forte tunc quisquam opinetur vel orientem solum Alexandri viribus subactum.* Der Übersetzer erzählt dann, wenn auch ausführlicher und oft schauerlich entstellt, dasselbe, was Orosius[2]) hat: vom Krieg des Königs Agis von Sparta, der bei ihm Hagdagis heisst, und von den Kämpfen mit den Bruttiern und Lukaniern. Dass es bei Orosius ein Enkel des grossen Macedoniers, der König Alexander von Epirus, ist, der mit diesen Völkern streitet und von ihnen vernichtet wird, scheint Hartlieb nicht zu wissen, denn er überträgt dies Erlebnis ruhig auf Alexander den Grossen und lässt ihn als Sieger hervorgehen. Der Name des Zophyrion, der nach Orosius gegen die Scythen fällt, erscheint bei Hartlieb im Zusammenhang mit einem Kampfe, in dem Alexanders Freunde und Verwandte umkommen. Aber vielleicht haben wir es hier mit eigenen Ausschmückungen Hartliebs zu tun, die zum Teil aus schlimmen Entstellungen

---

[1]) S. 54.

[2]) S. 177, 178.

zu erklären sind. So lesen wir in dem deutschen Buch: *Zaphiron zoch zu feld wider die Annitoni und Nevercani sein nechst freund ... der gross Filatas und Octalus die fürsten wurden auch da ermurdet.*

Von Zophyrion heisst es bei Orosius, dass er im Kampf gegen die Scythen fällt, und unter den Opfern von Alexanders Grausamkeit werden aufgezählt: *docent hoc Amyntas occisus noverca fratres eius necati ... Philotas, Attalus exstincti.* Es ist Hartlieb schon zuzutrauen, dass daraus *die Annitoni und Nevercani sein nechst freund* und *der gross Filatas und Octalus die fürsten* werden. Der zweite Teil unserer Untersuchung wird uns noch andere Beispiele schlimmer Entstellungen bringen. Nach zwei Exkursen über Alexanders Bestimmung als Gottesgeissel und über die wundersame Stellung der Planeten bei seiner Geburt meldet Hartlieb von weiteren Siegen Alexanders und erzählt dann, auch nach Orosius, die Erstürmung einer versperrten Stadt, vor der Alexander verwundet wird.

Alexander kommt hierauf zu den Oxydraken, die in ihrer bedürfnislosen Zufriedenheit einen tiefen Eindruck auf ihn machen. Wenn Alexander nicht, wie in D, die Männer überhaupt sondern einen von ihnen nach den Gräbern fragt, so spricht das wieder für die Ähnlichkeit seiner Vorlage mit M: *interrogavit unum ex illis* (Landgraf S. 108) und ebenso, wenn Alexander in der Antwort an die Oxydraken, die sein ruheloses Leben verurteilen, den Vergleich gebraucht: *wären alle menschen eins willen so wär die welt geleich sam ein acker der allein ein frucht trägt.* **M**: *Si omnes unius intelligentiae fuissemus totus mundus sicut ager unus fuisset* (Bl. 86a). Hartliebs Darstellung geht nun wieder ihren eigenen Weg. D bringt weitere Züge und gefahrvolle Abenteuer, M beginnt hier einen Brief, in dem Alexander seinem Lehrer Aristoteles eine grosse Reihe von Erlebnissen erzählt. Hartlieb aber schliesst an den Aufenthalt Alexanders bei den Oxydraken die ausführliche Schilderung eines dieser Erlebnisse: Alexanders Zusammentreffen mit der schönen Kö-

nigin Candacis, die Gefahren an ihrem Hofe und die Unterredung mit den Göttern Sesonthosis und Serapis. Auch hier können wir an Hand des Textes M Hartliebs Bericht genau verfolgen, aber wir hören dabei auch wieder den Text des Julius Valerius[1]). Candacis nennt unter den Geschenken, die sie Alexander schicken will, auch *gar streitber hund die kein tier noch menschen lassent waran man sy heczt. darczu schicken wyr euch dreyhundert stier* (Bl. 87b). Davon steht in der Historia nichts, wohl aber bei Julius Valerius: *canes etiam in homines efferatissimos, tauros trecentos.* Ferner verspricht der Brief *fünffczig iunckfrawen von morenland.* Genau so hat die Epitome: *Aethiopas inpubes quingentos,* M dagegen: *infantulos Aethiopes centum.* Auch sonst zeigt sich deutlich ein Einschlag der Epitome, so bei den Abschiedsworten der Candacis, die Hartlieb sagen lässt: *O wie sälig ich wär daz du allzeit vor meinen augen wärest wann ich wolt dich lieber haben dann meiner sün einen wann wie möchte ich ymmer höcher lob und preys ere und würd gehaben dann das ich eines sölichen kindes muter wär. Wann ich wär on zweifel das ich noch ein künigin aller welt würd.* Einen Text, der Hartlieb entspricht, erhalten wir hier nur, wenn wir den Wortlaut von M mit dem des Julius Valerius verbinden. M: *Beata fuissem ego si cotidie te potuissem habere prae oculis quasi unum ex filiis meis* (Landgraf S. 120). Und Julius Valerius: *O Alexander, o quam te vellem proprii filii loco tenere; si enim id fortuitu casu proveniret, ut talis filii mater putarer profecto regniam ac dominam gentium me adhuc utique fore sperabam.* Im Gegensatz zu den kostbaren Gaben, die Candacis Alexander heimlich schenkt, hebt Hartlieb auch hervor: *und tät offenlich her tragen köstliche presencz und schenckung als den einem poten zu geben zimpt und gab im urlob mit willen.* In M steht davon nichts, wohl aber in der Epitome: *Palam autem ut satellitem decebat muneribus honoratus remeavit ad sua.*

[1]) Epitome S. 56.



Ganz deutlich verrät sich als Vorlage Hartliebs eine Fassung in der Art von M bei der folgenden Episode, Alexanders Verhandlungen mit den Amazonen, von denen in D schon vorher berichtet war. Wo Hartlieb von der Erzählung des Druckes abweicht, finden wir in M die Erklärung. So wenn im deutschen Buch der Name der Amazonenkönigin nicht genannt wird, wenn Alexander in seiner Antwort an die Frauen schreibt: wollt ihr alles verlieren, so zieht ans Gebirge und kämpft mit mir; endlich auch, wenn Alexander fordert, man solle ihm einige Amazonen senden, die er wohl halten und monatlich besolden wolle. Die Historia bricht damit kurz ab, Hartlieb dagegen schildert noch eine Beratung, in der die Königin durchsetzt, dass Alexanders Forderung erfüllt wird. Von einem Zusammentreffen Alexanders mit der Königin, wie es D erzählt, haben Hartlieb und M nichts.

Wir kommen in Hartliebs Werk zu der Brahmanenepisode: es ist der Briefwechsel Alexanders mit Dindimus, der ihm ein Bild von dem einfachen Leben seines Volkes entwirft, und es folgt die Unterredung Alexanders mit dem Weisen.

Die älteste Fassung dieser Episode ist eine Schrift, die nach ihrem vermeintlichen Verfasser das Commonitorium Palladii genannt wird. Sie ist in griechischer Sprache abgefasst und so der Darstellung des Pseudokallisthenes einverleibt worden. Eine alte lateinische Übersetzung, die dem Ambrosius zugeschrieben wird, hat Carl Müller seiner Ausgabe des Pseudokallisthenes beigegeben. In der älteren Recension der Historia de preliis, so in B und M, findet Alexanders Aufenthalt bei den Brahmanen keine Erwähnung, wohl aber enthält der Codex Bambergensis eine Bearbeitung des Commonitorium Palladii als Anhang. Kübler hat diesen lateinischen Text im sechsten Band der Romanischen Forschungen herausgegeben, er hat aber ausserdem nach anderen Handschriften eine erweiterte Fassung als Beilage zu

seinem Julius Valerius dargeboten. Aber diese beiden Fassungen stellen uns nicht die Quelle Hartliebs dar, denn sie haben nur einen Briefwechsel und nichts von Alexanders Gang zu Dindimus, nichts von dem eindrucksvollen Gespräch mit dem Weisen. Die Drucke der Historia de preliis haben die Brahmanenepisode in die Erzählung einverwoben, aber auch hier fehlt das Zusammentreffen des Macedonierkönigs mit Dindimus, und der Briefwechsel schliesst mit einem kurzen Schreiben Alexanders, der den Brahmanen die Einseitigkeit ihres Lebens vorwirft.

Wir wollen die Darstellung Hartliebs verfolgen und versuchen festzustellen, nach welchen Quellen er arbeitet. Der erste Brief Alexanders, den wir in Hartliebs Buch lesen, stimmt völlig mit dem überein, der in der Julius Valerius-Ausgabe Küblers (S. 169) den Briefwechsel einleitet: Alexander bittet den Brahmanen, ihn über Leben und Sitten seines Volkes aufzuklären. Das erste Schreiben im Codex B dagegen weicht in den Einzelheiten von Hartliebs Text erheblich ab. Das deutsche Buch bietet uns also die erweiterte Fassung des Briefwechsels, aber nicht diese allein, sondern daneben auch die Darstellung des Commonitorium Palladii. Hartlieb erzählt nämlich: die Boten bringen Dindimus das Schreiben, und schildert dann die Situation, in der sie den Brahmanen antreffen. *Der ward in gezeigt ligent under eynem baum nackent und bloss, er hette auch nichcz under im noch ob im dann in laub lage er* (Bl. 103a). Genau so trifft nach dem Commonitorium Palladii Alexanders Bote den Dindimus an; im Text des Ambrosius[1]) heisst es: *in silva jacebat recumbens super arborum folia in securitate et pace.* Dindimus entschliesst sich Alexander zu antworten, und nun beginnt das grosse Schreiben über den Charakter und die Anschauungen des Brahmanenvolkes. Alexander antwortet etwas spöttisch, erhält aber von Dindimus neue Belehrung. Für diese

[1]) Pseudo Callisthenes ed. Carolus Müller. S. 109. In: Arriani Anabasis ed. Dübner. Paris. Didot 1846.



drei Briefe gibt uns wieder die erweiterte Ausgabe Küblers die lateinische Quelle, denn wenn auch in dem grössten Schreiben bei Hartlieb die Reihenfolge oft geändert ist und manche Gedanken ausgefallen sind, so finden wir doch für alles, was Hartlieb den Dindimus schreiben lässt, im lateinischen Text die genauen Parallelen. Die Änderungen rühren daher, weil Hartlieb nicht Zeile für Zeile übersetzt, sondern hier etwas überspringt, dort näher ausführt, weil er bisweilen die Gedanken verbindet, wie es ihm gut erscheint, und dadurch seiner Darstellung eine etwas abweichende Gestalt verleiht. Es ergibt sich uns als Quelle für den Briefwechsel eine lateinische Fassung, die dem von Kübler als Zugabe zu seinem Julius Valerius herausgegebenen Texte fast genau entspricht. Das soll deshalb betont werden, weil man zunächst erwarten müsste, daß der Text, der im Codex B als besondere Schrift enthalten ist, Hartliebs Quelle gewesen sei. Bei einem Vergleich aber ergeben sich aus einer Fülle von Einzelheiten Beweise dafür, dass die erweiterte und veränderte Gestalt des Briefwechsels Hartliebs Vorlage gewesen ist. Die Brahmanenepisode schliesst jedoch bei Hartlieb mit dem Briefwechsel nicht ab: Alexander befiehlt dem Dindimus, zu ihm zu kommen. Er will ihn reich beschenken, wenn er sich aber weigert, soll er sein Leben verlieren. Doch Dindimus antwortet, ich fürchte den Tod nicht, du kannst nur meinen Leib, nicht meine Seele töten. Wenn du meiner bedarfst, komme zu mir. Da eilt Alexander beschämt zu dem Weisen, er demütigt sich vor ihm und empfängt nun neue Belehrung, die sein Gemüt tief ergreift. Das alles erzählt Hartlieb genau nach der lateinischen Übersetzung des Commonitorium Palladii[1]), für die Ambrosius als Autor gilt. Heinrich Becker[2]) hat Hartliebs Darstellung als eine Verbindung der moralisierenden Abschnitte des

[1]) Kap. XIII, XIV, XV.

[2]) Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 23 (1891). S. 424, 425.

Palladius mit der lateinischen Collatio bezeichnet und bei dieser Gelegenheit auf eine ungedruckte deutsche Schrift hingewiesen, die gleichfalls diese Verbindung zeige und sich auch sonst mit der Fassung Hartliebs berühre. Becker hat daraus den Schluss gezogen, dass Hartlieb mit seiner Darstellung nicht allein dastehe, sondern in dem Verfasser des ungedruckten Werkes einen Vorgänger habe. Das ist ein Irrtum, den ich berichtigen kann. Ich habe die Handschrift Pal. germ. 172 der Heidelberger Universitätsbibliothek in Heidelberg gelesen und mich dort überzeugt, dass „König Dindimus buech" nichts Anderes ist als die Brahmanenepisode aus Hartliebs Alexanderroman. Der Codex, eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts, enthält bis Blatt 108 eine Belehrung und Unterweisung für einen Fürsten, dann wird auf Alexander verwiesen, der mit der geschilderten Tugend und natürlichen Weisheit viel Grosses bewirkt habe, und es folgt nun bis zum Schluss, Blatt 132, das Stück aus Hartliebs Alexanderbuch. Hartlieb ist also doch der einzige deutsche Autor, der den Briefwechsel mit der Erzählung des Palladius verbunden darbietet, und es ist wohl möglich, dass er von sich aus diese Vereinigung vollzogen hat. In der einen Quelle fand er den Briefwechsel ausführlicher vor, die andere aber benutzte er, weil er da den interessanten Vorgang fand, der nach den belehrenden Episteln von besonders lebendiger Wirkung war: die Begegnung zweier so völlig verschiedener Persönlichkeiten, die Besiegung des grössten Welteroberers durch den armen, nackten Weisen.

Hartlieb leitet nun zu einem neuen, grossen Abschnitt seines Buches ein, indem er erzählt:

Darnach keret Alexander einen anderen weg und durchfur alles India mit grosser mue und arbeit wann er kam erst da er gross und unsäglich arbeit und mue leyden must in den durren landen da er wassers mangeln must . . . auch so gewann er erst unsägliche grosse arbeit von mänigen wilden tieren und von mäniger giftiger schlangen und wurmen die im und den seinen gross mue und arbeyt machten alz ir dan wol hören und ver-



nemen werdt in der Epistel dye er seiner lieben mutter Olympiades und dem künigklichen man Aristotoli seynem meyster geschryben hett.

Diese Einleitung entspricht den Worten der Epitome Julius Valerius: [1])

Ille autem rebus ordinatis omnem Indiam peragravit laboriosum nimis pro aquarum inopia et serpentium locorumque asperitate subiens iter ut in epistola quam Aristoteli praeceptori suo misit, cognoscere fas est. Dann beginnt Hartlieb mit dem grossen Brief selbst: *hier ist die eppistel.*

Für diesen abenteuerlichsten Teil von Hartliebs Werk besitzen wir also eine selbständige lateinische Schrift als Vorlage des deutschen Übersetzers: die Epistola Alexandri Magni de situ Indiae, das grosse Schreiben Alexanders an seinen Lehrer Aristoteles mit dem ausführlichen Bericht über die wunderbaren und gefahrvollen Abenteuer. In D sind einige dieser Erlebnisse in die Erzählung eingeflochten, andere in einem kürzeren Briefe des Königs an Aristoteles mitgeteilt. Auch in M schreibt Alexander seinem Lehrer nur wenige von seinen Abenteuern. Die Historia de preliis lässt uns also im Stich, und wir haben nur festzustellen, welche Fassung der Epistola Hartlieb als Quelle benutzt hat, ob die kürzere, die als besondere Schrift im Codex B enthalten und von Kübler im 6. Band der Romanischen Forschungen abgedruckt worden ist oder die erweiterte Fassung, die Kübler nach alten Drucken mit seiner Ausgabe des Julius Valerius veröffentlicht hat. Eine grosse Anzahl von Einzelheiten zeigt uns, dass die Epistola des Codex B nicht die Quelle Hartliebs gewesen sein kann, dass vielmehr die ausführliche Fassung seine Vorlage war. Wir heben einige besonders augenfällige Beispiele hervor und geben in Klammern die Abweichungen von B. [2])

Hartlieb: *in dem monat may hab ich gestriten bey dem*

---

[1]) Epitome S. 55.

[2]) Der Brief steht bei Hartlieb Blatt 120a—150b, in Küblers Julius Valerius-Ausgabe S. 190—221.



wasser Ganges mit dem mächtigen künig Dario. Lat.: . . *mense Maio rege Persarum apud Gangem amnem superato . . .* (B: *apud flumen qui dicebatur Grannius.*)

Bei der Aufzählung der Ungeheuer. Es kommen Skorpione *dye ire schwencz zu gestich auff gereckt hetten.* Lat.: . . . *erectis caudarum aculeis.* (B hat diesen Zusatz nicht.)

Hartlieb: *darnach kruchen gegen uns ein unzalper schar der gehürneten bösen schlangen dye man nennet Carastes.* Lat.: *insecuta est immensa vis cerastarum serpentium.* (B hat nur: *magnae bestiae et serpentes.*)

Hartlieb: *den streit mit den skorpion und mit den bösen schlangen trieben wir wol bey zweyen stunden.* Lat.: *quae res nos prope duas horas tenuit.* (B: *pugnavimus cum eis plus quam unam noctem.*)

Die treulosen Führer, die Alexanders Heer in schreckliche Gegenden geführt haben, sollen von den Schlangen gefressen werden. Hartlieb: *als sy dann mainten das uns die schlangen und die tier getan solten haben.* Lat.: *ut nos consumi voluerant.* (In B fehlt dieser Zusatz.)

Alexander nähert sich dem Platz, wo Porus mit seinem Heer weilt. Hartlieb: *doch verstund ich dass er darum do lage und sich vil lieber ergeben denn dass er mit uns gestriten hett wann sein her thät nicht als die feind sunder sy gaben den meynen frid und geleyt.* Lat. . . . *magis propria deditione quam proelio. Nam et commeatus nobis palam non ut hostis dedit potestatem.* (In B steht davon nichts.)

Bei den Bäumen der Sonne und des Mondes. Hartlieb: *die bäm wolten mir noch meinen freunden nit mer sagen wann ich het vast gern gewist wie ich mein lieb fründ solt versorgt haben.* Lat.: *neque ego quicquam de fidelissimis mihi amicis consulueram an illos cavendos esse Alexandro praemoneret oraculum.* (B hat das nicht.)

Beim Verlassen der geweihten Stätte. Hartlieb: *do kereten wir umb von den heyligen pämen und furen wider heym. do hetten wir von balsam und anderm riechenden*

guten geschmack gewunnen das aller menigklich darab wundern war die selben Inden in dem selben land die dann der heyligen päm pflagen die waren mir gehorsam mit gutem willen und sprachen sy wolten ir trew an mir halten ewigklichen. Da wir daz in in verstunden do sagten wir in grossen danck. Lat.: *Jamque ex sacris excesseramus arboribus sed adhuc etiam odore turis oppobalsamique nares verberabantur. Indi sacra deorum ad oceanum tenebant . . . quibus quod de nobis bene opinarentur insinuans gratias agebam.* (In B fehlen diese Angaben.)

Die grosse Anzahl der Beispiele, die wir ausgewählt haben, beweist uns deutlich, dass Hartlieb die ausführliche Fassung der Epistola als Quelle benutzt hat.

Wohl scheinen bisweilen einige Angaben Hartliebs nach der Epistola des Codex B hinzuweisen, so wenn es in dem deutschen Buch heisst: das furchtbare Ungeheuer Odontotyrannus lähmt 52 Ritter. Hier und in zwei anderen Fällen hat der Brief der Handschrift B die gleichen Zahlen wie Hartlieb, während die erweiterte Fassung der Epistola scheinbar abweicht. Scheinbar, denn wir dürfen uns nicht nur an den Text, den Kübler hergestellt hat, halten, sondern müssen auch die verschiedenen Lesarten der von Kübler benutzten Handschriften berücksichtigen. Und in der Tat finden wir in allen drei Fällen eine Zahlenangabe, die der von Hartlieb entspricht. Wie notwendig es ist, den kritischen Apparat Küblers zu benutzen, lehrt ein Fall besonders deutlich. Schon am Ende von Alexanders Brief wird berichtet, dass die Griechen zu dem Flusse Celetis (der Name ist wieder entstellt) kommen, in dem ein wunderbares, riesenhaftes Rohr wächst. Und nun sagt Hartlieb: *in dem ror funden wir daz köstlich gepet Oura des grossen gotes der do selbs vil freuden pflegen hett.* In Küblers Text dagegen steht: *In his arundinibus stratum potentissimo ebore vidimus.* Auf deutsch: in diesem Rohr sahen wir ein Lager von herrlichem Elfenbein. Wie sollen wir uns Hartliebs rätselhafte Worte vor dem köstlichen *gepet Oura des grossen*

gotes erklären? Hartlieb hat eben eine Handschrift der Epistola benutzt, in der statt *ebore* das unverständliche *euro* stand, eine Lesart, die sich unter den von Kübler angegebenen Varianten befindet. So ist für Hartlieb der potentissimus Eurus, der *grosse got Oura* entstanden, und das *köstlich gepet* bedeutet nicht Gebet, sondern Bett, als Übersetzung von *stratum*. Die Frankfurter Ausgabe des Alexanderbuchs (1573) hat auch tatsächlich *das köstlich beth* eingesetzt. Hartlieb hat also die sonderbareStelle so übertragen, wie sie auch im lateinischen Text aufgefasst war. Bei Andreas Paulini, der 1706 in Giessen die Epistola neu herausgab, lesen wir ebenfalls:[1]) *In his arundinibus unam potentissimo Euro stratum vidimus.* Diese sonst recht verderbte Paulinische Ausgabe entspricht in ihrem Text noch an zwei anderen Stellen der Erzählung Hartliebs. Von dem riesenhaften Ungetüm, das Alexanders Heer anfällt, nennt Hartlieb den Namen: *die Inden hiessen daz tier den gehürneten ranen.* Kübler gibt in seinem Text diesen Zusatz nicht, und doch hat er sicher auch in der erweiterten Form des Briefes gestanden, denn bei Paulini (S. 33) lesen wir: *hanc (bestiam) Indi appellare Odonta vel dentem tyrannum soliti sunt.* Der Baum der Sonne verkündet Alexander nach Hartlieb, du wirst in einem Jahr und 8 Monaten zu Babylon sterben. In der ausführlichen Form der Epistola haben wir nur abweichende Zahlangaben und werden dadurch scheinbar auf den Text von B hingewiesen. Aber auch hier lesen wir bei Paulini (S. 52) das Richtige: *ad annum et menses octo Babylone morieris.* Nachdem Alexander die Ichthyophagen getroffen hat, kommt er zu den Kynocephalen. Die Epistola berichtet: *deinde Cynocephalis ingentibus plena invenimus nemora qui nos lacessere tentabant et electis sagittis fugiebant.* Hartlieb aber übersetzt: *darnach kaman wir aber zu einem gepirg darinnen waren gar vil leut die keyn haubt hetten. desselben volcks funden wir gar gross feld*

[1]) S. 55.



vol. die selben leut kamen gegen uns zu streyt. Und do sy enpfunden unser geschoss do fluhen sy alle auff ire gepirg. Hartliebs Übersetzung ist also recht genau, nur aus den Cynocephali werden *leut die keyn haubt hetten.* Wie ist das zu erklären? Man könnte Hartlieb zutrauen, dass er die Cynocephali als Sinecephali gedeutet und aus ihnen „Leute ohne Kopf" gemacht habe. Aber wahrscheinlich handelt es sich nicht um eine solche kindliche Auslegung des griechischen Wortes, sondern Hartlieb hat in irgend einer Vorlage etwas Ähnliches gelesen, wie es der Utrechter Druck der Historia de preliis nach der Erzählung von den heiligen Bäumen hat: *Tunc Alexander venit ad quendam fluvium in quo erat silva ubi erant homines sine capite.*

An den grossen Brief Alexanders reiht Hartlieb einen kleineren, den der König seiner Mutter sendet. Auch in M haben wir ein solches Schreiben, es beginnt in Landgrafs Ausgabe Seite 129. Das erste Abenteuer berichtet Hartlieb (Bl. 149a) ganz übereinstimmend mit diesem lateinischen Text, und es sei zum Beweis angeführt:

> Alles das wir gethan haben byss wir komen seyn in das land Asiam dasselb habe ich dir geschriben... Wir kamen zu den seulen Hercules eyne dye was silbrin die ander die was guldin. yegkliche was zehen elen hoch und zweyer elen dick. wyr tätten sy durchporen und wolten ersuchen ob sy hol wären oder gancz. do funden wir dye gancz gossen. do geraw uns das vast und täten sy beid wider fullen mit sölichen als es dann was. In die löcher gieng an gold tausent fünffhundert schilling lautters goldes.

Im Lateinischen steht: *Quantum fecimus a principio usque dum venissemus, Asiam significatum est tibi... Venimus ad columnas Eraclii. Invenimus columnas duas, unam auream et aliam argenteam habentem in longitudine cubita decem et in latitudine cubita duo. Perforantes eas invenimus eas ex auro. Paenituit me quod perforavi eas et clausi foramen illarum et posui ibi aurum pensante solidos mille quingentos.* An dieser Stelle unterscheidet sich B wieder von M, indem es die Länge der Säulen auf *duodecim cu-*



bita angibt, Hartlieb aber hat übereinstimmend mit M *zehen elen*.

Im weiteren Verlauf des Schreibens erkennen wir, dass bei Hartlieb wieder zwei lateinische Berichte sich mit einander verbinden: der in M enthaltene Brief Alexanders an Aristoteles (Landgraf S. 109—126) und das angeführte Schreiben Alexanders an seine Mutter. Aus dem Brief an Aristoteles sind folgende Abenteuer in bunter Reihenfolge genommen. Alexander kommt zum prächtigen Palast des Xerxes, wo sprechende Vögel ihm weissagen (Landgraf 125, 1—5). Auf einem grossen Baum ohne Früchte und Laub sieht Alexander den Vogel Phönix (Landgraf 112, 20—24). Dann der wundersame Aufstieg zum Sonnentempel, wo auf einem herrlichen Bette ein ehrfurchtgebietender Greis ruht (Landgraf 112—113).

Das sind die Abenteuer, die aus Alexanders Brief an Aristoteles erzählt werden; der übrige Inhalt stimmt nun völlig mit dem lateinischen Text überein, den das Schreiben an Olympias darbietet. Alexander kommt durch kalte Gegenden zu einem Amazonenland, dessen Fluss unüberschreitbar ist. Dann folgen die beiden abenteuerlichsten Wagnisse: Alexander fliegt von einem hohen Berg aus mit Greifen zum Himmel. Er lässt sich endlich in das Meer hinabsenken und sieht mit Staunen die schauerlichen Ungetüme der Tiefe (Landgraf 130,10—132,7).

Mit den beiden Briefen an Aristoteles und an Olympias ist die eigentliche Erzählung von Alexanders Taten zu Ende; wir nähern uns der Katastrophe, dem Tode des grossen Eroberers, und auch Hartliebs Buch geht seinem Schlusse zu. Gerade im allerletzten Teil aber treten noch einmal alle die Autoren, die wir neben der Historia beständig heranziehen mussten, deutlich hervor: Orosius, Julius Valerius, Petrus Comestor, und als neuer erscheint Justinus!

Aus Orosius (III Kap. 20) stammt zunächst die Angabe, dass Alexander in Babylon Gesandtschaften von

allen Ländern, von Afrika, Sizilien, Sardinien, trifft und sich von ihnen huldigen lässt. Wir haben dasselbe Stück auch im Werk des Justinus (XII Kap. 13), aber der Eingang bei Hartlieb spricht deutlich für Orosius. Hartlieb: *darnach keret Alexander wider mit seinem hör von occean und zoch den nächsten weg bey dem wasser Indo gegen seyner grossen statt Babilonia* (Bl. 153b). Orosius:[1]) *Post quasi circumacta meta de Oceano Indum flumen ingressus Babyloniam celeriter rediit.* Ganz anders lauten die Eingangsworte bei Justinus:[2]) *Ab ultimis litoribus oceani Babyloniam revertenti nuntiatur ...*

An diesen Triumph des Königs knüpft Hartlieb einige allgemeine Bemerkungen über Alexanders Ruhm, seine Tapferkeit und seine Erfolge und weist dann auf die Grösse seines Schatzes hin. *Als er gestorben waz do fand man in seyner schaczkammer fünffczig tausent zenttner feyns golds und in järlichen gülten und tributen het er alle jar dreymalen hundert tausent zenttner feins gold.* Das ist eine Mitteilung, die Hartlieb dem Justinus verdankt. Dort heisst es im ersten Kapitel von Buch XIII: *Erant in thesauris quinquaginta milia talentorum et in annuo vectigali tributo tricena milia.*

Gleich an diesen Satz aus Justinus schliesst sich eine Stelle, die sich in der Historia scholastica findet. *Man schreybt von im das Alexander sey gewesen ein ruten und geysel des almächtigen gottes.* In Comestors Werk lesen wir im 6. Kapitel des Buches Daniel: *Nec hanc potestatem habuit a se Alexander sed fuit virga furoris Domini in filios pestilentes.*

Jetzt setzt bei Hartlieb die Erzählung wieder ein: er bringt die Geschichte von der schauerlichen Missgeburt, die auf Alexanders Verderben gedeutet wird. In M berichtet Alexander selbst die Begebenheit in seinem Brief an Aristoteles, Hartlieb aber benutzt diese Dar-

[1]) S. 182.

[2]) Justinus. Rec. J. Jeep. Leipzig 1862. S. 87.



stellung nicht als Quelle, sondern bietet den Text des Julius Valerius.[1]) Das bekundet vor allem die Beschreibung der Missgeburt:

Ein selczams wunder das waz ob der gürtel gestalt als eym rechtes mensch aber underhalb der gürtel was es gestalt als mäniger hand grausamer tierhaubt. als eyns leon haubt und das ander als eyn perenhaubt. das vierd als eyns leoparden haubt. die unden an dem kind stunden der waren so vil das sy nyemant recht erzelen mochte noch kund. Die selben haubter hetten das kind under der gürtel gancz und gar umbgeben.

Julius Valerius:

Infans cuius superior pars ad hominem pertinens videbatur inferior vero beluinis capitibus, praeter quod non caninis lupinisve enimvero leonum et pardorum ursorumque atque draconum capitibus inguina infantuli cingebantur.

Ganz anders sieht das wunderliche Geschöpf nach der Beschreibung der Historia de preliis aus: *filius qui erat ab umbilico et sursum ut homo ab umbilico usque ad pedes erat bestia; similitudinem habebat canis.* Auch die Worte des Wahrsagers, der das Wunder deutet, entsprechen dem Text des Julius Valerius, und der Ausruf: *grossmächtiger künig ich wolt daz dise auslegung deinen veinden solt zu gan und nitt dir*, fehlt in M, während er bei Julius Valerius genau so steht: *o rex! o utinam interpretatio hostibus et inimicis tuis haec esset.*

Nachdem Hartlieb noch bei Alexanders Trauer verweilt hat, erzählt er die Ermordung des Königs, zunächst in Übereinstimmung mit Justinus. Als Beweggrund für Antipaters Tat gibt Hartlieb an: *Antipater der morder het gar vil edler freund die do Alexandro vast ungehorsam waren darumb tät sy Alexander gar hörtigklichen straffen wann ettlich tät er verellenden ettlich schuff er gar ertödten.* Einen weiteren Grund für seine Rachsucht nennt Antipater selbst, als er seinen Sohn Cassander mit dem Mord beauftragt: *sich an wie gar hörtt uns sein mutter Olimpiades gehalten hat und noch helt.* In der Historia de preliis lesen wir von diesen Motiven nichts, wohl aber

[1]) Epitome Kap. 30. S. 61, 62.



bei Justinus:[1]) *Auctor insidiarum Antipater fuit, qui cum carissimos amicos eius interfectos videret, generum suum occisum ... a matre quoque eius Olympiade variis se criminationibus vexatum* ... Antipater lässt sich ein furchtbares Gift herstellen, das, wie die Historia de preliis berichtet, nur *in cantrella ferrea* aufbewahrt werden kann. Nach Hartlieb aber ist es *ein so starcke gifft, das sy in keinem gefäss es wär glass erd oder eysen zyn gold oder kupfer beleyben möcht.* Antipater ist ratlos, da gibt der Meister, der das Gift verfertigt hat, die Auskunft: *die gifft mag in keinem geschirr beleyben dann in einem huff von einem pfärd.* Das verdankt Hartlieb alles wieder dem Justinus: ... *cuius veneni tanta vis fuit, ut non aere non ferro non testa contineretur, nec aliter ferri nisi in ungula equi poterat.*

Cassander kommt mit dem Gift nach Babylon. Hartlieb fügt hier an: *Da selbs wart er gar schon und wol entphangen von Allexandro wann er het zwen prueder bey Allexandro. Philippus hiess eyner. der ander hiess Jolus.* Der deutsche Übersetzer bringt also, während die Historia nur Jolus erwähnt, mit Justinus die Namen der beiden Brüder des Cassander. Völlig missverstanden aber hat Hartlieb eine Stelle des Justinus, wenn er an die beiden Namen anschliesst: *nun het Antipater verboten Cassandro daz er in den sachen nyemant getrawen solt dann Jolo.* Wir verstehen nicht, warum Cassander nur diesem einen Bruder Vertrauen schenken soll. Es handelt sich hier wieder um eine Namensentstellung: statt *Jolus* stand im lateinischen Text *Thessalus*, und das ist der Fürst, bei dem das Gastmahl stattfinden soll. Hartlieb hat also die Stelle ... *praemonito filio, ne alii quam Thessalo et fratribus crederet* ganz falsch gedeutet.

Auch die Vergiftung Alexanders schildert Hartlieb nach der Darstellung des Justinus. Die Historia de preliis nennt uns den Namen dessen, der das verhängnisvolle Gastmahl abhält, nicht; Hartlieb sagt, es findet

[1]) S. 88.



statt *bey einem fürsten der hyess mit namen Cesolus* (Justinus: *Thessalus*). Über die näheren Umstände der Ermordung berichtet Hartlieb: *Nun waren . . Philippus und Jolus brüder und schencken die des trinckens pflagen Alexandro zu raichen. daz tranck Alexandri stund in kaltem wasser darzu hetten sy die bösen gifft auch darein gethan.* Das stimmt ungefähr überein mit den Worten des Justinus: *Philippus et Jollas praegustare ac temperare potum regis soliti in aqua frigida venenum habuerunt quam praegustatae iam potioni supermiserunt.* Als Alexander das Gift getrunken hat, durchwühlen ihn furchtbare Schmerzen, *er het sölich gross stechen in seinem leib daz er die seinen bat daz sy in töten solten.* Justinus [1]) sagt: *tam misere cruciatus est, ut ferrum in remedia posceret.* — Durch die Ruchlosigkeit des ungetreuen Jolus, der Alexander eine vergiftete Feder reicht, werden die Schmerzen des Königs so gesteigert, dass er in den Fluten des Euphrat den Tod suchen will. Nur die flehenden Bitten seines Weibes Roxane vermögen ihn davon abzuhalten. Das erzählt Hartlieb nach der Historia de preliis, aber auch Justinus wirkt noch auf ihn ein. Die treuen Griechen eilen herbei, um ihren sterbenden Herrn zu sehen; *der todsiech Alexander bot sein rechte hand ze küssen allen Kriechen die sy mit grossem jamer kusten.* Die Historia de preliis sagt nur, dass die Mannen hereinströmen, *unusquisque osculans eum*, Justinus aber hat übereinstimmend mit Hartlieb *osculandam dextram suam flentibus porrexit.*

Es verrät sich aber deutlich, dass Hartlieb am Schluss seines Buches neben Justinus noch den Wortlaut eines anderen Autors bietet, den ich leider nicht auffinden konnte. Vor allem hat er dieser Vorlage ein merkwürdiges Motiv entnommen, das sonst in keiner Bearbeitung der Alexandersage vorzukommen scheint: Roxanes Ehebruch. Als Roxane ihren Gemahl bittet, für sie und

[1]) Kap. 13.



ihre Kinder zu sorgen, gibt ihr Alexander die seltsame Antwort: Hast du deine weibliche Zucht nie vergessen, so ist das besser als alles, was ich für dich tun kann. Hast du aber deine Ehre befleckt, so wird dich die Strafe ereilen, *doch tröst ich mich das ich nie kein bös wort von dir gehört hab . . . wie wol war ist das der mann alzeit ist der leste der seines gemahels uneren reden und sagen höret.* Aus diesen Worten spricht eine bange Befürchtung, die denn auch in der Tat bestätigt wird. Die trauernden Griechen, denen Alexander sein Weib und seine Kinder als Nachfolger empfiehlt, entdecken dem sterbenden König die Schande seiner Frau: Roxane hat in der Ehe Alexander die Treue gebrochen. Sie wollen einen anderen Nachfolger, der aus reiner Ehe entsprossen ist.

Es ist undenkbar, dass der Übersetzer dies Motiv selbst erfunden haben sollte, aber wie haben wir uns die Entstehung dieser merkwürdigen Angabe, die Hartlieb sicher in einer der vielen Schriften über Alexander den Grossen fand, überhaupt zu denken? Am Ende seines Lebens erfährt Alexander, dass Roxane ihm die Treue gebrochen hat, und man weiss nicht, ob ihr ältestes Kind Herkules Alexanders Sohn ist. Hier scheint sich historische Überlieferung mit Sagenhaftem vermischt zu haben. Historisch ist, dass bei Alexanders Tod die Frage der Nachfolgerschaft sehr schwierig ist, und dass ein Sohn Herkules, den Alexander von einer Nebenfrau Barsine hat, nicht für ebenbürtig gilt. In Hartliebs Buch ist Herkules ein Kind Roxanes, die ihrem Gemahl die Treue gebrochen haben soll. Dies Motiv des Ehebruchs ist vielleicht die Erinnerung an eine alte Sage über Alexanders Weib. In Jansen Enikels Weltchronik lesen wir eine Unterredung Alexanders mit seiner liebsten Frau, die er auch zur Königin gemacht hat (V. 19251—296). Alexander will wissen, ob er stets auf ihre Treue bauen könne, und sie beteuert es ihm mit den überschwenglichsten Worten. Alexander glaubt ihr und lässt sich in einem Kasten ins Meer senken, sie aber hält die

Kette: er gibt sein Leben in ihre Hand. Da naht sich der Königin ein Mann und wirbt um sie mit einschmeichelnden Worten. Sie will ihrem Gemahl die Treue nicht brechen,

> der heiden aber mit ir ret
> und warp um sie unz an die zît
> daz sî ân allen widerstrît
> die keten in daz mer lie
> den heiden si lieplich zuo ir vie
> (V. 19400—404)

Vielleicht ist aus dieser beliebten Sage, die auch in prosaischer Form in die Historienbibeln [1]) übergegangen ist, die Erzählung von Roxanes Ehebruch entstanden. Wenn aber dem König die Untreue seines Weibes erst am Ende seines Lebens enthüllt wird, so ist dieser Zug wohl von Philipp auf Alexander übertragen. Nach Justinus erfährt nämlich Philipp erst kurz vor seinem Tode, dass Alexander nicht sein Sohn ist, sondern dass Olympias ihn hintergangen hat.

Vergebens senden die Griechen köstliche Kleinodien in den Tempel der Götter, Alexander wird so schwach, dass man schon wunderbare Salben holen lässt, um den Leichnam des Gestorbenen einzubalsamieren. Das berichtet Hartlieb nach der Historia de preliis (Landgraf S. 135_{18}—136_{3}). Aber aus Justinus stammt dann Alexanders Ausspruch: der Würdigste soll König werden.

> Sein ware trew und grosse manheit wolt nit das käm sein mag noch freund sundern der aller wirdigost zu eym keyser nach im erwelt würd . . . wann er betrachtet in seinem gemüt daz ymmer schad und schand und gespött wär daz eyn waicher und weibischer in gemüt eins oder merer land herr und künig seyn solt. aus dem wort geschach gross mord und unsäglich streyt wann aller Kriechen macht ward dadurch zerstört wann yegklicher maint in seinem mut er wolt der wirdigest und der best seyn.

---

[1]) Th. Merzdorf: Die deutschen Historienbibeln des Mittelalters. Tübingen 1870. Bd. II. S. 546--548.

Das ist eine etwas freie Übersetzung der Angaben des Justinus:

Tanta illi magnitudo animi fuit ut . . . oblitus necessitudinum dignissimum nuncuparit heredem, prorsus quasi nefas esset viro forti alium quam virum fortem succedere aut tanti regni opes aliis quam probatis relinqui. Hac voce veluti bellicum inter amicos cecinisset aut malum discordiae misisset ita omnes in aemulationem consurgunt.

Auch was sich hieran bei Justinus anschliesst, übersetzt Hartlieb: *Das stund bis an den sechsten tag do ward Alexander so schwach das er nit mer gereden mocht und alle sein red ward im verlegt. do bot er sein fingerlin und secret einem fürsten genannt Pardax . . . daz selb fingerlin macht zwischen vil fürsten frid und einigkeit . . . aber dye meist mänige wolt sich daran nicht keren wan yegklicher vermaint er wär der pest . . . Sy wolten nit erkennen daz er mit stymm sunder mit dem ring Pardaxum zu rechten erben und künig erwölet het.* Justinus schreibt: *Sexta die praeclusa voce exemptum digito anulum Perdiccae tradidit quae res gliscentem amicorum dissensionem sedavit. Nam etsi non voce nuncupatus heres indicio tamen electus videbatur.*

Alexander stirbt, und Hartlieb weist auf sein tragisches Geschick hin: *der sich vor an aller welt nit genügen het lassen der musst nun in einer grub syben schuch lang eyn völlig genügen haben.* Diese Betrachtung über die Nichtigkeit des Lebens begegnet uns gerade da, wo von Alexander die Rede ist, sehr häufig und wird in manchen Werken weit ausgesponnen. Auch Hartlieb mussten diese Betrachtungen über Leben und Sterben des grossen Welteroberers geläufig sein, und er hat davon gerade den wirksamsten Gegensatz hervorgehoben: die hochfliegenden Pläne Alexanders und das enge Grab, in dem er nun Ruhe findet.

Der deutsche Übersetzer schildert dann die Klage um Alexander, die sich *in allen Babilonia* erhebt. Das lesen

[1]) XII. Kap. 15.



wir auch bei Justinus im 1. Kapitel von Buch XIII. Immer wieder aber deutet Hartlieb auf das traurige Geschick der unseligen Roxane hin und nennt auch die Quelle, wo das alles genauer erzählt ist: *wie vil leut nach dem tod Alexanders erschlagen wurden und wie alle land betrübt wurden darumb daz zweifel was in den rechten kinden Alexanders das findet man in den büchern die do sagen von der erstörung der land.*

Über den Ort, wo Alexander bestattet werden soll, droht ein heftiger Streit auszubrechen, doch verkündet das Orakel Jupiters, in seiner Stadt Alexandria soll der Held begraben werden. So erzählt Hartlieb und folgt damit wieder der Darstellung des Julius Valerius[1]), doch fährt er fort: *do namen in all seyn fürsten und legten in auff seinen küniglichen wagen und fürten in von Babilonia in das land Egipten und in sein stat Alexandria. Nun was ein fürst der rait zunächst nach dem wagen der rufft mit lautter stym weinen und schreyen. Alexander du aller sterckester und mächtigester künig du hast in deinem leben nye so vil leut getödt und umbracht als du thun wirst in deynem jungen tode.* Das entspricht dem Text der Historia de preliis (Landgraf S. 136): *posuerunt eum in curru suo portantes eum a Babilonia usque Alexandriam. Tunc Ptolemaeus pergebat ante currum suum clara voce plorando: O fortissime Alexander non occidisti tantos in vita tua quantos occidis in morte.*

Mit einer Aufzählung der 12 Alexandria, die der Eroberer gebaut hat, schliesst die Geschichte Alexanders ab. In der Bezeichnung und der Reihenfolge der 12 Städte unterscheidet sich Hartlieb wieder von der Historia de preliis und übersetzt das letzte Kapitel der Epitome des Julius Valerius. Wie dort zuletzt berichtet wird: *Insignivit ergo muros earum primorum quinque graecorum elementorum characteribus uti legeretur in eis Alexander rex genus Jovis fecit Α. Β. Γ. Δ. Ε. Et quem*

---

[1]) Epitome S. 63, 6—11.



orbis universus ferro superare non potuit vino et veneno superatus atque exstinctus occubuit, so berichtet auch Hartlieb, er überträgt aber von dem letzten lateinischen Satz nur die erste Hälfte und zieht diese irrtümlich zu der Inschrift: *in allen stetten hatt er an yegklichen tor mit kriechischen buchstaben geschriben warumb er die selben stat gebawen hab . . . die geschrifft an den mauren was also lautend. Der Alexander hatt mich gebawen er was von dem geschlächt Jupiters und alle welt möcht in nit mit streyt überwinden.*

Damit ist die Epitome und auch die Historia de preliis beendet, Hartlieb dagegen gibt uns auf mehreren Seiten noch eine Schilderung von den Kämpfen der Diadochen und schliesst sich dabei an die Darstellung des Orosius an, der im 3. Buche (Kap. 23) diese Ereignisse erzählt. Hartlieb unterscheidet sich von Orosius dadurch, dass er den Ptolemäus besonders hervortreten lässt. Er berichtet, wie dieser auswandert, um sich ein Land als Heimstätte zu suchen. *Also kam er durch Reussen und Littau und Preussen. da vand er gar ein schön weit lande an das mör stossen. dasselb hiess Sachsen . . . wie er aber das land gewan und behielt das steht geschriben in dem buch das do sagt von ursprungen der Sachsen.*

Wir kennen nicht die besondere Schrift, die Hartlieb hier erwähnt, aber die Sage, die er ihr entnimmt, ist uns nicht fremd. Sie wird von Widukind in seiner sächsischen Geschichte, dann von Ekkehard im Chronicon Universale erzählt, aber auch Werke in deutscher Sprache erwähnen die Sage über den Ursprung der Sachsen. So das Annolied, die Kaiserchronik (V. 237 ff.) und die sächsische Weltchronik, die nach dem Bericht von Alexanders Tod fortfährt: *de sine todelten sich do unde to voren in mannich lant. Ir quam en del to Prucen unde en del to Rutzen. von deme selven here quamen och de Sassen here to lande unde verdreven och de weldigesten Doringe . . . unde buweden och borghe in deme lande to Sassen.* Auch die „Düringische Chronik“ des Johann Rothe, ungefähr



gleichzeitig mit Hartliebs Buch abgefasst, erzählt im Zusammenhang der weltgeschichtlichen Begebenheiten die Taten Alexanders des Grossen (Kap. 85—132) und berichtet dann (Kap. 133a) *wie die Sachsen zu erst yn diese lant gwomen.* Und auch Johannes Aventinus[1]) hebt in seiner Bairischen Chronik bei der Erzählung von Alexanders Taten hervor: *Die säxischen und schwäbischen Geschichtsschreiber sagten si di Saxen und Schwaben sein bei kaiser Alexandro in Asien und Europa am solt gelegen. Bei unsern vorvodern hat man davon ein alt lied gesungen.*

Wir sehen also, dass die Sage recht bekannt war und auch gern im Anschluss an die Geschichte Alexanders erzählt wurde, aber in den erwähnten sagenhaften Chroniken spielt nirgends die Person des Ptolemäus eine Rolle, wie das bei Hartlieb der Fall ist. In den letzten Worten seines Buches erwähnt unser Übersetzer die Schrift, der er seine kuriosen historischen Angaben über das Sachsenreich des Ptolemäus verdankt, noch einmal: *darnach über etlich lange jar kamen den alten Ptolemäus suns sun einer durch Düringenland gefaren und nam ein land da ein das heisst zu den siben bürgen . . . von dem grossen Alexander und seinem geschlechte hat das buch nit mer inn. Es hat Eusebius nit wyter davon geschriben. Wie aber die Kriechen darnach gar lang herrscheten das vindet man in dem buche de origine Saxanorum.*

Am Schlusse dieser Quellenuntersuchung ist noch die Tatsache hervorzuheben, dass Hartlieb bei einigen Zügen, für die wir eine lateinische Quelle nicht nennen können, sich auffallend mit dem deutschen Alexandergedicht Ulrichs von Eschenbach berührt. Als Nektanebus der Königin Olympias mitgeteilt hat, dass sie sich dem Gott Ammon hingeben müsse, da sträubt sich Olympias, nach Hartliebs Darstellung, heftig gegen diesen Gedanken. Sie will lieber sterben, als ihrem Gatten untreu

[1]) Sämtliche Werke. Bd. IV. 1. München 1882. S. 337.

werden. Ganz ähnlich bei Ulrich von Eschenbach![1] „Neptanabus" hat Olympias seine heisse Liebe gestanden, sie aber will ihren Gemahl nicht betrügen:

sîn triuwe ist gegen mir sô stæte,
ê daz ich des iht tæte,
daz wære wider sîn gebot,
ich wolt ê kiesen den tôt. (V. 513 ff.)

Durch den Tod des Nektanebus hat Alexander erfahren, dass der Aegypter sein Vater war. Olympias gesteht dem Sohn reuig ihre Schuld und ruft jammernd: . . . *du solt auch wissen daz ich nymmer mer mag frölich werden noch sein. Ich will mich ewiglich peynigen und kestigen . . . Appollo und Pheton wie habt ir mein ere behüt daz ich so gar von allen êren gevallen bin . . . o wie hoch was Philippus mein herr geziert da er eyn stät weib hat. aber nun ist sein ere und land durch mich geschwecht das klag ich heut und ewigklich.* In unseren lateinischen Quellen steht davon nichts, ganz ähnlich aber wird Schmerz und Reue der Königin über ihre Schuld bei Ulrich von Eschenbach geschildert:

sie sprach: wâ mite hân ich daz,
mîn got, verdienet wider dich,
daz du sô unsælic mich
der werlde hâst gemachet?
mîn hôhiu wirde swachet . . .
ich sol mich jâmers vlîzen
mîn wâriu vröide sol rîzen.
sî enwirt in mînem herzen ganz.
ich sol der wernden sorgen kranz
ûf mîn houbet binden;
mîn tage suln mir swinden
mit leide und mit riuwen . . . (V. 768 ff.)

Eine weitere Übereinstimmung Hartliebs mit Ulrich von Eschenbach findet sich bei der Heimkehr Alexanders

[1]) Alexander von Ulrich v. Eschenbach. Herausgeg. v. Wendelin Toischer. Tübingen 1888.



zu seiner erkrankten Mutter. Die Historia de preliis hat nur berichtet, dass Alexander eine Zeit lang bei Olympias bleibt und dann weiter zieht; Hartlieb erzählt, dass die Mutter vergebens versucht, den Sohn zum Bleiben zu bewegen. Wenngleich nun Hartlieb diese Episode sicher eigenartig gestaltet hat, so lesen wir doch auch in dem mittelhochdeutschen Gedicht, dass Olympias den Sohn inständig bittet, nicht von ihr zu scheiden. — Vor allem ist Hartliebs Schilderung der Wasserfrauen in dem Brief Alexanders an Aristoteles hervorzuheben. Da finden wir bei Hartlieb vieles, was in der lateinischen Epistola fehlt. *Welich man mit in unkeusch pflugen den erbuten sy es gar wol und machten in sunder speis von würczen und specerey das sy gar vast unkeuscheyt mochten treyben . . . das triben sy dann auch so lang pis die man all ir marck und reynes plut aus in vergussen. do mit sy auch von stund an sturben.* Eigene Ausmalung Hartliebs ist das nicht, denn er stimmt hier wieder genau mit Ulrich von Eschenbach überein, der ebenfalls von den verführerischen Weibern berichtet:

wenn sie begrîfen einen man,
den wellen sie nimmer von in lân.
eine spîse sie im geben,
daz er immer gerne leben
bî den vrouwen wolde,
ob ez alsô wesen solde . . .
diu kost der manne sinne
reizet gegen in sô ûf minne,
daz sie sich sô sêre nœten
an in, biz sie sich tœten. (V. 25729 ff.)

Und wenn Hartlieb berichtet, dass Alexander seinen Griechen verbietet, den gefährlichen Frauen zu nahen, so lesen wir bei Ulrich von Eschenbach etwas Ähnliches:

von dem lande quam ein man
der in daz varn mit in verbôt.
der sagte in daz sie müesten nôt



von den frouwen lîden
die sie gerne möchten mîden. (V. 25706 ff.)

Wir können uns alle diese Übereinstimmungen durch gemeinsame, uns unbekannte Vorlagen Hartliebs und Ulrichs von Eschenbach erklären. Aber nahe liegt die Vermutung, dass der belesene Übersetzer das Gedicht des späten höfischen Epikers gekannt hat. Er arbeitete an seinem Alexanderbuch ja zu einer Zeit, wo man wieder mit den epischen Schöpfungen der vergangenen Jahrhunderte sich beschäftigte, um sie in Volksbuch und Ritterroman neu zu beleben. Und mit dem begeistertsten Kenner der alten Ritterdichtungen, mit Jakob Püterich von Reichertshausen, war Hartlieb eng befreundet. In dem Codex der Schrift: „Von den warmen Bädern", Cgm 733, ist auf Blatt 43b von Baden im Aargau die Rede, wo es gar fröhlich zugeht und wo die Leute sich Speise und Trank entziehen, um nur ja die Vergnügungen des Bades geniessen zu können: *da sint geistlich und weltlich leut vast arm dy ir speiss in vast abprechen. das sy czu solichen freuden komen.* Und der Übersetzer drängt sich dann selbst mit der Versicherung hervor, dass er und sein Freund ganz anderer Meinung sind, dass sie nicht auf einen frohen Schmaus verzichten wollen. *Das ist mir Doctor Hartlip und Jacob Puttrichen nit also*! Die muntere Offenheit, mit der uns hier eine Übereinstimmung der beiden Freunde in frohem Lebensgenuss verraten wird, lässt sicher annehmen, dass Hartlieb und Püterich sich auch in der Freude an den alten Dichtungen zusammenfanden. Da mag denn Hartlieb die reiche Büchersammlung seines Freundes benutzt und dabei auch aus dem Alexandergedicht Ulrichs von Eschenbach geschöpft haben, das Püterich ja unter seinen Schätzen mit den Worten nennt:

Wie nun Herr Alexander
Die wellt bezwungen hat,
Ulrich vill woll das vander
Von Eessenbach dieselbig seine that.



Wir fassen die Ergebnisse der Quellenuntersuchung zusammen. Zunächst haben wir an vielen Einzelheiten den Beweis erbringen können, dass Hartlieb in der Tat die Historia de preliis in einer Recension benutzt hat, die von D erheblich abweicht und deutlich mit M übereinstimmt. Wir haben aber ausserdem eine Reihe von anderen Autoren heranziehen müssen und konnten aus ihnen den lateinischen Text, der Hartliebs Buch zu Grunde liegt, mit annähernder Vollständigkeit herstellen. Da erhebt sich sogleich die Frage: hat Hartlieb die Berichte der verschiedenen Quellenwerke selbst miteinander vereinigt und so eine eigene Composition geschaffen, oder hat er ein einziges lateinisches Werk übersetzt, in dem Auszüge aus mehreren Büchern zu einem Ganzen verarbeitet waren? Ich glaube, eine feste Entscheidung ist hier nicht zu fällen, so lange nicht ein glücklicher Fund sich einstellt, und wir können nur die Möglichkeiten gegen einander abwägen.

Der lateinische Text, der Hartliebs Buch zu Grunde liegt, ist in der Hauptsache eine Vereinigung der beiden ältesten lateinischen Darstellungen der Alexandersage, nämlich eine Verbindung der Epitome des Julius Valerius mit der ältesten Textgestalt der Historia de preliis, wie sie der Codex M darstellt. Diese eigenartige Verschmelzung tritt uns nur bei Hartlieb entgegen, aber wir brauchen sie darum doch nicht als Werk des deutschen Übersetzers anzusehen; von den vielen handschriftlichen Bearbeitungen des Alexanderromans, wie sie die meisten grösseren Bibliotheken besitzen, kennen wir zu wenige genau, um ein abschliessendes Urteil aussprechen zu können. Die vielen anderen Stellen, die wir zur Rekonstruktion des lateinischen Textes einreihen mussten, stammen fast alle aus Werken, die der literarischen Tradition gemäss von den meisten Bearbeitern des Alexanderstoffes benutzt worden sind, aus Orosius, aus Petrus Comestor, aus Justinus. Wohl ist es möglich, dass auch Hartlieb in dem lateinischen Text, den er benutzte,

manche fremde Stelle schon einverwoben fand; durch Auszüge und Kompilationen war ja jedem Erzähler des Alexanderromans genügend vorgearbeitet. In dem riesenhaften Sammelwerk des Vincenz von Beauvais, im Speculum historiale, war als zusammenhängender Text die Epitome des Julius Valerius gegeben, die Vincenz einfach als Historia Alexandri Magni bezeichnete; dieser Text war aber ergänzt und aufgeschwellt durch eine reiche Zahl von Excerpten, die oft sogar die jedesmalige Quelle genau angaben. So muss die Quellenuntersuchung sich mit einer möglichst genauen Fixierung des lateinischen Wortlauts, den Hartlieb wiedergibt, begnügen und kann nicht mit Sicherheit feststellen, welches Quellenwerk Hartlieb selbst in Händen gehabt, ob er diese Stelle aus Orosius oder jene aus Justinus entnommen habe.

Und doch scheinen mir viele Gründe für einen erheblichen Anteil Hartliebs an der Komposition, für seine auswählende und verbindende Tätigkeit bei der Verdeutschung des lateinischen Alexanderromans zu sprechen. Hartlieb sagt zwar in der Vorrede, er habe sich entschlossen, das Buch vom grossen Alexander zu übertragen, *nach dem waren text nicht hindan noch darzu zu setzen*; er will damit aber schwerlich versprechen, sich streng nur an eine einzige Quelle zu halten, sondern er nimmt sich lediglich vor, den Stoff nicht willkürlich zu mindern oder aus eigener Erfindung zu mehren: er will den „wahren Text“ vom Alexanderbuch geben: Hartlieb weiss, dass es vom Alexanderroman verschiedene Fassungen gibt und hat dies auch selbst ausgesprochen, wie wir aus einer Stelle am Schluss der beiden Münchener Handschriften Cgm 580 und Cgm 581 ersehen: *Allergnedigste fürstin das puch hab ich doctor Hartlieb dir und deinem gemahel und kinden zu teutsch gemacht nach dem rechten text als es sant Eusebius geschriben hatt. Es sindt ach etlich ander pücher die ach sagen von dem Leben Alexanders. Ich kan aber nit verstan das sie bewartt seyn darumb halt ich nit darvon.* Welche bestimmten Bücher Hartlieb hier ablehnt, können

wir nicht wissen, aber vor allem denkt er wohl an die jüngere Recension der Historia de preliis, die uns aus den Drucken bekannt ist. Er will sich an den rechten Text des Sanct Eusebius halten, das heisst an die älteste Fassung der Historia. Und es ist nicht zu verwundern, dass neben der Historia gerade das Werk des Julius Valerius so sehr mit Hartliebs Text übereinstimmt. Der Name des Verfassers der Epitome war dem Übersetzer ja nicht bekannt, und die Schrift erschien ihm deshalb nur wie ein anderer Text des Alexanderbuches, der auch in mancher Beziehung für ursprünglicher und treuer galt. Daneben konnte Hartlieb in seinem ausführlichen Werke die beliebten Erzählungen und kleinen Züge nicht entbehren, die bei den verschiedensten Schriftstellern zerstreut waren, die aber jeder in einem deutschen Buche über Alexander erwartete. Dem gebildeten Übersetzer waren diese Autoren alle bekannt, warum sollte er sie nicht auch für seine Arbeit benutzt haben! Gewiss steht Hartlieb mit seiner Anknüpfung der Diadochengeschichte aus Orosius nicht allein da; auch lateinische Handschriften, so der Münchener Codex 16405, der im Jahr 1343 geschrieben wurde, bringen diesen Schluss, aber nur bei Hartlieb ist eine Schuld der Roxane mit diesen Ereignissen verflochten, nur bei ihm tritt Ptolemäus besonders hervor. Die Historia scholastica des Petrus Comestor war auch in den Tagen des Frühhumanismus keineswegs veraltet; sie wurde schon 1483 gedruckt und fand also als wichtiges theologisches Kompendium auch damals noch ihre Leser. Die Vertrautheit Hartliebs mit Justin aber halte ich für noch wahrscheinlicher; gerade durch die Benutzung eines Historikers wie Justin nimmt der Humanist Hartlieb, der ja sein Buch am Schluss ins Chronikalische zu wenden sucht, unter den deutschen Bearbeitern des Alexanderromans eine Ausnahmestellung ein.

So erscheint es doch einleuchtend, dass ein so belesener Autor wie Hartlieb selbst aus den massgebenden



Büchern dies oder jenes schöpfte, das er für notwendig oder vorteilhaft ansah. In keiner anderen deutschen Darstellung von Alexanders Taten finden wir die Collatio Dindimi mit dem Commonitorium des Palladius vereinigt, und nirgends ist auch der grosse Brief Alexanders an Aristoteles so vollkommen wie eine selbständige Schrift wiedergegeben. Dann begegneten uns bei Hartlieb auch Einzelheiten, für die wir in keinem lateinischen Werk, sondern nur in älteren deutschen Dichtungen Parallelen fanden: der Übersetzer hat vielleicht manches uns unbekannte Buch über Alexander benutzt und bei seiner Übersetzung auch Erzählungen angebracht, die ihm durch die Lektüre poetischer Werke im Gedächtnis waren. Gerade bei dem Alexanderbuch ist dieser Anteil Hartliebs an der Darstellung sicher, die Übersetzungstechnik spricht entschieden dafür. Bei der Übertragung der Legende von St. Brandan hat Hartlieb einen bestimmten Text vor sich und übersetzt diesen sehr getreu; auch bei dem Traktat des Andreas Capellanus hält er sich recht genau an seine Vorlage, und nur selten stossen wir auf eigene Zusätze. Ganz anders im Alexanderbuch! Da drängt sich die Persönlichkeit Hartliebs mit all ihren Neigungen und Liebhabereien hervor, da treffen wir Schritt auf Schritt die Mitarbeit des Übersetzers. Diese Ausnahmestellung des Alexanderbuchs ist leicht begreiflich. Bei der Übertragung des Brandan oder des Buchs der Liebe war Hartlieb an eine bestimmte und bekannte Quelle gebunden und konnte sich deshalb nicht gut Freiheiten erlauben. Von der Geschichte Alexanders des Grossen aber gab es gar viele Bücher, bei den verschiedensten Autoren waren interessante Mitteilungen über den beliebten Helden zerstreut, und wer ein umfangreiches Werk über Alexander den Grossen verfasste, brauchte den eigenen Erzählungsdrang nicht ängstlich zurückzuhalten. Die Vertrautheit mit so zahlreichen Quellen, die Auswahl, die Verknüpfung verschiedener Berichte, alles dies führte von selbst zu einer grösseren

Beweglichkeit und liess den Übersetzer an seinen Stoff mehr selbständig herantreten. Er brauchte nicht den Vorwurf zu fürchten, dass er Wichtiges weggelassen oder Fremdartiges hinzu erfunden habe; welche Werke er auch benutzte, er gab nur überlieferte Erzählungen und konnte bei seinem Zurückgehen auf die Epitome und die älteste Fassung der Historia, bei seiner Wiedergabe von Historikern wie Orosius und Justinus sein Buch wohl als den „wahren Text“ des Eusebius bezeichnen. Warum hat Hartlieb aber nirgends die Autoren genannt, die er übersetzt, warum hat er das Ganze als das einheitliche Werk des Eusebius hingestellt? Wohl um den Charakter seines Buches zu wahren. Er gab doch eine zusammenhängende Erzählung und schrieb für weitere Kreise ein Prosabuch zu belehrender Unterhaltung. Die Angabe der Autoren aber hätte bei einem Werk, das doch als romanartige Erzählung gedacht war, nur störend gewirkt und die Darstellung zu sehr in einzelne Stücke zerrissen. So gab Hartlieb sein Buch als eine getreue Übersetzung des Eusebius und hatte doch, nicht nur durch die Art seiner Quellenbenutzung, sondern auch durch bewusste und unbewusste Eigenart seinem Werke einen persönlichen Charakter gegeben.

Teil II.

Die Übersetzung.

I. Der Charakter des Alexanderbuchs.

Man hat das Alexanderbuch bisher nur für ein Kuriosum gehalten, man hat die oft absonderlichen Zusätze nur angestaunt, ohne sie zu erklären, nur belächelt, statt darin eine bezeichnende Richtung der Persönlichkeit und des Buches zu sehen. In seinem Vorwort gibt uns Hartlieb den nötigen Aufschluss über die Gründe, die ihn zu seinem Werk veranlasst haben, und beruft sich dabei auf einen Ausspruch Senecas, wonach es erforderlich sei, Leben und Taten der Fürsten in Chroniken allen zu verkünden.

Zu dem ersten das die yecz wesenden und gegenwürtigen fürsten die selben Coronik lesen und sich darinn gar eigentlichen fleissen und üben, das sy allen dem daz erberg und dem gemeinen nucz fürderen ist nachvolgen. Zu dem andern daz sy alles vermeyden daz sy hören in iren getanen sachen unrecht und unzimlich und unpillich geschehen sein. Zu dem dritten mal das die gegenwürtigen fürsten sich also halten das sy nach iren wercken hie in leben und dar nach irem tode gut lob behalten (Bl. 1a).

Diese drei Gedanken werden genauer ausgeführt, und Hartlieb sagt darauf, wie er den Worten Senecas entsprechend gehandelt habe:

Seyd nun das buch von dem grossen Allexander gar vil unzalberlicher stuck und capitel inne helt dar durch ein fürst gross tugend und manheyt hören sechen und auch erlangen mag so hat der hochgeborn durchleuchtig fürst herzog Albrecht herzog in payren, pfalczgraff bey reyn und graff zu voburck Auch sein allerdurchleuchtigeste gemahel fraw Anna von praunschweick

geboren nit unbillich An mich meister Johannes doctor in erczney und in natürlichen künsten Irem undertann begert und gebotten das buoch des grossen Alexanders zeteutsch machen . . .

In Dankbarkeit für alle ihre Gnade hat Hartlieb diesem Gebot gehorcht, und er bittet nun seine hohen Gebieter, denen er ehrfurchtsvoll huldigt, gar oft die alten Chroniken zu lesen und nach dem Beispiel der Helden immer neuen Ruhm bei Lebenden und Nachkommen zu erwerben.

Hartliebs Werk ist also nicht eine Übersetzung, die der Neigung des Bearbeiters ihre Entstehung verdankt, es ist auf höheren Befehl zustande gekommen, und dieser höfische Charakter des Buches hat den Bearbeiter zu interessanten Zusätzen und Ausschmückungen veranlasst. Der ganze Ton mit seinem Beiwerk an Empfindsamkeit und gespreizter Würde ist für den Hof, für hohe Damen und Herrn berechnet, Förmlichkeit und Etikette sind nicht ausser Acht gelassen, und immer wieder werden alle die Charakterzüge und Handlungen unterstrichen, die zur Nacheiferung ermuntern sollen.

Der höfische Charakter des Buches zeigt sich einmal in Zugeständnissen an den Geschmack der ritterlichen Gesellschaft, vor allem der Damen. Wie Nektanebus Olympias zum ersten Male sieht, *dâ ward er inprünsticlich entzündet in irer liebe Also daz in bedeucht wie ein prynnende fackel sein hercz an allen orten prennet* (Bl. 5 b). Die Unterredung des Ägypters mit Olympias ist im Ton einer etwas steifen Minnepoesie gehalten, wir sollen hören, wie Nektanebus sich galant einzuschmeicheln weiss. Er sagt nicht, hier sehe er, wie das Orakel verheissen, *reginam* vor sich, sondern *dye aller schönesten künigin dye auff erden lebt* (Bl. 6 a). Und als er von Olympias scheidet *da zwang in dye wunderschön wol gepildte gestalt Olimpiadis das er eylet seynen willen an der künigin zu verbringen, Wann seyn hercz was in prünstlich in ir lyebe entzündt* (Bl. 7 b). Der Herzenswunsch des Ägypters geht in Erfüllung, und auch hier mildert der Übersetzer durch hö-



fische Beiworte: *er beschlieff sy gar zartlichen und schon* ..., *er umbfieng iren pauch gar lieplichen.* Vor der Schlacht mit den Satrapen des Darius ermahnt Alexander seine Ritter: *und wie ir streyten wölt so gedenckt ir wöllent spylen mit schönen weyben und rennet dye frawen gar frölichen an so werdent sy all flüchtig* (Bl. 42 a). Das ist ein Bild, wie es Hartliebs Lesern vertraut ist und angenehm zu hören, und der Übersetzer hat es geschickt angebracht. Wo es ihm möglich ist, schlägt Hartlieb weiche Töne an, die bei der Fürstin und den edeln Frauen Mitgefühl und Rührung erwecken sollen. So wird der junge Alexander stets als zärtlicher Sohn vorgeführt. Er ist herzlich darauf bedacht, die Eltern mit einander zu versöhnen, und der Übersetzer sagt von Alexanders Gang zu Philipp: *er begeret in inn grossen trewen ze schawen. Wann wie wol Alexander weßt das Philippus seyn rechter vater nicht was yedoch sach er in umb das das er in so kostlich und herrlich erzogen hätt und hielt in als für seinen vatter und was im in allen erbern sachen so gehorsam als wär er seyn rechter vatter gewesen* (Bl. 16 b). In Ägypten hat Alexander die Bildsäule seines Vaters Nektanebus gesehen und gibt sich, wie die Historia de preliis berichtet, als Sohn dieses Königs zu erkennen. Hartlieb dagegen erzählt: *nun betrachtet Allexander lang in im selber ob er sagen wölt daz er Nektanebus sun wäre.* In diesem Konflikt siegt natürlich seine Kindesliebe und die ritterliche Sorge für die Ehre seiner Mutter: *er sprach wider sich selber Ee ich meiner mûter ein schandt wort wölt machen ee wölt ich aller meiner küngkreych lant und leut mangeln und emperen* (Bl. 21 a). Vor dem Kampf mit Darius zieht Alexander noch einmal heim, denn Boten haben ihm gemeldet, dass seine Mutter erkrankt ist. Hartlieb betont von sich aus wieder, dass Alexander diese Botschaft *das aller gröste laid was und seins herzen gemüt mer darab erschrack wann ob alle welt gewappnot vor im berait gestanden were* (Bl. 32 a). Und Hartlieb berichtet weiter: *darnach fur* (Alexander) *wider heym zu seiner lieben muter. darzu*

bezwang in muterliche liebe und trew die er zu ir hůt. Als dann wol billich ist daz ein kind sein muter in allen nöten tröst und ir bey gestannd (Bl. 32 b). Wir merken deutlich, dass Hartlieb mit solchen Zusätzen vor allem an die Herzogin denkt: ihrem weiblichen Geschmack muss es gar sehr gefallen, dass der Held, dessen Geschichte sie nun deutsch lesen kann, so fein und zart empfindet. Preis und Ruhm edler Frauen und die Hochschätzung, die ritterliche Helden für sie empfinden, spielt in Hartliebs Buch eine grosse Rolle. Das bekunden vor allem die Worte, die der sterbende Darius an Alexander richtet. Der Perserkönig empfiehlt die Seinen der Obhut des Siegers, und auch die Historia de preliis lässt ihn sagen: *Vigeat benignitas tua uxori meae* (Landgraf S. 98). Was ist bei Hartlieb aus dieser kurzen Bitte geworden? Eine Fülle von Liebesbeteuerungen für die Gattin, ein redseliger Preis ihrer Reinheit und Güte.

O werder und grosser künig Allexander lass dein manheit scheinnen an meinem lieben gemahel teyl ir mit dein genad ... sich an ir getrewes herz und ir stätte lieb die sy zu mir gehabt hat gedenck an ir reine weiplich ere und zucht und laß sy dir wol befolhen sein. Du wöllest mit teilen dein keiserliche güt meinem gemahel daz ist mir daz grösst lieb das mir geschehen mag. O werder künig Allexander ich hab dir geschriben du soltest mein muter weib und kint peinigen als die kind deiner veind. wiß es was mir nit um das hertz. wann allen schaden prechen und verlust aller meiner künckreich land und leut gold und gestein auch mein selbs sterben hat mich nit also vast betrübt als die verlüst meines lieben gemahels darumb hab ich gnad funden in deinen augen so erzayg es meinem gemahel der reinen keuschen frawen und lass sy genießen ihrer zarten reinen weipheyt da mit sy bekront ist ob allen weiben (Bl. 64 a).

Dass der Held des Buches, Alexander, edle Frauen zu würdigen weiss, hebt der Übersetzer auch bei dem Zusammentreffen des Macedoniers mit der Königin Candacis hervor. Statt der wenigen Worte, mit denen die Historia Candacis einführt, lesen wir bei Hartlieb eine begeisterte Schilderung, die sich aller typischen Redensarten des Lobes bedient.



Sy was vast weiß und tät sich nye keiner weltlichen torheit bekümernn, wann die weil ir herr der künig lebt da pflag sy söllicher ere und züchten das es nyemant wol sagen kan ... die edel wolgelewmpt waz weyplicher zucht ein rechter plum. Sy hät auch mit ihren weiplichen tugenden ir künckreich so hoch gezieret das man in allen landen der welt von ir erberkeit sang und seit (Bl. 86 b).

Alexander hat von Candacis gehört und *fräet sich von ganczem herzen und krefften das er zu ir kommen solt. wann wie vil er land und künckreich ye bezwang so hat er doch nye hoher freud noch lust wan daz er die erenreichen tugenlichen wolgelerten frawe ersehen solt* (Bl. 87 a). Das lässt der Übersetzer den Helden auch in seinem Brief sagen: *über alle frid sig victori und triumph so frewdt ein reyn wolgepornn und geleumpt weib alle künig.* Alexander steht dem Sohn der schönen Frau gegen seine Feinde bei, *in zwang die liebin und rechte trew die er hat zu der hochgebornen künigin Candacis. darumb trug er holden mut irem sun* (Bl. 90 a). Und Hartlieb schliesst nach seiner Art mit einer nüchternen Sentenz: *Wann da ist nit rechte lieb wa nit alle zugehorung der liebin geübt werden.* Wir hören also, welch innige Zuneigung Alexander nach Hartliebs Darstellung für die Königin Candacis empfindet, — noch ehe er sie gesehen hat. Als er sie zum ersten Male erblickt, ist er natürlich von ihr begeistert, und der Übersetzer weiss nun nicht Mass zu halten. In der Historia de preliis heisst es nur *visum est Alexandro quod quasi matrem suam vidisset.* Hartlieb aber fügt hinzu: *er gedacht in im selber mein muter mag an der schön dir wol geleichen das sy aber ein sölich gut wort und lewmden hätt in îren tugentden und allen weiblichen züchten darumb wolt ich alle land geben die ich gewunnen hab* (Bl. 91 b). Dieses übertriebene Lob können wir aus Hartliebs Art begreifen, aber es wirkt sonderbar, wenn Alexander die fremde Fürstin damit rühmt, dass er sie über seine eigene Mutter erhebt.

Das höfische Empfinden des Übersetzers bekundet sich aber auch darin, dass er all das mildert oder um-

ändert, was etwa Anstoss erregen könnte, dass er auf ein gesittetes, wohlanständiges Benehmen seiner Personen Wert legt. Er lässt nicht Nektanebus in den Palast gehen, um sich die schöne Königin anzuschauen, er weiss, dass nur ein Geladener einem Königshofe nahen darf, und sagt darum: *do erhal sein lob auch in den palasten dye künigin Olympiades besanndt in* (Bl. 5a). Und wenn im lateinischen Text Nektanebus die Fürstin zuerst begrüsst, *tetendit manum suam salutans eam et dicens illi: Gaude regina Macedonum*, so ändert das Hartlieb, so wie es einem höfischen Ceremoniell mehr entspricht: *die hochgelopt künigin die vergaß nit irer weiplichen angepornen adenlicher tugent Sy bot Nektanabo ir hand Er reckt hinwider sein hand und sprach Ir künigin von Macedonia frew dich und biß gegrüsset. Dy künigin sprach frew dich aller wirdigester meister komm und sitz zu mir* (Bl. 5b). Bei Hartlieb schickt sich Olympias auch nicht sofort darein, dass sie einem Gott zu Willen sein soll; dem Übersetzer erscheint das unpassend und einer so hohen Frau nicht würdig, auch geht es nicht wohl an, die Darstellung so den fürstlichen Gönnern zu überreichen. So darf denn Olympias nicht sogleich, wie ein echtes Weib, fragen: *quam figuram gerit ille deus?* sondern nach Hartliebs Darstellung kann sie die Botschaft nicht fassen, und als sie hört, dass der hohe Himmelsgott Ammon bei ihr liegen soll, da weist sie das entrüstet von sich und will dem König nicht die Treue brechen. Hartlieb lässt sie ihre Weigerung in Worte kleiden, wie sie einer Königin geziemen: *wie hoch wär unser reich geschwecht so des künigs philippen von Macedonia gemahel Olimpiades ir stät zerprochen håt. Sag dem gott lieber meyster das er mich ee sterben lasse.* Sie denkt ans Fliehen, und nur schwer vermag Nektanebus sie zu beruhigen. Auch nachdem Olympias Mutter geworden ist, versichert Hartlieb noch einmal zur Rettung ihres Rufes, dass sie nur durch Lug und Trug getäuscht worden sei, *wann wär sy nicht also betrogen worden sy hått umb aller arabien gold und*

umb aller Indier gestein ire stätte nit geprochen wann sy wag ir ere höher wann aller welt reichtumb (Bl. 8b). Den höfischen Anstand sollen Hartliebs Helden in jeder Lebenslage wahren, wie ein sehr charakteristisches Beispiel verrät. Als Alexander von seiner Mutter die Trauerkunde hört, dass Philipp tödlich verwundet ist, geht er nicht schleunigst weg, um dem König Hülfe zu bringen, sondern *er neygt sich gegen sein muter und eylet . . . zu seinem vater* (Bl. 19a). Dieser ehrerbietige Abschiedsgruss in einem so gefährlichen Augenblick erscheint uns unnatürlich und bekundet nur Hartliebs törichten Übereifer. Wenig gefällt uns auch eine Änderung in dem Antwortschreiben Alexanders an Darius, dessen Mutter und Gattin in die Hände des Macedoniers gefallen sind. Alexander schreibt nach dem lateinischen Text: ich behandele die Deinen gut, nicht um deinetwillen, sondern ich hoffe, deinen harten Sinn durch Liebe zu erweichen. Bei Hartlieb wird aus dieser Herzensgüte, die uns den Menschen Alexander kennzeichnet, höfische Ehrerbietung, die der Fürst dem Fürsten schuldet: *ich thun es von mein selbs ere und glori wegen wan es zympt keinem künig der in nöten ist anderst dan küngliche meyenstat zu erzeigen* (Bl. 50b). Wo die Historia von einem Brief berichtet, in dem die Mutter des Darius ihren Sohn zur Versöhnung mit Alexander mahnt, da vergisst Hartlieb nicht, dass einer Kriegsgefangenen das Schreiben doch erst von ihrem Gebieter erlaubt sein muss: *Sy liess pitten Alexandrum das er ir vergünte so wölt sy irem sun schreiben* (Bl. 52a). Als Alexander seine Hochzeit mit Roxane begeht, schreibt er, wie die Historia berichtet, seiner Mutter einen Brief und bittet sie in Macedonien seinen Freudentag zu feiern. Hartlieb knüpft daran folgenden Zusatz, der die höfische Feststimmung ausmalen soll:

Wie frölich sein liebe muter Olimpiades das tät und wie köstlich sy sich zu irs suns hochzeit bereit wie vil der werden frawen auss kriechen der selber man auch mit Alexander zügen auch sunst ander frawen und iunckfrawen zu dem hoff kommen



wie reilich da aller mencklich ward gepflegen mit gross wirtschafft das mag kein mensch alles wol sagen. was auch der pot reiches und kostlichs pottenprocz da empfing daz was unschäczlich wan einem reichen keyser wär es wol ein hoch presencz und schenckung gewesen. die hochzeit nam mit frewden ein ende da ward der ellenden gest von weiben und kinden magen neffen und mumen offt und dick gewünst und gedacht als dann in dem gar billich ist (Bl. 68 b—69 a).

Mit ähnlichen Worten betont Hartlieb bei der Botschaft der Königin Candacis, dass die Abgesandten von Alexander so geehrt werden, wie es vornehme Hofessitte ist: *Da wurden die sandtpoten gesandt für Alexandrum der sass in seiner maiestat als einem kaiser aller welt wol zam. Er begabt sy gar reilichen das kam seiner miltikeit wol . . . . wie köstlich und reylich sy begabt wurden mit gold gestein und mengerley hand kleinat das wär ze lang ze schreiben* (Bl. 88 b). Auch bei der Brahmanenepisode zeigt uns ein Zusatz, wie Hartlieb stets an höfisches Wesen denkt. Alexanders Boten kommen zu dem armen Dindimus, der nackt und bloss unter einem Baum liegt. Da fällt dem Übersetzer ein, dass er nun eigentlich Empfang und Bewirtung der königlichen Boten schildern müsste, und er sagt deshalb trocken: *wie den potten gepflegen ward daz verstee ein yeglicher als in gedunckt wann in seinem kunckreich was nit anderst wann was die erde ungepawen trug. ob sy da von wol leben möchtenn oder nit das stund zu inen wann da waz anders nit* (Bl. 103 a). Die verführerischen Wasserfrauen schildert Hartlieb in ihrem ganzen Reiz, aber er lässt doch auch Alexander sein tiefes Bedauern darüber aussprechen, dass diese wundervollen Wesen ein so unfeines Benehmen an den Tag legen: *Ir mund was röter dann der Rubin Darzu waren ir äuglen und wenglen so klarlich und lächterlich zu aller stund gestalt das ich ymmer klagen muss dass so wol gezieret frawen so geittig waren auff die stinckenden unkeusch* (Bl. 148 a).

Das sind Zusätze, die Hartlieb als Mann des Hofes, als Vertreter vornehmer Erziehung und Etikette charak-



terisieren. Aber sie zeigen den Übersetzer auch als einen literarisch gebildeten Erzähler, der mit seinen Erweiterungen den Geschmack seiner Zeit zu treffen weiss. Das Alexanderbuch berührt sich gerade in den besonderen Zutaten des Übersetzers oft mit dem Stil des entstehenden Prosaromans, vor allem der Volksbücher. Auch im Volksbuch trifft man die sichtliche Vorliebe für höfisches Ceremoniell, auch da wird nie versäumt, auf den feierlichen Empfang hoher Gäste, auf die köstliche Bewirtung fürstlicher Boten hinzuweisen. Wenn im Oktavianus[1]) der Heidensultan sich entschliesst, seine Tochter mit nach Frankreich zu nehmen, dann heisst es von Marcebilla: *Die Jungfraw dancket ihrem Vatter demütiglich mit grosser Ehrerbietung und Reverentz* (Buch der Liebe S. 9 a). Oder ähnlich: während Florens als Bote bei dem Sultan steht, kommt Marcebilla mit *wolgezierten und schönen Jungfrawen, welche ihren lieben Vatter mit grosser Reverentz gar freundtlich grüsset* (S. 21 c). Im Volksbuch von Tristan wird ein höfischer Empfang ausgemalt: *Demselben Botten ward zu Bottenbrot daß er forthin aller Armut gefreyet ward. Mit was grossen freuden, ehren und wirden Herr Tristrant empfangen ward von dem Könige, Hertzog Thinas und aller Ritterschafft, auch allen andern, Frauwen und Mannen, were wunder darvon zu sagen, denn ein jeder verstehet es selbs wol, wie gar hoch und groß ein lieber kommender Freundt den andern erfreuwet* (84 c). Oder man denke an Stellen aus dem Wigoleis vom Rade: *Da erhub sich erst von der gantzen Ritterschaft ein grosses empfahen, mit schöner Reverentz und vielen freundlichen worten* (383 a). *Da ward ihm allererst von der Gräffin Frawen und Jungfrauwen, so bey ihr waren, auch grosse Ehre und Wirde erbotten, davon viel zu sagen were, aber es ist one not* (393 b). Diese wenigen Beispiele zeigen, dass die höfischen Ausmalungen Hart-

---

[1]) Ich zitiere die Volksbücher nach dem Buch der Liebe. Frankfurt 1587.



liebs ganz der Erzählungsart der Volksbücher entsprechen. Hartlieb wird wohl gewusst haben, dass solche Zusätze dem Erfolg des Alexanderbuchs nur nützen konnten. Für die vornehmen Kreise, denen die Prosaerzählungen des 15. Jahrhunderts ursprünglich dargeboten wurden, war die Betonung fürstlicher Sitte unerlässlich, und die grosse Masse des Volkes, die hernach all dieser wunderbaren und abenteuerlichen Historien sich bemächtigte und sie als dauerndes Gemeingut festhielt, liess sich gar zu gerne den feierlichen Aufwand der hohen Personen vorführen und las mit respektvollem Interesse von stolzem Pomp und Gepränge, von Hofstaat und zierlichem Ceremoniell.

Wenn der Übersetzer so im Stile der Zeit stets berücksichtigt, dass sein Buch vornehme Herren und Damen zu erbauen hat, so lässt er es doch auch nicht an moralischen Nutzanwendungen, Sentenzen und Ermahnungen fehlen, aus denen Fürst und Volk lernen sollen; das Alexanderbuch will, wie Gervinus sagt, als Fürstenspiegel betrachtet sein. Wir kennen Hartlieb aus einer andern Schrift als einen Mann, der sich auch an die Grossen offenherzig mit erzieherischen Wahrheiten wendet. Im *puch aller verpoten kunst* [1]), das Hartlieb für den Markgrafen von Brandenburg, Johann den Alchymisten, abgefasst hat, muss der Fürst ob seiner Vorliebe für unheimliche Zauberkünste manches warnende Wort hören und wird eindringlich ermahnt, sich vor des Teufels Blendwerk zu hüten und nicht wider Gott und den rechten Christenglauben zu sündigen. So heisst es am Schluss von Kapitel 17: *Du hast frumm getriu ritter und knecht die dich und dein land beschirmen du hast getriu landtlüt die dich neren. Du hast verstandnuss in hohen natürlichen künsten uber ander lüt gelert und layen. Darumb tu von dir des teufels bös gespenst und fliech die*

[1]) Ich benutzte die Heidelberger Handschrift Pal. germ. 478. Einen Auszug gibt Riezler im Anhang seiner: Geschichte der Hexenprozesse in Bayern.



trügrey der on zal sind. In den Kapiteln 20 und 21 führt Hartlieb bittere Klage über den Adel, der sich von dem bösen Versucher zu schändlichem Leben verlocken lasse, und ruft dem Markgrafen mahnend zu: *Glaub mir hochgelobter fürst das manig gemain mensch von den bösen ebenpilden des adels verlaitt und verfürt wirt. Darumb dann ye der adel büssen sol und muss. Darvor hütt dich hochgelobter fürst und füre dein leben also das sich all die deinen nach dir pessern das wirt dir der höchst schatz den du hinder dir gelassen magst.*

Im Alexanderbuch tritt die erzieherische Tendenz nicht in so lebhaften Anreden, sondern in kleinen Zusätzen und Unterstreichungen hervor. Hartlieb hat berichtet, dass Nektanebus an den Grenzen seines Landes Bewachungen aufgestellt hat, und fügt belehrend hinzu: *als dye weysen fürsten tun söllen* (Bl. 4 a). Alexander bedauert es sehr, dass Philipp beim Angriff auf ihn zu Boden stürzt, *denn Alexander nye bedacht im schaden an leyb oder gut wann er was im so gehorsam als ein sun seinem vater sein sol* (Bl. 16 b). Als ein Sänger in Theben Alexander zu erweichen sucht, bleibt der Held fest in seinem Zorn. Hartlieb sieht darin ein nachahmungswürdiges Verhalten, *das er ein keck man was und sich mitt dem gesang der stym und clingen der saitten niht ließ überwinden als die waichen herczlosen fürsten tund die durch süß gedön der saitten und melody der gesamelten stymen irer manheyt vergessen* (Bl. 22 a). Von der Besorgnis der Soldaten um Alexander, der nach einem Bad erkrankt ist, meint Hartlieb: *und auch sunderlichen häten sy iren herrn gar von herzen und krefften lieb Als dann ein yegclich volck seinem rechten herren schuldig ist* (Bl. 38 b). Die Satrapen lesen den Brief, den ihnen Darius schreibt, *mit sölichen würden und eren als dann undertan irem obern schuldig seind* (Bl. 30 b).

Auch diese Zusätze zeigen wieder, dass Hartlieb im Alexanderbuch nicht nur als Übersetzer, sondern auch als Erzähler arbeitet. Denn diese erzieherischen Gemein-



plätze sind ein Charakteristikum der romanartigen Prosaliteratur, wie sie in Hartliebs Zeit Mode wird. Im Volksbuch von Oktavianus heisst es gleich zu Anfang: *es begab sich nicht lange darnach daß der keyser in grossen freuden der keyserin beywohnet, wie denn Eheleute einander lieb haben sollen.* Durch die ränkesüchtige Mutter des Oktavianus wird die unschuldige Kaiserin schwer verdächtigt. Der Kaiser findet einen Diener bei ihr im Bette und glaubt ihre Schuld bewiesen, aber er *bedacht sich doch und wolt sie im Schlaff nicht erwürgen wie denn einem weisen und verständigen Keyser oder Mann wol anstehet* (Buch der Liebe 2 b). Zu der Mitteilung, dass die böse Mutter des Kaisers später wahnsinnig wird, fügt der Erzähler hinzu: *als denn billich einer solchen Frauwen zugehöret* (11 a). Noch ein Beispiel aus dem Volksbuch von Tristan: *Der König gieng ihnen selbst entgegen mit der Ritterschafft, empfieng seinen Ohem freundtlich, als billich war* (96 c).

Neben den kurzen erzieherischen Hinweisen liebt der Übersetzer auch belehrende Worte allgemeinen Charakters, so wie auch in den Volksbüchern moralisierende Betrachtungen reichlich die Erzählung begleiten, ja Hartlieb pflegt seinen eigenen Aussprüchen durch solche Sätze sein Siegel aufzudrücken, und wir können diese Sentenzen am Schlusse längerer Ausführungen als ein Kriterium Hartliebscher Zusätze ansehen. Als Alexander seine Mutter wieder mit Philipp versöhnen will, ergeht er sich bei Hartlieb etwas altklug in Lebenswahrheiten und belehrt seine Mutter: *Wann zwischen mann und weyben irrung und unwillen seind da fliehen all götter von und desselben reich würt nit lang in eren besteen. Wann wie mag daz reich wesenlich beleiben das zu allen zeiten in im getailt und eins den andern on rat trost und hilff ist* (Bl. 17 b). Die Hinrichtung des Parmenias rechtfertigt Alexander mit dem allgemeinen Wort: *Sölich untrew verräter sol nyemant leyden wann sy machent veraynt volck und gemeynen willen zwyträchtig* (Bl. 40 a). An die Ge-

schichte von der Einschliessung der zehn Stämme knüpft Hartlieb die Mahnung: *Darumb ist not das ein yeglicher mensch in nöten got an rüff und bitt so würt er gewert aller der sach der er andächtigclichen got bittet* (Bl. 49 a). Als Alexander einen Perser, der den Darius verraten will, wieder wegschickt, sagt er ihm natürlich auch einige Worte über das Unmoralische seines Vorhabens: *Ich wölt nicht das du übel tättest wann boßheyt wandelt allen adel und rechte art mag nicht auff verraten besteen. Darumb dienen deinem herren trewlich er würt dir wol lonen. Wann ein herr hat allzeit wol ze lonen und die seinen zu begaben. Ein knecht mag aber einem Herren nit zu aller zeit wol gedienen.* Wie Darius sich an die gefangenen Seinen erinnert, weint er laut: *Er gedacht wol das er ymmer werendes leiden und leid da von haben müßt. Wann was weib und kind in ander leut gewalt sind Da ist billich manigvaltig sorg und verlust irer eren* (Bl. 52 b). Der Leichnam des Darius wird mit grosser Pracht zu Grabe getragen: *wie cläglich und iämarlich der werd künig da bestätt ward daz mag nyemant wol sagen wann wen feind und frewnt klagen der ist wol billich ze clagen* (Bl. 65 a).

Bei der Darstellung vom Kampf gegen die Elefanten des Porus gibt der Übersetzer seiner Vorliebe für allgemeine Lebenswahrheiten besonders nach. Der Anblick der Elefanten ist für die Griechen so furchtbar, *daz noch pillich ein erber kecker frommer und starcker man, da wol erschrecken sol und mag da er sicht das er ye hin und durch sy solt und muß und doch nit weiß wie oder an welchem end, wann ein frommer man gedenckt allain für sich, so ein zag des nit tät, der gedenckt mag ich nit hindurch, so fleuch ich als dann der zagen sit ist. Nun was kein zag in Alexanders hör, darumb gedacht keiner hinder sich nun allein für sich umb des willen waren sy pillich erschrocken und erplichen, wann wa einer beleiben wil, da zittret er pillich, wa aber in nötten vil iuchczgen und schreyen geschicht, da ist kleine manheyt* (Bl. 79 a). Der Kriegsrat Alexanders, in dem über die Stellung zu den Amazonen

beraten werden soll, führt wegen der Uneinigkeit zu keinem Ergebnis. Auch hier schliesst der Übersetzer die eigenen Ausführungen mit einem Spruch: *als dann war ist wa vil rät seind im übermut da wirt kein end selten gut* (Bl. 101 a). Bei der Amazonenepisode hören wir überhaupt manches lehrhafte Wort. So begründet Alexander, dass er nicht mit Frauen kämpfen will: *wann kein man sol streittes gewalt began an frawen es gehört zagen zu die sich der man irer genossen nit weren düren die selben schlagen und stossen frawen und fechten mit in als die schand erwerber.* Die Amazonen willigen endlich darin ein, sich mit Alexander friedlich zu einigen: *wann die natur leret die weib sich seczen wider zagen und den widerspänig sein. Aber einem rechten man der ein manlich hertz und gemüt tregt dem müssen alle weib sein gehorsam und undtertan von rechter natur* (Bl. 102 a). Der Übersetzer berichtet von dem sterbenskranken Alexander, dass er sich fröhlich stellt, um die Seinen zu trösten, wie er es in guten Tagen oft getan. Hartlieb findet diese Standhaftigkeit des Helden begreiflich: *wann wer in gesuntheyt rechte manheyt hatt, der. hat sy auch in todes nöten on zweyfel* (Bl. 161 a).

Alexander und die Seinen sind für Hartliebs Vorstellung tapfere Ritter, gerne verweilt der Übersetzer bei allem, was Ritterart und Ritterstolz ist, gerne weist er in erzieherischer Absicht darauf hin, wie der Fürst und seine Mannen in Hingebung und Treue zu einander stehen. Als Alexander gegen Korinth zieht, bewundert Hartlieb seine Tatenlust: *Alexander begert in seinem rytterlichen mut eines rechten streytz. wan was er noch land und leut bezwungen hät da hät er cleyn als sein manlich gemüt bedacht gestryten* (Bl. 22 b). Aber Alexander hat auch treffliche Krieger, die sich in allen Kämpfen bewähren. Nach Alexanders Aufenthalt bei seiner Mutter erzählt uns ein Zusatz Hartliebs, dass etliche Griechen, die daheim geblieben sind, nun auch mitziehen wollen: *Der künig nam sy gütticlichen auff daraus wurden erst die*

pesten rytter so sy Allexander ye gewan. wann wie vil angst und not sy erlitten so bedaucht sy allweg es wär ze clein. Darumb das sy vor da heymen gelegen waren. Wann wer nach ere würbet dem ist kein arbeit ze schwär (Bl. 35 b—36 a). Vor allem gibt das Verhältnis Alexanders zu den Seinen dem Übersetzer Gelegenheit, seinen Helden als herrliches Beispiel eines ritterlichen Fürsten vor das Auge seiner Leser zu stellen. Als die Soldaten in Indien heimziehen wollen, erinnert Alexander sie an das, was er für sie schon getan hat. Hartlieb aber lässt den König in überquellender Liebe den Seinen aussprechen, was sie ihm sind:

Ee ich euch noch heut wolt verlieren ich wolt mich ee tauset mal in tod geben so lieb und werd hab ich euch und ist das wol billich wann was ich hab das hab ich von ewer strenge ritterschafft und manlicher trew wie wol nun die land und leut mein seind so ist doch daz lob und ere alles ewer wann mängklich weiss wol das ich es nit allein getan hab sunder mein getrew man (Bl. 76 a).

Ein grosser Zusatz Hartliebs preist das nachahmungswürdige Verhalten Alexanders beim Bau der Brücke über den Euphrat:

Alexander tätt so grossen vleiss umb sein volck das nye kein hiert seiner schaff baß gehütet dan er selbs war nam seins höres. zu der nacht so manigklich schlieff so umbritt er sein hör und bewart sy vor schaden als ein getrewer hauptman thun sol. Er rait und gieng auch in keller und kamern zu besehen ob keinerley mangel oder gepräch da wäre an speiß oder an ander notdurft. Er besorgt auch manigem rytter sein pfärd und harnasch das er nicht verdürb wann er gedacht alwegen wann die meinen geprechen haben so bin ich der ir mangeln und embern muss. wenn ich dann nit gut leut hab was will ich dann begynnen (Bl. 40 b).

Alexander besitzt, das will Hartlieb zeigen, alle Tugenden eines grossen Fürsten; er hat darum auch das nicht versäumt, was Hartlieb in der Vorrede seinen hohen Gönnern ans Herz gelegt hat: er hat die Geschichte fremder Helden und Völker eifrig gelesen. Bei der Schlacht Alexanders mit Porus weiss der Übersetzer das



anzubringen; er lässt den Macedonier eine andere List gegen die Elefanten anwenden, und den Gedanken dazu hat Alexander aus seiner Kenntnis der alten Chroniken: *Da nun Alexander hät getan in seiner kintheyt als noch die. fürsten all tun sölten. Er hät wol gelesen die Cronicken von manigen landen da hät er wol gemerckt wie in India helfant wären* (Bl. 79 b). Als der Sohn der Königin Candacis bei Alexander Hülfe sucht, muss man den König wecken, denn, wie die lateinische Quelle sagt, *erat iam nox obscura.* Auch hier ändert Hartlieb so, dass für seinen Helden neues Lob erwächst: es ist wohl Tag, aber Alexander ist eingeschlummert, weil er die Nacht für die Seinen opfert. *Wann er alle nacht selber persönlich der schiltwacht pflag darumb tät er des tages oft ruwen. er hat auch die gewonheit an im wer zu im wolt den must man zu im lassen und in wecken in welcher zeit es was* (Bl. 89 a).

Der Charakter des Alexanderbuchs ist mit dieser einen Seite nicht erschöpft: die Historia de preliis war ja nicht allein eine romanhafte Erzählung von edlen Rittern und ruhmwürdigen Taten, sondern sie gab auch Bericht von erstaunlichen Zauberkünsten und belehrte den Leser auch über die seltsamen Gebilde einer fremden Natur, über das Wunderland Indien mit seinen rätselhaften Geschöpfen, den misgestalten Menschen, den graunvollen Ungetümen, den sprechenden Zauberbäumen. Dieser naturwissenschaftliche Teil der Historia de preliis war es sicher auch, der das Interesse des bayrischen Herzogs und seiner Gemahlin für das Alexanderbuch erweckte. Man wusste, dass Alexander der Grosse auf seinen Fahrten viel Seltsames erschaut und erlebt hatte, und wenn man auch die grossen Gedichte kaum alle mehr kannte, die Alexanders Abenteuer verherrlichten, so waren doch in jeder Chronik Auszüge aus Alexanders Erlebnissen eingeflochten, denn wer von Alexander erzählte, konnte auf

teilnahmsvolle Leser rechnen. Als Aventinus seine bayrische Chronik schrieb, hielt er sich bei der Geschichte Alexanders lange auf und meinte: [1]) *Es ist nun mer dan zu vil von dem grossen Alexander gesagt weil aber kain herr kain fürst unsern leuten auch dem g'main ungelerten man so bekant ist, hab ichs nit unterlassen mügen, hab in ein wenig herfür puzen müessen.* Auch das deutsche Prosawerk, aus dem man seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse nahm, das Buch der Natur, wies mehrfach auf Alexander den Grossen hin. Es waren jetzt, in der Schaffenszeit Hartliebs, gerade 100 Jahre her, dass Konrad von Megenberg sein Buch geschrieben hatte, und noch immer war das Werk beliebt und wirksam, denn es bot Belehrung in frischer, ansprechender Form. Da las man im Abschnitt über die Wundermenschen die Erzählung von Alexanders Zusammentreffen mit den Oxidraken, da vernahm man von seinem Briefwechsel mit Dindimus, dem Oberhaupt der frommen Brahmanen, die von Jesus Christus geschrieben hatten, ehe er noch geboren war. So ward die Teilnahme für die fabelhafte Geschichte Alexanders des Grossen immer wach gehalten, man wünschte sich ein deutsches Buch, das die vielen lateinischen Quellen zu einem umfassenden Ganzen verarbeitete und den angestaunten Helden vorführte, nicht nur auf seinen Siegeszügen, sondern auch im Kampf mit den schauerlichen Ungeheuern, im Verkehr mit Indiens berühmten Wundermenschen. Johann Hartlieb erschien seinen fürstlichen Gönnern als der berufene Übersetzer des Alexanderbuches, er war nicht nur Staatsmann, er war vor allem Gelehrter, *doktor in erzeney und in natürlichen künsten.* Damit kommen wir zu einem neuen eigenartigen Charakterzug des Alexanderbuchs, denn der Übersetzer hat nicht versäumt, Proben seines Wissens als Prunkstücke in sein Werk einzustreuen.

Wir lassen uns gern die harmlosen Hinzufügungen

---

1) Turmairs Sämtliche Werke. München 1882. Bd. IV. 1. S. 368.



gefallen, wenn Hartlieb etwa den Namen Olympias erklärt: *die hiess Olimpiades nach einem schönen hochen berg der ligt in kriechen. der selb berg übertrifft all berg in allem gepirg in aller welt an seiner schöne und zierheyt. Also übertrifft die fraw alle weyb an schöne züchten und adelichen gepärden und sitten. darumb nannt man sy nach dem berg Olympiades* (Bl. 5a). Oder wenn Hartlieb bei der Erwähnung von Athen hinzusetzt: *Plato der weiß ward da gezogen Aristoteles der hochgelert hat da selbs gelert und auch gelernet sein kunst die dann in aller welt erschollen ist. Es waren auch alle natürlich phylosophy und meister von den man lißt gross kunst und emsig übung in tugenden die selben waren herren der stat athenis* (Bl. 23b). Auch beim Gebrauch der Fremdwörter zeigt der Übersetzer seine gelehrte Bildung. Er behält nicht nur bisweilen den lateinischen Ausdruck seiner Vorlage bei und spricht von der *subtiligkeit* der Wundertafel, von der *leiplich materi*, von *ambusiatores*, von *gross perickel und sorg*, von *weiss leon*, von den *promusteln* der Elefanten, von *rotunden* Perlen, von *kortinis*, sondern er häuft auch von sich aus solche lateinischen Ausdrücke, wo er die Tätigkeit des Malers beschreibt, der für die Königin Candacis Alexanders Bild beschaffen will:

> Er vermarckt sein effigi form und gestalt eigenlich und wol also das im in aller phisonomy pildung und armony gar nichtz geprach und wenn er denn heym in sein gezelt kam so het er scharpf pensel. da mit straich er die element und maß aller gestalt gar eigenlichen das thät er als lang biß in wol bedaucht das er Alexandrum gar eigentlich hätt ab konterfeit (Bl. 88a).

In dem Buche eines vielgebildeten Mannes mit humanistischen Interessen ist stofflicher und sprachlicher Zierat nicht auffällig. Aber wenig behagen unserm Geschmack die verworrenen grossen und kleinen Zusätze, in denen der Übersetzer Hartlieb seine naturwissenschaftliche Fachgelehrsamkeit zeigt, oder auch seine alchymistischen und astrologischen Kenntnisse selbstgefällig ans Licht rückt. Wir können uns bei diesen gelehrten



Exkursen, die heute auf uns nur befremdlich und ermüdend wirken, nicht mit einem abfälligen Urteil begnügen, denn durch dieses aufdringliche Beiwerk wird das individuelle Bild des Alexanderbuches für uns schärfer und greifbarer. Wenn vorher der fürstliche Ratgeber zu uns sprach, der wie seine Umgebung für romantische Ritterpoesie schwärmte, so hören wir nun den Mann, der allen Geheimnissen der Natur nachging und ein selbstbewusster Gelehrter und Arzt war. Wir müssen hier wieder einen Blick in das *puch aller verpoten kunst* werfen. Auch Hartlieb glaubt an die frevelhaften Künste gottloser Zauberer und Hexen, aber seine naturwissenschaftliche Bildung lässt ihn doch schon manches Wahnwitzige durchschauen; er kämpft oft in seinem Buch gegen törichte Volksmeinungen und abergläubische Bräuche an und sucht durch die Anführung gelehrter Autoritäten oder durch Darlegung der natürlichen Gesetze aufklärend zu wirken. Da sagt er den Leuten, die dem Niesen eine glückverheissende Bedeutung beilegen: *Das alles ist ein rechter ungelaub wann all Mayster in der Ertzney wissen wol und warumb der mensch niesen wirt. Das nyesen komt von warmen luft der in dem haubt wirt und durch enge löcher gar behende usgüt darumb macht er so ainen grossen hall.* Die Menschen, die heftige Stürme auf Verräterei deuten, werden von Hartlieb belehrt: *Das ist ain gross irrung. wan wer wissen und erchenen wöll, warumb die grossen wind chomen der less die pücher Aristotiles die man haisset Metheora. Der vindt alle ursach der wind da ist nicht von verraten geschriben.* Die Kunst „Ciromantia" lehnt Hartlieb ab und wenn ihre Anhänger sich auf des Aristoteles „Phizonomia" berufen, so hält er ihnen mit den „Doctores" entgegen, dass Phizonomia ganz natürlich ist und nur sagt, wozu der Mensch nach seiner Gestalt geneigt ist. Das merkwürdige Aussehen der Hände leitet er auf natürliche Ursachen zurück: *Die puncten und lyni die chomen so sich die hawt rümpfft oder sich sunst schürpfft und nicht das sy bös oder guts bedeuten.*



Auch im Alexanderbuch gibt Hartlieb für seltsame Erscheinungen oft eine gelehrte Erklärung. Er legt mit vielen Worten dar, woher es kommt, dass der Fluss Stranga jede Nacht zufriert:

Wann dann das wasser so lang flüsset in der erden die dann von natur kalt ist und das die sunn ir behende hitz von dem wasser auch kert so kompt das wasser gleich in sein erste natur und wird kalt. So dann die irdisch tämpff die von natur dick und zäch seind dar inne vermyscht werden. so wirt das wasser gar hörtt und gefrieset on massen vast und starck. Als dann die meyster der büchern wol möchtent weisen (Bl. 53 b).

Der Übersetzer erklärt auch, wodurch Alexander beim Anschauen die Treue seines Arztes Philippus erkennt:

Alexander sahe wol das sich dye gestalt Philippi seines arczatz nit verkert noch verwandlet hät darumb sach er wol daz das herz Philippi seines arczatz gut und gerecht gegen im was wan er het wol gelesen in der heymlichen weyßheyt Aristotelis seins meysters in dem buch das man nennet Phizonomia Aristotelis wer ein boßheyt oder untrew oder übel thut oder thun will und auch gethan hat, das sich desselben varb und antlücz von stund verkeret und das der selb mensch keinen mag fröhlich ansechen (Bl. 39 a—b).

Gar öde mutet uns die lange Auseinandersetzung an, die uns begreiflich machen soll, warum in dem Land der Zauberbäume von allen Metallen nur Gold gedeiht. Was Hartlieb sagen will, wird uns nicht verständlich, denn hier ist er am verschwenderischsten mit dem Vorbringen seines halb gelehrten, halb mystisch verworrenen Wissens, das Toischer mit Recht als „abstruse Weisheit“ bezeichnet hat.

Das land ist gar wol temperiret mit den vier elementen und auch mit allen ihren würcken das nichtz in dem land gewachsen mag dann das aller pest . . . das geschicht von der geleich temperierung qualitatem die in dem land so gar durch die element gesäubert werden. seit nun die natur aller metal auch von einem erz und einer wurz kumen so ist nit müglich das in dem temperierten land kein ander metall gewachsen mag dan gold . . . die natur aller ding hat auch die art was sy würcken wil das facht sy an zu würcken nach dem aller pesten. und ob sy dar in gehindert wird durch der element ungeleiche

vermischung oder durch geprechen des rechten scheines der sunnen oder aber durch die erden der unreinigkeit so macht sy daraus was daraus werden mag. . . das alles wissen die alchimisten wol (Bl. 144 b—145 a).

Die Alchymisten erwähnt der Übersetzer besonders gern. Wo Alexander seiner Mutter von den Vorbereitungen zur Meeresfahrt berichtet: *feci venire astrologos et geometricos*, da übersetzt Hartlieb: *Da tät ich beruffen die besten sternseher und geometros so ich sy hätt. Auch gut meister in alchamye* (Bl. 153 a). Über die Ursache der vielen Kämpfe, die zu Alexanders Zeit die Welt erschüttern, bringt Hartlieb ebenfalls einen Exkurs. Er beruft sich auf die *natürlichen meister gar lauter in der kunst Astronomia* und sagt von ihnen:

Die meister in der natur schreibent das Alexander geporn sey da die vier hochsten planeten in den vier enden des himels gewesen seien und der leo sey gewesen Estendes und darinne die sunne in mass sy gewesen mitten an dem himel und Jupiter an dem vierden hauss und Saturnus in dem vierden und alles ander gestirn ist uns wol gestalt gewesen zu der gepurt Alexanders das hab im sölichen gewalt und victori geben. Es seind auch die porten und teil des himels in sölicher guter form gestalt und gelücke gestanden das in streiten und in weisen tötten im nyemant mocht geleich sein darumb das er sölichen triumphum und sig gehabt hab. Die weisen meister in der natur die meinten auch solt auch in sölicher gestalt des himels ein tegenkind geporen werden das selb kind würd herr und künig aller welt (Bl. 83 b).

So trägt Hartlieb im Alexanderbuch seine gelehrte Bildung vor und lässt auch gerne durchblicken, dass er die berühmten naturwissenschaftlichen Werke kennt. Alexander hat seinem Meister Kunde gegeben von den seltsamen Tieren und Metallen, die er mit Verwunderung gesehen hat; da setzt Hartlieb belehrend hinzu: *Auß den worten beschryb Aristoteles daz buch der natur aller tier das man noch hat in der cristenlichen kirchen*, und bei den Steinen: *Aus den worten hatt geschryben der weiß meyster das buch von metallen und minneren* (Bl. 121 a).

Neben dem Liebhaber aller natürlichen Künste redet



aber vor allem auch der Leibarzt Hartlieb in seinem Alexanderroman zu uns. Hartlieb war ein kenntnisreicher und literarisch emsig tätiger Mediziner, der auf seine Fachgelehrsamkeit wohl stolz sein konnte. In der Bearbeitung einer lateinischen Schrift über warme Bäder hat er auch einem Selbstbewusstsein einmal lebhaften Ausdruck gegeben. Da hat der Verfasser behauptet, dass die Ärzte bisher noch nicht von warmen Bädern geschrieben hätten, und Hartlieb ruft ihm deshalb mitleidig zu [1]):

Du armer Jurist warum sags tu das das dy erleuchten maister in der ertzney nit von den warmen paden geschriben haben du hast nye gelesen Avicenna In der andern und dritten seyt da er so lautter schreibt von all natur der wasser auch wie man dy prauchen und nutzen sol zu der menschheit gesunt Du hast auch nit gelesen Galenum der an vil enden pelärt dy warm pat fur mangerley kranckait Du hast auch nit gelesen Gentilem der ain pesunder puch gemacht hat von den warmen paden.

Im Alexanderbuch bringt der Übersetzer seine ärztlichen Kenntnisse mehrfach an. Die Unterredung Alexanders mit Serapis ist bei Hartlieb viel breiter als im lateinischen Text, und der Gott belehrt den Helden ganz medizinisch:

Du weist wol die geschrifft der naturlichen meister in der arczney die sagt also das ein yeglicher mensch aus vermischung der vier element gemacht und beschaffen ist derselben mischung gruntlich und wie viel element dar inn sein daz weist nyemant denn die götter und (wann) die element geleich gemischt sein so ist der mensch gesund und hat kein kranckheit noch gepresten wann aber der element eins ze vil oder ze wenig ist so muss der mensch verwandlung an dem wesen nemen und in kranckheit vallen (Bl. 96 b).

Den Arzt Hartlieb hören wir auch, wenn er den Dindimus in seinem Brief die Gründe anführen lässt, warum die Brahmanen das Wasser den aufregenden Getränken vorziehen: *das wasser leschet den durst und lat kein aschen noch staub hinder im in unserm leibe der hin-*

1) Cgm. 733. Bl. 1a.



nach in uns faule und macht das wir schlaffen und rüen. wann die scharpfen tämpff der schwären getranck die zertrennet nit unser hiren (Bl. 106b). Oder wenn Dindimus über die schlimmen Folgen der Lasterhaftigkeit schreibt: *wir wissen wol das durch verpringung sölicher gelüst das hyren wird sincken die augen trieb. die oren tüment. das riechen verstopt die gelider geschwecht das leben gekürczt, die vernunfft vermischt die gedechtnüss vergessenlich* (Bl. 107b). In demselben Briefe vergleicht Dindimus die Weisheit der Brahmanen mit dem Heilmittel des Arztes; wer der weisen Lehre sein Ohr verschließt, dem ist sie unnütz wie die Arzenei einem ungehorsamen Kranken.

So holt sich Hartlieb auch in seiner frühsten Arbeit, in seiner Mnemotechnik [1]), aus seiner ärztlichen Erfahrung einen Vergleich. Der Mensch soll sich der Gedächtniskunst nur ausnahmsweise zur Stärkung der natürlichen Denkkraft bedienen, *wann der sich gantz und gar verliess auf die kunstlich gedächtnüss der vergäß der natürlichen gar und der het dann mer verlorn dann gewunnen und wär vast schad, zu gleicher weis wer al zeit ertzney näm er wär siech oder gesunt Der verwönet sein natur zu lest wann er nicht ertzney näm das er gar abdurb. . . .*

Im Eingang von Alexanders Schreiben an Aristoteles fällt ein kleiner Zusatz auf: die Stelle *tu enim qui fuisti magister meus nosti naturam animi mei* überträgt Hartlieb: *Aristotiles du aller mein liebster so du doch wol weist mein natur wann du mein meyster und arczat pist* (Bl. 121a—b). Wir könnten es menschlich verstehen, dass Hartlieb sich selbst zur Ehr das innige Verhältnis zwischen dem König und seinem Arzte betonte, aber wir hören hier auch leise den Einschlag eines literarischen Werkes. Es offenbart sich Hartliebs Vertrautheit mit dem Secretum Secretorum, jenem berühmten und vielbearbeiteten Werke, in dem Aristoteles seinem Schüler Alexander höfische Lehren erteilt und ihm auch als Arzt

[1]) Giessener Handschrift Nr. 76.



eindringlichen Rat spendet. Auch in der schon zitierten Berufung auf Alexanders Kenntnis der *heymlichen weyßheyt Aristotelis*, des Buches *das man nennet Phizonomia Aristotelis*, liegt eine ausdrückliche Erwähnung des Secretum Secretorum. Und als Alexander von seinen eigenen Leuten vergiftet auf dem Totenbette liegt, sagt er klagend: *Nun hab ich gedacht der lere Aristotilis der mir geschryben und geraten hat daz ich mir getrew und fromm und keck warhafft leut in meiner kamer haben solt, so möcht ich vor aller untrew bewart werden. und zu meinem end der natur kummen. tät ich das nicht so möcht ich on zweyfel nicht besteen* (Bl. 159 b). Unter den Ratschlägen des Secretum Secretorum begegnet uns wirklich eine ähnliche Mahnung an Alexander, bei der Auswahl seiner Umgebung Sorgfalt zu üben und nur den Zuverlässigsten sich anzuvertrauen.

So fühlt sich Hartlieb als vielwissender Gelehrter und verfällt auch oft in einen pedantisch lehrhaften Ton; man glaubt dann, keine romanartige Erzählung, sondern ein naturwissenschaftliches Werk vor sich zu haben, und spürt, dass der Übersetzer seine Denk- und Darstellungsweise an den mittelalterlichen Werken über Medizin und Naturgeschichte gebildet hat. Am Schluss der Münchener Handschrift Cgm 580 spricht Hartlieb der Fürstin seine Dankbarkeit aus und rühmt ihren regen Geist: *das kompt von der wol ungleichen geschickten complex so deyn leyb hat*, setzt er nüchtern erkärend hinzu. — Den jungen Alexander, der die Eltern miteinander versöhnen will, läßt er zu Olympias sagen: *Wie wol dein gross sünd übel und missetat das du deyn trew ere und stäte an künig Philippo geprochen hast und das nyemant waißt yedoch so endent dye natürlichen einfluss der mann herczen und bewegent sich zu etlichen zeiten wann gelaub dem lauff der natur* . . . (Bl. 17 a). — Dindimus hat Alexander geschrieben, dass die Brahmanen auf der Erde schlafen; in der Übersetzung muss er die Vorteile dieser Lagerstätte recht schwerfällig auseinandersetzen: *Da ruwen wir als wol billich ist*

wan wir seyen von der erden gemacht so ist auch billich und zimlich daz wir darauff ruwen und rasten wann wir mügen pesser pett nit gehaben dann das darauß wir selber gemacht sein (Bl. 106 b). — Wo Alexander im Brief an Olympias meldet, daß er den Palast des Xerxes nicht schildert *durch eines noch grösseren wunders willen*, da lässt Hartlieb ihn das naturwissenschaftlich rechtfertigen: *Wann in der natur ist geschriben das die grösser bewegung die mindern vertreibt. also bin ich volgent der natur und laß die palast unaußgelegt durch des willen* (Bl. 149 b).

II. Die Technik der Übersetzung.

Wir haben einen Begriff von der Eigenart des Alexanderbuchs bekommen: es ist wohl eine Übertragung lateinischer Quellen, aber es hat Züge, die dem Kreis des Übersetzers entstammen, die seine persönlichen Bestrebungen und Liebhabereien widerspiegeln. Das Alexanderbuch erhält damit eine ganz besondere Stellung unter Hartliebs Arbeiten: es ist nicht eine so treue Wiedergabe einer bestimmten Vorlage, wie etwa das Buch der Liebe oder die Legende von St. Brandan, sondern es zeigt uns den Übersetzer auch bisweilen bei eigenem Sinnen und Schaffen und rückt damit in die Nähe jener gelehrten Werke, bei denen Hartlieb mehr Bearbeiter als Übersetzer ist. Für sein Alexanderbuch hat Hartlieb ja auch mehrere Quellen vereinigt, so wie er auch seine frühste Arbeit, seine Anleitung in der Mnemotechnik, nach eigner Angabe *gesamelt und zu teutsch gemacht*[1]), so wie er die Verdeutschung der Secreta mulierum durch die Werke des Avicenna, Muscio, Macrobius und anderer Autoritäten ergänzt und erläutert hat; wir konnten Berührungen mit dem Buch von verbotener Kunst feststellen, das Hartlieb ja aus vielen Autoren selbst kompiliert hat, und auch in der Schrift

[1]) Giessener H. No. 76. Fol. 95 b.



von warmen Bädern drängt sich der Übersetzer vor, um Mitteilungen zu ergänzen oder Falsches zurückzuweisen [1]). Wenn Hartlieb aber dem Alexanderbuch durch eigene Zutaten eine charakteristische Färbung gab, so mußte sein Verhältnis zu den Vorlagen überhaupt ein freieres werden: er hörte auf, ein blosser Übersetzer zu sein, er gab nicht nur Fremdes wieder, sondern er gestaltete auch mit und bemühte sich, die Anschaulichkeit der Darstellung in der verschiedenartigsten Weise zu vermehren. So begegnet uns denn durch das ganze Alexanderbuch die Anteilnahme Hartliebs an der Erzählung; er lässt seine Augen nicht ängstlich auf der Vorlage ruhen, sondern er gibt auch dem eigenen Empfinden, dem Drang nach dem Miterzählen nach. Nirgends wird kühn und gewaltsam umgeändert, nirgends überrascht uns eine eigenartig erfundene Schilderung, aber ohne sich allzu selbständig von seinen Quellen zu entfernen, arbeitet der Übersetzer doch mit den vielen kleinen Hülfsmitteln, auf denen sich eine freie Wiedergabe aufbaut.

Hartlieb hat trotz seiner nüchternen und schwerfälligen Art eine Freude an lebendiger, eindringlicher Darstellung und bemüht sich, seinen Lesern anschauliche Scenen vorzuführen; wo seine Vorlage indirekte Rede hat, da löst er oft auf, denn er liebt die epische Verbreiterung, und wo das Lateinische einen Vorgang nur kurz berichtet, da erzählt er wohl mit redseliger Ausführlichkeit. Als Armenien sich gegen Philipp empört, wird Alexander hingeschickt: *direxit illuc Philippus Alexandrum cum hoste ut expugnaret eam*, sagt die Historia einfach [2]), während Hartlieb uns mitzuteilen weiss: *da besannd Philippus Alexandrum und sprach zu im: Lieber sun ich clag dir das Armenia umgeschlagen hat. Nymm dir von meinem schacz was du wilt und bestell die Ritter und far zu streyt und nött sy wider zu meiner gehorsam.*

---

[1]) Cgm 733. Bl. 36 b, 47 a.

[2]) Landgraf S. 48.

Alexander was gehorsam und nam zu im willig Ritter und zoch hin in Armenia (Bl. 18a). — Dem erkrankten Alexander will der Arzt Philippus mit einem Trank helfen; Hartlieb gibt auch hier die Angabe der Historia: *promisit Alexandro ut daret illi potionem atque salvaret eum* [1]) durch direkte Rede wieder: *der kam zu Alexander und sprach Herr ich will dir beraiten ein tranck wann du das getrinkest so wirstu gesundt* (Bl. 38b). — Die Bestrafung des heimtückischen Parmenias wird in der lateinischen Erzählung nur kurz mitgeteilt: *Statim Alexander iussit venire Parmeniam et inquisivit illum invenitque eum culpabilem et iussit eum decollari* [2]). Bei Hartlieb entrollt sich vor uns eine kleine Scene mit Rede und Gegenrede: *Darnach bald besandt Alexander Permeniam den fürsten und hiess in bald für in kommen. Permenias der fürst kam mit grosser seiner rytterschaft . . . und sprach grossmächtiger künig was gepeut dein mayestat. Alexander sprach Ich will genczlich wissen wer dir gesagt hab das mir Philippus wolt vergeben haben. Da mocht der fürst Permenias nicht fürpringen keyn warheytt unnd bekannt das er es dem arczat ze layd gethan hätt. Darumb tätt Alexander den fürsten Permeniam gar schnödlichen zu dem tod verurteylen und liess im sein haupt abschlachen* (Bl. 39b—40a). — Wo in der lateinischen Quelle nur knapp berichtet wird, dass Porus Alexanders Herausforderung zum Zweikampf freudig aufnimmt, da begegnet uns wieder die erzählende Ausführung des Übersetzers. Er macht aus der Stelle *audiens haec Porus gavisus est et promisit se ita esse facturum indignum ducens corpus Alexandri confidens in altitudine sua:* [3]) *Da Porus hort die wort er ward vast frölich und sprach Alexander wilt du das tun so wil ich es auch geren tun. Alexander was vast fro und sprach Ja. die red waz mit eiden versichert. Da ward der streitt auff ge-*

---

[1]) Landgraf S. 78.
[2]) Landgraf S. 79.
[3]) Landgraf S. 106.

haben und mencklich waz gar frölich und zoch jederman wider in sein gezelt. Nun besant Porus die seinen und sagt in daz alles und er sprach Ich hon klein sorg auff den kleinen unfrut wie mag in im sterck oder macht gesein (Bl. 80b). Da haben wir nicht nur eine Auflösung der indirekten Rede, da ist auch das kaum Angedeutete vom Übersetzer so ausgemalt, wie es in seiner Vorstellung lebendig wird. Ungemein zahlreich sind diese Fälle im Alexanderbuch; das Lateinische ist Hartlieb fast überall zu lakonisch, und er gibt deshalb eigene Schilderungen, die nicht gerade ungeschickt aber doch oft ermüdend sind, weil sie sich häufig nur als breite Paraphrasen unwesentlicher Mitteilungen darstellen oder auch die Angaben der Vorlagen durch allzu selbstverständliche und dürftige Bemerkungen weiterführen. So sei hier schliesslich noch eine Stelle herausgehoben, die Hartliebs redselige Art besonders deutlich zeigt; es handelt sich um die Schilderung, wie Alexander im Zelt des Darius erkannt wird. Bei Julius Valerius wenige Worte: *Unus quippe ex convivantibus, Pasarges nomine, olim a Philippo hospitio susceptus, in mentem sibi redisse profitebatur, hunc ipsum Alexandrum se ibi puerulum vidisse* [1]). Bei Hartlieb wird das zu einer breiten Erzählung ausgedehnt:

Nun was ein alter ritter auch da zu tisch gesessen der hiess parsarges der hett gar vil land durch geritten und gar vil guter ritterschaft getan in manigen landen. Zu einer zeit kam er in Macedoniam. daz ward bald gewar künig Philippus der pflag söllicher sitten. Wenn frömd ritter kament in sein lannd so tätt er auch disem ritter Persarges eren mänigvaltiglichen und fürt inn in sein sal und tätt im reyche wirtschafft. Als sy nun zetisch sassen da sach er den knaben an und fragt wer er wär, Man sagt er wär Alexander philippus sun. Nach derselben gestalt beducht wohl den ritter Persarges das der pott Alexander wäre. Da er nun Alexander vor den andern so vast hätt angesechen daz hätt wol gemerckt Alexander und tätte auff in plicken. Der ritter Persarges stund auff von der taffel und gieng für den künig Darium und knyet nyder

[1]) Epitome S. 48.



für in und hiess all tisch diener von dannen gan und sprach zu künig Darius. Allmächtiger künig ich sag dir für war das der pott Alexander selb ist (Bl. 54 b—55 a).

Auch breite und anschauliche Ausführung kurzer lateinischer Angaben vollzieht Hartlieb oft; ein Ausdruck wie *postulaverunt veniam* wird etwa wiedergegeben: *Sy vielen all zu fuss Alexandro und patten in gar gütteclich das er es in nit in übel auff näm und keinen argen willen zu in hät wann sy hatten die sach nit verstanden* (Bl. 76 a). Oder wenn die Historia berichtet *offertionem fecit*, so sagt Hartlieb dafür: *Da tät Alexander groß opffer und bettet gar andächtigclichen in dem tempel und dancket vast seinen göttern das sy im sölich sig verliehen häten* (Bl. 34 b). Kurz meldet die lateinische Vorlage: *fecit venire Roxana filiam eius accipiens eam in uxorem*, aber der Übersetzer schildert, so gut er kann: *Er besandt Roxam dye tochter des reichen künigs und sagt ir und allen iren fründen was Darius ir vatter mit im geredt und gepeten hät. Roxam zu der ee ze nemen das wolt er gar geren und gar williclichen tun ob das auch ir will und ir gunst wär da was nit not lang beratens die tochter Darii des künigs Roxam ward gemähelt dem grossen künig Alexander* (Bl. 68 a). So sieht der Übersetzer die Vorgänge stets deutlich vor sich, und er enthält dem Leser, der ein klares Bild gewinnen soll, niemals seine Eindrücke vor. Er stellt uns von sich aus dar, wie allgemein die Trauer um Darius ist: *Alexander begoss all seine kleider mit heissen zechern. Er stalt sich wol das im laid was das der höchst künig als schentlich ermordet was mit seinem weinen machet er auch das alles weinet daz in der prozess und kirchgang was* (Bl. 64 b—65 a). Wir finden bei Hartlieb nicht nur die Angabe, dass Candacis sich Alexanders Bild malen lässt, sondern der Übersetzer zeigt uns den Maler bei seiner Arbeit und lässt uns auch zuschauen, wie die Königin den heimgekehrten Künstler ungeduldig empfängt: *Darnach nam sy den maler besunder und fraget in ob er hätte Alexandrum abkonterfeit. der maler sprach ja. die fraw Candacis*

was des innerlichen fro. darmit riten sy in den palast den maler fürt sy in ir geheim der zoch die gestalt Alexanders gar eigentlich gemalt herfür die fraw hät daran manig schawen (Bl. 88 b). Auch den Zweikampf zwischen Porus und Alexander schildert Hartlieb mit einigen Worten: *Die nacht nam end der tag erschin da wurden auff beiden teilen erschelt vil hör horen da wurden bereit vil schrancken da was manlich gewapnet zu dem streit die zwen künig komen allein in die schranken da ward vast manlich gefochten und gestritten* (Bl. 81 a). —

Das sind ein paar Beispiele, die uns Hartlieb bei seiner gewöhnlichen Tätigkeit des Miterzählens charakterisieren; ich habe aus einer großen Zahl nur wenige Zeugnisse ausgewählt und hebe noch hervor, dass Hartlieb besonders bei Beschreibungen seltsamer Erscheinungen gern seiner Schilderungslust freien Lauf lässt: er erzählt von den Elefanten des Porus, ihrer Ausrüstung, ihrer furchtbaren Wirkung; er verweilt mit deutlichem Behagen bei den persischen und indischen Wunderpalästen, er kennt und nennt alle die balsamischen Kräuter und Wohlgerüche, die Alexander im heiligen Wald der Zauberbäume findet: *darinne wuchs von im selber ungepflanczet mänig edel gummi und kraut da waren gar vil hegken und büsch die balsam trugen sunst waren mäniger hand päm in dem land die trugen Mire Weirach Ganffer Serapin Euforby und sunst mäniger hand wol schmeckent und süss riechent aromata* (139 b). Und an die Erzählungsart der Volksbücher wird man wieder erinnert, wenn Hartlieb sich nicht wie seine Vorlage mit der kurzen Erwähnung von Kostbarkeiten begnügt, sondern stets gern die glänzenden Kleinodien aufzählt und von den prächtigen Edelsteinen, von Saphir und Rubin, Smaragd und Karfunkel, Chrysolith und Topas, Palas und Jaspis berichtet.

Wenn wir die typischen Kunstmittel weiter betrachten, deren sich Hartlieb bei der Wiedergabe seiner Vorlage bedient, so verrät sich uns die beständige Mitarbeit des Übersetzers besonders offenkundig in seiner Neigung,

Geschehnisse zu motivieren oder ihre Wirkung darzulegen.

Nur selten zwingt eine innere Unklarheit den Übersetzer zu Motivierungen, niemals wirken diese Zusätze überraschend, sie geben nur wieder, was Hartlieb sich beim Erzählen denkt und vorstellt. Es ist ihm aufgefallen, dass Alexander, der doch aus der Schlacht heimkehrt, den Lysias mit einem Stabe schlägt, und er setzt erklärend hinzu: *wann Alexander het den stab seiner hauptmannschaft dennocht in seiner hannd* (Bl. 16a). Alexander geleitet die Boten des Darius, die Tribut gefordert haben, selbst weg; Hartlieb sagt uns warum: *Wann Alexander hät sein volck als starck und kün gemacht. hät er sy nit beleytet sy hätten dye potten all erschlagen* (Bl. 18a). Als der erste Brief des Darius anlangt, erfasst die Soldaten Alexanders ein grosser Schrecken, und sie möchten am liebsten wieder heimkehren. *Wann sy goldes und sylbers gestain und gymm so vil häten gesamlet daz sy es kam erfüren mochten umb des willen wären etlich geren heym gezogen. Etlich täten es von rechter forcht wegen Da sy horten daz Darius so vil guter streytparer ritter hät. Etlich häten geren gesehen ir weyb und kind* (Bl. 28a). Der Brief, den Darius von seiner gefangenen Mutter erhält, erinnert den Perserkönig an die Seinen und entlockt ihm Tränen. So sagt die Historia einfach, während Hartlieb uns darlegt, welch schmerzliche Gedanken den König zum Weinen bringen. *Er ward gar vast betrübt das sein hocher nam den man ye und ye für gott gehalten hät nu da lag und als klein und ringe geschätzt werden solt. Und das im zu schmach allweg wurd auffgehaben die fäncknus seiner mutter seines gemahels und seiner tochter. Er gedacht wol das er ymmer werendes leiden und leid da von haben müsst. . . . daz alles betrachtet künig darius gar woll und darumb waz sein hertz und krafft mut und macht wol billich betrübt. Und darumb begund er heyss weynen in seinem layd* (Bl. 52b). Als Alexander unerkannt bei Darius im Lager sitzt, steckt er die goldenen Trinkgefässe zu sich. Hart-



lieb belehrt uns, warum er das tut: *do gedacht Allexander wie er möcht machen ein ding das die fürsten und hauptleut dary dem künig dario abhold und ungünstig würden* (Bl. 54 a). Auch den Schmerz der Perser um ihren König glaubt Hartlieb erklären zu müssen: *So klagten auch billich all sein persen wann er was ir rechter naturlicher herr und künig. Wann wie mag einem getrewen undertan leid geschehen wann er seinen rechten erb herren tödten oder in tods nötten sicht. Darumb weynten pillich all Persen wann Darius was ir rechter naturlicher herr* (Bl. 65 a). Den Erlass des Freiheitsedikts leitet der Übersetzer aus Alexanders Herzensgüte her: *Das tät er darumb das er sach das die persen mitleiden umb den iamerlichen tod und mort hätten irs herren* (Bl. 65 a). Recht hübsch erklärt sich Hartlieb, warum das Volk weint, als Alexander den Mördern des Darius so viel verspricht: *Sy gedachten nun hat sich Alexander so gar greulich gestelt und wir wonten im wär fast leid umb unseren künig darium so hören wir wol daz es im lieb ist so er die morder so hoch und erlich begaben will* (Bl. 66 b). Wo Alexander mit den Oxydraken ins Gespräch kommt und das Lateinische berichtet: *quaesivit unum ex illis*, da macht Hartlieb dem Leser klar, warum sich Alexander gerade an diesen einen wendet: *Alexander fragt ein unter in das was ein alt wol bescheyden man des siten und gepärd gefiel Alexander gar wol darumb fragt er in* (Bl. 85 a). Alexander fragt den Gott Serapis, wie lange er noch leben werde, und gibt bei Hartlieb natürlich auch die Gründe für seine Wissbegier an: *und das west ich geren das ich mein sach darnach gerichten und geschicken möcht wann ich besorg solt ich gächlich sterben das die land in gross krieg vallen wurden und das mein erben das ich mit grosser arbeit hab gewunnen gar leichticlich widerumb verluren. solt ich aber wissen wie lang ich leben solt so wölt ich die und ander notdürfft nach dem bleiblichstem schicken und ordnen* (Bl. 96 a). Hier soll der Zusatz Hartliebs auch das Herz der Leser rühren; jeder weiss ja, wie Alexanders Reich

nach des Helden Tod in wilden Kämpfen zerfällt, und es wirkt ergreifend, dass Alexander für das Schicksal seines Landes sorgen will, aber keine Gewissheit erlangen darf. Wenn in der Epistola Alexander von dem heiligen Baum erfährt, dass seine Mutter schmählich umkommen wird, so sagt Hartlieb auch, weshalb dies traurige Ende über sie verhängt ist: *das geschicht darumb das sy ir stät mit Nectanabo geprochen hat* (Bl. 145 b). So denkt der Übersetzer stets an sein Publikum, das lebhaft an allen Ereignissen teilnimmt und sich gern auch durch ein nachhelfendes Wort zu eigenen Reflexionen stimmen lässt; es gibt sich in diesen erklärenden Zusätzen ein behagliches Miterzählen kund, das Hartliebs Werk nicht nur beträchtlich über die Ausdehnung der lateinischen Vorlagen hinauswachsen lässt, sondern ihm auch etwas von der redseligen Tonart eines Volksbuches verleiht. Wenn der vergiftete Alexander sich von Jolus eine Feder erbittet, um sich Linderung zu verschaffen, so weiss der Übersetzer, dass seine Leser hier den treuen Philippus vermissen, den sie ja schon als Lebensretter Alexanders kennen gelernt haben. Darum gibt Hartlieb auch hier eine Erklärung: *wann seinen lieben arczat hät er von im reitten lassen in kriechen zu seinem lieben weyb und kinden* (Bl. 157 a).

Das sind einige Beispiele für die Motivierungen, deren sich ungemein viele in Hartliebs Buch finden. Wie der Übersetzer aber die Gründe für ein Geschehnis erzählt und damit die Empfindungen seiner Personen deutlicher darlegt, so gibt er auch Bericht davon, wie besondere Worte und Vorgänge auf die Gestalten seiner Erzählung wirken. Da hat Alexander seiner Mutter ins Gewissen geredet, und Hartlieb fügt hinzu, welchen Eindruck die Ermahnungen machen: *die muter allexandry dancket vast irem lieben sun der weysen straff und versprach im bey allen iren göttern Philippo dem künig in allen dingen underthan und gehorsam zu sein* (Bl. 17 b). Als die Griechen sich fürchten, die Brücke über den Euphrat zu be-

treten, geht Alexander zuerst hinüber. Wie diese tapfere Entschlossenheit wirkt, malt der Übersetzer aus: *Da das ersachen die getrewen kriechen daz ir herr Alexander vor rait da ward ein sölich gedreng auff der brugk. Wann yeder wolt der erst sein das es ein wunder waz daz es die brugk nit eynfiel und zu stücken zerprach* (Bl. 41 a). Bisweilen klingt auch wieder ein erzieherischer Ton durch. Alexander lobt den Perser, der ihn verwundet hat, um seiner Treue für Darius willen und belohnt ihn reich.

Da nun Alexander der künig die manheyt des persisten rytters so hoch lobet und im so gar unmassen wol redt Da gedacht maniger kriech Ich will auch leyb und leben wagen durch meines rechten herren willen und im also wol dienen daz er mich auch also loben und geuden werd. mit so getanen worten und grossen lüsten hät der künig Alexander gemacht alle die seinen vast getrew willig und gehorsam. Darumb erlangt er sölichen grossen sig in allen streyten daz noch davon zesagen ist wann wa noch rechte einikeit eines volckes ist da ist kein misselingen des siges (Bl. 43 a).

Wir hören, wie die strenge Abweisung Alexanders auf den Perser, der seinen Herrn hat verraten wollen, wirkt: *der fürst ward wol schamrot und schied wider von dem künig Alexandro mit gelait. darnach zoch er zu künig Dario und wartet seines gebottes* (Bl. 50 a). Besonders gern weckt Hartlieb mit diesen Zusätzen eine weiche, empfindsame Stimmung, so wenn er betont, wie die ruhmvolle Bestattung des Darius die Herzen der Perser rührt: *da nun künig Darius in ein künckglich grab so gar keiserlich bestätt und begraben ward da hättent die getrewen persen ein gancz wol gevallen an dem getrewen Allexander und wurdent im all von ganczem herzen gar inprünstiglichen lieb haben* (Bl. 65 a). Auch der Erlass des Freiheitsedikts bringt dem Helden die Sympathien der Perser, wie Hartlieb es darstellt: *Da das erhorten die persen die vor allweg wanckel und unstät gewesen Sy namen in in iren mut und sinn das sy nimmer mer wolten tun wider Alexandrum. Und wolten im nun bas und mer gehorsam und undertänig sein dann sy vor dem künig Dario nie gewese*

waren. Und aller mencklich hätt gar ein gross wolgefallen an künig Alexander darumb das er so güttig und auch so getrew was irem land und in sölich freyheit geben hett (Bl. 65 b). Es fällt dem Übersetzer nicht schwer, überall das erfreuliche Einverständnis zwischen Alexander und den Seinen zu unterstreichen; er stellt sich vor, wie es die gegenseitige Liebe erhöht, dass die Soldaten in Indien ihre Mutlosigkeit überwinden: *Da ward Alexander gar fro er ging auch zu den Kriechen und Persen und trost sy gar vast. die waren all willig in worten und in wercken aber Alexander hät nit grossen trost zu iren hertzen wann genöter dienst tut selten gut* (Bl. 76 b). Hier verrät die charakteristische Sentenz am Schlusse die erzieherische Absicht; aber auch ohne einen solchen Hinweis versucht Hartlieb auf seine empfänglichen Leser Eindruck zu machen, wenn er ihnen mahnend berichtet, wie der Besuch bei den Oxydraken auf Alexander wirkt: *Da dise wort ein end namen Alexander ward hoch geschlagen in seinem gemüt Und gedacht das er allein knecht und nit herr wär und verstund wol das die einfältigen leut und inwoner des landes Ocidraces all grosser herren waren dann er wann wye wol er auch vil grosser land bezwungen hätt noch den mocht er sein gemüt und sich selber nit bezwingen* (Bl. 86 a—b).

So bekundet sich überall im Alexanderbuch die erzählende Mitarbeit Hartliebs, fast zu viel für unsern Begriff, denn die zahlreichen Zusätze scheinen dem Werke den Charakter einer wirklichen Übersetzung zu nehmen. In keinem andern Werk hat Hartlieb so deutlich an der Gestaltung teilgenommen, wenn auch das Streben nach Verdeutlichung sich selbst in so treuen Übertragungen wie dem Traktat von der Liebe oder in der Verdeutschung des Caesarius v. Heisterbach bisweilen regt. So heisst es im Eingang des Andreas Capellanus[1]): *mulieris*

[1]) Andreae Capellani de amore libri tres. Rec. E. Trojel. Kopenhagen 1892.

incipit recogitare facturas et eius distinguere membra suosque actus imaginare eiusque corporis secreta rimari. Hartlieb versetzt sich hier an die Stelle des Liebenden und lässt diesen seine Gedanken aussprechen[1]): *Am ersten hebt er an zu betrachten des weibes wolgestalten czierlichen geformierten recht wolgepilten leib. Sihe wie gar hat got und die natur all winsch an die gelegt. wie gar volkommen seind all tugent weiplicher zucht an ir volpracht. Sihe wie schimpfig glimpfig ist ir geberd* . . . Oder eine andere Stelle aus dem Traktat der Liebe zeigt Hartliebs Gefallen an deutlicher Schilderung. Der lateinische Satz: *vidi hominem praecedentem et in spectabili equo nimis formoso sedentem aureo diademate coronatum* (S. 92) heisst bei Hartlieb: *do sahe ich am vordersten einen wolgestalten lieplichen man des schön und zier unermeßlich war ze sehen. auff seinem hauppt fürt er ein guldin kron durch zierd mitt edlem gestein. sein gewand was kostlicher dann kostlich. Sein ross bedeckt mit kostlicher zumer daz gieng den czelt als wol als ye ein pferdt getun mocht* (Bl. 33 b). Die erzählende Ausführung kann man vereinzelt auch in der Übersetzung des Dialogus miraculorum beobachten. Wenn dort berichtet wird (VII, 3): *Mare transierunt ambo et ante Damiatam mortui sunt ambo*, so gibt das Hartlieb wieder: *Und also hub er sich gehorchsamleich mit sampt dem vorgenännten priester seinem geferten auff den weg und schifften mit einander uber mer und komen fur ein belegte Statt genant damyata vor derselben statt sy payd vergiengen mit tode.* Aber im Ganzen sind doch die Brandanslegende, das Buch der Liebe und auch der Dialog des Caesarius einfache Übertragungen; da gibt Hartlieb oft nur allzu genau den lateinischen Text wieder und hält sich meist von eigenen Zutaten fern. Gewiss lugt auch aus der Verdeutschung des Caesarius v. Heisterbach an einer Stelle der Mediziner Hartlieb hervor, wenn er (VII, 22) die Mitteilung

---

[1]) Das buch Ovidy von der liebe zu erwerben . . . . Augsburg 1482. Bl. 2b.

von der Krankheit eines Priesters *laborabat fistula in locis naturae secretioribus* mit ärztlicher Deutlichkeit wiedergibt. Doch das ist ein ganz vereinzelter Fall; nur im Alexanderbuch hat Hartlieb sich ein prunkendes Vorführen und Verwerten seiner naturwissenschaftlichen Kenntnisse gestattet, nur dort hat er sich durchgehend freier bewegt und an der erzählenden Gestaltung beteiligt. Eigene Schilderungslust verrät sich übrigens besonders auch in einer Eigenheit, die Hartlieb mit den Erzählern des 15. und 16. Jahrhunderts gemein hat: in der immer wiederkehrenden Ausmalung von Sonnenauf- und untergang. Wo das Lateinische nur kurz den Wechsel der Zeit vermerkt, da bringt Hartlieb eine kleine Schilderung mit schmückenden Worten: *Des morgens do der liechten sunnen schein durch den palast brach. — Nach dem kam die vesper, der tag begunde tuncklen die sunn het iren liechten schein und lauter brehen zu tal gesenckt die stern scheinen mit liechtem pliczen nach ihrer gewonheyt. — — Ec nun die wort alle vollendet waren do sahen wir die liechten morgenröten auff geen und do glöst der wald aller als hette er ein wolgefallen und frolocken daran. — — Und do der tag sincken begund und die nacht mit irem dunckel kam . . . do gieng der mond auff mit liechtem prehen.*

Aber wo der Übersetzer in seiner Darstellung zu besonderer Höhe und unerhörtem Aufwand kommt, da weist er mit stereotyper naiver Unbeholfenheit durch eine Art Aposiopese auf das Unmögliche einer genauen Schilderung hin, um durch sein verstummendes Erstaunen auf den Leser Eindruck zu machen. So als Philipp bei seiner Rückkehr seine Gemahlin gütig begrüsst: *Was fröd die künigin enpfieng von des künigs worten das ist unsäglich* (9b). Das Ross Bukephalus leistet Alexander gute Dienste, es *was solichs guts wertt in streyten daz nyemant volsagen kan* (16a). Xerxes wird erwähnt als ein König, *der vil maniger victori und siges pflag das es unsäglich ist ze sagen* (58a). Oder von dem Kampf Alexanders gegen das vereinte Heer des Porus und Darius berichtet Hart-

lieb: *wie der streit erhaben ward, und wie yegliche rott, geschickt wurd, wie manger guter schwader da zu feld hielt das ist ungeleublich ze sagen* (60 b). Die herrliche Königin Candacis wird gar sehr gerühmt, denn sie *pflag sölicher ere und züchten das es nyemant wol sagen mag* (86 b). Die Boten, die sie an Alexander schickt, erhalten prächtige Geschenke: *wie köstlich und reilich sy begabt wurden mit gold gestein und mengerley hand kleinat das wär zelang zeschreiben* (88 a). Seinem Lehrer Aristoteles schreibt Alexander: wir haben von Porus so viel Schätze erbeutet *daz alles unser hör und leut so reich worden sind da von nyemant sagen mag* (122 b). Oder er erzählt von den Kostbarkeiten des Porus: *in dem hoff was von edlem gesteyn so vil gefäß daz es nyemant wol sagen mag.* So wird auch auf die Unmenge der Gesandtschaften hingewiesen, die Alexander in Babylon erwarten: *es waren der poten als vil daz es nyemant gelauben kan noch mag* (154 a). Oder auf die gewaltigen Reichtümer des Helden: *da pracht er zu wegen einen grossen schacz das da von nit ze sagen ist* (154 a).

Wieder sehen wir Hartlieb mit der Erzählungstechnik seiner Zeit arbeiten, denn genau so drücken sich die Volksbücher aus. Die Kaiserin schenkt ihrem Gemahl Oktavianus *zween Söne welche so schön und lieblich anzusehen waren, daß davon nicht zu sagen ist* (Buch der Liebe 1 b). Die junge Marcebilla ist *so köstlich von güldenen Kleynoten gezieret und angethan daß es nicht wol zu sagen ist* (11 d). Das Zelt des Heidensultans ist *so köstlich anzusehen daß darvon nicht genugsam zu schreiben ist* (25 d). Oder zwei Stellen aus dem Volksbuch von Tristan: *Der König fertiget seine Tochter ab, mit so grosser Haab und Reichthumb daz es unsäglich ist* (84 c). — *Sie pflegten solcher grossen freuden und wunne, davon viel zu sagen wer* (86 c). In der Melusine wird Reymunds Schmerz über die Trennung von seinem Weibe hervorgehoben: *Reymund vollbracht ein solch Jammer und Hertzenleid, daß es niemandt außsprechen noch schreiben kan* (277 b). Manches Beispiel

ist auch im Volksbuch von Wigalois zu finden. So heisst es von der Bestattung des edlen Roas: *Welchs grab mit so grossem Geschmuck von Edlem gestein und Goldt geziert war das es ein wunder zu sagen were das laß ich aber umb kürtz willen unter wegen, denn solche große Kosten und Reichthumb bey uns ungläublich sind* (392 d). Auch von einem besonders prächtigen Aufzug soll man dadurch, dass er nicht geschildert wird, eine Vorstellung erhalten: *Wie aber der Koch, Keller, Aufftrâger, Wägen zuvor und darnach und jede Schar der Ritter und Frauwen besonder gezieret waren, were viel zu lang zu erzehlen* (393 d). So hören wir auch über Gawans Begrüssung durch Wigalois nichts Genaueres, denn *wie Herr Wigoleis seinen Vatter Herrn Gabon empfieng were zu lang zu sagen* (394 c).

Noch in einem andern Punkte stimmt Hartlieb im Alexanderbuch mit der volkstümlich naiven Erzählungsart seiner Zeit überein: in der offenen Bekundung seiner Teilnahme für die Handlungen und Schicksale der Personen, von denen seine Feder meldet. In den Volksbüchern ist es oft zu beobachten, dass der Autor aus inniger Sympathie oder heisser Zorneswallung den Gang der Erzählung unterbricht und in lebhaften Ausrufen des Bedauerns oder der Empörung seinem Herzen Luft macht. So tritt auch Hartlieb mit seiner Teilnahme hervor: edle Ritter und Frauen erscheinen immer mit rühmenden Beiworten, die keusche, die reine, die hochgelehrte Candacis oder die tugendhafte, die ehrenreiche Roxane, und umgekehrt erhalten schlechte Menschen die Benennungen, die sie für ihre Taten verdienen. Hartlieb erregt sich über das schnöde, böse Volk, das von Gott in den Bergen eingeschlossen wird, er ruft Jammer und Wehe über die Ruchlosigkeit der schändlichen Mörder, die ihren Herrn Darius meuchlings erschlagen, er äussert sein inniges Mitleid für die unschuldigen Kinder Alexanders, die um Roxanes Schuld willen elend und arm werden, und er erhebt bei der Schilderung der Dia-



dochenkämpfe laute Klage über einen übeln Verrat, den Diener an ihrem Herrn begehen.

Aber trotz aller Zutaten ist Hartliebs Werk nicht als freie Bearbeitung der lateinischen Vorlagen anzusehen. Der Übersetzer gibt die Darstellung seiner Quellen inhaltlich genau wieder, nur hält er sich nicht stets an den Wortlaut und lässt sich auch durch die Knappheit der lateinischen Schriften keine Schranken setzen. Auf Schritt und Tritt begegnen uns farblose Beiwörter, breite Anreden, langgedehnte und doch nichtssagende Fortführungen von Gedanken und Wortwiederholungen von ermüdender Einförmigkeit. Doch aus allen diesen ungewandten und überflüssigen Zusätzen, von denen nur die Lektüre des Alexanderbuches eine rechte Vorstellung geben kann, spricht die Tendenz, so zu übertragen, dass sich dem Leser der beliebte Stoff anheimelnd und natürlich darbiete. Hartlieb greift nicht zu freien, kühnen Änderungen, um seinem Streben nach Verdeutlichung zu genügen, aber wo seine Vorlage ein Geschehnis kurz an das andere reiht, da holt der Übersetzer oft etwas aus, um mehr einen behaglichen Erzählerton anzuschlagen. Mit einer losen und auch formell sehr gewagten Zusammenstellung berichtet die Historia: *Nectanebus autem manens in Macedonia Philippus abiit in proelium* [1]). Hartlieb aber weiss, dass von Philipp bisher noch nicht die Rede war, und er ist von der richtigen Empfindung geleitet, wenn er nicht der lakonischen Ausdrucksweise seiner Quelle folgt: *Nectanabus belaib in Macedonia. Da was einer hieß philippus der künig . . . zu der selben zeyt als Nectanabus was in Macedonia da zoch der gross mächtig künig Philippus mitt krefftigem hör zu veld in eyn frömdes lannd da selbs er grosser streyt pflag mit krefftigem hör. wie vil landes er bestrait und wie gross sach er begieng das sagt ein annder buch* (Bl. 5a). Der Hinweis auf ein Werk über Philipps Kämpfe ist eine schriftstellerische Recht-

[1]) Landgraf S. 32.

fertigung an die Leser, die vielleicht ein ausführliches Verweilen bei diesen Vorgängen vermissen; so fügt der Übersetzer ja auch bei der Mitteilung von dem Aufbau Thebens hinzu: *wie kostlich die stat gepawen ward das vindt man in dem buch vergily* (Bl. 23 b). Wo Hartlieb die knappen Angaben des Orosius übersetzt, von den Kriegen, die im Occident zu Alexanders Zeit toben, da erwähnt er auch, dass davon *grosse bücher geschriben seind*, und im letzten Abschnitt seines Werkes verweist er für die Diadochenkämpfe auf die Bücher, *die do sagen von der erstörung der landt.* Diese literarischen Mitteilungen Hartliebs seien hier nur zusammengestellt, weil sie zeigen, wie der Übersetzer bei seinen Lesern die Knappheit der Darstellung zu entschuldigen sucht. — Von Bukephalos berichtet die Historia einfach: *In ipsis temporibus quidam principes Cappadoces adduxerunt Philippo polletrum magnum*, Hartlieb aber führt das merkwürdige Tier, dessen Aussehen er auch eigentümlich schildert, doch etwas wichtiger ein: *In den selben zeyten was ein fürst gesessen in Capadocia der was auch undertan dem künig philippo von Macedonia in des lannd gefiel gar ein fremd selczams tier das was einem pferd am meysten geleich . . . . Das tier schanckt der fürst von Capadocia dem künig Philippo* (Bl. 11 a—b). Oder wenn Hartlieb in seiner Vorlage findet: *Tunc scripserunt Stapsi et Fictir epistolam Dario regi* so übersetzt er: *In denselben tagen hett Darius der gross künig in Persia gar zwen trew hauptmann. der ein hiess stapsi der ander ficur die selben schriben irem herren dario ein epistel also lautend* (Bl. 50 a). Und ganz ähnlich wird auch die Mitteilung: *unus ex principibus Darii significavit ei ommia per epistolam tali modo* etwas erweitert: *Zu der zeit hett künig Darius gar ein getrewen man Der was ein fürst vil volckes und sein nam was hostadius der schraib dem künig Dario ein söliche brieff* (Bl. 51 b).

Also überall nur kleine unbedeutende Zutaten, aber immerhin Beweise für ein bewusstes Glätten und Ergänzen, für ein beständiges Mitarbeiten des Übersetzers. Selbst



harmlose Kürzungen nimmt Hartlieb mit Rücksicht auf seine Leser vor, doch meist nur so weit, dass er Namen weglässt, die ihm unnötig erscheinen. Die Historia erzählt von den Ägyptern: *perrexerunt ad Hephästum deum illorum*, Hartlieb aber berichtet nur, dass sie *irem abgott* opfern; er sagt auch von Philipp einfach, dass er *sein sternseher* zu sich beruft, während die Historia stets den Namen des Zeichendeuters nennt, und in dem grossen Brief Alexanders an Aristoteles lässt der Übersetzer mit Recht eine ganze Reihe von Namen weg: die der 13 Genossen, die mit Alexander bei der ersten Befragung der heiligen Bäume Zeugen sind, und die der drei Freunde, die den Helden auf seinem zweiten Gang begleiten.

Hartlieb sucht also sein Buch leicht lesbar und verständlich zu machen und bringt auch hie und da ein eigenes Gleichnis an, das die Anschaulichkeit mehren soll. Ein absonderliches Bild steht bei der Schilderung von Alexanders Kampf mit Amunta. Wieviel Leute Alexander auch in der Schlacht verliert, immer neue Krieger treten auf und er meint, es sei keiner gefallen: *recht samm ein prutt henn die vil cleiner hünlach hat. wann dye verleurt viere fünffe oder zechne so waißt sy nicht darumb biß daz sy die hünlach gar verleurt dan claget sy ir verlust mit gloczgen und mit gaczgen.* Einfach und ungesucht ist es dagegen, aber auch durch stilistische Tradition gegeben, wenn Hartlieb zur Übersetzung von *aqua pulcherrima* den Vergleich bringt: *ein gross hübsch wasser schön durchsichtig und lauter als ein pollierter cristall.* Hier ist das Bild nicht mehr als ein ausmalendes Beiwort, und so etwas kann uns darum selbst in der Brandanslegende begegnen, die sich doch zum Unterschied vom Alexanderbuch so treu an ihre Vorlage anschliesst. Da hat die lateinische Fassung (Münchener Cod. lat. 2607 Bl. 6a): *Apparuerunt illis duo fontes unus turbidus alter clarus*, und Hartlieb gibt die Stelle wieder: *In erschinen doselbs czwen prunnen ainer der was trüb der ander was lauter als ain kristall* (Cgm. 385 Bl. 166a). Recht an-

schaulich wird in dem grossen Brief über die Wunder Indiens die Erlegung eines furchtbaren Sumpfungeheuers vorgeführt, das wegen seiner harten Haut nur schwer verletzbar ist: *Auff daz tier was sölich schlahen und bossen mitt hemern und mord agsten das es in allem ror erhall als wär es in einer schmitten gewesen* (Bl. 134 b—135 a). Im Traktat des Andreas Capellanus übersetzt Hartlieb die Stelle: *se ipsas ad verba moventur et expressa voce loquuntur* (Lat. S. 352) recht gut: *und redten und kallten mit in selber als ein häcz oder aglaster mit lauter stymm* (111 b).

Bisweilen macht Hartlieb, was er erzählt, seinen Lesern dadurch klarer, dass er Ausdrücke wählt, die ihm und seiner Umgebung bekannt und vertraut sind. So wird der Zug der Griechen und Perser, die den Darius bestatten, als *process und kirchgang* aufgefasst. Wenn Dindimus an Alexander schreibt *nos artem bene loquendi non discimus*, so übersetzt das Hartlieb sehr geschickt: *wir pflegen auch nit der geplümten wort die mit listen versetzet seind.* Auch aus dem Traktat von der Liebe und zwar aus dem bösen Teil *de reprobatione amoris* seien zwei Beispiele einer solchen populären Übertragung genannt. Im lateinischen Text heisst es: *Sicut enim Epicurus summum bonum in ventris esse credit obsequio* (Andreas Capellanus ed. Trojel S. 341). Hartlieb aber übersetzt derb und für seine Leser mehr verständlich: *Wann als ein fraß meint das nichts besser sey dann sein bauchfüll* (Bl. 108 a). Den Frauen wird zum Vorwurf gemacht: *Praeterea nulla vivit in hoc femina mundo non etiam imperatrix neque regina, quae totam vitam suam more gentilium non consumat auguriis et variis divinationum haruspiciis* (S. 355). Hartlieb bringt hier, um Kenntnisse nicht verlegen, die Zauberbräuche, die in seiner Zeit eine Rolle spielen und die seinen Lesern vertraut sind: *Es ist auch kein weib in diser welt lebent, sy sey keyserin oder künigin, sy vertreib ir zeit mit heydnischen sitten und mit ungelauben. Als mit weissagen mit vogel gesang mit loßbüchern mit glückscheyben*

und mit alten zaubererin und sy treiben czu allen zeiten zauberey (112 b).

Deutlichkeit erreicht Hartlieb auch, indem er einen in seiner Quelle nur allgemein vermerkten Vorgang durch mehrere Beispiele, durch kleine Einzelbeschreibungen erläutert. Er sagt nicht einfach, dass die Griechen bei ihrer Beratung über die Amazonen sich nicht einigen können, sondern er will auch eine Vorstellung von der Uneinigkeit geben: *Wie vil der rat waren, wie mänig man da sein stym gab einer zu streit der ander zu frid der drit dar zu schimpfen und lachen begund das mag nyemant wol schreiben wann da beschäch gar vil fremder rätt* (Bl. 100 b). Der Brahmanenfürst schreibt Alexander: wir wohnen nicht in Palästen, denn dort drohen uns viele Gefahren; Hartlieb illustriert das im einzelnen: *yecz beginnent die palast sincken yecz tropffen yecz krachen yecz neigent sy sich zu fall* (Bl. 106 b). Ganz ähnlich lässt der Übersetzer den Dindimus Alexanders Ruhelosigkeit schildern: *dein gemüt ist so gar weitschwaiffent und umbfaren. yecz mit kriegen yecz mit not zwang yecz mit notturfft den deinen zereichen. yecz da kuntschafft senden. yecz an der strass zesuchen* (Bl. 104 a). In Alexanders Brief an Aristoteles führt Hartlieb den Kampf der Griechen mit schaurigen Schlangen etwas deutlicher vor, als es die lateinische Quelle tut: *einer stach der ander warff der dritt schlug mit grossen mord agsten und sweren grossen hemern* (Bl. 131 a). Oder wo Alexander in der Epistola berichtet, dass seine Krieger den Leuten des Porus, die sie über ihren Führer ausfragten, nur *incerta* antworteten, da gibt das Hartlieb wieder: *ein yegclicher der meinen sagt was er wolt einer sagt von mir groß der ander klein und keiner als der ander* (Bl. 133 a). Dieses einfache Hülfsmittel zur Verdeutlichung findet sich bei Hartlieb nicht nur im Alexanderbuch. St. Brandan und die Seinen sehen schreckliche Ungetüme auf dem Meeresgrund, erzählt die Legende. In der Übersetzung Hartliebs aber — Cgm. 385 Bl. 169 b — erfahren wir etwas über das

Aussehen der Tiere: *Wie manigerlag gestalt form und pildung sy hetten das mag nyemand volschreiben ains was lang das ander kurcz das dritt dick das vierd smal ains pog sein haubt zu dem swantz das ander was gerecht.* Ein Beispiel dieser beschreibenden Aufzählung findet sich auch in Hartliebs Übertragung der Secreta mulierum, in der Berliner Handschrift Ms. Germ. fol. 928 auf Bl. 25. Der lateinische Text sagt, die Planeten geben dem Menschen besondere Eigenschaften, und Hartlieb fügt erläuternd hinzu: *die niemant in sunderhait geschreiben mag als einer ist genaigt auf frewd der ander ist genaigt auff trawren der dritt ist genaigt auf puelschafft der auf zorn der also dyser also.* Endlich sei auch aus dem *puch aller verpoten kunst* eine stilistische Parallele angeführt, sie steht im Heidelberger Codex Pal. germ. 478 auf Blatt 35. Da treffen bittere Worte die leichtfertigen Fürsten, die sich der Zauberkunst hingeben und *kainen rechten waren gelauben an got haben. Ainer will schätz graben Der ander will ains andern fürsten gehaym erfragen. Ainer will von des tiuffels kunst sighafft werden Der ander will mit sölicher zaubrey pulen lieb und veintschaft machen.*

Zusammenfassende Begriffe löst Hartlieb gern in verschiedene Einzelausdrücke auf; auch das ein naheliegendes, volkstümliches Mittel der Veranschaulichung. Aus der Frage des Darius: *qua re abscondis vasa aurea in sinu tuo* wird bei dem Übersetzer: *was maynst du bott allexanders da mit das du schalen und pecher und köpff in deinen busen schübest* (Bl. 54b). Die Kundgebung in Alexanders Freiheitsedikt: *unus quisque in pace proprietates suas possideat et gubernet* lautet in Hartliebs Übertragung: *und ein yeglicher er sei fürst oder hauptmann oder burger pawr oder hantwercker er sol über al sein knecht und diener oder dienerin und haußvolck selber richter und herr sein* (Bl. 65b). Den Jammer der Griechen an Alexanders Sterbelager schildert die Historia: *metus ingens ac ploratus magnus erat in eo loco quasi tonitrus*, Hartlieb aber reiht hier ein Wort an das andere, um die Äusserungen

des Schmerzes deutlich wiederzugeben: *do ward in dem sal ein sölich weynen schreyen toben wüten wüffen achczen und seuffczen als wär ein gross ungewitter donner und pliczen an dem hymel* (Bl. 159b).

Solche Häufungen von Ausdrücken können also der eindringlichen Verdeutlichung dienen, aber nur dann, wenn Worte von verschiedener Qualität neben einander gestellt sind. Das ist bei Hartlieb nur selten der Fall. Meist reihen sich ganz gleiche Synonyma an einander und geben der Ausdrucksweise etwas so Überladenes, dass sie für unseren Geschmack oft unausstehlich wird. Für Hartlieb aber und für seine Leser ist das ein rhetorischer Schmuck, und während wir Wendungen wie *mit sölichen und desgeleichen worten*, *der weis redner und orator Estimes*, *wes ist diese figur oder pildnus* nur lächerlich finden, sind sie für das Stilgefühl von Hartliebs Zeit und auch noch für spätere Generationen erfreuliche Proben einer kunstvollen, gewählten Redeweise. In allen Schriften des Übersetzers zeigt sich diese bewusste Nebeneinanderstellung völlig gleichbedeutender Ausdrücke, und neben der Zwei- und Dreigliedrigkeit ist auch zwei- und dreigliedriger Parallelismus mit offenkundiger Vorliebe angewandt. So ist Friedrich Wenzlau, der dies stilistische Kunstmittel für die deutsche Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts untersucht hat[1]), an Hartlieb nicht vorbeigegangen; statt die Beispiele zu wiederholen, will ich auf sein reichhaltiges Buch, das während des Entstehens meiner Arbeit erschien, verweisen, denn Wenzlau hat aus dem Alexander und der Verdeutschung des Andreas Capellanus eine grosse Menge von Belegen zusammengestellt. Aber hervorzuheben ist, dass sich in Hartliebs Alexanderbuch die Eigentümlichkeiten des Kanzleistils nicht nur in der Häufung und dem Parallelismus der Synonyma bekunden, sondern dass der Übersetzer auch sonst zu dem schwer-

[1]) Fr. Wenzlau: Zwei- und Dreigliedrigkeit in der deutschen Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts. Halle 1906. S. 231 ff.



fälligen, gespreizten Ton der Akten- und Urkundensprache neigt. Wir werden uns darüber nicht wundern. Johann Hartlieb war ja bei all seinen mittelalterlichen Liebhabereien ein Mensch von modern sachlichem, zweckvollem Tätigkeitssinn, ein Humanist, der mit seiner vielseitigen Bildung dem bayrischen Herzog als Ratgeber und Diplomat nüchtern und nützlich zur Seite stand. Er kann auch in seiner Sprache nicht den Mann verleugnen, der es gewohnt ist, amtliche Schriftstücke zu bearbeiten und an gewichtigen Staatsaktionen teilzunehmen. Da begegnen uns denn im Alexanderbuch steife, schwerfällige Einleitungsworte zu Reden und Briefen: *du solt wissen und sunder zweifel gelauben, — du solt nicht gedencken und gelauben noch in dein herz nemen — er schreib ein brieff lautende an künig Dario die dise nach geschrybne wort inne haltend — ein epistel an künig Alexander in mass als hernach stet und lautet also — er schreibt ein epistel die lautet also hernach geschriben stat mit disem titel — sy prachten für ir potschafft und zugen auss ir epistel und antwurten die dem künig Alexander der prieff lautet also — ich wil anheben dir ze sagen von dem ich an dem ersten gesehen hab und darnach wil ich dir von dem andern auch schreiben.* Wo Wahrsager und Sterndeuter um eine Auskunft befragt werden, da lässt der Übersetzer nicht mit seiner Vorlage sie einfach antworten, sondern breite Einleitungen, wie sie einer subtilen Geheimkunst angemessen sind, gehen dem eigentlichen Bescheid voraus. So bei der ersten Begegnung von Nektanebus und Olympias: *Der prophet Nectanabus zoch aus seyn tafel und begund dye sach nach dem subtilisten ergründen und rechnet nach seinen sytten der syben stern lauff und hub an mit süssen worten der künigin zu antworten und sprach* (Bl. 6b). König Philipp befragt den Ariolus über ein seltsames Geschehnis: *der meyster nam im zeit ze raten und erfragt die sach gar eygenlich und sprach zu im herr nach dem als dir erschynen und bekannt tan ist so sag ich dir in rechter warheyt* (Bl. 10a). Noch umständlicher holt der Übersetzer aus, wo



er den Wahrsager in Babylon die grausige Missgeburt deuten lässt: *Er beriet sich und kam mit wolbedachtem mut zn Alexander und sprach. Großmächtiger künig als dein meiestat ye wissen will was daz kind so wunderlich geporen bedeut also hab ich grüntlich geforscht und mein kunst durchgrünt und will dir sagen unnd außlegen die bedeutung des kindes und sprach also* (Bl. 154b). Diese Steifheit im Ausdruck ist so sehr eine Eigenheit Hartliebs, dass er sie sogar Personen gibt, deren individuelles Bild dadurch völlig verzerrt wird. Der schlichte Dindimus muss in lehrhaft beschreibendem Ton ankündigen, was er Alexander schreiben will: *so wil ich dir von dem wesen des volcks Pragmanorum auch von irem standt und narung irs lebens auch von allem irem tun und lassen schreiben. darbey auch offenbaren waz rechte und früntliche wolgeschickte weißheit sey. und wie man die erkennen und ir nachfragen sol auch wie man sy gewinnen und erlangen sol wenn man sy hat wie man sy nüczen und prauchen sol. das alles wil ich dir am kürczosten und am pesten sagen* (Bl. 104a—b).

Auch aus der Übersetzung des Dialogus miraculorum sei ein Beispiel solcher stilistischen Umständlichkeit herausgehoben. Der Prolog, der die siebente Distinktion (De Santa Maria) einleitet, schliesst im lateinischen Text mit den Worten[1]: *Cuius* [Mariae] *virtutem ut digna scribere et scribenda possim perficere suppliciter imploro.* Da höre man Hartliebs Wiedergabe! *Und das ich von derselben hochgelobten hymel künigin Junckfrawn marien lob wirden krefften und hilffen dye sy Irn dienern und liebhabern und der ganczen kristenhait hye auff erde manigvalticklich erzaigt hatt und noch tut allen den dy Sy in noten mit getrawen anruffen und das ich von ir wirdige dinge gnad hilff zaichen und wunderwerck in der gegenwürtigen underschaydung beschreiben und löblich vollbringen*

---

[1]) Caesarius von Heisterbach: Dialogus miraculorum ed. J. Strange. (Köln etc. 1851) Vol. II. S. 1.

müg so beginne ich die selben mutter der parmherzikait flechleich und diemuttiklich dar Inne umb hilff und gnade anzeruffen. In seiner pedantischen, papierenen Steifheit kümmert sich Hartlieb auch nicht darum, dass er in dem Werk des Caesarius v. Heisterbach einen Dialog übersetzt, sondern gibt die Worte des Novizen *licet omnia haec credam de illa* ruhig wieder: *wie wol ich das vorgeschriben alles von der künigin der hymell maria wol gelaub.* Oder wenn der Mönch seinem jungen Zuhörer versichert: *ex paucis quae subiciam cognoscere poteris exemplis*, so sagt er bei Hartlieb: *das wirst du aus etlichen hernach geschriben ebenpilden aygentlich erkennen.* Und ähnlich noch öfters; für *supradictum conversum Henricum* setzt Hartlieb *den vorgeschriben pruder hainreich* oder aus *memini te superius dixisse* wird sogar: *Ich bin wol Ingedenck wie du in dem puch gesprochen hast.* Das sind Entgleisungen, die den Charakter des Zwiegesprächs in fast komischer Weise zerstören und die wieder den Übersetzer in seiner staubigen Schwerfälligkeit kennzeichnen.

Durch ermüdende, ungelenke Breite, durch den leeren Wortschwall gleichbedeutender Ausdrücke hat Hartlieb sein Alexanderbuch mit viel unnützem, ja unleidlichem Beiwerk überladen. Das empfinden wir als eine langweilige Redseligkeit, die einer Übersetzung doppelt schlecht ansteht. Aber über diesen stilistischen Mängeln des Alexanderbuches, die ja zum Teil Kindheitsgebrechen der neu entstehenden Prosaliteratur überhaupt sind, werden wir nicht unbeachtet lassen, dass sich in den vielen Zutaten eine gewisse Selbständigkeit offenbart. Johann Hartlieb war kein phantasievoll poetischer, künstlerisch empfindender Geist, sondern nur ein fleissiger, vielseitig interessierter Übersetzer, aber vor dem farbenprächtigen Stoff des Alexanderromans hat der Vorsatz einer strengen Wiedergabe auch bei ihm nicht Stand gehalten. Mehr, als er sich selbst eingestehen wollte, hat Hartlieb die Darstellung umgeformt und sie verbreitert, nicht durch

feine Nüancierung, durch psychologisches Vertiefen oder scharfe Charakteristik, sondern durch eine harmlose, mehr rhetorische Teilnahme an den Vorgängen, durch ein primitives Bemühen um Verdeutlichung und auch oft durch ein sprachliches Freimachen von der Ausdrucksweise seiner Quellen. Hartlieb bindet sich nicht sklavisch an den lateinischen Wortlaut, er hat nicht in Wortstellung und Satzbau Latinismen, wie sie etwa seine Verdeutschung des Dialogus miraculorum aufweist. Der Accusativus cum Infinitivo in spezifisch lateinischem, uns fremdem Gebrauch findet sich allerdings im Alexanderbuch an 5 Stellen (nicht nur einmal, wie Wenzlau a. a. O. angibt); aber nur zwei Fälle davon sind durch die lateinische Vorlage veranlasst; der Accusativus cum Infinitivo ist eben kein Beweis einer direkten Abhängigkeit von einer bestimmten lateinischen Stelle, sondern er ist auch ohnedem in den deutschen Stil übernommen worden, wie ihn denn Hartlieb im „Buch der Hand“, einer Unterweisung in der Chiromantik, ausserordentlich oft anwendet. Die Syntax des Alexanderbuchs ist, wenn schon sehr einfach und dürftig, doch frei und natürlich; Hartlieb hat keine grossen, durchgebildeten, gerundeten Perioden, sondern erzählt in kurzen, höchst einfach und einförmig an einander gereihten Sätzchen, aber auch die Historia de preliis zeigt ja eine abrupte, formell ungeschickte Sprache.

Dem Alexanderbuch fehlt es auch nicht an Übersetzungsfehlern, Widersprüchen und Entstellungen. Die Fehler sind recht zahlreich, aber sie sind nicht die Folgen einer stümperhaften Unkenntnis, sondern sie entstehen wie begreifliche Irrtümer, die bei einer gewissen Beweglichkeit der Wiedergabe leicht unterlaufen. Komisch wirkt eine Stelle, die sicher durch eine falsche Auffassung des lateinischen Satzes veranlasst worden ist. Von Alexander, der gegen König Nikolaus zieht, berichtet die Historia: *exivit . . : praecipiens ut mitterent studium de caballis una cum Ephaestio philosopho amico suo* [1]).

---

[1]) Landgraf S. 44.



Hartlieb hat das *una cum* zu *studium mittere* statt zu *exiit* gezogen, und so entsteht der wunderliche Auftrag, dass der Philosoph auf das Pferd acht geben soll: *Alexander bevalch sein wild roß einem philosophen seinem guten freund gar wol ze bewaren* (Bl. 14 b). Falsch verstanden hat der Übersetzer auch die Worte, die Alexander zu Philipp spricht, als dieser ihn hat angreifen wollen. Alexander will dem Vater sagen, dass er als Freund zu ihm sprechen will, ist sich aber bewusst, dass er eigentlich den Vater nicht mit dem Vornamen anreden darf, und entschuldigt sich daher: *Philippe quamvis non sit lex ut te vocem ex nomine* [1]). Hartlieb hat diesen Satz scheinbar nicht begriffen und macht etwas ganz anderes daraus: *wie wol das es nit zymlich ist das ich dich vater heiß. Darumb das du mich mit dem schwert geschlagen wolltest haben* (Bl. 16 b). Als Alexander nach Korinth kommt, finden dort gerade die Wettkämpfe statt: *forte acciderat sollemne certamen apud illos agitari petieruntque Alexandrum uti adesset atque illi certamini praesideret* [2]). Hartlieb versteht *certamen* falsch und deutet es als Entscheidung, Gericht. Darum lässt er die Korinther sagen: *herr wir haben lang gewartet deiner kunfft und bitten dich daz du unser herr seyest und uns regierest . . . wann wir haben gehört und vernommen das du so gar ein rechter richter seyest* (Bl. 22 b—23 a). Der Thebaner, der dem Orakel gemäss kämpfen will, erscheint nach der Angabe des Julius Valerius gerade, als Alexander die Sieger krönt, *cum plurimos coronis donisque largissimis pro merito muneraretur.* Hartlieb weiss nicht, dass von den Wettspielen die Rede ist, der Thebaner erscheint bei ihm ganz unvermittelt, und statt von einer Preisverteilung erzählt der Übersetzer einfach von einer frohen Rast Alexanders: *Alexander lag da und hät gross fest und hochzeyt. Und begund etlich rytterlich man hoch eren und mit kostlichen gaben ir*

[1]) Landgraf S. 47.
[2]) Epitome S. 37.



mü und arbeyt die sy dicz iar erlyten haten belonen. Er gab aus vil guldine vass und mänig scheinbare kron und von gold gewand und gestain gab er allen den dye wol getan hätten. So ist Hartlieb, wenn er auch den Vorgang falsch aufgefasst hat, doch nicht um eine Ausmalung verlegen; an einer andern Stelle aber zerstört er mit seinem Fehler völlig den Sinn. Die mutige Antwort der Athener an Alexander: *quodsi tibi tanta est confidentia bellandi paratioribus occursabis* [1]) gibt er ganz schief wieder, wenn er übersetzt: *hast du sölichs getrawen und willen zu dem fechten so ficht mit andern die bass berait seind zu streyt dün wir* (Bl. 24 a). In seinem letzten Brief an die Athener schreibt Alexander, dass er die Weisen der Stadt nicht in schlechten Absichten bei sich habe sehen wollen: *Scitote non eo me istud consilio egisse quo potentiam meam in eos experiri vellem* (Epitome S. 41). Da hat Hartlieb *consilio egisse* scheinbar arg missverstanden, denn bei ihm lesen wir: *Nun solt ir wissen das ich nit bedarff ires rates noch weysheyt wann die meinen und ich seyen mit sölicher eynikeyt veraint das nicht not ist vil rattes* (Bl. 26 a). Völlig verzerrt erscheinen bei Hartlieb auch die Worte des Schmeichlers, der am Skamander den Helden lobt: *Alexander rex maiores laudes possum facere tibi de tuis actionibus quam fecisset Homerus* (Landgraf S. 63). Von diesem Homerus hat Hartlieb offenbar eine recht dunkle Vorstellung, er scheint ihn für einen Helden zu halten, denn er übersetzt: *Ich mag dir mer lob yehen von den grossen wunderlichen sachen dye du in kurzer zeytt gethan hast dann von allem dem das Homerius all sein zeytt begangen hatt* (Bl. 35 a). So findet sich im Alexanderbuch noch manche Entgleisung, wo aber wohl oft auch eine verderbte Lesart in Hartliebs Vorlage anzunehmen ist; zwei Übersetzungsfehler im Brief über die Wunder Indiens hat Heinrich Becker [2]) richtig vermerkt.

[1]) Epitome S. 38.

[2]) Zur Alexandersage. In der Festschrift zum 70. Geburtstag von Oskar Schade. Königsberg 1896.



Wo uns Widersprüche im Alexanderbuch stören, hat Hartlieb sie nur indirekt verschuldet, indem er zwei entgegengesetzte Berichte unbedenklich neben einander gestellt hat. Er bringt einen theologischen Exkurs über Alexanders Bestimmung als Gottesgeissel, er bringt nach Orosius eine Stelle, in der voll Entrüstung auf die Blutgier Alexanders, auf seine wilde Grausamkeit gegen Feind und Freund hingewiesen wird. Das mag bei Orosius, der mit kirchlich moralischem Blick die Greuel der Weltbegebenheiten überschaut, am Platze sein, aber wenig stimmt der Zug zu dem Bilde, das Hartliebs Buch nach der Historia de preliis von dem grossen ritterlichen Helden entwirft. Und noch ein gröberer Widerspruch! Den grossen Brief Alexanders an Aristoteles, die selbständige lateinische Epistola, fügt Hartlieb in das Ganze seines Werkes ein, ohne zu bedenken, dass nicht alles mit dem Vorhergeschilderten übereinstimmt. Da teilt denn Alexander mit, dass er den Porus gefangen, sich aber mit ihm geeinigt und befreundet hat, — und vorher hat Hartlieb nach der Historia den Tod des Porus geschildert. Allerdings ist der Übersetzer dem kritischen Gefühl seiner Leser etwas entgegen gekommen, indem er den Namen des Porus, den die Epistola sonst noch mehrfach erwähnt, dort stets weggelassen hat, aber die beiden entgegengesetzten Mitteilungen vom Fall des Porus durch Alexander und von einer Versöhnung und Befreundung der beiden Gegner hat er doch ruhig nacheinander gegeben. Er hat sich wohl auch von dem Gedanken leiten lassen, den Ekkehard von Aura in seinem Chronicon universale ausgesprochen hat: *Haec de dissonantia non solum hystoriographorum sed ipsius quoque Alexandri ut dicunt litterarum idcirco posui, ne quis me de prima huius pugnae descriptione arguat mendacii. ceterum prudens lector eligat quid sibi de his maxime placeat.*

Als eine Schwäche des deutschen Buches empfinden wir auch die oft willkürliche Behandlung und Entstellung der Namen, mit denen Hartlieb wie die meisten



Autoren seiner Zeit wenig anzufangen weiss. Einige Beispiele mussten schon bei der Quellenuntersuchung erwähnt werden, aber noch vieles ist hier zu nennen. Da wirft Hartlieb Cappadocia und Macedonia hartnäckig durcheinander, lässt den Philipp einen Orakelspruch empfangen: *wer das wunderlich thier reiten wurd der selb solt herr und künig nach seinem tod werden in Capadocia*, den Pausanias lässt er aus Armenia kommen und *in Capadocia für des künigs Philipp palast* ziehen. Aus der Peloponnes wird *ein künigreich das heyst Pholoponsis*, aus dem mons Thaurus *das gebirge das man nennet Manstrauri*, der *rex Aridorum* wird *der künig des landes arcidoris;* die Stelle *thesauros quos habeo in terra Miniade et Susis* gibt Hartlieb wieder: *was goldes silber und gestein ligt in unseren zweyen schätzkammern Gussis und Matria.* Die Oxydraken werden auch als *das künigreich Oxydraces* aufgeführt, mit Amazone wird das Gebiet und der Name der Königin bezeichnet: Alexander kommt zu dem *land Amazones* und schreibt einen Brief *der frauen Amazones.* Hartlieb sagt von den Brahmanen: *das selb volck heisset Pragmani*, aber er spricht dann von der Weisheit *der Pragmanorum* und lässt sie sich selbst *wir Pragmanorii* nennen. Unter dem *mel de Dinosia terra* stellt sich Hartlieb den *edeln hönig dynos* vor, aus *Polyperconte occiso* liest er sich die zwei Namen *Polper und Tentus*, und wenn in seiner Vorlage berichtet wird: *Antipater Thessalonicen matrem suam transverberavit* so übersetzt das Hartlieb: *Antipater Casoloniten der vieng sein mutter und tot sy.* Aus einer fremdartigen Völkerschaft macht er sich mit einer gewissen Dreistigkeit einen Personennamen: *stravimus Megares* wird *so haben wir auch nyder geschlagen Magares den vast mächtigen künig*, der *rex Molossorum* erscheint als *ein fürst der hiess Malosus.* Ja aus einem falsch verstandenen oder verderbten Wort entsteht dem Übersetzer bisweilen eine Phantasiegestalt, so aus *noverca*, wie wir schon sahen, das Volk der *Nevercani*, aus der falschen Lesart *Euro* der Gott *Oura.* Alexander zieht

ad Lycaoniam, cui nunc aetas recens nomen Lucaniae dedit, nach Hartlieb aber kommt er *in das land Licaniam das man jeczo heysst Lucania. wann Egnes gab im denselben namen.* Da ist also aus einer Entstellung der Worte *aetas recens* der rätselhafte *Egnes* geworden, ganz ähnlich wie bei einer Stelle in Hartliebs Übersetzung des Andreas Capellanus. Es heisst im zweiten Teil des lateinischen Textes, in dem Abschnitt *De fuga amoris*: *Marcianus ait Age enim rumpe moras quia varium mutabile femina semper.* Hartlieb zieht nun verkehrt *age moras* zusammen und konstruiert sich aus *rumpe* einen ganz unmöglichen Namen, sodass die Stelle bei ihm völlig verzerrt wird: *Darumb hat Marcianus pillich gesprochen O rampa nym dir der weil wann wanckel und unstät seind die weib zu aller zeit.* Aber man darf Hartlieb auch nicht für jede falsche Namensform verantwortlich machen, denn er hat in seiner lateinischen Vorlage schon vieles entstellt vorgefunden. Wenn in Alexanders grossem Brief die Ichthyophagen als *Fames* auftreten, so geht das nicht auf den Übersetzer zurück, wie Heinrich Becker meint, sondern eine Recension der Epistola hat in der Tat die Lesart *Fanos.* Auch die schreckliche Benennung der drei Parzen hat Becker Hartlieb zugeschrieben, während hier nur der Druck die Schuld trägt. Die Handschriften des Alexanderbuchs weisen die richtigen Namensformen auf, aber beim Druck sind aus den Parzen drei männliche Individuen geworden: *die drey die dises waldes pflegen das seind Lachesius Glothus Auropus.* Bei der Aufzählung der 12 Alexandria lesen wir in der Ausgabe von 1473: *an die stat sein wunderlich ross parczival begraben ward.* Wieder hat nicht Hartlieb diese eigenartige Benennung des Bukephalos, des *püczival*, vollbracht, sondern ein belesener Drucker hat nicht gerade feinsinnig ein fremdartiges Wort mit einem bekannten und beliebten vertauscht, und so tönt durch einen komischen Zufall der Name Parzival in schrecklicher Verwendung seltsam an unser Ohr.



Mit einem Blick auf die Fehler und Entstellungen hat die Betrachtung der Übersetzungstechnik ihren Abschluss gefunden. Hartliebs Irrtümer und Verkehrtheiten sind gewiss Mängel seines Buches, aber für den Gesamteindruck sind sie nicht entscheidend. Denn es ist das Eigentümliche dieses Alexanderromans, dass wir ihn nicht nur als die Arbeit eines sprachlich ungewandten aber verständigen und aufstrebenden Übersetzers ansehen, sondern auch ein für den Bearbeiter und für seine Zeit charakteristisches Werk in ihm erkennen. Was ihm am Herzen lag, was dem Kreis, in dem er lebte, erspriesslich und genehm war, hat Hartlieb bewusst aus dem Stoff herausgearbeitet oder von sich aus in die Darstellung hineingetragen; das Gefallen an höfischer Feinheit, die Begeisterung für die Zucht und Rittertreue vergangener Tage findet einen unbeholfenen aber unverkennbaren Ausdruck, die Teilnahme an allen kuriösen Erscheinungen der Natur spricht aus den vielen gelehrten Exkursen; seltsam und unharmonisch, wie der Übersetzer, steht auch sein Werk vor uns, ohne künstlerische Vorzüge, ohne formellen Reiz, aber doch die interessanteste und erfolgreichste von Hartliebs Arbeiten. Denn die Zusätze, die wir als einen trivialen und oft geschmacklosen Ballast empfinden, waren für Hartlieb und sein Publikum Züge, die den Wert und die Reichhaltigkeit des Ganzen nur erhöhten, und wenn wir die geheimnisvollen Weisheiten sehr gern missen würden, so waren sie Hartliebs Lesern als Bekräftigungen für die Treue und Wahrhaftigkeit der Erzählung bedeutsam und angenehm. Nahm man doch auch keinen Anstoss daran, wenn Ulrich Füetrer in seinem Merlin-Gedicht sich für die Möglichkeit einer teuflisch-traumhaften Empfängnis auf medizinische Autoritäten berief und mit einem deutlichen Blick auf Hartlieb in seiner Dichtung die Strophe brachte: [1])

[1]) U. Füetrer: Merlin u. Seifried herausgeg. v. F. Panzer, Tübingen 1902. S. 10.



Ettlicher hie mag iehen
der red ich sollt getagen
in kainen weis peschehen
sölichs mug, der merck lass mich im sagen:
Albertus Magnus schreibt das michel wunder
inn dem secret der haimlichkeit,
Trotula und auch Gilbertus sunnder.

Und wenn in all den Versuchen einer erzählenden Mitgestaltung keine individuelle Gabe, kein künstlerisches Können zu Tage tritt, wenn die Mitarbeit des Übersetzers nach unserm Geschmack dem Werk oft mehr geschadet als genützt hat, für Hartliebs Leser war das anders: die nüchterne Teilnahme Hartliebs an der Handlung, das redselige Bemühen um Verdeutlichung gab dem Werk etwas von der Tonart eines Volksbuchs, gab ihm eine verständliche Breite, die einem grösseren Publikum nur erwünscht war, und erhöhte auch die Lesbarkeit des inhaltsreichen Werkes. So hat denn der Erfolg dem Übersetzer Recht gegeben! Die gelehrten Werke Hartliebs waren bald vergessen, auch die Brandanslegende und die Verdeutschung des Dialogus miraculorum blieben ungedruckt und unterhielten nur vorübergehend einen ganz kleinen Kreis, das Buch der Liebe erschien nicht lange auf dem Büchermarkt und hatte sich rasch überlebt, aber das Alexanderbuch, wie es schon in der handschriftlichen Verbreitung nach Zahl und Ausstattung (vgl. z. B. die San Galler Hs. 625) bevorzugt gewesen war, wurde immer wieder und wieder gedruckt und behauptete sich als eine vielbenutzte Lektüre.

Die Wirkung des Alexanderbuchs.

Der Übersetzer hat die Verbreitung seines Werkes durch den Druck nicht mehr erlebt. Denn er ist nicht, wie auch noch Riezler[1]) annimmt, zwischen 1471 und

[1]) Riezler: Geschichte Bayerns. Gotha 1889. Bd. III. S. 867. Die aus Öfeles Artikel übernommene Mitteilung, dass Hartlieb 1471



1474 gestorben, sondern war 1469 schon tot. Das beweisen zwei Urkunden von der Hand seines Sohnes Euchary Hartlieb, die ich im Königl. Bayrischen Reichsarchiv zu München gefunden habe. Es sind Quittungen, die eine vom Freitag nach dem Sonntag Quasimodogeniti 1469, die andere vom Freitag nach St. Urbanstag datiert; der Aussteller nennt sich *des hochgelehrten meister Hannsen Hartliebi Doktor seligen elicher und liplicher sune* und teilt auch ausdrücklich mit, dass eine bestimmte Geldsumme nun *nach abgeen* seines *obgenannten herrn und vatters Meister Hanssen Hartliebs seeligen*, auf ihn gefallen sei. Zu Anfang des Jahres 1469 scheint der emsige Übersetzer gestorben zu sein, der noch 1467 mit Herzog Siegmund im Bad Gastein gewesen war; er hat sich an der erfolgreichen Drucklegung seines Buches nicht mehr erfreuen können. Eine Ausgabe folgte der andern, das Werk fand eine erstaunlich grosse Verbreitung, mochte auch Aventinus die Übersetzung mit jenem oft zitierten Urteil abtun: . . . *ist aber nit wol teutscht: der doctor hat des lateins zue wenig künt, hat vil drein gesezt und darzue von kurzweil wegen than das nur gedichte rokenmärl sein.* So abfällig musste der lebhafte Mann urteilen, der selbst so klar und prächtig schrieb und darum an der ungelenken, trockenen Sprache Hartliebs sich nicht freuen konnte, so geringschätzig musste sich der offenherzige Historiker äussern, der mit stürmischem Wahrheitseifer die Vergangenheit erforschte und der das überwuchernde Fabelwerk in Hartliebs Buch unleidlich fand, nicht ahnend, wie oft auch er selbst trotz strenger Methode in das Reich der *rockenmärl* geraten ist. Wer aber noch mit naiver Gläubigkeit sich in die Historien vom grossen Alexander versenkte, dem war das Werk nicht nur als kurzweilige Unterhaltung, sondern auch als geschichtliche

---

noch gelebt habe, ist durch die Erwähnung eines Münchener Apothekers Niclass Hartliepp in einer Urkunde vom Jahre 1471 veranlasst worden.



Quelle in deutscher Sprache lieb und wert. Im Jahre 1558 machte sich Hans Sachs an

Ein tragedi, so hie beschreiben theten
Benandt geschichtschreiber und poeten:
Plutarchus und Eusebius,
Bocatius und Justinus,
Doch einer anderst denn der ander:
Nemlich vom grossen Alexander [1]).

Also auch den Eusebius benutzte Hans Sachs für seine Tragedia, und, wie mir sicher scheint, den deutschen Eusebius, Hartliebs Alexanderbuch. An drei Stellen ist die Einwirkung von Hartliebs Werk deutlich zu hören. Nektanebus flieht, weil er sein Unglück und seinen Sturz voraussieht, aus Ägypten, berichten die Historia de preliis und Julius Valerius. Der Übersetzer aber betont den edlen Opfermut des Königs, *wann er wolt ee selbs im ellend sein ee er wolt das sein leut und lannd solten von seinen wegen verderbt und erschlagen werden* (Bl. 5a). Bei Hans Sachs klingt dieser Ton wieder an; dem Geist, der ihm sein Los verkündet, sagt Nektanebus:

O geyst aus lieb zum vatterlandt
das das köngreich bleib in seim standt
so will ich das willig verlassen
Und ins ellendt ziehen mein strassen.

Das Zwiegespräch zwischen Nektanebus und Olympias, die ihrem Gemahl die Treue nicht brechen will und die von dem Magier durch den Hinweis auf den unumstösslichen Willen der Götter nur schwer beruhigt wird, erscheint bei Hans Sachs in derselben Fassung wie bei Hartlieb:

Olimpias. *Wo blieb aber mein weiblich ehr*
die ich doch viel lieber behalt?
Nectanabus. *Niemandt kan für der götter gwalt*
derhalb gebt euch willig darein . .

---

[1]) Hans Sachs Werke, hrsg. v. A. v. Keller u. E. Götze. Bd. 13. S. 477 ff.



Und wenn in Hartliebs Buch der Jammer der Königin über den göttlichen Befehl so sehr hervorgehoben wird, so ist diese Stimmung auch bei Hans Sachs festgehalten: *die künigin gehet weinet ab.* In der Darstellung vom Tod des Nektanebus bekundet sich gleichfalls die Abhängigkeit des Dichters von dem Übersetzer. Der Ägypter hat Alexander verkündet: du wirst in jungen Tagen vergiftet werden, ich werde von der Hand meines Sohnes fallen. Da stürzt Alexander den Magier von einem Felsabhang herunter, nicht nur aus Unmut, sondern, wie Hartlieb motiviert, in der Erwägung: *Ich will dich selber tötten so dann dir dein warsagen gefält hat so gefält auch das daz du mir gesagt hast* (Bl. 12 b). Dieselbe Begründung hören wir auch bei Hans Sachs; als der sterbende Nektanebus den Sohn fragt, warum er ihn vom Felsen gestürzt habe, antwortet ihm Alexander:

> *Das selbig hab ich darumb thun*
> *so dich nit würg dein eigner sun,*
> *das dein pronosticatian*
> *an mir auch gar nichts würcken kan.*

Aber nicht nur in Deutschland war dem Alexanderbuch Erfolg und Wirkung beschieden, es verschaffte sich selbst im Norden Europas Eingang und wurde 1584 ins Dänische übertragen: Peder Pedersen Galthen benutzte Hartliebs Werk als Vorlage für seine Geschichte Alexanders des Grossen, die er dem Kronprinzen Christian widmete [1]. Auch dem 17. Jahrhundert konnte das Alexanderbuch noch historische Belehrung und spannende Kunde von seltsamen Ländern und Völkern bieten; Hartlieb hatte wirklich etwas wie ein Volksbuch vom grossen Alexander geschaffen, und es spricht für die Lebenskraft der Hartliebschen Bearbeitung, dass sie 200 Jahre nach ihrer ersten Drucklegung noch einmal erschien und erst in einer Zeit vergessen wurde, die in ihrem Rationalismus für die Denkmäler der Vergangenheit keinen Sinn

[1]) Ein Hinweis bei Grässe: Die grossen Sagenkreise des



hatte und die abenteuerliche Vermischung von Historischem und Sagenhaftem nicht aus ihrer Zeit heraus verstehen konnte. Als Urheber seltsamer alter Schriften fiel Hartlieb den emsigen Bibliophilen des 18. Jahrhunderts auf, und da Leibniz den Wunsch äusserte, von dem Übersetzer der merkwürdigen Chiromantik eine Nachricht zu erhalten, kam der Frankfurter Zacharias Conrad v. Uffenbach diesem literarischen Verlangen nach. Uffenbach war ein begeisterter Büchersammler, er unternahm weite Reisen durch Norddeutschland, Holland und England, und der Aufenthalt in berühmten, schätzereichen Bibliotheken, das Durchstöbern und Entdecken handschriftlicher Seltenheiten, das Zusammensein mit schnurrigen, aber gelehrten Sammlern und Antiquaren und die Erwerbung alter Bände auf interessanten Auktionen waren ihm die liebsten und bedeutendsten Erlebnisse. Uffenbach[1]) gab im Bericht über seine Reisen von den verschiedenen Schriften Hartliebs, die er gesehen hatte, Kunde, er tadelte den Inhalt des Alexanderbuchs als ein Gewebe von den abenteuerlichsten Fabeln, aber er nahm doch auch das deutsche Werk mit dem Hinweis auf die antike Herkunft dieser Sagen in Schutz, denn schon die Griechen hätten sich nicht entblödet, der vernünftigen Welt die abgeschmacktesten Märlein aufzuheften. „Destoweniger“, meinte er nachsichtig, „ist es denen Leuten in der ersten finstern Helfte des funfzehenden Jahrhunderts zu verargen, dass sie an solchen Mährgen einen Geschmack gefunden“.

Die romantische Reaktion mit ihrem überquellenden extremen Enthusiasmus weckte wieder die Freude an dem Geistesleben verkannter Jahrhunderte und beachtete

---

Mittelalters. Genauere Angaben, ein Stück der Vorrede und eine Probe bei Nyerup: Almindelig Morscabläsning i Danmark og Norge. Kopenhagen 1816. S. 48 ff.

[1]) Z. C. v. Uffenbach: Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland. I S. 313 ff.



liebevoll auch die seltsamen Schöpfungen einer werdenden Literatur: in Clemens Brentanos interessanter Bibliothek taucht das Alexanderbuch wieder auf[1]); doch erst die philologisch-historische Forschung, die als bleibender Faktor aus der romantischen Begeisterung erstand, wusste die Wege zu ebnen, die zur eingehenden Beschäftigung mit einem reizlosen aber charakteristischen Produkt des ausgehenden Mittelalters führen konnten.

---

[1]) Die Ausgabe vom Jahre 1614. Vgl. Von der Hagen und Büsching: Literarischer Grundriss zur Geschichte der deutschen Poesie. Berlin 1812. S. 545.

